

Die
Bergstadt





Paul Kellers
Monatsblätter
Die Bergstadt

Zwölfter Jahrgang 1923/24
Zweiter Band



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Leipzig * Breslau * Wien

Inhaltsverzeichnis.

Zwölfter Jahrgang 1923/24. Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite	Seite
Romane, Novellen und andere erzählende Beiträge.	
Väte, Ludwig: Grabbe. Eine Geschichte	126
Bodemühl, Erich: Frühling. Skizzen	110
Castelle, Friedrich: Das Horn von Hei- deldum	243
Franck, Hans: Diplomaten	568
Harpel, Reimar: Am St. Wolfgangsb- brunnen	450
Herbert, M.: Bruder Feuer	45
Hollay, Dorothea: Meister Thomas. Erzählung.	413
Jungnickel, Max: Claudius-Besuch	571
Kind, Magdalena: Die Leichenhupfer. Erzählung	561
Lampel, Martin: Hanns von Hun- drich, der Fährich	522
*Magis, Emil: Wippchen in Nöten. Ein lustig Märlein. Mit einer Federzeichnung von Otto Stein	356
Mayer, Theodor: Heinrich Bluts- bruder Motor. Aus dem Tagebuch des Leutnants Werth	435
Niese, Charlotte: Von Gestern und Vorgestern. Erinnerungsblätter. 31, 161, 257, 320	320
Oberhauser, Franz Friedrich: Novelle	59
Reinhard, Walter: Freut euch des Lebens. Skizze.	469
Reiser, Gustav: Der teuflische Tor- wart. Roman aus den Kärntner Bergen 193, 291, 387,	483
Siemers, Kurt: Der Husar.	62
Simon, Elisabeth: Die gute alte Zeit. Erinnerungen	371
Sommer, Fedor: Die weißen Bezüge. Skizze.	547
Speckmann, Dieblich: Das Fest der Alten. Erzählung.	145
Schade, Maria: Wajana. Ein Rom- man aus Litauens Notzeit vor hundert Jahren	97
Schäfer, Georg: Brüder. Erzählung.	467
Schröghamer-Heimdal, F.: Klein- stadt	470
Schulz-Röbbelen, Erika: Das Liebes- göttchen. Ein verflattertes Rosen- blatt aus der Rokokozeit.	459
Schuster, H.: Das Luzerner Spiel.	77
Schwarzkopf, Nikolaus: Fliedrich. Eine Spagengeschichte	70
Tehner, Lija: Von einem König ohne Land	221
Aufsätze belehrenden und beschrei- benden Inhalts.	
*Beisch, Roland: Zwölf Bagatellen aus dem besetzten Gebiet. Mit fünf Holzschnitten und vier Federzeich- nungen von R. Graf-Rothenburg	113
— Der Berg. Plauderei. Mit 12 Ab- bildungen aus dem soeben erschiene- nen Werk: „Die Eroberung der Alpen“ von Wilhelm Lehner	510
*Castelle, Friedrich: Hermann Löns und seine Heide. Mit sieben Ab- bildungen	406
*— Das Lied von Kriemhilds Not.	554
*Das Grab des Pharao. Mit vier Abbildungen	155
Dörner, Anton: Wie einst im Mai. . . Erinnerungen an Hermann von Gilm (gest. am 31. Mai 1864)	177
Eberlein, Gustav: Noch lebt Goethe in Rom. Vor dem Goethedenkmal von Gustav Eberlein	250
Festspiele in Mariazell	377
*Galdy, B.: Giftschlangen. Mit drei Zeichnungen und einer Naturauf- nahme des Verfassers	273
*— Kloster Reichenau. Mit neun Ab- bildungen	451
Galusa, Adolf: Der Bollertraum von einem „Goldenen Zeitalter“.	253
*Heilmann, Dr. H.: Emil Ernst Heins- dorff. Eine Hoffnung deutscher Kunst. Mit 15 Abbildungen	129
*Heine, H.: Gedanken über Kleinpla- stik anlässlich eines Besuches bei Erika Tornow. Mit 8 Abbildungen	65
*Hoserichter, Ernst: Kreuz und quer durch Italien. Mit acht Abbildun- gen nach Fea-Feiß-Aufnahmen des Verfassers	311
*Janošle, Felix: Professor Paul Hiescher Gestorben am 18. Fe- bruar 1924. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildnis	174
*Kett, A.: Durch den Kaukasus. Mit zehn Abbildungen	49
*Klewik, Dr. E.: Luedlinburg, die Kaiser- und Blumenstadt. Mit dreizehn Abbildungen	339
*Kruze, Dr. Hans: Das Siegerland. Zum Siebenjahrhundertjubiläum der Stadt Siegen. Mit 13 Abbil- dungen	531

	Seite
*Landsberger, Prof. Franz: Die „Schöne Madonna“ im Breslauer Altertumsmuseum Mit vier Abbildungen	351
Meyer-Rotermund, Kurt: Vom alten deutschen Nachtwächter	369
*Muschler, Reinhold Conrad: Philipp Theodor von Gosen. Mit 20 Abbildungen	419
Nöldeke, Otto: Erinnerungen an Wilhelm Busch. Mit 16 Abbildungen	17
Pollog, Dr. Hanns: Politik im Polar-gebiet	13
*— Noch 540 Meter! Die beiden ersten Mount-Everest-Expeditionen. Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen der Expeditionsteilnehmer und einer Kartenstizze	225
Seidel, Ina: Separatisten vor 132 Jahren	82
*Schmieg, G.: Stimmen im Ather. Der deutsche Rundfunk und seine Entwicklung. Mit neun Abbildg.	213
*Schult, Julius: Was wollen die deutschen Jugendherbergen? Mit elf Abbildungen	361
Schumacher, Dorothea G.: Siegfriedskätten in Deutschland	572
Wehrhahn, H. R.: Der Zaun	337
 Gedichte und Sprüche. 	
Biberfeld, Karl: Herbst im Frühling. Gedicht	172
Bruger, Ferdinand: Gedankensplitter	127
Brunz, Marianne: Wiesenblumen. Gedicht	553
Castelle, Friedrich: Sommermorgen. Gedicht	212
— Der Schmied von Siegen. Gedicht	546
Ernst, Otto: Frühes Erlebnis. Tröstung. An meine Frau. Gedichte	128
Findeisen, Kurt Arnold: An den Frühling. Das sind die grünen Tage. Gedichte	180
Frank, Hans: Kindergebet. Gedicht	12
v. Heinke, Gabriele, Freiin: Lenz. Gedicht	249
Heydlamp, Clemens: Schulgarten. Gedicht	220
Hofst, Ad.: Der Himmels-Spaß. Gedicht	276
Jegerlehner, Johannes: Meine Berge. Gedicht	404
Jungquidel, Max: Kinderhand. Gedicht	64
Klose, Richard: Der Pfennig. Gedicht	88
— Deutsche Sommernacht. Gedicht	466
Leiz, Heinrich: Gedenken. Gedicht	336
Lennemann, Wilhelm: Frühlingsdrang. Gedicht	61
— Der Acker. Gedicht	449
Luetjens, Wilhelm: Notturmo. Gedicht	509

	Seite
Meyer, Conrad Ferdinand: Himmelsnähe. Gedicht	521
Nidel, Hans: Karfreitag. Gedicht	58
Nolf, Carl Maria: Klopstock bei Goethe in Frankfurt. Gedicht	310
Sorge, Marta: Kleine Madonna. Gedicht	252
Schulz-Röbbelen, Erika: Verschlafenes Städtchen. Gedicht	242
Sternberg, Leo: Deutsche Landschaft. Gedicht	574
Strelzit, Franz: Des Schicksals Kammerspiele. Gedicht	418
Winkler, Josef: Vanitas. Gedicht	570
Zahn, Ernst: Ungeduld. An Blancheflur. Gedichte	144
Zimmer, Friß Alfred: Ein Frühlingstraum. Gedicht	125
— Spielendes Kind. Vier Sizilianen	272
Zöttl, Friß: Kindheit. Gedicht	154

Bergstädters Bücherstube.

Castelle, Friedrich: Das Lebenswerk von Wilhelm Busch	89
— Evend Fleuron — Hermann Löns. Eine Studie	181
— Neue Erzählungskunst	277
*— Jakob Schaffner. Mit einem Bildnis	375
— Aus bunter Fülle. Neue Erzählungskunst	471
— Das Land unserer Liebe. Neue Romane	575

Reichstein, Herbert: Ein Pionier im Reiche der Seele	584
----------------------------------------------------------------	-----

Vom Büchertisch 92, 184, 281, 378, 475, 579

Schach. Rätsellese.

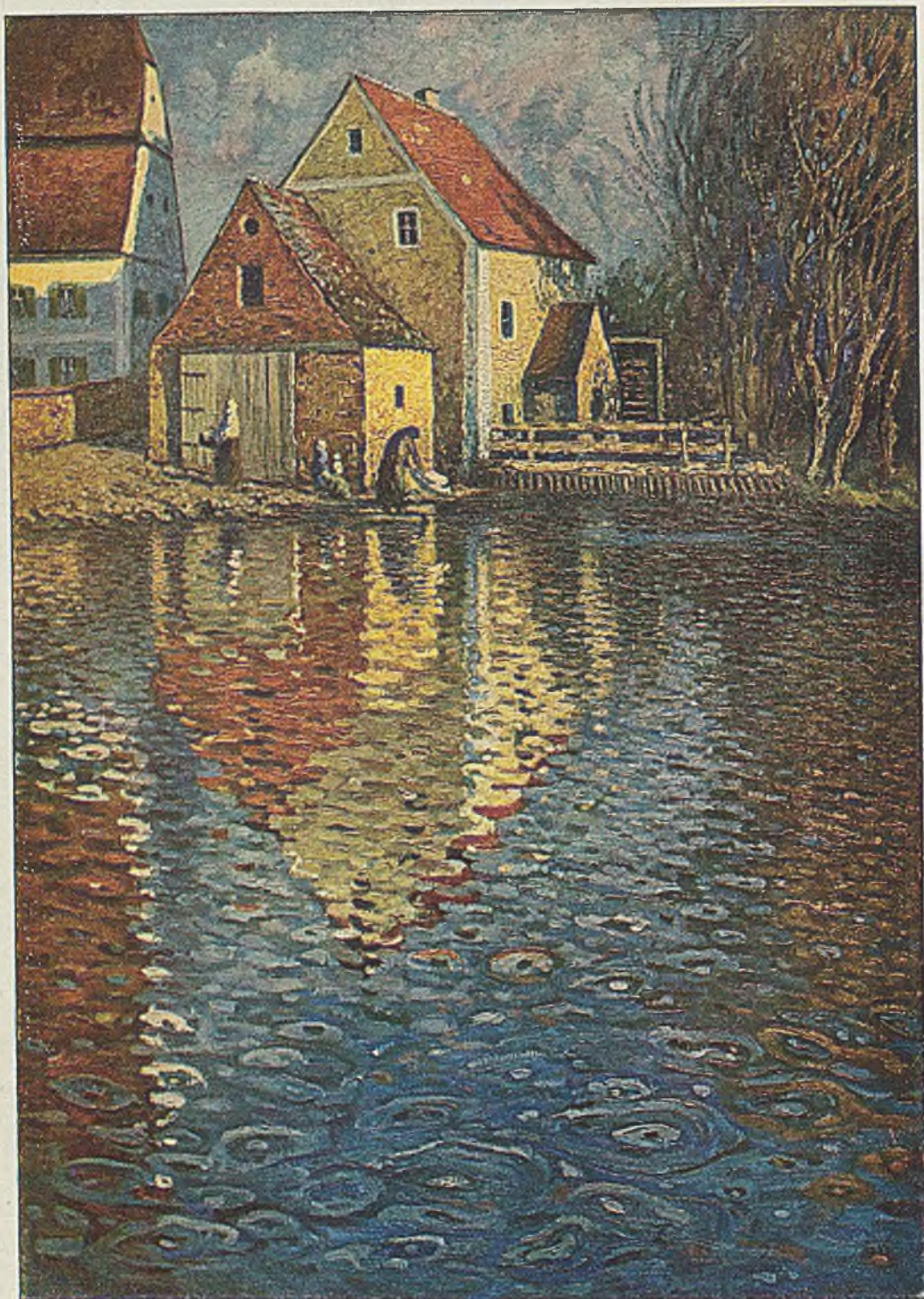
Von der Schnurrpfeifergilde.

Schach und Schachliteratur. Bearbeitet von Otto Ackermann 93, 189, 287, 381, 479
Rätsellese 95, 191, 289, 384, 485, 585
Von der Schnurrpfeifergilde 96, 192, 290, 385, 482, 586

Farbendrucke.

Busch, Wilhelm: Der Brief. Gemälde vor	17
v. Desregger, Franz: Dirndl. Gemälde vor	387
Drexler, A.: Der Seitenbeutel in Breslau. Gemälde	vor 483
Gärtner, Friß: Müde Frauen. Gemälde	vor 291
Haag, Rob.: Sommernachmittag. Gemälde	vor 435
Jaquet, C.: Umgebung von Dordrecht. Gemälde	vor 49

	Seite		Seite
Müller, E.: Bettelnder Alter. Ge- mälde	vor 355	Nagel, Traube: Aus Nürnberg. Koh- lezeichnung	173
Pleuer, Hermann: Reiter. Gemälde vor	547	Pistorius, Johanna: Birken am Bach. Künstlerische Photographie vor	145
von Senger, Ludwig: Alte Mühle. Gemälde	1	— Dorfstraße. Künstlerisches Licht- bild	531
Sperl, Johann: Landschaft mit blü- hendem Apfelbaum. Gemälde vor	97	Sander-Herweg: Wendentausstein. Gemälde	419
Tiebjen, Willy: In der Schwemme. Gemälde	193	Sandrock, Leonhard: Hasenfischer. Gemälde	33
v. Wille, F.: Das tote Maar. Ge- mälde	257	Siegele, Franz: Das Schloß im Paß. Steinzeichnung	44
Ton- und Schwarzdrucke.			
Diem, J.: Stimmungsbild aus dem Wasser Tale. Künstlerisches Licht- bild	403	Sinkwitz-Ebersbach, Paul: „Hurra, die Ferien sind da!“ Radierung	383
Ebert, A.: Unsere Hoffnung. Künst- lerische Photographie	81	Speckter, Otto: Alt-Nahlfledt. Ge- mälde	113
Eichner, Alta: Bäuerin. Linolschnitt im Frühling. Künstlerische Photo- graphie	572	Stassen, Franz: Maria mit dem Schmetterling. Gemälde	65
Friedrich, Herbert W.: Gartenmauer im Frühling. Künstlerische Photo- graphie	161	— Botans Traum. Gemälde	563
— Stromauf. Künstlerische Photo- graphie	371	Störmer, K.: Im Teinachtal. Künst- lerische Photographie	273
Gerndt, Georg: Aus einem fränkischen Städtchen. Künstlerische Photo- graphie	368	Thielmann, Wilh.: Im Wirtshaus. Radierung	129
Gollwitzer, Johann: Pilze. Künst- lerisches Lichtbild	451	Zwiener, Bruno: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. Radierung vor	499
Heer, Ernst: Gläser Bäuerin. Künst- lerische Photographie	209	Musikbeilagen.	
— Am Weiher. Künstlerische Photo- graphie	467	Blasel, G.: „Tausendkönnchen“, Text aus dem „Rosengarten“ von Döns.	
Hommel, B.: Mittagsläuten. Künst- lerische Photographie	307	Hahn, Robert: „Sonne wirst du trinken.“ Lied.	
Lindinger, Josef: Stefansturm in Wien. Künstlerische Photographie vor	225	Keil, Gerhard: „Der Jodler“. Text aus den „Schwäbischen Volksliedern“ von Meier.	
Mehrens, D.: Friedenhäuser See. Künstlerische Photographie	323	Möhrich, Kurt: Das Lied vom Kleinen Leid.	
Milde, Dorothea: Alter Wacholder bei Starlshorn. Federzeichnung	405	Schmeidler, C.: „Heil Schlesien“. Ge- dicht von P. Habel.	
		Schmidt, Arthur: Trauungsgefang. Text von Wilh. Bennede.	
		Weiß, Herbert: „Es war eine Blume im Tal erblüht.“ Gedicht von Kurt Rusche.	



Ludwig von Senger

Alte Mühle



Weljana

Ein Roman aus Litauens Notzeit vor hundert Jahren

Von Maria Schade

2. Fortsetzung



4.

Ir der Welt ging Gewaltiges vor sich. Dieses Gewaltige näherte sich auch Wilna. Stumpf, teilnahmslos geworden durch Hunger und Entbehrungen, lauschten die unglücklichen Bewohner der unglücklichen Stadt nicht mehr auf den Schritt des erlösenden Schicksals, das ihnen jetzt, gerade jetzt so nahe war. Nicht mehr blickten sie erwartungsvoll nach dem Riemen, über den sie in hoffendem Geiste schon güldene Adler hatten fliegen gesehen. Und doch zog der Befreier heran. Jetzt hatte er sogar schon den Riemen überschritten. Ob die Armen, Beknechteten denn noch immer nichts merkten?

Ja, nun schienen sie wieder Augen zu haben und Ohren. Durch die Stadt eilte eine Kunde; zuerst drückte sie sich scheu an den Häusern entlang, dann trat sie aus dem verbergenden Schatten in das offene, freie Himmelslicht.

„Der Sieger kommt, der Befreier!“

Unbeschreiblich war die Verwirrung, die sich nun der ganzen Stadt bemächtigte. Von Kowno her kamen fliehende Truppen; Herden Kühe und Schafe trieben sie vor sich her. Wessen Eigentum war es, das sie gewaltsam mit sich schleppten? Den ruhigen Bauern hatten sie im wilden Vorüberziehen beraubt.

Ja, wild waren diese Züge, die sich auch durch die Sawitschgasse wälzten. Mutter Koreikas erbebte am Fenster, und Weljana umklammerte in Angst den Wehstuhl.

„Was ist das, Kind, was ist das?“

Das junge Mädchen konnte keine Antwort geben: war sie doch schon tagelang nicht in die Stadt gekommen. Auch Kuschinsky hatte sich in der letzten

Zeit nicht mehr sehen lassen. So fehlte den beiden Frauen die Kenntnis von dem, was vor sich ging.

„Es sind Russen,“ sagte Weljana.

„Aber warum denn diese Haft?“ fragte wieder die Alte, die, dank des Guten, das ihr aus dem bischöflichen Palaste zuteil geworden war, wieder kräftig einhergehen konnte, kräftiger sogar als zuvor. Nur Weljana war schmal und blaß geblieben: weigerte sie sich doch, von den Lederbissen zu essen, die Kuschinsky brachte.

„Ich brauche nicht seine Gaben,“ sagte sie stolz. „Solange unser Brunnen in Hofe noch Wasser hat, werde ich nicht verdursten.“

„Wie ihnen der Schrecken im Gesicht steht!“ fuhr die Alte, durchs Fenster blickend, fort. „Ist es nicht, als ob. . .“

Da wurde die Tür aufgestoßen, herein stolperte Michael. Raum, daß er sich noch auf den Füßen hielt, ein Stück an seiner Kutte fehlte, im Gesicht blutige Schrammen.

„Mitgerissen haben sie mich. Ich wollte gar nicht hierher. . . Mein Auftrag. . . Der Abt. . .“

„Michael! Michael!“ schrie die Großmutter.

„Sie sind wie die Teufel, als ob sie aus der Hölle kämen. — Wenn ich nur wieder raus könnte!“

„Es geht nicht.“

„Ich muß. . . Mein Auftrag. . .“

„Du kommst in dem Gewühl um; sie werden dich zertreten. Bleib, Michael, bleib bei uns!“

Besorgt ergriff Weljana die Hand des Mönches. Lange hatte sie nicht so zu ihm gesprochen, aber es tat ihr wohl,

jetzt nicht allein mit der Großmutter zu sein.

„Ja, bleib, bleib!“ bat auch Mutter Moreikas. „Erhole dich! Weljana, in der Flasche ist noch Wein.“

Michael trank. Zum Essen gönnte er sich nicht die Ruhe. Da stand er am Fenster, die Augen, in denen es wirt flackerte, auf die wilden Haufen gerichtet.

„Sie haben keine Besinnung mehr, kaum daß sie noch Freund und Feind unterscheiden. Ja, flieht nur, erbärmliches Gesindel! Weit werdet ihr nicht kommen: die Franzosen sind euch auf den Hacken.“

„Die Franzosen!“

Mutter Moreikas und Weljana riefen es wie mit einer Stimme.

„Gleich sind die Ketten hier.“

Der Mönch eilte zur Tür. Weljana ergriff seine Kutte, zitternd umklammerte sie seinen Arm:

„Sprich, Michael, um unseres Herrn Christus willen, sprich!“

„Ich darf nicht.“

„Michael . . .“

Die Augen des Mädchens drangen in das Herz des Mönches. Wie schön sie war! Seine Schwester . . . Ja, ja, seine Schwester . . . Und diesen Schatz hatte ihm Barclay de Tolly geraubt. Wut packte ihn. Er ballte die Faust:

„Abrechnung! Endlich, endlich, Abrechnung! Im bischöflichen Palast. . .“

„Der Kaiser! Ja, ja, den Kaiser werden sie gefangen nehmen.“

Weljana sprach in heißer Hast: die zitternde Seele wollte sie beruhigen.

„Der Kaiser!“ Michael lachte kurz auf. „Der hat sich noch in Sicherheit gebracht. Gerade als er beim üppigen Mahle saß — was glaubt ihr wohl, daß die im bischöflichen Palast schlammten, während wir hungern! — überschritten die siegreichen Heerscharen Napoleons den Riemen. Alexander floh. Aber Barclay de Tolly ist noch da.“

Weljana war bleich geworden, weiß

wie das Linnen, das auf ihrem Webstuhl lag. Michael sah die Angst in ihren Zügen — die Angst um ihn. Mehr noch packte ihn die Wut, die Eifersucht. Jetzt war es nicht der Feind seines Volkes, den er haßte; der Mann, der Weljanas Liebe besaß, mußte vernichtet werden. Und doch schlich sich in das triumphierende Gefühl der Rache Mitleid ein. Wie sie da vor ihm stand . . . So schön war sie noch nie gewesen. Eine Dulderin . . . Eine Märtyrerin. . . Gleich einem Heiligenschein umfloß das goldene Haar das süße, zarte Antlitz, auf dem der Schmerz thronte.

„Weljana . . .“

„Michael, schütze die Großmutter!“

„Weljana, wo willst du hin?“

Sie antwortete nicht. Hoch aufgerichtet schritt sie an ihm vorüber. Er eilte ihr nach.

„Weljana! Weljana!“ Vor der Tür ergriff er ihre Hand. „Bergieb mir! Sieh, ich habe dich ja so lieb, so unendlich lieb.“

Sie hörte nicht. Wie konnte sie auch in dem Geschrei, in dem wüsten Lärm, der sie plötzlich umgab, dieses zitternde Bekenntnis hören! Er blieb an ihrer Seite, er umklammerte ihre Hand: schützen wollte er sie. Mochte man ihn zerdrücken, zertreten; sie, sie mußte gerettet werden. Und doch war sie es, die ihn vorwärts zog. Ohne ihre Kraft wäre er sicher schon dem Gewühl unterlegen. Aber sie . . . Mein Gott, wo nahm sie auf einmal diese übermenschliche Kraft her! An wild gewordenen, sich hoch aufbäumenden Rossen vorüber, zwischen dem wüsten Gewoge des in Schrecken aufgelösten Fußvolkes fand sie den Weg. Der blaue Rock flatterte in Fetzen um ihren Körper, das Nieder in der Mitte aufgerissen, die blonden Flechten gelöst: so drängte sie vorwärts. Oder war es der Strudel, der sie willenlos mit sich riß? Jetzt ein erneuter, gewaltiger

Stoß von rückwärts. Was da vor sich ging? Umsehen konnte man sich nicht. Dazu war kein Raum, keine Zeit.

„Nach dem Autokol!“ brüllte es.
„Nach Wiemenczye!“

Schredlicher noch das Gedränge. Schreie. Unter den Füßen knirschte es. Michael wurde von Weljana gerissen. Ein fliehender Kosak stieß ihn vom Pferde herab mit der Lanze gegen die Brust. Er taumelte. Wenn er zur Erde gefallen wäre . . . Zertreten hätte man ihn. Doch so . . . Wohl fiel er, aber gegen ein Haus. Die Tür gab nach. Er stürzte . . . stürzte in den schützenden Flur . . .

Und Weljana? Nicht einmal gemerkt hatte sie es, daß der Mönch nicht mehr ihre Hand hielt, nicht mehr an ihrer Seite war. Vorwärts! Vorwärts! Je wilder die Flucht, die sie umbrauste, je größer die Angst in ihrem Herzen. Noch waren ja die Franzosen nicht da. Aber dann . . . dann . . . Und wie im Wahnsinn stürzte sie dahin.

Da . . . Der bischöfliche Palast . . . Mit beiden Händen fiel sie einem Kosaken, der ihr den Weg verspernte, in die Zügel. Das scheu gewordene Pferd bäumte sich auf, drängte nach rückwärts. So hatte sie Raum. Sie schlüpfte . . . Sie sprang . . . In der Tür stand sie . . . Die Treppe . . . Sie flog empor. Ein . . . zweimal glitt sie aus: die Füße wollten sie nicht mehr tragen. Aber immer riß sie sich wieder in die Höhe. Die Türen der Zimmer weit offen. Drei Räume durcheilte sie. Endlich, da stand Barclay de Tolly, das Gesicht dem Fenster zugewandt.

„Herr! Herr!“

„Weljana!“

„Fliehet, Herr, fliehet!“

Mehr konnte sie nicht sagen: zu Ende ihre Kraft. Sie fiel . . . In seinen Armen lag sie.

„Weljana! Meine liebe, liebe Weljana!“

„Sie kommen . . . Gleich sind sie da . . .“ Noch einmal nahm sie die letzte Kraft zusammen. „Napoleon . . .“
„Napoleon?“

„Ja, ja, er selbst . . . Der Abt hat geheime Kunde . . . Michael, der Bernhardinermönch . . .“ Die Stimme wollte ihr nicht mehr dienen. Und doch rief sie: „Töten werden sie euch. Fliehet! Fliehet!“

Barclay de Tolly legte die nun ganz Erschöpfte auf einen Divan. Dann riß er an der Klingelschnur . . . Niemand kam.

„Ruschinsky!“

Wie der Donner rollte seine Stimme durch das leere, plötzlich verödete Haus.

Dieser Name riß Weljana aus der Betäubung.

„Herr! Herr!“

Aber da stand schon die derbe Gestalt des Gardeunteroffiziers. Grinsend schaute er auf das junge Mädchen. Barclay de Tolly sprach. Was er sagte, sie verstand es nicht. Denn die Sinne wollten ihr wieder schwinden. Und doch mußte sie wach bleiben, damit er gerettet wurde.

Ruschinsky ging, langsam — widerwillig.

„Fliehet, Herr, fliehet!“

Ratlos stand der Feldmarschall da. Weljana sank zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie:

„Wenn sie Euch gefangen nehmen, mich müssen sie zuvor töten.“

„Weljana! Kind!“

Er riß sie in die Höhe. Er preßte sie an sich. Das Geschrei der Fliehenden, immer wilder scholl es herauf. Die beiden, sich fest umschlingenden Haltenden hörten es nicht. Da stand Ruschinsky wieder in der Tür.

„Ja, ja, ich komme . . .“ Der Feldmarschall sprach wie im Traum. „Geh nur, geh! Ich komme.“

Er trat an den Schreibtisch, er öffnete ein Fach. Weljana preßte beide Hände

gegen das Herz. Plötzlich wandte er sich rasch um, auf seinem Gesicht ein Leuchten.

„Ich nehme dich mit. Was sollst du hier unter all dem wilden, fremden Volke.“

„Herr . . . Herr . . .“ Jetzt war ihre Stimme nur noch ein Flüstern. Sie schüttelte den Kopf. „Die Großmutter.“

„Ich verstehe . . .“ Er atmete schwer.

„Du mußt bleiben, aber dann . . . später . . . Sieh, Kind, hier . . .“

Er öffnete einen Schrank. Weljana schloß die Augen: der Glanz!

„Alles ist dein. Gold steht jetzt hoch im Werte. Du sollst nicht darben.“ Er legte ihr einen kleinen feinen Schlüssel in die Hand. „Hol es bald, ehe die Franzosen . . .“

„Ja, flieht, Herr, flieht!“

Sie ergriff seine Hand. Mit Gewalt mußte sie ihn zur Treppe führen. Da stand wieder Kuschinskij, lauernd stand er da — ein böser Geist.

„Kuschinskij, du bleibst hier, deinem Schutze vertraue ich meine Weljana. Ich werde Nachricht geben. Kind, durch Kuschinskij hörst du von mir.“

Noch einmal schloß er sie in seine Arme.

„Herr! Herr! Es ist Zeit!“

Wie ein Schrei klang Weljanas Stimme.

„Ja, es ist Zeit,“ sagte Kuschinskij mit düster zusammengezogenen Brauen.

„Dank, Weljana, Dank!“

Das junge Mädchen zog den Feldmarschall die Treppe hinab. Auf dem Hofe stand eine Kutsche, bespannt mit acht Pferden. Berittene Kosaken umgaben sie. Kuschinskij öffnete den Wagen. Gewaltig drängte er den Feldmarschall hinein, gab ein Zeichen. Die Pferde zogen an. Es rollte. Es stampfte. Fort ging's in der Richtung nach Antokol.

Weljana tat ein paar Schritte dem Wagen nach . . . Aber ihre Kraft . . .

Die Füße wollten nicht mehr vorwärts. Sie mußte sich an die Mauer lehnen. Ihr gegenüber stand Kuschinskij. Sie sah ihn nicht, sie sah jetzt überhaupt nichts mehr. Vor ihren Augen war es Nacht. O, wenn doch diese Nacht bliebe! Wenn sie einschlafen könnte, um nie, nie mehr zu erwachen . . .

Ein Schlag, ein furchtbarer Schlag riß sie aus der Betäubung . . . Donner . . . Der Boden unter ihren Füßen zitterte, die Mauer, an die sie sich gelehrt hatte, wankte. Mirren, wie wenn tausend Fenster auf die Straße fielen . . . Und wieder ein Schlag, noch stärker, noch gewaltiger . . .

„Die Grüne Brücke ist gesprengt,“ Kuschinskij's Stimme sprach an ihrer Seite. „Die Vorratsmagazine sind in die Luft geflogen.“

Nur langsam kam Weljana zur Besinnung.

„Die Vorratsmagazine . . .“

Sie dachte an all den Schweiß, an all die Tränen, an das Blut, das die Anfüllung dieser Räume den armen Bauern gekostet hatte. Ihr grauste. Bitternd tasteten ihre Hände die Mauer entlang, als suchten sie Hilfe, Hilfe. Kuschinskij deutete ihren Schreien falsch:

„Ja, ja, nun wird's in Wilna noch weniger zu heißen und zu braten geben.“

„Ich fürchte den Hunger nicht.“

Stolz hob Weljana das schöne Haupt.

„Weil Ihr ihn noch nicht gefühlt. Wenn's knapp wurde, gleich war Kuschinskij da mit gefülltem Korbe.“

„Nie, nie wieder sollt Ihr einen gefüllten Korb nach der Sawitschgasse tragen.“

„Na, na, nur nicht zu stolz! Jetzt ist Euer Hochmut nicht mehr am Platze. Heut hab ich genug gesehen, nun weiß ich, wie's um Euch steht.“

„Was Ihr wißt, kann die ganze Stadt wissen. Nicht einen Augenblick werd' ich's leugnen, daß ich den Feldmarschall gerettet habe — unseren Wohltäter.“

„Und Geliebten.“ Ruskinskij lachte sein häßliches, lautes Lachen.

„Ja, ich liebe ihn und werde ihn lieben, solange ich atme.“

Ruskinskij's Hände krampften sich zur Faust, dunkle Röte stieg ihm ins Gesicht. Welsjana raffte sich gewaltsam auf. Sie ging. Ein paar Schritte blieb er an ihrer Seite, aber sie schien ihn nicht mehr zu sehen.

„Nichts für ungut, Jungfer,“ seine Stimme klang ganz heiser. „Ich meine — ich kann Euch noch sehr von Nutzen sein. Wenn die Franzosen kommen. . . Ihr seid verurteilt schutzlos.“

„Gott schützt mich.“

„Und die Polen. . .“ Dicht neigte er sich zu ihrem Ohr. „Dann bin ich oben auf. Ruskinskij, klingt das nicht schön polnisch?“

Welsjana maß den schlau Blinzeln den mit einem Blicke der Verachtung. Diese Erbärmlichkeit! Da stand er in russischer Uniform, eben hatte sein russischer Herr ihm den größten Beweis des Vertrauens gegeben, und schon spielte er sich als Freund der heranziehenden Feinde auf, der Feinde, vor denen sein gütiger Herr hatte fliehen müssen.

„Pfiui!“

Sie rief es laut, so laut, daß er zurückschrak; denn diesen kraftvollen Ausbruch des Zornes hatte er bei der Entkräfteten nicht vermutet. Wie ein ekles Gewürm schüttelte sie seine Hand ab, die vertraulich auf ihrer Schulter lag. Sie ging: frei ihr Schritt, stolz ihre Haltung.

Ja, Welsjana fühlte sich frei und stolz. So war sie lange nicht dahingeschritten. Der ganzen Stadt hätte sie zurufen mögen: ich habe ihn gerettet! Und das Gewirr, das Gewoge, das Gedränge hatte nichts Erschreckendes mehr für sie. Wenn das Leben so gewesen wäre, wie sie es alle Tage sah, sie hätte es unbegreiflich gefunden; denn er war ja nicht mehr da. Aber nun war alles

entfesselt, nichts mehr wie gestern und vorgestern.

„Er ist gerettet,“ flüsterte sie. „Ich habe ihn gerettet.“

Und dieses Bewußtsein gab ihr übermenschliche Kraft. Keine Spur mehr von Erschöpfung, von Angst vor dem Kommenden: hatte sie doch nichts mehr zu verlieren. Langsam, ohne Hast, schritt sie dahin. Sie hob den Blick. Gerade in die sinkende Sonne schaute sie. Wie jedes Haus in der Georgstraße leuchtete! Freude, Freude, daß er gerettet war. Der Giebel der Kathedrale blitzte: Jubel, weil er den Feinden entronnen, Die weißen Kreuze dort auf der Höhe hatten Festtagsgewand an. Ja, heute war ein Fest. Am Himmel stand es in Farben, wie sie noch nie geglänzt hatten: vom zartesten Gelb bis zum tiefsten Violett.

Kanonendonner. . .

„Die Stadt wird beschossen,“ schrie eine gellende Stimme. Und wilder wogte das Gedränge, die Flucht. Von diesem erneuten, gewaltigen Strudel wurde Welsjana mitgerissen. Ehe sie sich versah, stand sie an der Wilia. Die Krähen, die in Scharen am Ufer nisteten, waren schreiend aufgeflattert und vermehrten den gellenden Lärm.

Wieder ein Kanonenschuß.

„Man beschießt uns!“

Nun drängte die in Verzweiflung tobende Menge nach der Vorstadt. Welsjana mußte mit.

Was war das? Hatte sie den Verstand verloren? Sehen ihre Augen, was nicht zu sehen war? Die ganze Vorstadt — in Schnee. Weiß, dicht und weiß lag es auf dem Wege, auf den Häusern. Weiß wirbelte es auf, als die zügellose Menge sich in die Straße ergoß.

„Mehl! Mehl!“ kreischte eine Stimme.

„Das Mehl aus den in die Luft gesprengten Vorratsmagazinen.“

Der Zug stockte. Welsjana benutzte

diesen Augenblick des allgemeinen Stauens, um sich aus der Menge zu lösen. Ein Hof . . . Sie schlüpfte hinein. Durch den Hof gelangte sie aufs Feld.

Da stand sie. Da breitete sie die Arme aus . . . Etwas glitt zur Erde. Es war der Schlüssel, den er ihr beim Abschied in die Hand gedrückt, den ihre Finger fest umklammert hatten — die ganze Zeit. Nun lag er zwischen jungem Alee. Sie hob ihn auf, sie küßte ihn: war er doch sein Eigentum. All die goldenen Geräte, die er verschloß, gehörten ihr. Nein, kein Stück wollte sie davon nehmen. Das Gold war sein, und sein sollte es bleiben. Aber der Schlüssel? . . . Niemand, niemand durfte ihn finden.

Sie lief . . . Sie lief hinab zur Wilia. Hier war das Ufer einsam. In das Wasser warf sie den Schlüssel. Hoch spritzte es auf, dann lag es wieder so still da wie zuvor.

„Pate! Liebe Pate! Verwahre ihn gut!“

Ja, unten in der Wilia war gut sein, da war Stille, Frieden.

Gesenkten Hauptes sinnend schritt sie weiter. Schon stand sie in der Sawitschgasse. Langsam trat sie in die niedrige Stube.

„Weljana! Kind!“ Zitternd streckte die die angstvoll Harrende der Heimgekehrten die Arme entgegen. „Gott hat dich geführt.“

„Ja, Gott hat mich geführt, daß ich ihn retten konnte.“

Mutter Moreikas begriff: mit dem Seherblick, der dem Alter eigen ist, verstand sie alles. Lautlos mußte sie immer fort auf Weljana sehen. Sie staunte . . . Weljana, das Kind, war von ihr gegangen . . . Und die jetzt vor ihr stand? Weljana, das Weib . . .

Wie ruhig jede Bewegung! Festen, frischen Schrittes trat sie an den Webstuhl.

„Weljana!“ Ehrerbietig neigte die

Großmutter das weiße Haupt vor der Enkelin. „Ich bitte dich . . . deine Kleider . . .“

„Ja, meine Kleider . . . Den Rock haben sie mir zerrissen . . . Das Nieder ist hin . . . Aber es war für ihn.“

Ihre Augen leuchteten: ein Glanz, den nicht die Freude dieser Erde gibt.

Die Alte faltete die Hände.

Weljana hatte den schweren Deckel der bunt bemalten Truhe geöffnet. Einen neuen Rock zog sie heraus. Der alte, zerrissene glitt zur Erde.

„Und dein Haar . . . Ich will es dir frisch flechten.“

Gleich einer Dienerin stand die Großmutter vor der Enkelin.

Die tastete über das blonde Haupt:

„Mein Band habe ich verloren.“

„Und gerade das schöne, blaue. Es sah immer aus, als hättest du Flachsblüten im Haar.“

„Was tut's!“ Lächelnd hob Weljana die zierlichen Schultern. „Es ist ja für ihn.“

Sie setzte sich nieder. Behutsam ordnete Mutter Moreikas das wunderbare, leuchtende Haar. Bei dieser Beschäftigung trat wieder das Alltägliche, die Sorge um das Nahe zu ihr.

„Und Michael?“ fragte sie.

Ja, Michael . . . Weljana legte die Stirn in die Hand. Jetzt erst kam ihr die Erinnerung an den jungen Mönch. Wo war er doch geblieben? Hatte er nicht in der Pohlankastrasse noch ihre Hand gehalten? Und dann . . . ? Voneinander waren sie gerissen.

„Und Michael?“

Leise, fast zärtlich wiederholte sie die Frage; hatte sie doch an dem Armen viel gut zu machen. In Sorge schlug ihr Herz.

5.

Und Michael?

Besinnungslos hatte er eine Zeit lang in dem schükenden Flur des Hauses

gelegen, in das er gestürzt war. Als er erwachte . . . Still war es in der Bohulankastraße geworden. All das wilde, Verworfene, das um ihn und in ihm getobt . . . Ja, dort tobte es noch. Nach dem bischöflichen Palast hatte sich der graufige Zug gewälzt. Ob sie noch in dem Zuge war? Nur zu gut kannte er das Ziel ihrer wilden Eile. Wenn sie gleich ihm zur Erde gestürzt . . .

„Gott! Gott! Verlaß sie nicht!“

Betend sank Michael in dem Flur des fremden Hauses auf die Knie. Ein Weib stürmte an ihm vorüber . . . Dann ein paar Männer. Der Mönch ließ sich in seiner Andacht nicht stören. Und auch die Vorüberreisenden, die fast über den Knieenden stolperten, wandten nicht einmal das Haupt. In dieser außergewöhnlichen Zeit war alles außergewöhnlich. Und das war dem in sich Zerrissenen recht, wie es auch Weljana unbewußt recht gewesen, als sie von Barclay de Tollys Rettung heimkehrte. Wie hätte ihn sonst die Sündhaftigkeit seiner Gedanken und Gefühle zur Buße gedrängt! Jetzt drängte ihn nur eins: die Sorge um sie.

Nach dem bischöflichen Palast! Ja, ja, dorthin war sie geeilt. Aber das Vorwärtkommen war eine Unmöglichkeit. Hier wieder wildes Durcheinander: Menschen, Wagen, Pferde. Dann jene furchtbaren Schläge, unter denen die Grüne Brücke in die Luft flog. Der Kanonendonner . . . Der Mönch war wie betäubt, kaum daß er sich noch auf den Füßen halten konnte. Zurück! Zurück!

Als das Kloster vor ihm auftauchte, entsann er sich seines Auftrages. Ja, warum hatte ihn denn der Abt in die Stadt geschickt? Auskunftschaffen sollte er, hören, was vor sich ging; denn die ganze Nacht hatte niemand im Kloster ein Auge zugetan: unendliche Massen von Kriegsvolk waren vorübergezogen.

„Geh, mein Sohn, geh!“ hatte der würdige Pater gesagt. „Er ist nahe. Sieh, was sich im bischöflichen Palaste ereignet.“

Im bischöflichen Palaste . . . Wieder faltete Michael die Hände, aber kein Gebet wollte mehr über seine Lippen. Da eilte ihm schon einer der Fratres entgegen . . . Stürmisch zog er ihn zu dem ungeduldig harrenden Abte.

Michael erzählte. Das wilde Treiben in der Stadt . . . Sein Sturz . . . Oft stockte ihm die Rede, brach jäh ab. Die atemlos Lauschenden sahen darin die Erregung über die gewaltigen Ereignisse. Und doch war es eine andere Erregung, die dem jungen Mönche das Wort nahm.

„Er ist nahe, ganz nahe!“ rief in flammender Begeisterung der Abt. „Ihr Armen, ihr Geknechteten, der Befreier kommt! Auf, auf, Wilnaer, ihm entgegen! Bald wird er in den bischöflichen Palast einziehen . . .“

Michael hörte nicht weiter. Der bischöfliche Palast . . . Mit Gewalt riß es ihn empor, trieb ihn wieder hinaus.

„Hochwürden . . . ich will sehen . . . Euch berichten . . .“

„Ja, geh, mein Sohn, geh! Du bist jung, geh mit Gott. Und wenn du ihn siehst . . .“

Schon eilte Michael durch das kleine Pförtlein des Klosters. Eine große, bunte Menge überflutete jetzt die Gassen. Nichts mehr von fliehendem Kriegsvolk. Sie hatten wohl alle schon die Stadt durchheilt, wälzten sich nun dem Antokol zu. Was an ihm vorüberströmte, ihn unwillkürlich mit sich riß, waren Wilnaer, hoffende, jubelnde Wilnaer. Viele eilten auf den Schloßberg, andere drängten nach den Glockentürmen, um von der Höhe zu spähen. Wider seinen Willen mußte Michael mit der Menge die Richtung nach dem Rathause einschlagen.

Plötzlich bemächtigte sich ein furchtbarer Schrecken der von Freude Berauschten.

„Sie stechen! Sie stechen!“

Alles stürzte fort. Michael sprang in eine der kleinen hölzernen Krambuden, die das Rathaus umgaben: die Angst, wieder zur Erde gerissen zu werden, ließ ihn hier Schutz suchen. Und es war gut, daß er Schutz gefunden hatte, denn nun kamen Mänen dahergesprengt. Sie ritten mit gefenkten Lanzen, wie zum Stoße bereit. Am Rathause ergriffen sie Besitz von dem Schilderhause, stellten Wachen auf. Sofort erschien der Bürgermeister Bachnicki, sprach einige Worte mit dem Offizier. Ein Wagen fuhr vor, Ratsherren traten aus dem Portal des Hauses, setzten sich mit dem Bürgermeister in den Wagen. Der hielt mit beiden Händen einen prächtigen, silbernen Untersatz, auf dem zwei goldene Schüssel lagen. Die Pferde zogen an. Fort ging's in der Richtung auf Pohulanka zu.

Indessen füllten sich die Straßen immer dichter mit Reiterei, die in großen Mengen in die Stadt zog: zuerst Mänen, dann Husaren. An ihrer Spitze ritt auf prächtigem Rappen ein Mann in reichem, goldbesetztem Gewande. Auf dem Haupte trug er einen Kasko mit Straußenfedern. Er schwenkte den Säbel, er schier mit aller Kraft:

„Vivat Napoleon!“

„Murat, der Schwager des Kaisers, der König von Neapel!“ tönte es an das Ohr des stammenden Mönches. Und dann: „Der Kaiser! Der Kaiser!“

„Wo ist der Kaiser?“ rief Michael, der, benommen von allem, was er sah und hörte, sich in einem Zustand der Ekstase befand.

„An der Wilia! An der Grünen Brücke!“

Fort stürmte die Menge, begierig, den Großen, den Gewaltigen zu sehen, vor

dem Ländler erzitterten, Städte in den Staub sanken, Throne und Kronen wie leichter Land zerbrachen. —

Gnädig lächelnd hatte dieser Große, dieser Gewaltige auf den Höhen von Ponary die goldenen Schlüssel der schon lange nicht mehr bestehenden Tore der Stadt Wilna von dem silbernen Untersatz genommen, den ihm Bürgermeister Bachnicki in Demut und Bewunderung reichte. Dann ritt er der Stadt zu.

Doch schon am Beginn der Pohulankastraße machte er Halt und betrachtete durch sein Fernglas die schöne, weite Landschaft, die Aussicht auf die Stadt. Dann bog er nach rechts ab und umritt einen großen Teil der Stadt. Auf der Höhe der Missionarkirche hielt er an, um auch von dieser Seite das Bild Wilnas in sich aufzunehmen. Langsam ritt er darauf durch die Vakschtsastraße. Nun bog er in die Sawitschgasse ein.

„Der Kaiser! Der Kaiser! Es lebe Napoleon! Vivat!“

Fast war es, als ob die brausenden Rufe die enge Straße sprengen sollten. Wie Donner wälzten sie sich durch die Luft, schlugen gegen die Türen, daß selbst die widerwilligsten Riegel aufsprangen. Nur aus dem kleinen Häuschen am Ende der Sawitschgasse trat niemand.

„Es lebe Napoleon!“

„Napoleon! Welsjana, Napoleon!“ rief Mutter Koreikas, die in alter Gewohnheit am Fenster saß.

Langsam erhob sich das junge Mädchen hinter dem Webstuhl.

„Da ist er! So komm doch! Rasch! Rasch!“

Kein eilender Schritt, keine hastende Bewegung. Stolz neigte sich das blonde Haupt dem Fenster zu.

„Es lebe Napoleon!“

Die jubelnden Schreie der erregten Menge machten das Haus beben. Die Alte am Fenster zitterte. Nur in Welsjana keine Bewegung. Ruhig blickte

sie auf den kleinen Mann, der auf einem großen, kräftigen Araberschimmel saß. Sie dachte an einen anderen Reiter, der auch auf einem Schimmel saß . . . Sie drückte die Hand aufs Herz . . . Kaum, daß sie noch etwas sah, etwas hörte . . .

„Das war Napoleon, der große Kaiser.“ Mutter Koreikas zitterte noch immer am ganzen Körper. „Weljana, der Kaiser . . . Wir haben Napoleon gesehen . . .“

Schon saß Weljana wieder hinter dem Webstuhl; wieder lief das rothene Schiffchen geschäftig hin und her, als wäre nichts geschehen. Und in den brausenden Jubel um den Eroberer der Welt mischte sich eine leise, liebliche Stimme:

„Singen die Hähnlein und krähn,
's Frührot erwachet, läßt sehn,
ob nicht mein trauter,
lieber Herzliebster gekommen?“

Durch die Sawitschgasse gelangte Napoleon in die innere Stadt. Mächtig war das Staunen der Menge, als der Kaiser, plötzlich aus der engen Straße auftauchend, auf der Großen Straße erschienen: hatte man ihn doch aus dieser Richtung nicht erwartet. Doch rasch saßen sich die Wilnaer, jubelnd wie aus einem Munde der Ruf:

„Es lebe Napoleon!“

Mit leichtem Kopfnicken grüßte der Kaiser die Menge und ritt nach der Schloßstraße. Aus den Fenstern des Medizinischen Kollegiums winkten stürmisch die Damen. Ruhig hob Napoleon die Hand zum Hute. In dichten Scharen, trunken von Begeisterung, folgte die Menge seinem Pferde. Und wieder Staunen; denn trotz des steilen Weges galoppierte Napoleon den Schloßberg hinan. In wenigen Minuten war er oben. Wohl eine Viertelstunde verweilte er hier; wieder schien ihn der Blick auf die Stadt zu fesseln. Mit derselben Kühnheit, mit der er den Berg

hinaufgeritten war, ritt er ihn nun wieder herunter. Unweit der Georgskirche begab er sich ans Ufer der Wilia, wo die Trümmer der Grünen Brücke noch rauchten. Kaum vom Pferde gestiegen, befiehlt er auch schon Arbeitern und Pionieren, zwei neue Brücken über die Wilia zu bauen.

Auf einfachem Holzschemel sitzt der Gewaltige, dessen Wink Millionen von Menschen ans Ende der Welt ziehen läßt. Ruhig sitzt er da, den Blick auf das Wasser gerichtet, auf die Brücke, die in der Mitte durchgerissen ist. Er selbst ordnet an, wie sie wieder instandgesetzt werden soll. Voller Interesse sieht er der Arbeit zu. Die Menge umdrängt ihn. Plötzlich läßt er das dunkle Auge über diese Menge gleiten. Ganz vorn steht Michael; sein Antlitz flammt in Begeisterung. Der Kaiser sieht ihn an, winkt. Tief verneigt sich der junge Mönch. Eine Frage. Michael beherrscht das Französische: die Ruhe des Klosters hat ihn nicht nur zu den alten Sprachen geführt, auch in den neuen weiß er sich wohl auszudrücken. So nickt Napoleon bei der Antwort zufrieden. Aber mancherlei muß ihn der der Mönch aufklären. Alles interessiert den großen Korfen: die Einwohner der Stadt, die Umgegend. Dann will er Näheres über das Bernhardinerkloster wissen, über die Stimmung im Lande. Dem Mönche ist es, als lege ihm Gott selbst jedes Wort auf die Zunge. So hat er noch nie gesprochen, so hat er noch nie Menschen und Dinge beurteilt. Der Kaiser klopf ihm auf die Schulter, reicht ihm die Hand. Michael glaubt zu träumen.

Nein, nein, kein Traum, alles Wirklichkeit. Napoleon, der große Napoleon hat mit ihm gesprochen, der Beherrscher der Welt, der jetzt wieder zu Pferde steigt. Atemlos lauscht die Menge. Jetzt blickt sie ebenso atemlos Napoleon nach, der am Ufer der Wilia entlang

reitet. Der Schloßberg fesselt seinen Blick; er zeigt ihn seinem Gefolge. Dann gibt er dem Schimmel die Sporen, sprengt den steilen Hügel hinan. Bald ist er wieder unten. Und nun — nun reitet er zum bischöflichen Palaſte.

„Vivat! Vivat!“

Das Entzücken der Menge kennt keine Grenzen. Grenzenlos ist auch das Entzücken Michaels. Fort stürmt er. Ehe er es selbst recht weiß, steht er vor dem Abt. Und wieder berichtet er, erzählt . . .

Aber wie anders jezt seine Stimme! Gleich einem feurigen Strome fließt sie dahin. Jedes seiner Worte Jubel, ein Schreier Begeisterung. Napoleon. . . Die Klugheit, die aus seinen Fragen gesprochen, die gewaltige Einsicht, die der Gewaltige in alles getan. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lagen vor ihm gleich einem offenen Buche. Und wie er in diesem Buche zu lesen verstand! Der Herr der Welt erkundigte sich gnädig nach den Zuständen in und um Wilna. Und er, Michael, war vom Schicksal ausersehen, ihm, dem Herrn der Welt, über die Welt, die er sich eben erobert hatte, zu berichten.

„Bruder Michael,“ rief der greise Abt, „Bruder Michael, du mußt mich zu ihm führen, auf daß ich ihn sehe. Oft schon habe ich dir gesagt und wiederhole es: ich werde nicht sterben, bis meine Augen ihn erblickt. Aber beeile dich, Bruder; denn jeden Tag werde ich schwächer und kann doch nicht sterben, ehe ich ihn gesehen.“

„Hochwürden, Ihr werdet ihn sehen, wie ich ihn gesehen.“ Gleich einem Propheten sprach Michael. „Wenn er des Morgens den Palaſt verläßt . . . Aber geduldet Euch, ich muß mich zuvor erkundigen . . .“

„Doch jezt muß du Speiße zu dir nehmen, Bruder Michael. Siehe, es will Abend werden, bleibe hier, ruhe dich aus diese Nacht!“

„Ruhe . . .“

Michael lächelte. Wie sollte er nach diesem Erleben Ruhe finden! Und doch sank der junge Mönch, kaum in seiner Zelle angelangt, auf das harte Lager. Wie er in dieser Nacht träumte! Nein, das war kein Träumen, das war ein Weitererleben. Wieder traf ihn das dunkle Auge des Kaisers, wieder hörte er Frage um Frage. Und dasselbe Entzücken, das ihn am Abend zuvor durchbebt hatte, durchbebt ihn auch, als er am Morgen erwachte. Kaum daß er einen Imbiß zu sich nahm. Fort! Fort!

Wie verändert die Stadt! Welch ungewohntes Leben! Alles wie gelöst von jeder Fessel. Alles . . . Selbst das stille Kloster gewandelt. Von Gehorjam keine Spur. Waren denn die Klosterregeln aufgehoben? Das Gartenpfortlein stand den ganzen Tag offen; die jüngeren Fratres streiften in der Stadt umher, selbst zu Mittag blieb die Hälfte der Bedeckte unberührt. Spät am Abend erst kehrten sie zurück. Und dann lauschten die Alten, Daheimgebliebenen mit leuchtenden Augen, mit glühenden Wangen.

Ja, jezt gab es viele glühende Wangen in Wilna: nicht war es die Julihitze, die dieses Feuer hervorgerufen hatte. All das Fremde, Gewaltige, noch nie Gesehene!

Unaufhörlich ergossen sich durch die Straßen nicht endenwollende Massen vorüberziehender Truppen. Aus aller Herren Ländern kamen sie; alle Menschensprachen ertönten — ein Babel. Da ritten Kürassiere auf riesigen Pferden, stämmige Streiter, deren Panzer wie Gold in der Sonne erglänzten. An den Helmen hatten sie Roßschweife, die ihnen bis auf die Schultern herabhingen. Bärtige Männer zu Fuß. Jeder trug eine breite Art; über Hüfte und Knie lederne Schürzen wie die Schmiede. Dann wieder Reiter mit

großen Turbanen, blinkenden Dolchen und krummen Säbeln: Mamelucken vom Roten Meer, wo einst Pharaon ertrunken war. Jedes Regiment trieb Mengen von Schafen und Röhren vor sich her. Die wurden mitten auf den Straßen und Plätzen geschlachtet und in großen Kesseln gekocht. Bei der glühenden Hitze ist die Luft von den faulenden Fleischüberresten verpestet. Hunderte von Pferdeladavern liegen auf den Straßen umher.

Aber die in Glück trunkenen Wilnaer fühlen nicht die Widerwärtigkeiten dieses Durchzuges: sehen sie doch in jedem Vorüberziehenden den Netter, den Befreier. Auch haben sie keine Angst vor Gewalttaten: jede Räuberei wird aufs strengste bestraft. So geben sie sich ganz dem Siegestrausche hin, dem Genuß des großen Augenblicks.

In diesem Gefühl durchheilt auch Michael die Straßen. Da werden zwei Soldaten vorübergeführt. Von den Umstehenden erfährt er, daß man sie zur Richtstätte geleitet: hatten sie sich doch in die Jesuskirche auf dem Antokol geschlichen und die goldenen Opfer, die um des Heilands Bild hingen, geraubt. Nun sollen sie erschossen werden.

„Welch hartgesottene Sünder!“

Der junge Mönch ruft es unwillkürlich laut. Ihm graust. Auf den verwegenen Gesichtern keine Spur von Reue oder Furcht. Der eine ißt Brezeln, der andere raucht eine Pfeife. Sie lachen und unterhalten sich mit ihren Kameraden, in deren Gewehren schon die Kugeln stecken, die ihnen nach wenigen Minuten die Brust zerreißen werden.

Unwillkürlich schlägt der Mönch ein Kreuz: er betet für die Seelen der armen Sünder. Dann steht er vor dem bischöflichen Palaß. Von einem wachhabenden Offizier erfährt er, wann der Kaiser morgen das Schloß verläßt.

Der bischöfliche Palaß . . . Die-

selben Gemächer, in denen noch kurz zuvor Alexander I. gewohnt hat, dienen jetzt Napoleon zum Aufenthalt. Daneben die Zimmer des geflüchteten Feldmarschalls Barclay de Tolly . . .

Michael zuckt zusammen. All die Zeit hat er nicht an Weljana gedacht: das große Erleben verschlang auch diese Gefühle. Jetzt steht wieder die Sorge um sie neben ihm. Sie geleitet ihn nach der Sawitschgasse, sie läßt ihn durchs Fenster sprechen. In der Küche hantiert die Großmutter — rüstig und gesund. Hinter dem Webstuhle sitzt Weljana. Er atmet auf. Also ist ihr kein Leid widerfahren. Ihr Gesicht kann er nicht sehen, tief hat sie das blonde Haupt über die Arbeit geneigt. Aber ihre Stimme . . . Er lauscht.

„Singen die Hähnlein und krähen,
’s Frührot erwachet, läßt sehn,
ob nicht mein trauter,
lieber Herzliebster gekommen?“

Seltzam! Michael zuckt nicht mehr das Herz in liebendem Schmerz. Wie ihn doch das große Erleben gewandelt hat! Wieder schlägt er das Kreuz, betet für eine arme Seele. Dann geht er ruhig heim. —

„Hochwürden,“ tief neigt er sich vor dem greisen Abt, „morgen werdet Ihr ihn sehen, ich führe Euch zum Schloß.“

Wie staunte Michael über die Wandlung, die auch mit dem Abte vor sich gegangen! Wahrlich, diese Zeit war eine mächtige, eine wunderbare — eine Zauberin. Im Kloster machte es dem Greise Mühe, von einem Raum in den anderen zu gehen. Und jetzt? Hier auf der schlechtgepflasterten Straße? Wie ein Jüngling schritt der Abt dahin: nicht schien er mehr die Bürde seiner achtzig Jahre zu fühlen. Die Hitze, das Menschengewühl, die Wagen und Pferde: nichts, nichts beängstigte, beunruhigte den an Ruhe Gewöhnten. Nur ein Gedanke, nur ein Wunsch: ihn sehen!

Da tauchte der bischöfliche Palast auf. Fast ungestüm wurde der Schritt des Abtes. Michael hatte Mühe, ihn zurück zu halten.

„Hier, Hochwürden, hier müssen wir stehen bleiben, hier müssen wir warten.“

Sie standen dem Palasttor gegenüber, dicht am Springbrunnen.

„Wie aber werde ich ihn erkennen?“ Ungeduldig flammte es in den Augen des sonst Geduldigen.

„So passen Sie auf, Hochwürden! Zuerst kommen einige Läufer in blauen, silberbetrehten Uniformen, dann zwei Paar berittene Schützen von der Garde. Ihnen folgt auf einem Schimmel ein kleiner Mann in dreikantigem Hut, im Rock aus einfachem, dunkelgrünem Tuch mit rotem Kragen, auf der Brust den Stern und das Legionskreuz. Das ist er . . . Dann kommt eine Menge Generale, blitzend in Gold und Silber; einige Manen schließen den Zug.“

Raum hatte Michael seinen Bericht beendet, so wurde die Trommel gerührt.

„Hochwürden! Hochwürden! Jetzt steigt er zu Pferde.“

Der Greis hielt den Atem an, weit beugte er sich vor.

Und da — da erschien auch schon der Zug, genau wie ihn Michael geschildert hatte. Fest brüdete der Abt die Hand des jungen Mönches:

„Er ist es . . . Fürwahr, das ist er!“

Einige Schritte vor den beiden, die ganz Bewunderung, ganz Schauen, stand ein Soldat mit großer Bärenmühe. Niemand beachtete ihn. Da — als er den Kaiser erblickte, trat er vor, salutierte. Der Kaiser hielt sein Pferd an. Der Soldat überreichte ihm ein Gesuch. Schnell überflog es Napoleon, winkte einem seiner Generale, nahm diesem von der Brust ein Kreuz. Und sich vom Pferde herabbeugend, steckte er es eigenhändig dem Soldaten an. Dann sprengte er im Galopp davon. Der Soldat aber war wie von Sinnen. Aus Leibeskräften schrie er:

„Vive l'empereur!“

Wie ein Kind weinte er, küßte das Kreuz, umarmte die Vorübergehenden.

„Hochwürden, wir müssen nach Hause.“

Der Abt hörte nicht die Stimme seines Begleiters. Wie verzückt stand er da. In leisem Gebet bewegten sich seine Lippen.

Michael hatte jetzt Mühe, den Greis vor der Menge zu schützen, die in stürmischem Drängen dem Zuge naheilte.

„Hochwürden, es ist Zeit, daß wir nach Hause gehn,“ wiederholte er.

Noch immer bewegten sich die Lippen des Greises in leisem Gebete. Jetzt sprachen sie laut:

„Nunc dimittis, Domine, nunc dimittis . . .“ Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren . . .

(Schluß folgt.)

Kindergebet von Hans Franck

Der Tag hat müde mich gemacht.
Ich sage allen gute Nacht.
Dem Vater und der Mutter mein,
den Tieren und den Blumen fein,
dem Tisch, dem Stuhle und dem Buch,
dem Teller, Becher und dem Krug,
was heute Freude mir gebracht —

ich sag' ihm Dank und gute Nacht.
Wenn wir einander nun nicht sehn —
wir bleiben darum doch bestehn
in Gottes Gnade eingehüllt.
Daß ihren Lauf die Nacht erfüllt,
fun wir die Augen wieder auf
zu einem neuen Tageslauf.

Politik im Polargebiet

Von Dr. Hanns Pollog in München.



Im friedlichen Kampfe um die Erweiterung des menschlichen Wissens hat wohl keine Wissenschaft soviel Heldenmut und soviel Opfer gefordert wie die Geographie. Und hier ist es besonders die lebensfeindliche Natur der Polargegenden, die mitleidslos das ohnmächtige Menschlein vernichtet, wenn es nicht versteht, sich ihr zu fügen oder anzupassen. Und sehr oft auch dann noch... Fast bei jeder Polarexpedition kommen ein oder auch mehrere tragische Ergebnisse vor, die, aneinandergereiht, ein unvergleichliches Heldenbuch ergeben würden. Man braucht nur an Kapitän Scotts letzte Fahrt zu denken, oder an Sir Douglas Mawsons einsamen Marsch durch die unendliche weiße Wüste nach dem Verlust seiner beiden Kameraden, oder an die monatelange Drift der Mannschaft der „Ganja“ auf einer immer kleiner werdenden Eiszscholle in der Grönlandsee, oder an die Leiden der Lady-Franklin-Bai-Expedition, oder — doch alles kann ich hier ja doch nicht aufzählen. Aber nicht nur weiße Wissenschaftler waren es, die freudig Leben und Gesundheit in die Schanze schlugen. Der letzte Bericht von Nylius Erichsens tapferem Gefährten, dem Eskimo Förgen Brönlund, ist für ewige Zeiten in der Geschichte der Polarforschung verzeichnet. Und erst im vorigen Sommer wurde die Geschichte eines Unternehmens bekannt, das eine Eskimofrau bis zum Ende durchführte, während vier weiße Männer ihr Leben dabei einbüßten.

Der bekannte Polarforscher Vilhjalmur Stefánsson, ein Kanadier isländischer Abstammung, beabsichtigte im Sommer 1921 die vor der sibirischen Küste gelegene Wrangel-Insel für Ka-

nada in Besitz zu nehmen. Die Expedition scheint ziemlich überstürzt in die Wege geleitet worden zu sein; Stefánsson selbst konnte sich um ihre Organisation nicht weiter kümmern, und von den vier Mitgliedern. — Allan Crawford, Vorne Knight, Maurer und Galle — hatte nur ein einziger Erfahrung im arktischen Leben. So sind anscheinend schon in der Beschaffung der Ausrüstung schwerwiegende Fehler begangen worden. In Nome, der alaskischen Goldgräberstadt, wurde noch die Eskimofrau Uda Blackjad engagiert, die für die Pelzbekleidung der Expedition sorgen sollte, und am 9. September 1921 verließ die Expedition diesen Hafen auf dem Schiffschen „Silver Wave“. Auf Befehl von Stefánsson war der Zweck der Expedition geheimgehalten worden, und so nahm man in Nome an, die Gesellschaft ginge auf die Goldsuche.

Ohne größere Schwierigkeit wurde die Wrangel-Insel erreicht und feierlich für die kanadische Regierung und den König von England in Besitz genommen. Auch der Winter verlief ohne Zwischenfälle. Im November verteilte man sich nach Stefánssons Instruktion auf zwei Lager. Weihnachten wurde mit viel Hallo zusammen gefeiert, und an diesem Tage zeigte auch Uda Blackjad zum ersten Male heitere Laune; denn bisher hatte sie immer nur von ihrem Söhnchen gesprochen, das sie in Nome zurückgelassen hatte. Dann kam der Sommer und mit ihm die Hoffnung auf baldigen Entsch. Doch der Sommer ging, und kein Schiff war eingetroffen. In den klaren Herbstnächten wurde ein Feuer unterhalten, das der Ablösungsexpedition den Weg zu der Ansiedlung

weisen sollte, aber der Kapitän des Hilfsschiffes „Teddy Bear“ konnte es nicht sehen, denn 100 Seemeilen von der Insel entfernt mußte er wegen zu schweren Eises umkehren.

Nun waren die Vorräte zu Ende, und die fünf Leute waren darauf angewiesen, „vom Lande zu leben“, was, wie Stefánsson immer behauptet, auch der Europäer kann. Aber es kommt ganz auf die einzelnen Menschen und auf die Ausrüstung an. Dem jungen Galle fiel jetzt z. B. die Aufgabe zu, Polarfüchse in Fallen zu fangen; bis jetzt hatte er aber Füchse nur im Zoologischen Garten gesehen. Sechs Walrosse hätten genügt, um die ganze kleine Kolonie bis zum Sommer am Leben zu erhalten, aber man hatte kein Fellboot zur Jagd, ja, nicht einmal eine Walroßharpune! Mit ungenügender Nahrung überstanden sie den halben Winter. Um die Insel von zwei Eßern zu befreien, versuchten Knight und Crawford am 7. Januar 1923 über die zugefrorene Meeresstraße das Festland zu erreichen. Sie hatten nur fünf Hunde, einen schwachen Schlitten und knappe Proviantrationen für 30 Tage. Doch sie mußten umkehren; Knight war unterwegs an Skorbut erkrankt.

Nun wurde beschlossen, daß Crawford, Maurer und Galle noch einen Versuch machen sollten, das sibirische Festland zu erreichen, während der jetzt ernstlich erkrankte Knight unter Adas Obhut zurückbleiben sollte. Für ihn und die Eskimofrau war an Proviant nur die geringe Ration von je 6 Hartbrotten (Biskuits) auf den Tag vorhanden, und auch diese kleine Ration reichte nur bis zum Eintreffen der Vögel und Robben. Man war also weitgehend auf das Ergebnis der Jagd und der Fallenstellerei angewiesen.

Am 28. Januar brachen Crawford und seine Begleiter auf. Knight schrieb darüber in sein Tagebuch: „Sie sind fort. Um 9 Uhr 10. Ein schöner, klarer

Tag, wärmer als gewöhnlich, alles spricht zu ihren Gunsten. Als wir sie zum letzten Mal sahen, gingen sie genau südwärts. Sie kamen bald außer Sicht.“

Wenige Stunden nach ihrem Abmarsch sprang ein heftiger Sturm auf, der das Eis aufgerissen und den dreien ein nasses Grab bereitet haben muß. Einige Tage später konnte Knight seinen Schlassack nicht mehr verlassen.

Nun war Ada Blackjack ganz allein auf sich angewiesen und hatte außerdem noch für Knight zu sorgen. Doch sie ließ sich nicht entmutigen. Sie legte Fallen aus, sie übte sich im Schießen mit Knights Gewehr; als ihr der Sturm das kleine Leinwandboot entführte, machte sie ein anderes; sie sägte Holz, und bei all dem vergaß sie nicht, weshalb sie eigentlich mit der Expedition gegangen war: sie machte Fellkleider für die drei Abwesenden in der Hoffnung, daß sie eines Tages zurückkehren würden. Sie führte das Expeditionstagebuch weiter, sie lernte sogar auf der Schreibmaschine schreiben, um einige wichtige Schriftstücke abfassen zu können. Das erste, was sie auf der Schreibmaschine schrieb, war eine rührende Bitte um Entschuldigung an Galle, dessen Privateigentum die Maschine war, daß sie nun doch, gegen ihr Versprechen, die Maschine benützte. Später nahm sie dann noch Photographien von dem Lager auf.

Ihr Tagebuch ist ein ergreifendes Dokument mit Geduld und Tapferkeit ertragener Leiden. Am Anfang schreibt sie*): „Es ist hart für ein Frau, 4 Männer zu vertreten, Holz zu sägen und zu jachen für etwas zu essen für Knight... Dies ist das schlimmste Leben, was ich je in der Welt lebte . . . und ich versuche alles, so gut wie es geht. . . Wenn Knight stirbt, was tu ich auf dieser Insel

*) Ich habe versucht, im Deutschen einigermaßen den Stil und die Rechtschreibung des englischen Originals wiederzugeben.

ganz alleine? . . . Und es ist noch lange, bis wir Schiff kommen sehen könnten. Nun, Gott weiß alles."

Mitte Februar zeigten sich die Symptome des Skorbutus auch bei Uda. Dies war die einzige Zeit, wo sie den Mut sinken ließ. In Knights Tagebuch findet sich die Notiz: „Die Frau sagt, sie geht nicht mehr zu den Fallen, und meint, es ist ihr gleichgültig, ob wir Fleisch bekommen oder nicht. Netze Ausschichten für mich!“ Doch sie genas bald, während sich der Zustand ihres Gefährten immer mehr verschlimmerte. Am 22. März schreibt er mit zitternder Hand: „Die Frau fing heute keine Füchse, sondern verlor drei Fallen, die an demselben Draht waren. Liege schon über einen Monat auf dem Rücken, habe allmählich genug davon. Möchte gerne aufstehen.“ Später schöpfte er noch einmal Mut, machte sogar ein Gedicht in Knüppelversen. Doch das war nur das letzte Fladern des Lebensgeistes; am 22. Juni starb er. Uda verbarrikadierte sein Zelt mit Risten, um die Leiche vor Tieren zu schützen, und zog in das andere Lager um.

Wenige Tage vorher hatte sie ihr Testament gemacht, sorgfältig datiert und unterschrieben:

„Wichtiges Schriftstück.

Dies sehr wichtiges Schriftstück Fall ich sterbe. Ich will, daß Frau Rita Mc. Caffery für mein Söhnchen Bennet sorgt. Ich will nicht, daß sein Vater Bladjack ihn nimmt, wegen Stiefmutter. Nicht für meinen Jungen. Meine Schwester Rita ist genau so gut wie seine eigene Mutter. Ich weiß, sie libt Bennet genau so viel wie Ich tu. Ich laß meinen Sohn kein Stiefmutter haben. Sagt das bitte dem Richter.

Wenn ich Geld von Chef von dieser Gesellschaft kriege, wenn es 1200 Dollar, gebt meiner Mutter, Frau Do-

took, 200 Dollar. Wenn nur 600 Dollar, gebt ihr 100 Dollar. Rest ist für meinen Sohn, und Rita soll Geld genug haben um Bennet zu versorgen."

Um die gleiche Zeit wird sie wohl den Zettel geschrieben haben, den sie in einer Flasche ins Meer werfen wollte, was sie aber aus irgend einem Grunde unterließ: „Hello, irgend jemand! Dies wichtige Schriftstück soll sagen, daß Knight toht ist und ich mit mein Käzchen ist ganz alleine, bitte schickt jemand, mich zu holen; unterzeichnet Frau Uda Bladjack."

Nun war die mutige Estimofrau ganz allein, Hunderte von Kilometern von jedem menschlichen Wesen getrennt. Doch sie ließ den Mut nicht sinken, sondern kämpfte sich weiter durch. In dieser Zeit erzählt ihr Tagebuch von Jagderlebnissen, daß sie ein Bad genommen, usw. Am 19. August schreibt sie: „Heute bekam ich meine gestrickten Handschuhe fertig. Ich bin bei der letzten Biskuitbüchse. Das Eis geht über den Horizont. Ich danke dem Herrn Jesus und Gott seinem Vater.“ — Am nächsten Morgen lag der Motorjohner „Donaldson" vor der Küste, und Uda fiel ohnmächtig in Harold Noices Arme, der von Stefánsson zu Hilfe gesandt war.

Am 29. August spät nachts lief der „Donaldson" wieder in Nome ein. Uda hatte sich „landsein" gemacht, über ein selbstgemachtes neues Hemd hatte sie eins von Noices Hemden gezogen, das sie mit dem roten Band einer Bonbonschachtel verziert hatte. Ganz Nome hatte sich am Hasen versammelt, um die heimkehrenden Helden zu grüßen; doch das Schweigen der Ergriffenheit herrschte, als Uda Bladjack ganz allein aus dem Boote stieg und weinend ihre Schwester und ihr Söhnchen umarmte.

Auf der Wrangelsinsel leben jetzt 12 Eskimos und ein Weißer in zwei Ansiedlungen. Sie haben Proviant und Jagdausrüstung, die ihnen einen Aufenthalt von drei Jahren ermöglicht. So will Stefánsson seine Ideen von der „nordwärts wandernden Zivilisation“ in die Tat umsetzen.

Doch nicht nur wegen Theorien hat England hier festen Fuß gefaßt. 1921 hatte die kanadische Regierung kein Interesse für den Plan der Besignahme der Wrangel-Insel gezeigt; 1923 aber war die ganze Sachlage verändert. Inzwischen hatten die Pläne einer Flugverbindung zwischen Europa und Amerika quer über den arktischen Ozean hinweg greifbarere Gestalt angenommen; jetzt war eine, wenn auch bis jetzt noch schwache Aussicht vorhanden, daß das öde Felseneiland im Eismeer ein neues Gibraltar werden konnte, von dem aus man die zukünftige Flugstraße bedrohen könnte. Da kümmert sich England auch nicht um die älteren russischen Besitzrechte. Und Rußland kann sich nicht wehren; es darf nur protestieren oder bitterböse Karikaturen über die „Inselgrabscherei“ der Briten auf der Wrangelsinsel und der Japaner auf Sachalin zeichnen, muß sich aber im übrigen gefallen lassen, daß Noice schreibt: „Die Zukunft der Wrangelsinsel betrifft Großbritannien, Kanada und Japan.“

Nach noch an anderen Stellen im Polargebiet hat England, fast unmerklich von der übrigen Welt, seine Flagge gehißt. So hat der kanadische Regierungsdampfer „Arctic“ (das frühere Schiff „Gauß“ der ersten Deutschen Südpolarexpedition unter Erich v. Drygalski) im Sommer 1923 eine Rundfahrt unternommen und am Jonesund auf Ellesmereland, am Eclipsesund und auf der Bylotinsel Polizeiposten errich-

tet und diese Gebiete für Kanada in Besitz genommen. In diesem Sommer soll das gleiche auf Baffinland getan werden. Damit hat Großbritannien die wichtigsten Walfangplätze auf der Nordhalbkugel in seinem Besitz.

In der Antarktis tat England das gleiche. Durch königlichen Erlass vom August 1923 wurden die Gebiete, Land und Meer, südlich des 60. Grades südlicher Breite und zwischen den Meridianen 160 Grad Ost und 150 Grad West in Besitz genommen und als „Roß-Dependency“ Neuseeland angegliedert. Es ist das Gebiet des Roßmeeres, des Schauplatzes der Expeditionen von Scott und Shackleton. Schon 1909 hatte England das Gebiet südlich vom 50. Grad Süd zwischen dem 20. und 30. Grad westlicher Länge annektiert, jetzt hat es noch Land und Meer zwischen dem 50. und 60. Meridian westlicher Länge und südlich des 58. Breitengrades dazugenommen und den Falklandinseln angegliedert. Das ist das Gebiet des Weddellmeeres, des Arbeitsgebiets der schwedischen und der zweiten deutschen Südpolarexpedition. Damit hat England einmal ein Gebiet von 13 031 265 Quadratkilometer, Land und Meer zusammen genommen (das Land allein wird 5 Millionen Quadratkilometer nicht wesentlich überschreiten) in Besitz genommen. Was dieser Annexion ihre Bedeutung verleiht, ist, daß damit auch am Südpol die hauptsächlichsten Walfanggebiete in Englands Hand übergegangen sind; außerdem aber die beiden einzigen bis jetzt bekannten und ohne größere Schwierigkeiten zu passierenden Eingangsporten zum antarktischen Kontinent, so daß künftige wissenschaftliche Expeditionen sich erst Großbritanniens Erlaubnis einholen müßten. Ob diese immer so ohne weiteres gewährt werden würde, ist eine große Frage.



Wilhelm Busch:

Der Brief





Geburtshaus von Wilhelm Busch

Aufnahme von S. Bräuer in Hamburg

Erinnerungen an Wilhelm Busch

Von Otto Nöldke

Mit 16 Abbildungen



Es war im Hochsommer des Jahres 1884, da machte ich mit „Onkel Wilhelm“ — so hieß und heißt Wilhelm Busch auch heute noch kurzweg in unserem Familienkreise — eine an schönen Erinnerungen reiche Ferienreise nach Schleswig-Holstein, wo mein älterer Bruder damals Hauslehrer war. In Hamburg hielten wir die erste Rast und ließen uns durch die Straßen und Gassen der Altstadt zum Hafen hinunterfahren. Wir kamen an ein paar Buchhandlungen vorbei. Die Schaufenster waren von oben bis unten mit der neuesten Erscheinung auf dem Büchermarkt geschmückt — Wilhelm Busch: „Maler Alexiel“. Nun wußte ich, woran der Onkel in den Wochen

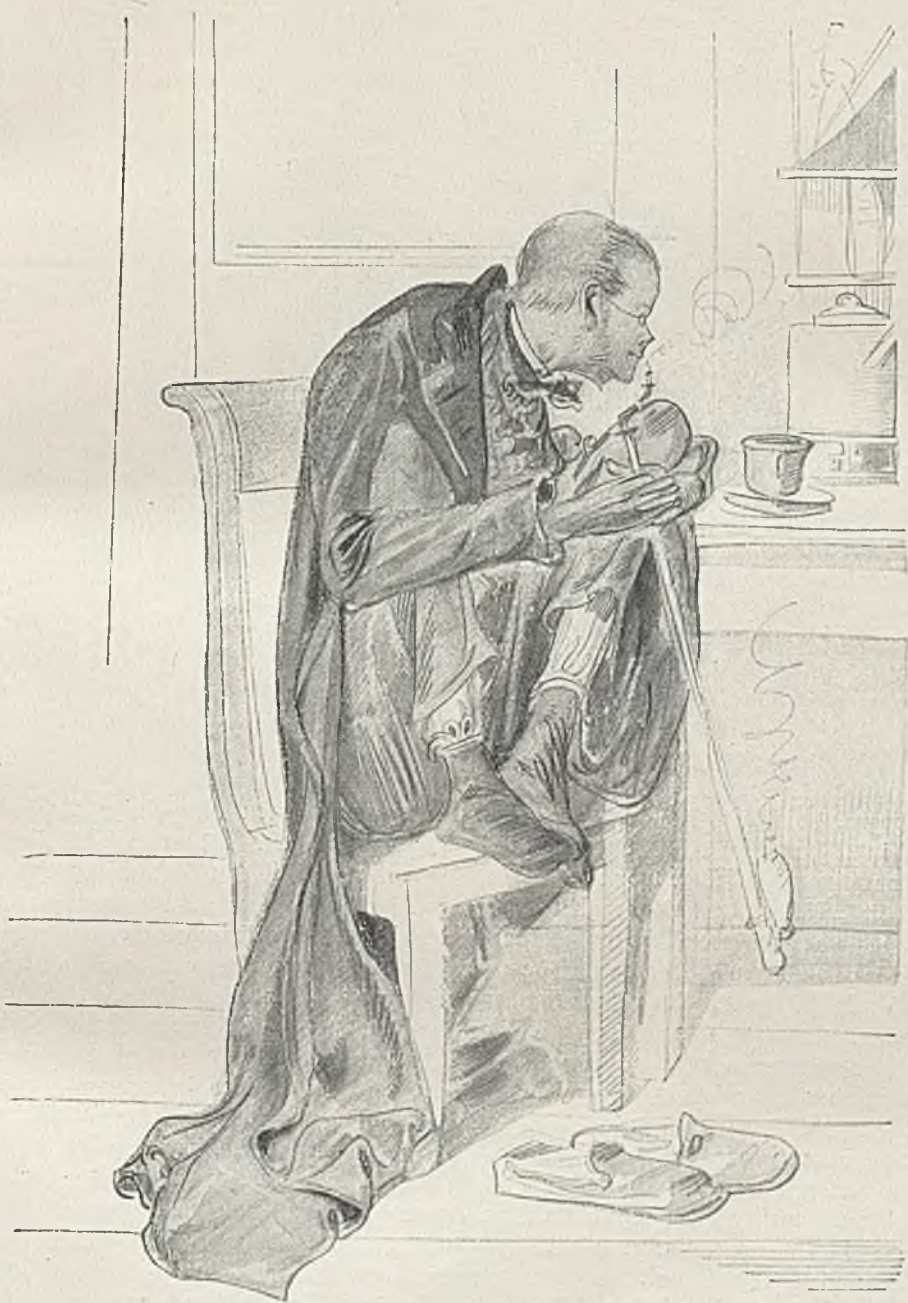
vor Ostern so emsig gearbeitet hatte, weshalb er mehr noch als sonst in seine Gedanken vertieft gewesen war. Wir, seine allernächsten Hausgenossen, erfuhren das immer erst auf diese Weise; und es machte einen eigentümlichen Eindruck auf mich, als ich kürzlich von einem unserer bekannten Schriftsteller hörte, wie er in Verwandten- und Bekanntenkreisen seine verschiedenen Pläne und Entwürfe mit selbstgefälliger Behaglichkeit lange vorher ausstrant, wie er auf einem Spaziergang plötzlich eine schöne Abendstimmung am Waldrande aufschreibt und vorliest, die er in seinem nächsten Roman verwerten will. Ich lege unwillkürlich noch immer meinen Maßstab an und der heißt:



Düsseldorf 1851

Wilhelm Busch. In seiner kurzen Selbstbiographie hebt er zutreffend von seinen Sachen hervor: „Fast sämtlich sind sie in der Einsamkeit in Wiedenfahl gemacht, ohne wem was zu sagen und ohne wen zu fragen und, ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück — Pater Filuzius — und einige Produkte des drängenden Ernährungstriebes, zum Selbstplärier.“ Wie der Dufel vorher

nichts von seinen Werken sagte, so ließ er auch nachher sich nicht gerne darauf anreden; er schenkte uns nichts davon; es steht mir noch vor Augen, wie er von jenen Schaufenstern in Hamburg den Blick abwandte und lieber die Kohlköpfe in einem gegenüberliegenden Grünkrämladen betrachtete, als ob die größeres Interesse verdienten. Was veröffentlicht war, war für ihn



Apotheker R. in Wiedensahl
1853



Bories, der Gänsehirt. Lütthorst 1853

abgetan, wie die Schlange, die sich gehäutet hat, ihre alte Haut abtut — so verglich er es selber wohl.

Mit „Maler Klecksel“ erschien 1884 die letzte der größeren Bilder-geschichten, die 1864 und 1865 mit dem „Eispeter“ und mit „Max und Moritz“ angefangen hatten. Daß der damals etwa fünfzig-jährige Meister des deutschen Humors so auf der Höhe seines Schaffens mit diesen Veröffentlichungen abschloß, ist von vielen seiner Verehrer bedauert worden; mir erscheint es nur als ein Zeichen weiser Selbstgenügsamkeit. Daß es an Plänen und Entwürfen auch später nicht gefehlt hat, beweisen die mir vom Onkel hinterlassenen Skizzenbücher und Schnitzel. Daß das zeichnerische Können noch ein Jahrzehnt hindurch auf der Höhe geblieben ist, beweisen die feinen Blätter in „Her-

nach“, von denen hier einige Proben gegeben werden. „Zum Selbstpläsier“ wandte sich Wilhelm Busch einer anderen Art des Schaffens zu, von denen die reifsten Früchte in den Prosaschriften „Eduards Traum“ und „Der Schmetterling“ und in den Gedichtbänden „Kritik des Herzens“, „Zu guter Letzt“ und „Schein und Sein“ vorliegen. Aber mehr als diese wird im großen Kreise der Buschgemeinde ein Werk wie „Maler Klecksel“ neben den früheren ähnlichen Werken als „echter Busch“ gewertet werden, wenn auch viele oberflächliche Leser und Beschauer sich kaum klar darüber sein werden, was in diesem Werturteil liegt. Gewiß gehören dahin die auch im Büchmann verewigten, zu geflügelten Worten gewordenen Verse; die gleich in der Einleitung gebrachten philosophisch-satirischen Betrachtungen,

in „Maler Knechtel“ über „das Kunstgebiet, wo gerade, wenn man nichts versteht, der Schnabel um so leichter geht“; über den Kunstverein: „Hier ist das Reich der goldenen Rahmen, hier herrschen Schönheit und Geschmack, hier riecht es angenehm nach Lack“.

Oder wir stimmen in der trübseligen Erfahrung dem Meister zu: „Ach! reines Glück genießt doch nie, wer zahlen soll und weiß nicht wie!“ Wir geben in der Weltweisheit ihm durchaus recht:

„Wenn wer sich wo als Lump erwiesen,
So bringt man in der Regel diesen
Zum Zweck moralischer Erhebung
In eine andere Umgebung.
Der Ort ist gut, die Lage neu.
Der alte Lump ist auch dabei.“

Aber macht alles dieses den „echten Busch“ wirklich aus? Dürfen wir darin das eigentliche Wesen seiner Kunst erblicken? Er selber hat anders darüber gedacht. Es ist doch bezeichnend genug, daß er gleich das erste in Buchform veröffentlichte Werk „Eispeter“ usw. „Wilderpossen“ nennt. In seiner Selbstbiographie schreibt er von seiner Mitarbeit an den „Fliegenden Blättern“ und dem, was daraus hervorgegangen ist: „Ich hatte auf Holz zu erzählen. Der alte praktische Strich des Holzschnitts stand mir wie anderen zur Verfügung; die Lust am Wechselspiel der Wünsche, am Wachsen und Werden war auch bei mir vorhanden. So nahmen die kontinuierlichen Bilder geschichten ihren Anfang, welche, mit der Zeit sich unwillkürlich erweiternd, mehr Beifall gefunden, als der Verfasser erwarten durfte. Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie, trotz hummlichen Aussehens, doch teilweise in Leben geblüht, mit

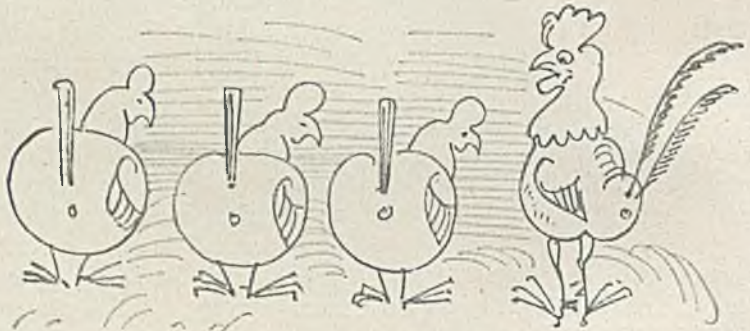
Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind.“ So hat es Wilhelm Busch immer wieder betont, daß er nur ganz zu allererst den oder jenen wichtigen Einfall für die „Fliegenden Blätter“ illustriert habe; er wollte kein Illustrator sein und hat es wie früher z. B. noch 1895 entschieden abgelehnt, ein ihm zugesandtes Manuskript über Volkssprichwörter zu illustrieren. „Ich sitze in meinen eigenen Grübeleien“ — schreibt er da; und daß er sich darin nicht stören und nicht dreinreden lassen wollte, daß er die bis zur fertigen Gestaltung ganz für sich behielt, erwähnte ich schon; und seine eigenen Grübeleien waren bei den großen Werken seiner Hauptschaffenszeit Bilderfolgen; die sah er, der Maler und Zeichner, zunächst im Geiste; die warf er in flüchtigen Skizzen auf einzelnen Blättern hin, bis sie in einem ersten Entwurf festere Gestalt gewannen, in



Theaterbericht aus München: Bei der letzten Aufführung von Gounods Faust hat's auf der Gallerie am Schluß des zweiten Aktes eine solche Hige gegeben, daß dem Herrn vom Krempelfeher der Hauschlüssel aus der Tasche geschmolzen ist.
(Fliegende Blätter 1863)



Sieht, da ist die Witwe Bolte,
Die das auch nicht gerne wollte.



Ihrer Hühner waren drei
Und ein stolzer Hahn dabei.

Mag und Morig 1865
Aus der neuen Festsuite-Ausgabe 1923

einem zweiten Entwurf überarbeitet, mit Bemerkungen in Prosa, wohl auch schon mit den ersten Versen versehen und dann endgültig für den Druck fertiggestellt wurden*). So gibt es von den in den Münchener Bilderbogen später mit den kennzeichnenden Versen abgedruckten Geschichten „Der hohle Zahn“ u. a. noch die Erstveröffentlichungen in den „Fliegenden Blättern“

*) Näheres hierüber findet sich in Nölbefe, Wilhelm Busch, Verlag Lothar Joachim; im Neuen Wilhelm-Busch-Album, Verlagsanstalt Hermann Klemm, Berlin-Stunnewald; in Vanselow, Die Erstdrucke und Erstausgaben der Werke von Wilhelm Busch, Verlag Weigel, Leipzig (mit wertvollen Briefen Buschs).

selbst, ohne jeden erklärenden Text. Das ist der „echte Busch“, natürlich zeichnerisch noch nicht auf seiner späteren Höhe.

„Der heilige Antonius“ liegt so zunächst auch in einer wortlosen Bilderfolge „Die Versuchung des heiligen Antonius“ vor. Gegen eine Anzeige der „Frommen Helene“ „mit 180 Illustrationen“ wandte sich Busch in einem Briefe an seinen Verleger Bassermann: „Das kommt mir vor, wie wenn man ins Blättchen einrückte: Ein Hausschlüssel ist zu verkaufen mit einem Hause daran. Es ist doch wahrhaftig ein Unterschied zwischen einem Buche von sieben Vogen, was in Bildern geschrie-



Mitte der sebziger Jahre

ben, und einem ebenso starken, was in Worten geschrieben ist.“ — Im Gespräch äußerte er wohl über diesen ihm überaus wichtigen Gesichtspunkt, er hätte die Verse zu den Bilder geschichten dann hinzugefügt, weil die meisten Menschen sie ohne das nicht richtig lesen könnten, weil sich Bilder auch nicht zitieren ließen. Daß dabei die Verse dem Onkel aber nicht etwas Neben sächliches und Beiläufiges gewesen sind, daß er daran mit großem Fleiß gearbeitet und gefeilt hat, braucht kaum betont zu werden. Einem Bewunderer seiner zahlreichen „geflügelten Worte“,

der die Ansicht aussprach, die wären ihm wohl so zugeslogen, erwiderte er: „Die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt. Hinter dem Worte: ‚Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt‘ — steckt viel Überlegung und Arbeit“; und ähnlich heißt es in einem Briefe: „Diese Dinge müssen in ihrer Weise Schluß und Form haben, damit sie geläufig ins Gedächtnis und über die Lippen gehen, eine Eigenschaft, die Fleiß erfordert, und auf die ich nicht wenig stolz bin.“

Besonders fruchtbar war das Schaffen Wilhelm Buschs 1872 gewesen;



Beilage zur Münchener Bazarpost 1875

der „Frommen Helene“ folgten die „Bilder zur Jobiade“; Mitte Juni erbat er sich von seinem Verleger ein Spezialwerk „über die Herren Jesuiten“ und am 1. August schickt er demselben das „Skizzenmanuskript zum Filuzius“ zu. Damals folgte dann für ihn

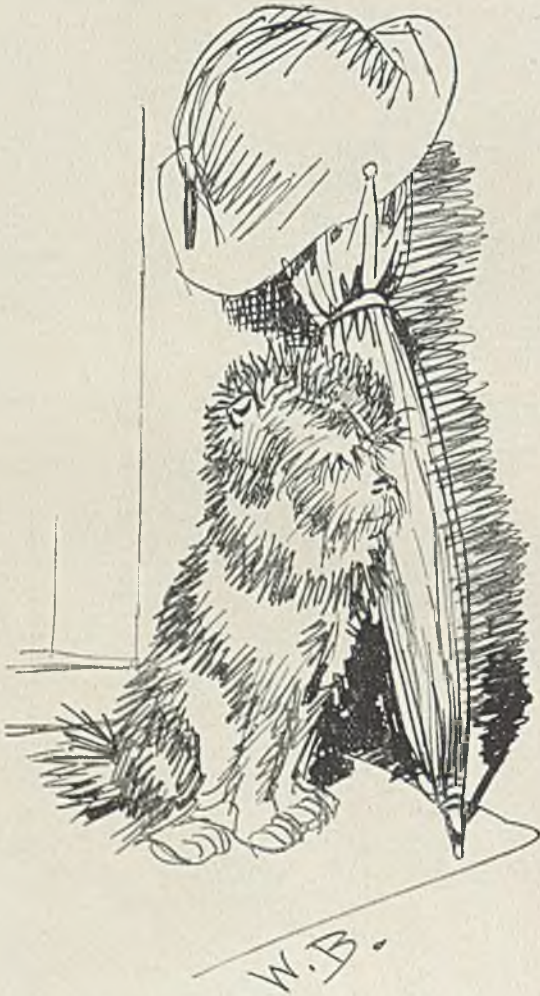
die höchst mühsame Umzeichnung der Bilderfolgen auf die Holztöcke, die Busch selber vornahm; oft mußten die von den Holzschneidern nicht nach seinem Wunsch gelieferten Stöcke umgezeichnet werden, bis dann die Zinkotypie die unmittelbare und bessere



Affenstudien aus dem Skizzenbuch

Wiedergabe der Zeichnungen ermöglichte. Das hat für meinen Onkel eine große Erleichterung und Befriedigung gewährt. Neuerdings ist das Original von „Max und Moritz“ in Faksimile herausgegeben; wenn man damit die alten Buchausgaben vergleicht, kann man jene Freude Buschs an dem neuen Verfahren verstehen. Am vollkommensten bietet sich uns die Vervielfältigung seiner meisterhaften Zeichnungen in „Hernach“ dar. Da ist auch

die nur hin und wieder angewandte oder mehr leise angedeutete Skolorierung so gut wiedergegeben. Ich brauche dem Kenner kaum zu versichern, daß die z. T. grobe und geschmacklose Farbengebung in „Max und Moritz“, „Hans Hudebein“, „Schnaken und Schnurren“ u. a. älteren Veröffentlichungen in dieser Form nicht von Busch herrührt. Es würde Zeit, schrieb mir kürzlich ein kritischer Verehrer meines Onkels, daß wir bei der



Derweil sein Herr Besuche macht,
Sitzt Schnauz bei Hut und Schirm die Wacht.

Vervollkommnung unserer Vervielfältigungsweisen nur noch die besten Wiedergaben seiner Zeichnungen in seinen Büchern zu Gesicht bekämen. Gewiß würde uns dann der „echte Busch“ noch mehr erfreuen.

Waren die Werke im Buchhandel erschienen, so war die Sache für den Dufel erledigt; die Schlangenhaut war glücklich abgestreift. Was dann weiter kam, war Sache des Verlegers, wenn auch für den Verfasser nicht gleichgültig. So schreibt er nach dem Erscheinen

der „Frommen Helene“: „Schön, daß die Helene so emsig unvorben wird! Was Rezensionen anbelangt, so muß ich bekennen, daß derartige Sachen nicht rezensiert sein sollen und wollen. Sie sind bislang nicht dadurch gefördert, weder künstlerisch noch buchhändlerisch, und werden auch künftig hin nicht dadurch gefördert werden. Guter Humor und guter Vertrieb, die thun's. Dann soll man sie eben nehmen, wie man auf der Reise etwa einen Bittern nimmt.“ — So ist bemerkenswerterweise (nach Banjelows Angabe) nur ein einziger Fall bekannt, in dem Busch nachträglich in einem seiner Werke selbst etwas geändert hat; im ersten Kapitel der „Frommen Helene“ hieß es in der ersten Auflage:

„Wo mit weichen Wogebusen
Man sich warm zusammensetzt,
Wo der hehre Chor der Musen,
Wo der Weise selber schwätzt.“

In den späteren Auflagen finden wir die uns bekannte Fassung:

„Wo mit weichen Wogenbusen,
Man schön warm beisammensitzt
Wo der hehre Chor der Musen,
Wo Apollo selber schwitzt.“

Der Grund zu dieser Änderung wird nicht angegeben. Am ganzen sorgfältig gezeigten Werk wird durch solch eine kleine Verbesserung nichts geändert. Wilhelm Busch wollte eben nur etwas wirklich Vollendetes aus seinen Händen geben, ein Kunstwerk, von dem er (in „Eduards Traum“) selber sagt: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit so ungefähr wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möchte ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal

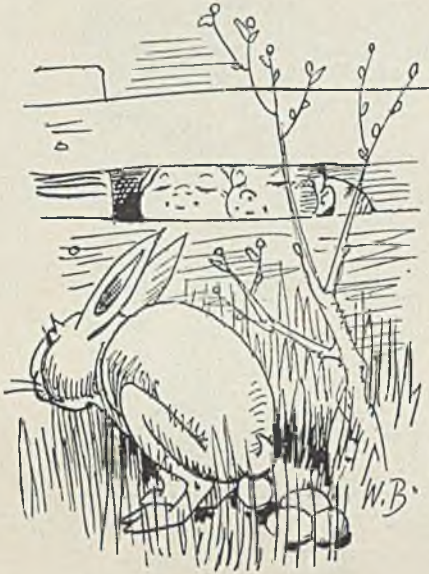


Kast im Walde (um 1892)

aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit.“

War solch ein kleines Kunstwerk aus der Werkstatt des Meisters im einsamen Wiedenfähler Pfarrwitwenhaus, wo er mit meiner Mutter wohnte, in die Welt hinausgegangen, dann kam für ihn eine Zeit des Aufatmens, eine Zeit der Erholung; aber nicht der Untätigkeit. Erholung war für ihn in jenen Jahren des eifrigen Schaffens — die Malerei. Der Pinsel trat seine Herrschaft an; der Gänsekiel, mit dem der Onkel bis an sein Lebensende zu schreiben pflegte, mit dem er auch alle Federzeichnungen zeichnete, wurde beiseite gelegt; das Tintenfaß, richtiger das Glas mit aufgelöster Sepiatusche konnte eintrocknen, bis es zu neuem Schaffen angefeuchtet werden mußte. Es roch aus des Onkels nach Norden gelegener Stube — Atelier hieß sie bei uns nicht — so wie in Maler Medsels Kunstverein „angenehm nach Lack“. Täglich mußten mehrere Pinsel, breite steife Borst-

pinsel und feine Haarpinsel, von uns fein säuberlich gereinigt werden. Daß Wilhelm Busch auch so eifrig und ernstlich gearbeitet, daß er viele Tusch- und Federzeichnungen und besonders viele Ölbilder geschaffen hat, ist erst nach seinem Tode der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. (Eine Probe: „Der Brief“ zu diesem Artikel stammt aus den siebziger Jahren.) In unserer Stube hing früher schon eine ganze Reihe dieser Bilder und Skizzen, nicht ganz nach des Onkels Wunsch und Willen. Viele hat er uns auch außerdem hinterlassen; sehr viele hat er früher gleich, wenn sie in seiner Stube in zu großer Zahl sich ansammelten, wieder verbrannt. Ich erinnere mich noch gut daran, mit welchem inneren Widerstreben wir Jungen dabei Handreichung tun und, da die Ofen die Masse nicht schlucken konnten, solch ein Autodafé im Garten unter des Onkels Aufsicht veranstalten mußten. Wie ist das zu verstehen? Ich sagte schon, daß der Onkel nur zu seiner Erholung, hier wirklich nur zum „Selbstpläsier“ malte. So hatte dies Schaffen seinen Zweck für ihn erfüllt, wenn es



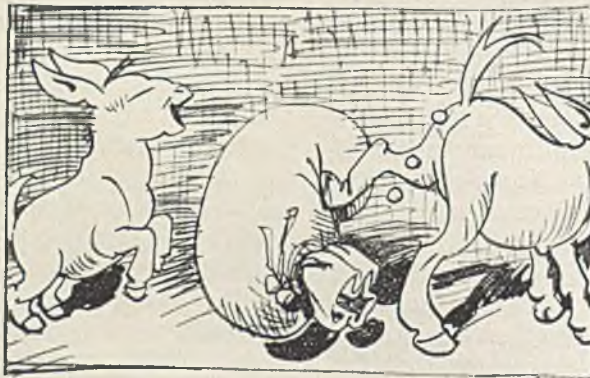
Der Osterhase
Es ist das Osterfest aufhörlich
Doch für den Hasen sehr beschwerlich.



Profit Neujahr!
Da steht und kräht er,
vielleicht gerät er.

ihn solch eine Zeit hindurch beschäftigt hatte. Vielleicht hat aber auch der tiefe Eindruck mitgesprochen, den die alten Holländer auf ihn gemacht haben; in seiner Selbstbiographie schreibt er darüber: „In Antwerpen sah ich zum erstenmal die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, später Frans Hals.

Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht paßt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels,

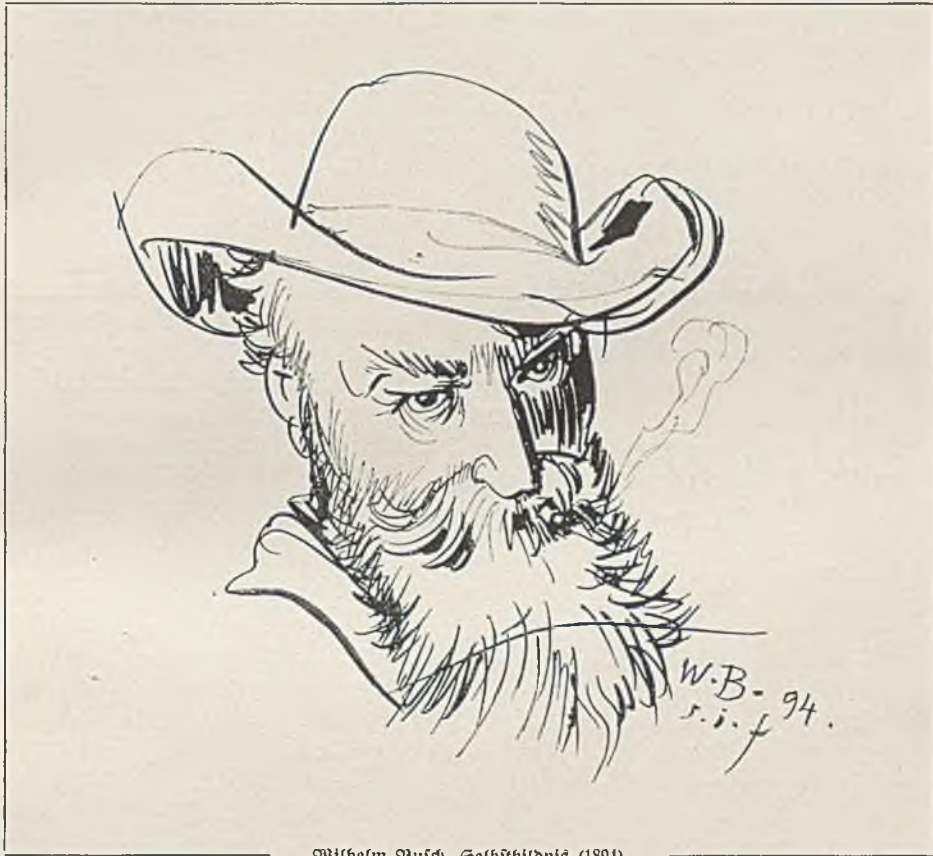


Profit Neujahr!
Das alte Jahr gar schnell entwich.
Es konnt sich kaum gedulden
Und ließ mit Freuden hinter sich
Den dicken Sad voll Schutden.

haben für immer meine Liebe, und Bewunderung gewonnen, und gerne verzeih' ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduldet haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß

werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender

Mensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen be-



Wilhelm Busch. Selbstbildnis (1894)

scheidenen Platz anweisen.“ Fritz von Ostini, der bei den Ausstellungen dieser „Versuche“ nach des Meisters Tode sich eingehend damit beschäftigt und wiederholt sein Urteil darüber abgegeben hat, bemerkt zu jener Äußerung: „Die alten Holländer haben Busch bescheidener gemacht, als es nötig war, wie sein Nachlaß erwies. Dieser enthielt eine Fülle von Bildern, die nicht bloß in der Nachfolge jener Alten bedeutsam, sondern absolut gut waren, und von den vielen, die in Deutschland in jener Zeit in solcher Nachfolge alter Kunst ihr Heil sahen und ihren Weg suchten, sind recht wenige ihrem Ideale technisch und inhaltlich so nahe gekommen wie er.“ — Ostini hat auch

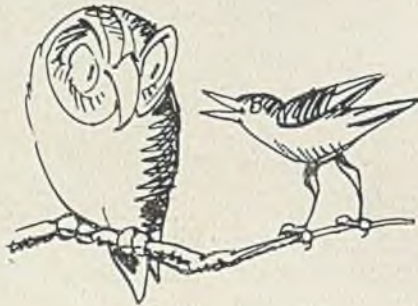
„Eduards Traum“ und Der „Schmetterling“ sowie die Gedichte Wilhelm Buschs recht gewürdigt. Darin zeigt sich der Meister als der von Kant und Schopenhauer ausgehende tiefe Denker und Herzenskenner, vielfach als der vom Geiste wahrer Frömmigkeit erfüllte Ränder ernster Wahrheiten, so wie er besonders in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, das er in unserem Pfarrhause in Mechtshausen zugebracht hat, sich immer mehr abklärte. Auch eine Anzahl schon veröffentlichter Briefe (Wilhelm Busch an Maria Anderssen. Verlag Joachim, Leipzig) und der noch sonst vorhandenen zeigen ihn uns von dieser Seite. Das erst ist der ganze echte Busch, wie Ostini ihn gleich nach seinem Tode in

dem Gedicht der „Jugend“ 1908 uns
schilbert:

„Ein Freier und ein Froher ist gegang=
gen,
Der, mehr als ihr geahnt, ein Großer
war. —
Der Jugend Rot auf unverblühten
Wangen,
Des Alters heilig-reinen Schnee im
Haar;
Wie kaum ein zweiter mehr in deut=
schen Landen
Den Kindern und den Alten gleich
vertraut,
So viel geliebt, so selten ganz ver=
standen,

Im tiefsten Grund von wenigen
durchschaut!

Ein Stück vor allem dünkt mich wert
des Lebens
In diesem Hort, ein seltner Talisman:
Die hohe Kunst, den bitteren Kern des
Lebens
Erkennen und es freudig doch bejahn;
Der armen Menschheit ganzen Jam=
mer fassen
Und dennoch lachen, lachen hell und
heil —
Hat er uns nicht den Schlüssel dage=
lassen
Zu jenes Erbes allerbestem Teil?“



Guten Tag, Frau Eule!
Habt Ihr Langeweile? —
Ja, eben jetzt,
So lang Ihr schwägt!



Charlotte Niese

Von Gestern und Vorgestern

1. Fortsetzung

Erinnerungsblätter von Charlotte Niese

Ich möchte jetzt noch etwas über Großvater und über das großelterliche Haus berichten.

Unser Großvater stammte aus Augustenburg, wo sein Vater Hofrat beim Herzog von Augustenburg war, um dann Hardeßvogt in Brodau auf der Halbinsel Sundewitt zu werden. Augustenburg liegt bekanntlich auf der Insel Alsen, ein kleines Städtchen mit dem schönen herzoglichen Schloß und einem kleinen Hofstaat. Es gab dort einen Leibarzt, Hofprediger, Kammerherren, einen wirklichen Hofzweig. Tante Lucie konnte sehr nett von diesen Dingen be-

richten, während Großvater weniger davon wußte. Er war schon jung von Haus gekommen und nach der Studienzeit in der Kopenhagener Kanzlei angestellt, um dann sehr bald Bürgermeister in Burg zu werden. Bemerken möchte ich hierzu, daß unser Großvater kein Wort dänisch konnte. Er hatte in Kiel und Heidelberg studiert, und in der Kopenhagener Kanzlei brauchte man in der deutschen Abteilung kein Dänisch zu können, ebenso wie in Augustenburg und in Sundewitt meistens deutsch gesprochen wurde. Das war damals, Anfang und Mitte des neun-

zehnten Jahrhunderts. Ist es nicht merkwürdig, daß die deutsche Sprache sich so hat verdrängen lassen?

Mein Urgroßvater, der Hofrat Matthiessen, stammte aus einer alten Juristenfamilie von der Insel Föhr. Dort war sein Vorfahre Kapitän und Walfischfänger gewesen, und auf seinem Grabstein auf dem Kirchhof zu Nieblum steht noch heute die Zahl der Walfische, die Matthias der Glückliche gefangen hat. Seine Söhne wurden meistens Beamte und bekleideten hohe Stellungen in Schleswig-Holstein. Der Urgroßvater in Augustenburg und später in Broader hatte sich sehr oft verheiratet. Ich kann nicht genau sagen, ob er drei oder vier Frauen gehabt hat. Mein Großvater wußte niemals recht mit seinen vielen Geschwistern Bescheid. Der Urgroßvater hatte zweimal Witwen geheiratet, die ihm verschiedene Kinder zubrachten. Großvater stammte aus der letzten Ehe, und seine Mutter verbrachte ihre letzten Lebensjahre im Hause ihrer Tochter, der Frau des Apothekers Wigger, der die Apotheke in Burg hatte. Wir haben unsere Urgroßmutter Matthiessen nicht mehr gekannt, sie ist vor unserer Geburt gestorben. Sie hat ein sanftes, stilles Alter gehabt und ist sehr fleißig gewesen. Weil sie so schön Flachspinn, hat sie einmal vom König eine Bronzemedaille erhalten. Wir kannten nur ihren Sarg, der in einem ausgemauerten Grab auf dem Bürger Friedhof stand, das gelegentlich, wohl wegen Ausbesserungen, geöffnet wurde. Dann haben wir lange auf den Sarg gesehen, der auf einem eisernen Rost stand und noch einen verwelkten Kranz trug. Wir hätten die Urgroßmutter so gern wirklich gekannt, nun war es uns aber unangenehm, ihr gewissermaßen nahe zu sein. Daß wir Blumen hinunter warfen, wenn es welche gab, war selbstverständlich.

Von den rechten Geschwistern Großvaters kannten wir, außer Tante Jane, der Apothekerin, noch Tante Doris Wigger, die auch einen Wigger geheiratet hatte, und Onkel Kaspar Matthiessen, der Pächter von dem Gute Grünhaus in Holstein war. Von ihm weiß ich nicht mehr viel, als daß er mich einmal sehr erschreckte, weil er Haar und Bart, das beides wundervoll schwarz war, plötzlich ablegte und dann entsetzlich verändert ausah. Damals sind Bene und ich entsetzt aus dem Zimmer geflohen, was uns von den älteren Brüdern als Feigheit ausgelegt wurde. Denn eine Perücke zu tragen, war doch eine ehrliche Sache, und der Backenbart von Onkel Kaspar war wunderhübsch. Großvater hatte noch einen Halbbruder, der, bedeutend älter als er, in Norwegen als Großkaufmann lebte. Der war für uns eine sehr interessante Persönlichkeit. Leider war er vor unserer Zeit auf Fehmarn gewesen, um seinen Bruder zu besuchen, aber seine Bornehmheit, sein Reichthum hatten auf alle, die ihn sahen, großen Eindruck gemacht. Er reiste nicht allein erster Klasse auf der Eisenbahn, er hatte einen Diener, der ihn abends mit einem Licht voran ins Schlafzimmer geleiten mußte. Aber, was das Beste an ihm war, er hatte eine Ruh schlachten lassen und sich ins warme Innere des eben getöteten Tieres gelegt! Das war in Norwegen ein Mittel gegen Rheumatismus, und es soll ihm sehr geholfen haben. Über diesen Oheim haben wir oft gesprochen, und er brachte sich dadurch in Erinnerung, daß er nicht allein den berühmten Gammeloß schickte, den norwegischen Käse, den viele Herren so gern essen, und der so wunderbar riecht — er schickte auch Renntierschinken und Auerhähne. Jedenfalls war er ein guter Mann, den wir alle sehr gern einmal kennen gelernt hätten. Er ist aber nicht mehr zu uns gekommen, wenn er auch



Leonhard Sandrod:

Safenfischer

alljährlich in irgend ein deutsches Bad reiste. Mit seinen Nachkommen stehen wir noch in freundschaftlichen Beziehungen.

Mir ist nie ganz klar geworden, wie viele rechte und Halbgeschwister Großvater eigentlich hatte. Als Kind fragt man nicht viel und nimmt die Dinge hin, wie sie sich darbieten.

Später habe ich meinen Großvater sagen hören, sein Bruder und seine Schwester hätten sich heiraten können. Also müssen verschiedene sogenannte zugebrachte Kinder im Haus des Urgroßvaters gewesen sein. Der Sohn einer Stiefschwester war gleichfalls im Hause des Großvaters. Er belleidete das Amt eines Sekretärs und war ein großer, starker Mann, den wir, so lange wir klein waren, gern hatten. Er war auch nett gegen uns, ließ uns an seinen großen Daumen hängen und erzählte Geschichten. Später verging unsere Zuneigung, weil „Onkel Ernst“ sehr stark trank und manchmal in schwankendem Zustand auf der Straße angetroffen wurde. Bruder Heinrich, der ihn einmal suchen sollte, fand ihn erst in der zwölften Schnapswirtschaft. Obgleich mein Großvater diesen Neffen oft sehr stark ausschalt und ihn mehrmals davonjagte, so hatte er doch immer Geduld mit ihm und ließ sich erweichen, ihn wieder zu nehmen. Und schließlich ist es Onkel Ernst nicht schlecht gegangen. Er hatte eine Braut, die aus einer guten ländlichen Familie der Stadt stammte, und deren Einfluß gelang es, ihn nicht allein ins Ehejoch zu zwingen, sondern ihn auch sonst ziemlich solide zu machen. Er ist als wohlbestallter preußischer Amtsgerichtssekretär gestorben, obgleich er die Preußen nicht ausstehen konnte.

Ich war so jung ins großelterliche Haus gekommen, daß ich mich dort natürlich sehr heimisch fühlte. Allmählich wurde mir klar, daß ich manchen

Bewohnern ganz wichtig war. Tante Marie Viehl, die Hausdame, konnte mich nicht leiden, aber Tante Lucie liebte mich zärtlich und bedeckte meine kleinen und großen Sünden mit dem Schleier der Vergebung. Sie war klug genug, mir keine Moralpredigten zu halten, sondern leitete mich mit feinstem Verständnis. Ich habe ihr nie etwas vorgelogen — nicht, weil ich besser war als andere Kinder, sondern weil ich keine Furcht vor Strafe hatte. Die traurigen Augen von Tante Lucie genügten, in mir das unbehagliche Gefühl einer großen Sündhaftigkeit zu erwecken. Dann gab es ein kleines Gelöbniß von niemals wieder tun, und die Sache war vergessen. Ich muß gestehen, daß ich meine Sünden immer sehr schnell vergessen habe. Großvater erzog mich nicht. Er ging seinen Weg durchs Haus, durchs Kontor, durch die Insel. Aber er fragte, wenn er von einer Landfahrt nach Haus kam: „Wo ist das Kind?“ Dann mußte ich bei ihm sitzen, wenn er sein spätes Mittagessen einnahm, bekam auch wohl etwas ab. Großvater war ein großer Zeitungsleser. Abends saß er in seinem Lehnstuhl bei der Lampe und las eifrig über alles, was in der Welt vorging. Über die Schleswig-Holsteiner war nach der verunglückten Erhebung eine große Mitleidigkeit gekommen. Großvater litt sehr darunter. Aber die Zeitung war ihm doch ein Trost, und er las mit großer Aufmerksamkeit die Parlamentsberichte aus England. Damals gab es immer noch Leute, die auf England hofften, und Großvater gehörte vielleicht zu ihnen. Ich war noch sehr jung, als er mir schon die Parlamentsberichte aus England vorlas. Er verstand sie wahrscheinlich selbst besser, wenn er sie laut las, und sonst hatte er keine Zuhörer. Fräulein Viehl ging abends sehr gern aus, und der alte Herr saß dann allein. Tante Lucie,

die bis zum Abendbrot in ihrem Zimmer saß, wollte aber auch gern meine Gegenwart, und so kam ich mir manchmal ganz begehrt vor. Dies war natürlich mehr in der dunklen Jahreszeit; im Sommer lief ich abends umher, bis ich zu Bett mußte. Nach dem Tee saß Tante Lucie bei Großvater, und die zwei unterhielten sich häufig über Politik. Dabei erzürnten sie sich meistens, denn Tante Lucie hatte von ihrem Leben am dänischen Hof viele dänische Beziehungen und auch Sympathien. Sie hatte Christian den Achten als Erbprinzen gekannt, und er war immer sehr freundlich gegen sie gewesen. Jetzt war er zwar tot, und aus Friedrich dem Siebenten machte sie sich gar nichts. Er trank und hatte eine Puzmacherin von nicht untadeligem Rufe zu seiner Gemahlin gemacht. Aber sie ließ denn doch nichts auf das dänische Königshaus kommen und nahm Großvaters scharfe Worte sehr übel. Wenn sie auch einsehen mußte, wie töricht und kleinlich sich die Dänen jetzt benahmen. Für mich war der Zant der alten Herrschaften immer sehr erfreulich. Ich wußte, daß sie sich wieder versöhnen würden, und dann war es abends eine angenehme Abwechslung, deren Unterbrechung durch das Wort: „Du mußt jetzt aber wirklich zu Bett!“ nicht gerade geschätzt wurde. Seit dem Tode der Großmutter schließ ich bei Tante Lucie. Es war ganz gemütlich, die alte Dame um mich hantieren zu hören, wie sie gelegentlich mit sich selbst sprach, wie Menschen, die viel allein sind, oft tun. Manchmal wachte ich auch davon auf, wie sie halblaut betete. Dann hörte ich einen Augenblick sehr aufmerksam zu, um dann mit dem angenehmen Bewußtsein einzuschlafen, daß der liebe Gott sicherlich besonders auf Tante Lucie, dies stille Zimmer und auf mich acht haben würde. Denn still war das großväterliche Haus überhaupt.

Ein großes Gebäude mit vielen Räumen, weitläufigen Treppen und dem Geruch, ein Spukhaus zu sein. Hinter dem Haus war die Scheune mit den Kühen und Pferden, mit dem Schweinestall und etwaigen Gänsen, die nur eine kurze Gastrolle bei uns gaben. Sie wurden halb erwachsen eingekauft, und wenn sie gehörig Hafert gekriegt und viel geschnattert hatten, gab es eines Morgens noch mehr Geschnatter und dann Totenstille. In der hinten ans Haus grenzenden Waschküche hingen dann eine Anzahl wohlgenährter Leichen, und Emmerentia, die Waschfrau, rupfte und fengte sie mit Sachkenntnis. Das war schon alles sehr interessant, aber besser war doch das Schweineschlachten, das etwas später erfolgte und das ganze Haus in einen Fett- und Gewürzgeruch hüllte. Das waren Tage, die etwas Aufregendes hatten, besonders wenn man dem Schwein, das nun geschlachtet war, näher gestanden hatte. Einmal gab es ein Schwein, das zutraulich war und das auf den Namen Laura hörte. Laura mußte aber auch sterben und schrie genau so wie die andern, von denen man nur wußte, daß sie Schweine waren. Dann gab es viel Würste, und die Brüder erschienen, wollten jeder eine Extrawurst haben, und machten in dem heiligen Raum Unfug, in dem die Frauen Würste stopften und sich dabei die graufigsten Geschichten erzählten.

Für Spukgeschichten hatten wir alle viel übrig, obgleich wir es übelnahmen, daß Großvaters Haus ein Spukhaus sein sollte. Aber leider war dies der Fall. Es hatte einmal eine Justizrätin gegeben, die ihren Leuten nicht genug zu essen gab. Ein Mädchen sollte ihr weggelaufen und beinahe Hungers gestorben sein. „Dafür „wandelte“ die böse Justizrätin und erschien bald hier, bald dort im Haus. Sie trug immer Dichter in der Hand, bald eins, bald drei.

Was der Grund dieser Verschwendung war; denn die Lichter brannten, konnte niemand sagen. Das Haus hatte allerlei Ecken und Winkel, von der im Erdgeschoß liegenden Küche führte ein langer dunkler Gang ins Leutezimmer. Hier schliefen die zwei Dienstmädchen, hier wurde unter Hinrichs Leitung das Mittag- und Abendessen eingenommen. Hier durften wir manchmal an den gebratenen Klößen teilnehmen, die so wundervoll fett waren, daß Hinrich das geschmolzene Fett löffelweise aß. Dies Leutezimmer mit dem in die Wand eingelassenen Ofen, wo die Betten standen, fanden wir immer sehr gemüthlich. Anders war es mit dem dunklen Gang, der hinein führte und der nicht gerade ging, sondern ein Knie hatte. Man ging also erst einige Schritte, ehe man das Licht oder das brennende Feuer von der Küche sah. Hier, an dieser Biegung sollte die Justizrätin sich gelegentlich zeigen. Im ganzen hörten wir gern Geistergeschichten, glaubten sie auch gelegentlich, aber die Justizrätin im großsterlichen Haus nahmen wir übel. Es nützte nichts, daß uns oft in Kindergesellschaften erzählt wurde, es sei ganz gewiß, bei Justizrath Matthiessen ginge die weiße Frau um, und dieser oder jener habe sie noch vor kurzer Zeit gesehen. Wir glaubten einfach nicht und haben diese Spukgestalt auch nie gesehen, obgleich sich einmal eine lange Geschichte daran knüpfte, die damit endete, daß allerdings einige weiße Frauen von Großvaters Kühen die Milch stahlen. Großvater lachte, wenn man ihn nach der armen Justizrätin fragte, die bei ihm wandeln sollte. Er war so merkwürdig wenig schreckhaft, daß die weiße Frau, falls sie wirklich einmal zu ihm gekommen wäre, ihm durchaus keinen Eindruck gemacht haben würde. Anders Tante Lucie. Auf meine ernsthaften Fragen, ob sie an Geister glaube, hat sie immer aus-

weichend geantwortet. Ich weiß jetzt, daß sie an geheimnißvolle Zusammenhänge glaubte, daß sie meinte, ein oder zweimal wunderbare Erscheinungen gehabt zu haben. Mir selbst hat sie nie davon gesprochen, und das war weise. Trotz des großen Aberglaubens, der uns umgab, ein echter Fehmaraner glaubte damals immer an Geister-spuk, sind wir Geschwister niemals abergläubisch gewesen, haben auch nie etwas erlebt, daß uns das Recht geben könnte, abergläubisch zu werden. Obgleich man sich jetzt mit dem Wort Aberglauben auch in acht nehmen muß. Denn wer nachdenklich ist, weiß wohl, daß es räthelhafte Dinge gibt, die niemand mit dem bloßen Verstande erklären und mit dem Wort Aberglauben abtun kann. Aber es gehören zum Erleben übersinnlicher Dinge feine Nerven und eine gewisse Nachdenklichkeit, die nicht jedermann eignet.

Die groben Spukgeschichten, die uns oft aufgetischt wurden, waren einfach komisch, und wir haben meistens über sie gelacht. Obgleich ich nicht leugnen will, daß es manchmal nicht ganz angenehm war, aus einer Kindergesellschaft kommend, in das stille Haus zurückzukehren, besonders im Dunkeln oder im Dämmern. Als ich kleiner war, wurde ich von einem Dienstmädchen abgeholt, in späteren Jahren verbat man sich natürlich das Abgeholtwerden und mußte dann allein die Treppen bis in Tante Luciens Zimmer hinaufgehen. Die Treppen, die aus weichem hellen Holz waren und die die Angewohnheit hatten, in der Nacht manchmal so zu knarren, daß es war, als ginge jemand auf ihnen. Ebenso wie ein alter Mahagonischrank, der in einem der Wohnzimmer stand, manchmal ein zorniges Knarren vernehmen ließ. Ich nehme an, daß diese Holzgeräusche viel zu dem Rufe des Hauses, ein Spukhaus zu sein, beigetragen haben. Unsere Mut-

ter hat oft erzählt, daß, als sie in ihrer Jungmädchenzeit mit ihrer Schwester spät abends Weihnachtsarbeiten machte, sie oft ihre Arbeiten zusammengepackt hätten, weil sie fest glaubten, ihre Mutter käme die Treppe hinunter und würde sie zu Bett schicken. Der alte Mahagonischrank steht jetzt in unserm Haus und knackt noch manchmal. Aber es kommt mir vor, als wäre er leiser geworden.

Unser Großvater hatte wenig Verkehr. Andere Herren trafen sich im Wirtshaus bei Wigger zum Glase Punsch. Auch wohl zum Bier, ein Getränk, das Großvater verachtete. Ich habe ihn nie Bier trinken sehen, dagegen trank er jeden Abend sein Glas Punsch zu Haus. Rotwein, Rum, Zucker und heißes Wasser war das einfache Rezept, das ihm, da er über achtzig Jahre alt wurde, nicht gerade schlecht bekommen ist. Außerdem aß er abends immer Gerstengröße mit Milch, im Sommer dicke Milch dazu und die bekannte rote Größe. Zu seinem Mittagessen, das manchmal zu verschiedener Zeit war, trank er immer französischen Rotwein. Der kam alljährlich in einem großen Faß von Lübeck und mußte abgezapft werden. Eine Arbeit, zu der ein Küfer von einer Weinhandlung kam, der meistens sehr heiter wurde.

Solange unsere Eltern auf der Insel waren, besuchten sie Großvater immer Sonntag abends. Das war ehemals zu Lebzeiten der Großmutter sehr gemütlich gewesen; Tante Marie Viehl verstand es aber nicht recht, es den Leuten gemütlich zu machen. Als die Eltern Burg verließen, wurde Großvater noch einsamer, und wenn auch manchmal sein Nefse, der Apotheker Wigger, mit seiner jungen und hübschen Frau kam, so war doch das kein Ersatz für manche behagliche Stunde, die er mit seinen Kindern verlebt hatte. Großvater wurde allmählich etwas wunderlich. So sagten

die Leute wenigstens, die mit ihm zu tun hatten, und er ist es vielleicht gewesen. Wir haben nichts davon gemerkt. Wir nahmen ihn, wie er war, und fanden ihn sehr nett. Er war ein guter Mann. Nur etwas in sich eingesponnen und traurig über den Verlust seines ältesten Sohnes und vor allem über den Verlust seiner geliebten Frau. Diese Schmerzen hat er wohl nie verwunden.

Großvater trug immer Batermörder, die mit einem dicken seidenen Halstuch befestigt wurden. Dies Tuch mußte natürlich sehr kunstvoll geschlungen werden, und die Batermörder hatten unheimliche kleine Bänder, die auch gebunden werden mußten. Ehemals hatte Großmutter den Batermörder und das Halstuch so gelegt, wie es sein sollte. Nachdem sie gestorben war, mußte Tante Marie daran, die manchmal eilig und vielleicht auch nicht zufriedenstellend arbeitete. Jedenfalls habe ich oft das Halstuch binden und zu diesem Zwecke auf einen Stuhl steigen müssen, um bei Großvater anzukommen. Zuerst mißlang mir das Binden natürlich immer, später ging es besser, und als ich gescheiter wurde, benutzte ich diese Bevollständigung von Großvaters Auszug zu einigen kleinen Privatangelegenheiten, die meistens in dem Leihen eines Schillings oder einer etwas größeren Münze bestanden. Natürlich vergaß ich das Wiedergeben des geliehenen Geldes, und später sprach ich nicht mehr vom Leihen, sondern vom Schenken. Es gab auch Tage, in denen ein Bruder schon auf der Treppe wartete, um mir das eben gewonnene Geldstück wieder abzuleihen. Natürlich mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu geben. Das wußte ich am besten; gelegentlich weinte ich, aber tröstete mich mit dem Bewußtsein, daß morgen auch noch ein Tag wäre. Großvater stand meistens spät auf, trank schnell

Kaffee und fuhr dann über Land oder begab sich in sein Kontor, das im Erdgeschoss lag, und in dem Ernst Friederici mit einem Schreiber waltete. Manchmal kam auch ein Herr Rämmerer oder ein Richter, der Großvater zu sprechen wünschte, und dann ging die Gelegenheit, eine Anleihe zu machen, in der Hastigkeit des Halsstuchknüpfens vorüber. Aber es war immerhin ein beruhigendes Gefühl, daß man immer jemanden hatte, zu dem man seine Geldsorgen tragen konnte. Sie waren nicht groß, aber wenn der Krämer Peter Beier seine schöne und billige Schokolade hatte, von der der Kiesel noch keinen Schilling kostete, und wenn bei Tardels in der Sahrensborfer Straße Apfelsinen lagen, die man noch nie probiert hatte, oder Feigen, die mit Zucker bestreut und knochentrocken — mußte man da nicht sehen, dieser Genüsse teilhaftig zu werden? Es ist wirklich schade, daß es heute kein Kleingeld mehr gibt und daß man sich nichts dafür kaufen könnte. Damit haben die kleinen Freuden der Kinder ihr Ende gefunden, und kleine Freuden gehören nun einmal zur Kindheit. Das Leben ist zu farblos geworden.

Seitdem Großvater Witwer war, ruhte der Verkehr im Hause. Bis auf die Eltern und den Apotheker Wigger mit seiner Frau verkehrten wenige Menschen freundschaftlich mit uns. Es gab aber doch ganz viele Herren, mit denen Großvater hätte verkehren können und gelegentlich auch zusammenkam. Da war zuerst der schon erwähnte Bürgermeister Boie, dann der Propst Dpen, der Physikus Raestner, der Advokat Clausen, der Amtsverwalter, der Zollverwalter und vor allem der Amtmann von Fehmarn, Broder Knudsen. Ein Führinger von Geburt und ein Renegat im schlimmsten Sinn. Er hatte ein hübsches Haus vor der Stadt, das in einem schönen Garten lag, und nur

die dänisch Gesinnten hatten mit ihm zu tun. Und auch diese nicht übermäßig gern, da er nicht verheiratet war und sein Privatleben wohl einiges zu wünschen übrig ließ. Herr Knudsen war ein großer Mann mit einem finstern Gesicht und etwas schielenden Augen. Wenn er mich begegnete, stand er wohl still und fragte, wie es „Vater“ ginge. Ich stand dann sehr aufrecht und versuchte, ihm grade in die Augen zu sehen. Meine Antwort war kurz, und die Unterhaltung war gleich zu Ende. Die Brüder warnten mich auch. „Das ist kein wirklicher Däne, bloß ein Verräter. Ist ein Schleswig-Holsteiner und tut dänisch. Der ist falsch!“

Also war ich zufrieden, wenn die Unterhaltung zu Ende war — als ich größer wurde, ging ich dem Amtmann aus dem Wege. Ehemals waren sehr nette Amlleute auf Fehmarn gewesen, von denen Großvater und die Eltern oft sprachen. Ein Herr von Lebekow, der nun Gutsbesitzer im Holsteinischen war, und ein Herr von Moltke, Bruder des berühmten Generals, der gleichfalls mehrmals auf Fehmarn gewesen und damals nicht so schweigsam gewesen war wie später. Es wurden allerlei Scherze von ihm erzählt. Das waren bessere Zeiten gewesen, wie die Erwachsenen seufzend sagten. Nun war alles anders. Es hieß, daß wir fehmarshchen Kinder nun auch dänisch lernen sollten, gerade wie die kleinen Danstes in Kopenhagen, von denen man sagte, daß sie Däuse hätten. Von diesen Dingen sprach man aber nicht gern. Wenn der Danebrog gelegentlich einmal aufflatterte, bei Königs Geburtstag oder bei sonst einer Gelegenheit, dann betrachtete man ihn mit einem Gefühl, als hätte man Zahnschmerzen. Heimlich lag in jeder Schiebblende der Erwachsenen ein blau-weiß-rotes Band oder das Kämpferkreuz der Freiheitskämpfer. Damals war es nicht leicht,

seinen Weg gerade zu gehen, und mancher ist wohl dabei gestrauchelt. Die Regierung hatte überall Spione, und der Amtmann Knudsen sollte auch ausspionieren, was die Leute sagten und sprachen. Bei Festlichkeiten und beim Punsch im Wirtshaus. Damals hingen düstere Wolken über Schleswig-Holstein, und daß jetzt über ganz Deutschland so viel schwarzes Gewölk steht, hat doch wohl seinen Grund darin, daß wir uns unsrer durch viel Blut errungenen Freiheit nicht würdig genug gezeigt haben. Am wachsen nur Dornen an unserm Weg.

Außerlich aber ging das Leben damals seinen Weg, und viele Menschen fanden es gemüthlich. Langsam rollte die gelbe Postkutsche morgens vom Sund her, wenn nicht Wind und Wetter es verboten. Der Postillion trug einen roten Rock und der Briefbote gleichfalls. Die Briefkästen waren gleichfalls rot angestrichen, und dies dänische Rot brachte Farbe in den Winternebel und den Regen, der so oft die Straßen von Burg peitschte. Die Dänen waren sicherlich keine schlechten Menschen; wir spielten auch mit dänischen Kindern und lachten über ihr verkehrtes Deutsch, aber innerlich paßten wir doch nicht zusammen, und wenn dänische Beamte wieder wegversetzt wurden, pflegten sie sich sehr zu freuen, und die Kinder berichteten von den Wundern Kopenhagens, in denen die Beschreibung des Tivolis eine große Rolle spielte. Ein sehr langweiliges Vergnügungslokal nach meiner Ansicht, aber ich glaube, die Kopenhagener Schwärmen noch dafür.

Man konnte über Kiel mit dem Dampfschiff nach Kopenhagen reisen, und im Sommer wurde dieser Weg sicherlich öfters benutzt. Denn alles, was dänisch geboren war, mußte einmal wieder nach Gammel Danmark und nach Kjöbenhavn, und wir hörten

manche Reisebeschreibung, wenn die dänischen Kinder wieder erschienen. Es gab auch einen Seeweg, der direkt ging. Dann vertraute man sich einem Schiffer an, der mit seinem Schoner oder seiner Galeasse nach Seeland fuhr, Güter hinbrachte oder holte. Das konnte eine schnelle, aber auch eine sehr lange Reise geben. Sturm, Windstille, Schiffsbruch, es gab eine ganze Menge von Erlebnissen. Tante Lucie war einmal vier Wochen von Kopenhagen nach Fehmarn unterwegs gewesen. Da war in Kopenhagen die Cholera, und das Schiff, auf dem Tante Lucie mit noch andern Reisenden war, mußte vor Fehmarn in Quarantäne liegen. Niemand durfte an Land, aber der Schiffer und sein Junge gingen jede Nacht ans Land, um die nötigen Lebensmittel zu holen. Es war wundervolles Sommerwetter, und der Aufenthalt auf dem kleinen Schiff, auf dessen Deck man schlafen konnte, war nicht schlimm. Aber langweilig war es doch gewesen, wenn auch der Schiffer alles Mögliche mitbrachte zum Lesen und Handarbeiten. Die Quarantäne mußte aber doch eingehalten werden. Es ist noch oft über sie gelacht worden. Die Cholera ist jedenfalls damals noch nicht nach Fehmarn gekommen. Dafür sorgte dann auch wohl der Doktor Kaestner, unser Physikus. Ein großer, magerer und alter Herr, der immer zu der guten Jahreszeit einen Frack auf der Straße trug, eine Mütze mit grünem Schirm und einen Stock mit spitzer Krücke. Ehemals sollte der Doktor ein auffallend schöner Mann gewesen sein, jetzt hatte er ein rotes Gesicht, und wir Kinder fanden ihn nicht hübsch. Aber er hatte die angenehme Eigenschaft, die Taschen seines Fracks mit unschuldigen Bonbons gefüllt zu haben. Sie waren abwechselnd in weißes und blaues Papier eingewickelt, und wenn er einen kind-

lichen Patienten besuchte, dann warf er ihm eine Handvoll dieser Süßigkeiten auf die Bettdecke. Ein Verfahren, das ihm den Beifall seiner kleinen Patienten sicherte. Er verschrieb eine sehr angenehme rote Medizin und eine braune, die weniger gut schmeckte. Man ließ sich seinen Besuch nicht ungern gefallen. Aber im ganzen zogen wir es vor, ihn aus der Ferne gehen zu sehen, immer sehr aufrecht und würdig. Am liebsten hatte ich ihn, wenn er Großvater besuchte und die zwei alten Herren sich etwas erzählten. Sie hatten sich wohl zuerst auf der Insel kennen gelernt, aber sie nannten sich Du und zankten sich manchmal. Doktor Kaestner war zu Zeiten des Kaiserreichs in Paris gewesen. Er hatte noch Napoleon kurz vor seinem Sturz gesehen und berichtete, wie nahe er neben dem Kaiser gestanden und wie verfallen der einst so große Mann ausgesehen habe. Als junger Mann hatte der Doktor manches Herz auf der Insel gebrochen, wenigstens wurde dies behauptet. Jetzt fuhr er in einer unglaublich schlechten Kalesche auf Pragis und dachte wohl nicht mehr an Eroberungen. Ganz dunkel entsinne ich mich seiner Frau, einer sehr großen und stattlichen Dame, die sich sehr viel auf ihre Würde als Frau des Arztes einbildete und nicht verfehlte, andern diese Würde nachzulegen. Sie war sehr stark und schnürte sich so sehr, daß es männlicher Kraft bedurfte, ihr Schnürleibchen so fest zu schnüren, wie es sitzen mußte. Meistens mußte ihr Mann sie schnüren, war er einmal nicht zu Haus, kam eine Arbeitsfrau aus dem sogenannten Süderende der Stadt, die diese Kraftleistung vollbrachte und sich nach dem Tode der Doktorin noch immer derselben rühmte. In meiner Erinnerung sehe ich die Frau Doktor noch in einem weißseidenen Hut, mit viel Rosen bestickt, bei Tante Lucie auf dem Sofa sitzen. Sie hatte

eine tiefe Stimme und im ganzen etwas Majestätisches, das Ehrfurcht einflößte. Dann war sie plötzlich sehr krank, und ich mußte nach dem Doktorhaus laufen, und nach dem Befinden fragen. Ehemals hatte sie mir wohl, wenn ich einen Auftrag zu bestellen hatte, einen Kuchen geschenkt, nun sah ich sie nicht mehr, und es ging immer schlechter. Bis die Glocken sehr laut läuteten und der Leichenzug sich langsam durch die Straßen der Stadt bewegte. Voran die Rüstoden, die Kirchensänger, zu denen unser Vene auch gehörte, und dann der von vielen Trägern getragene Sarg.

Ich stand mit Tante Lucie am Fenster ihres Wohnzimmers und sah den Zug vorüberziehen. Sie gingen alle mit, der Amtmann in Uniform, der Bürgermeister, Großvater. Allen voran unser Vater mit dem ersten Leidtragenden, dann der Propst mit seinem Danebrogkreuz. Tante Lucie hatte feuchte Augen — ich aber empfand nur das Interessante des Zuges. Kinder sind grausam gleichgültig, und das ist doch wohl gut.

Wir hatten den Propsten sehr gern, nur sein Danebrogkreuz konnten wir nicht leiden. Seine Predigten litten nicht grade an neuen Gedanken, aber er meinte es immer gut. Daß er vor dem Hauptteil der Predigt innehielt und anstimmen ließ: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören!“ fanden wir sehr nett. Erstlich deswegen, weil einige Kirchgänger sich immer von neuem bei den Orgelklängen erschrafen und so wild um sich bläkten, als hätten sie schon fest geschlafen. Es gab auch sonst eine kleine Abwechslung in der Predigt, und die Rüstoden auf der Orgel schrien besonders laut, um dann ihre heiße Milch zu trinken, die sie sich im Winter auf einem Kohlenbeden warm machten. Der Propst hatte meistens den Haupt-

gottesdienst, der um zehn Uhr begann, während unser Vater schon um acht Uhr predigte. Das war im Sommerhalbjahr, im Winter war es, wenn ich nicht irre, nachmittags.

Unser Vater hatte immer eine gut besuchte Kirche. Wenn der Propst verreist war, er bekleidete eine Zeitlang das Amt eines Präsidenten der Ständeversammlung in Flensburg, dann hatte Vater den Hauptgottesdienst, was vielen Leuten besser paßte. Obgleich man auf Fehmarn immer früh aufstand, besonders im Sommer. Das Haus des Propsten, die Propstei genannt, lag hinter Großvaters Haus an einer Ecke des Kirchhofes. Ein weitläufiger Bau und wohl ebenso alt wie das Kompastorat. In diesem alten Haus lebte mein Urgroßvater Hammer, der Vater unsrer Großmutter Matthiesen. Er wurde später Pastor zu Steinbeck in Hamburg, und ihm folgte Propst Niese, der Vater unseres Vaters. Diesen Großvater kennen wir nur aus Erzählungen seiner jüngsten Tochter, Tante Henriette Hennings, geb. Niese. Johann Christoph war ein sehr flotter Student, als der Rosafenwinter und der darauf folgende dänische Staatsbankerott seinem Vater, einem wohlhabenden Kupferschmiedemeister in Flensburg, die Mittel nahm, seinen Sohn weiter studieren zu lassen. Johann Christoph entschloß sich kurz und wurde Kantor und Lehrer im Dorf Petersdorf auf Fehmarn. Hier bereitete er sich für sein theologisches Amtsexamen vor, erhielt darin den dritten Charakter mit sehr rühmlicher Auszeichnung und wurde gleich darauf Garnisonpfarrer in Rendsburg und von dort Propst auf Fehmarn. Er war zum Generalsuperintendenten von Schleswig vorgeschlagen, als er kaum vierzigjährig starb und vier junge Kinder seiner Witwe hinterließ. Die Kinder waren Emma, Heinrich, gestorben als

sehr bekannter Arzt in Altona, unser Vater und Henriette.

Unsrer Großmutter Christine, geb. Wittrock, ist es gewiß nicht leicht geworden, ihre Kinder groß zu ziehen, davon weiß ich wenig. Sie ist nach dem in der Propstei verlebten Gnadenjahr nach der kleinen holsteinischen Stadt Preetz gezogen, und sie hieß bei uns Großmutter Preetz. Eine kleine Frau mit sehr energischem Wesen, und die, wenn sie erschien, für uns düster in die Zukunft sah. Sie meinte immer, aus uns würde nichts. Weshalb sie dies eigentlich glaubte, weiß ich nicht. Unsre Mutter war allerdings nicht streng, und unser Vater war viel zu sehr Pädagoge, um immer zu strafen. Seine Gegenwart genügte immer, um die unruhigsten Kinder mäuschenstill zu machen. Aber, wenn eines der kleineren Kinder nicht gern in die Spielschule ging und einmal wegblieb, dann regte er sich nicht auf, sondern übersah dies Verbrechen. Großmutter Preetz aber sorgte dafür, daß der säumige Schüler mit Gewalt hingebracht wurde, was ihr doch nicht immer gelang. Wir hörten auch wohl ihre Prophezeiungen betreffs unserer Zukunft, und so ist es wohl gekommen, daß wir dem Besuch von Großmutter Preetz nicht mit ungemischter Freude entgegenzogen. Und doch war sie eine sehr gute Frau, deren Schärfen sich mit den Jahren abschliffen. Wenn sie das Pastorat besuchte, schmierte sie sofort alle Türen; das war ihre erste Beschäftigung, und ich entsinne mich noch des gutmütigen Lächelns, mit dem unser Vater das Kreischen einer Tür begrüßte. „Da wird sich aber die Großmutter freuen!“

Großmutter Preetz ist über fünfzig Jahre Witwe gewesen. Als eben erwachsenes Mädchen habe ich sie einmal gefragt: „Sage, Großmutter, wie war unser Großvater eigentlich, und wie sah er aus?“ Da ging ein

Schein über ihr altes Gesicht. „Er war schön und groß!“ sagte sie feierlich. „Schön und groß!“ wiederholte sie. „Ich werde ihn gleich wiedererkennen, aber wird er mich auch erkennen?“

Eine Frage, auf die ich ihr keine Antwort geben konnte. Sie verlangte sie auch nicht. Ihre älteste Tochter Emma wohnte auch in Breeß, aber in dortigen Damenkloster als Gesellschafterin einer Fräulein Cläre von Thinen. Tante Emma war groß und stark und hatte etwas sehr Feierliches. Der Umgang mit den Konventualinnen hatte sie würdevoll gemacht. Fräulein von Thinen war sehr viel umgänglicher und freundlicher. Dazumal war eine Breeßer Klosterdame etwas wie ein höheres Wesen und wurde auch als ein solches behandelt. Sie hatten es auch gut im Frieden ihres reizenden Klosters, wo jede Dame ihr eignes Haus hatte, und Hochwürden Gnaden Frau Priörrin schwebte wie ein Fürstin über ihnen. Wenn man Tante Emma von ihrem Kloster reden hörte, dann mußte man eigentlich vor Ehrfurcht erstarben. Leider tat ich es nie. Das kam schon daher, weil Tante Emma mich nicht leiden konnte. Sie sprach es offen aus, daß sie Jungen lieber möchte als Mädchen. Ein Geschmack, den meine Brüder natürlich sehr begreiflich fanden, während ich mich doch gelegentlich gekränkt fühlte und dies dadurch zeigte, daß ich mich nicht um Tante Emma bekümmerte, wenn sie die Eltern besuchte. Das war nicht klug von mir, aber ein echtes Kind kann nicht heucheln, und es ist nie ein sehr inniges Verhältnis zwischen mir und der Tante gewesen. Auch sie besuchte unsre Eltern im Sommer öfters, wie denn überhaupt im Sommer die Gastzimmer im großelterlichen und elterlichen Hause meistens besetzt waren. Damals waren Sommerplätze, die man für Geld besuchte, nicht so häufig, und das Geld war in manchen Familien

auch nicht reichlich. Da besuchten die Großstädter ihre Verwandten an der See oder auf dem Lande, und beide Teile fanden die Gastfreundschaft ebenso selbstverständlich und leicht, wie sie jetzt erschwert ist.

Großvater wurde viel im Sommer besucht; auch auf der Apotheke bei den jungen Wissens gab es Gäste, und das, was die Insel an Vergnügungen bot, mußte immer wieder herhalten. Nach unsern Begriffen lebten die Gäste in Saus und Braus. Franz und Hermann mußten heran und mit der Rutische die bewußten Landpartien machen. Staberhof, Katharinenhof, Marienleuchte, Landkirchen, wenn's hoch kam, Fettersdorf. Staberhof und Katharinenhof waren Güter, die Wald hatten und hart über der offenen See lagen. Es war sehr schön, vom Buchenwald aus auf den darunter liegenden Strand zu blicken oder die Düne hinunter zu laufen und sich vom Strand allerhand Interessantes mitzubringen. Die Marienleuchte lag an der andern Seite der Insel, Laaland gegenüber. Hier war das einzige Feuerlicht der Insel, ein dicker Turm mit einer sich langsam drehenden Lampe. Ein alter dänischer Major wohnte dort mit seiner Familie und konnte auf den wundervollen Strand und von dort nach Laaland blicken, dessen Leuchtturm man immer schimmern sehen konnte. Auf diese Landpartien mitgenommen zu werden war nicht unangenehm. Es wurde immer ein sogenannter Mattkorb mit vielen Butterbröten und auch Kuchen mitgenommen. Natürlich mußte man bescheiden sein; es gab immer Tanten, die diese Tugend mit sehr lauter Stimme predigten. Aber es gab auch Tanten, die einem heimlich einen guten Bissen zusteckten. Der Puttgardner Strand, wo die Marienleuchte stand, war voll von Steinen und großen Felsblöcken, die dem Strand vorgelagert waren,

ebenso wie der Strand von Staberhof und Kathrinenhof diese Felsblöcke aufwiesen. Die Gelehrten waren sich uneinig, wie diese großen Felsen nach der Insel gekommen sein mochten. Man nahm an, daß sie durchs Eis hergebracht waren. Ehemals gab es ja Winter, in denen die ganze Ostsee mit so dichtem Eis bedeckt war, daß große Peere und Lastwagen über sie fahren konnten. Von diesen Felsblöcken ist wenig mehr noch geblieben. Schon damals hieß es, daß die Steinfischer nachts an der Arbeit wären, um die wertvollen Blöcke zu holen und sie dann anderswo für viel Geld zu verkaufen. Natürlich war dies Steinfischen verboten, aber Verbote nützen bekanntlich nicht viel. Die kleineren Steine des Strandes werden von der See wohl immer wieder ans Ufer geworfen. Wir fanden oft versteinerte Seeigel, die wir Glückssteine nannten, und allerhand andres Zeug, das wir einige Zeit verwahrten, um es dann wieder zu verlieren. Man konnte Pfeilspitzen aus Feuerstein finden, Hammer, Steine, die ein rundes Loch zeigten und in alter Zeit als Hammer benutzt worden waren. Eine Tante von uns sammelte diese Sachen, aber im ganzen waren wir alle zu wenig unterrichtet, um diese Funde methodisch einzugliedern.

Was auf Fehmarn in sogenannten Hünengräbern gefunden worden war, hatten die Dänen nach Kopenhagen in ihre Museen gebracht. Das Gräberfeld bei Galendorf zeigte nur noch leere Kammern.

In Landkirchen gab es zwei Wirtschaftshäuser, die wir gern im Sommer besuchten. Sie hatten altmodische Gärten mit langen Stachelbeerhecken, die meistens leer waren, wenn wir kamen. Aber es gab dort ein altes Sommerhaus, das mit einer chinesischen Tapete bezogen war, und dazu alte, wohl fünfzig Jahre alte Modeblätter. Wo sind sie

geblieben? Ehemals befiehl man diese Sachen halb ohne Bewußtsein, und später ist dann alles verschwunden.

Die Stadt Burg liegt nicht direkt an der See. Ihr Hafen heißt der Staaken, zu dem man etwa eine Viertelstunde geht, ehe man ihn erreicht. Es ist ein Binnenhafen, und hier legten die meisten Schiffe an, auch später die Dampfschiffe, die den Verkehr nach Kiel und Neustadt vermittelten. In unserer Kindheit gab es aber noch nicht die kleinen, ziemlich gebrechlichen Dampfer. Im Sommer fuhr wohl ein größeres Dampfschiff an der Insel vorüber, hielt im Grunde an und nahm Passagiere und Waren mit, die durch ein Boot ihm entgegengebracht wurden. Bei lebhaftem Seegang war dies Ein- oder Ausbooten kein Vergnügen; besonders ältere Personen seufzten, wenn sie von rauhen Händen aufs Dampfboot gezogen oder ins Boot hinunter gelassen wurden. Aber es ging meistens gut. Einmal erlebte ich, daß ein Kalb ins Wasser fiel, aber es ertrauf nicht, sondern wurde mit vielen Scherzen und Schreien auf Deck gezogen.

Am Staaken wohnten seebefahrene Leute in kleinen, freundlichen Häusern, und am Bollwerk lagen die Schiffe, die diesen Leuten gehörten. Wenn sie nicht gerade auf der Fahrt waren. Hierher kam auch der Warenverkehr für die Insel. Hier langte an, was die Insel an Colonialwaren haben sollte, an Kleidungsstoffen und was es sonst noch gab. Dem Ausladen eines solchen Schiffes beizuwohnen, das meistens aus Lübeck oder Kiel kam, war sehr interessant; besser gefiel uns aber noch der Blick auf die holsteinische Küste, die manchmal sehr klar vor uns lag. - Dann konnte man deutlich die Stadt Heiligenhafen sehen, die manchmal wie ein Traumbild in der Ferne lag und sich gelegentlich in der glatten See spiegelte. Im Staaken gab es auch eine Bade-

anstalt, die aber lange nicht so geschätzt wurde wie die weiter entfernt liegende Tiefe. Hier war offene See, herrlicher Wellenschlag und nach Überwindung des ersten Steingürtels herrlicher Sandboden. Hierher fuhren und gingen die Fremden, um das echte Salzwasser auf sich wirken zu lassen. Salzig war es und manchmal warf es einem einige Hände voll Sand auf die Haut, aber es war immer köstlich. Selbst dann, wenn das Wasser so hoch war, daß man Schuh und Strümpfe ausziehen mußte, um in die Badekarre zu gelangen. Auf der Tiefe lagen die Überreste der alten Bwingburg Glambek. Halb im Flugland versteckt lagen ihre gewaltigen Mauern, und die Stranddisteln blühten dort, wo einst Gefängnisse gewesen sein sollten. Im Schutze der alten Mauer zu liegen und sich von der Sonne bescheinen zu lassen, war sehr behaglich. Dabei konnte man von den Seeräubern träumen, die einst hier gehaust haben sollten. Störtebecker und Gbbede Michael sollten hier gehaust haben, und von hier aus sollten sie durch einen Gang unter der See hindurch nach Holstein entkommen sein. Es ist oft nach Schätzen in dem alten Mauerwerk gesucht worden, aber gefunden hat man nichts. Seeräuber sind ohne Frage oft und viel auf Fehmarn gewesen, Schätze mögen sie auch vergraben haben, haben sie aber wohl wieder geholt oder andere fanden sie vor langer Zeit. Das schöne Taufbecken, das in der Bürger Kirche gefunden wurde, mag auch eine Seeräuberbeute gewesen sein — einige Anzeichen sprechen dafür — aber sonst ist nicht viel von Schätzen gefunden worden. Im Jahre 1872, als die große Sturmflut kam, die von der Fehmarnschen Tiefe die netten Bootshäuser riß, hat sie das Gemäuer der Burg Glambek beträchtlich bloßgelegt. Aber auch hier sind keine Schätze gefunden

worden. Man hat hier eine Bierwirtschaft eingerichtet und davon geträumt, aus der Tiefe einen besuchten Badeort zu machen. Dazu ist es aber nicht gekommen.

Soviel ich weiß, liegt das alte Mauerwerk jetzt ebenso einsam wie zu unserer Kinderzeit, und wenn auch einige Badehütten mehr gekommen sein mögen, so soll die Badeeinrichtung noch eben so urwüchsig sein wie ehemals. Und das hat seine großen Vorzüge.

Auf dem Wege nach dem Tiefenstrand lag die kleine Sankt Jürgenskapelle. Ein Rest aus alter Zeit, als man Siechenhäuser für Pestkranke und Aussächtige baute. Das Gebäude ist schmucklos, und der heilige Jürge, der in Holz geschnitten auf einem Pferde sitzt und dem Drachen seinen Speiß in den Rachen stößt, ist gerade kein Kunstwerk, aber wir haben ihn doch immer mit Andacht betrachtet. Um die Kapelle herum liegen etliche Häuser, die jetzt als Wohnung für einige Arme dienen. Ein Betvater regiert über sie. Regenten sind ja nicht immer beliebt, ich entsinne mich, daß manches alte Weiblein von St. Jürge zu unserm Vater kam und sich über die magere Suppe beklagte, die der Betvater oder wahrscheinlich seine Frau den Pflegebefohlenen kochte.

„Dogen sind da nich up!“ versicherte sie. Womit sie Fettaugen meinten. Viermal im Jahr mitten im Sommer war Gottesdienst in Sankt Jürge. Ob nur die Bürger Pastoren dort predigten, weiß ich nicht mehr. Soviel ich mich erinnere, war der Gottesdienst an einem Wochentage und wohl als Erntebittdienst gemeint. Jedenfalls war er immer gut besucht, und die Stiftingsfassen waren recht aufgereggt. Denn der Ertrag des Klingelbeutels kam ihnen zugute, und wenn er gefüllt war, dann konnte der Betvater wohl fettere Suppen kochen. (Fortsetzung folgt.)



Das Schloß im Paß
Steinzeichnung von Franz Siegete

Bruder Feuer

Erzählt von M. Herbert



Am Berge Averno, welchen Herr Roland aus Chiusi um des Heiles seiner Seele willen dem Bruder Franz geschenkt hatte, brannte der Wald.

Wo sonst grüne Wipfel wogten im Rhythmus großer Melodie, brauste ein Meer roter Brunst. Es war in der Dürre des Hochsommers, da die Passatwinde im trockenen Laub und Gras rascheln und rauschen. Ein Schäfer, der seine zottige Herde die sparsamen Kräuter abweiden ließ, hatte zwei Feuersteine aneinander gerieben, das gehäufte Heißig unter seiner Herdstatt zu entzünden. Da war ein zinnobergelber, mutwilliger, zu allen Streichen aufgelegter Funke seitwärts gesprungen. Er flog in das strohdürre Ginstergestrüpp hinein. Im Nu ward der Funke zur Flamme, stieg übermütig und ließ kerzengrade empor und warf sich dann mit lachender Zerstörerfreude in die Dornenheide, setzte mit einem Riesensprung über die Dichtung und flog, ehe man's denken konnte, in die Krone der mächtigen, uralten Pinie. Er lustierte sich am hargigen Geäst und an den braunen, starken Zapfen vom vorigen Jahr. Mit denen spielte er Fangball und schleuderte die glühenden Geschosse weit hinaus ins Feld. Gewann immer mehr Freude am Spiel und zündete das Genädel an, daß es knähte und knackte, wie sinnlos vor Hitze in die Luft ging und als feuriger Regen niederkam. Dann ging's weiter hinauf — sengte die Akazien, leckte mit heißer Zunge an den Krüppelreihen.

Der Wind, der ewige Spießgeselle des Feuers, sprang auf und mischte sich in die Affäre. Jochte und jauchzte, fauchte und schrie, höhnte und hegte das Rudel der Flammentwölfe zur Höhe empor.

Bitternd standen am Fuße des Berges Hirten, Bauern und die Brüder des heiligen Franz. Dieser eilige, jähe, unaufhaltsame Brand, nahm er nicht den geraden Weg aufwärts zur Einsiedelei des Poverello? Würden sie nicht am kommenden Tag bergauf wandern und zwischen Schutt, Geröll, schwarzer Kohle und stiebender Asche die Gebeine des Heiligen suchen müssen?

Misericordia!

Sie sanken in die Knie, schlugen an die Brust und weinten; denn sie sahen nicht Hoffnung auf Rettung. Wie hätten sie diese windgepeitschten Flammen überholen können, die schneller flogen als ihre Gedanken! Am bitterlichsten aber klagten die armen, geknechteten Weiber der Tagelöhner und Maultiertreiber. Wenn der gütige Heilige in den Flammen umkam, wer würde dann ihr schweres, an Nöten und Kümernissen reiches Leben verstehen wie er? Wer würde ihre Schmerzen mit ihnen erleiden und mit gutem Rächeln sagen: *La pace sia con voi, figlia mia!*

* * *

Um die Gebetsgrotte des heiligen Franz gebreitet lag das Paradies. So dachten seine Schüler und Brüder. Unschuld, Frieden, Liebe zu Gott und seiner Kreatur hatten es wieder er stehen lassen. War es doch, als hätten Quellen und Bäche ihren Lauf geändert und sich vereint, um dieses Eiland der Glückseligkeit zu tränken und ihm seine wundervolle Jugend und Frische zu erhalten.

Hier fanden die Plagen der Welt nicht Eingang, nicht Hitze und Dürre, nicht Staub und Rauch, weder dörrten

der Wind noch verwüstender Sturm, nicht Hagelschauer und tötender Nachtreif. Die Raupe kroch nicht in das Herz der Rose, der Wurm verschonte die Frucht, die Maus nagte nicht an der Wurzel, und der Heuschreckenschwarm, der die Felder kahl fraß, verschonte den blühenden Garten. Schützend schlossen Baum und Strauch sich zusammen, als Wall gegen alles Unheil. Von den fernsten tropischen Ländern, aus den gesegnetsten Tälern, von den sonnigsten Bergen schienen Pflanzen und Blumen herangepilgert, um das Herz des lieben Heiligen zum Lobe des Schöpfers zu ermuntern und seiner großen Fröhlichkeit zu dienen. Seine Liebe und seine nimmerrastende Sorgfalt brachten alles Leben zu unerhörtem Gedeihen. Das war ein Wachsen und Blühen, als seien die ersten Schöpfungstage zurückgekehrt.

In dieses Paradieses Gärtlein stand der Heilige, fühlte die Freude in seinem Herzen übergroß werden und sang:

Ich preise dich, ewiger, allmächtiger
 Herr,
 Um meiner Brüder, der schattigen
 Bäume willen,
 Die Früchte bringen mit Liebe und
 großer Geduld,
 Und wegen meiner Schwestern, der
 schönen und dankbaren Blumen,
 Die reiche Glüte lohnen mit reicherer
 Glüte.
 Und die alles dieses vollbringen in dir
 und durch dich.
 Um ihretwillen preise und beneide
 ich dich!

Da er noch stand in Glanz und Glori der Sonne, die sich in den blühenden Oleanderbäumen zu spiegeln schien, brach es plötzlich mit angstvollem Ungestüm der Todesfurcht durch den Wall am Gesträuch.

Die weiße Hirschkuh, die Franz pflegt und heilte, als sie von dem

Geschloß des Jägers verwundet bei ihm Schutz suchte, setzte in großen Sprüngen heran, neben ihr das junge Kalb. Erschöpft brachen die Tiere zu Füßen des Heiligen zusammen. Gleich darauf ein Trampeln wie von vielen Füßen. Ein Rudel Rehe, dann Füchse, Marder, Iltisse, Holzhasen und Wiesel, Eichhörnchen, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Mäuse und Katzen — dicht aneinander gedrängt. In toller Flucht drängte das Waldgetier zu Franz heran. Das Rotkehlchen, das in seiner Kette nistete, kam klagend herangeflattert. Rauschen in der Luft! Der gewaltige, flügelbreite Bergadler, der im Felsen horstete, stürzte mit versengtem Gefieder vor Franz zur Erde.

So wurde Franz Kunde gebracht von dem verheerenden Brande an seinem heiligen Berg. Er trat aus der Umhegung seiner Klause, und das Feuer fauchte ihn an. Rot und heiß wogte es den Berg aufwärts ihm entgegen. Nur noch Minuten, und sein Paradies und alle darin versammelte geängstete Kreatur mußte zu Asche verkohlt sein.

Franz streckte die mit den Erlöserwunden gezeichneten Hände gegen die züngelnde Lohe aus.

„Bruder Feuer, der du einen Sitz in meiner Seele hast — seit wann bist du mir feindlich? Bruder, geliebter Bruder, heiliges Lebens-element, mächtigster Diener des Schöpfers, Erwecker, Erwärmer, Erleuchter, Bote der himmlischen Glorie, gesegnet und gepriesen sei dein Namen!

Zerstöre nicht das Paradiesgärtlein meines Bruders. Siehe, ich bitte dich um der ewigen Barmherzigkeit willen.“

Laut, von brünstiger Bitte geschwellt, lang der Ruf den Flammen entgegen.

Da hielten sie ein im mächtigen Sprung, da tauchten sie die zackig gekrönten Häupter in den Bach, beugten

den Nacken vor Franz und küßten seine Füße, ohne ihn zu brennen.

Ja — das Feuer machte Frieden und schloß mit Franz ein Bündnis wie der Wolf von Gubio. Von da ab liebte und verehrte dieses Element den Armen Gottes dermaßen, daß es ihn mit seiner hellsten Glut umgab, wenn er nachts gebetverfunken im Walde kniete. Und so stille und sanft war diese Glut, daß sie kein Haar auf dem Haupte des Heiligen krümmte.

Und damals geschah es, daß drei reisende Kaufleute, die von der Nacht überrascht wurden, neben ihren Maultieren am Fuße des Berges Averno sich gelagert hatten. Sie waren tommüde; denn die Hitze war schier unerträglich und der Weg weit und beschwerlich. Zwei von den Handelsleuten waren reich, habgierig und allen sündigen Genüssen ergeben, die man der Welt für Gold abkaufen kann. Der dritte war ein innerlicher und frommer Mensch, der seine Sache auf Gott gestellt hatte.

Diesem Manne träumte in jener Nacht vom heiligen Franz, dessen Predigten er mit großer Andacht und Inbrunst auf dem Marktplatz von Perugia gehört hatte. Ihm schien, der liebe Heilige werde vor seinen Augen von der Erde zum Himmel emporgehoben und von so hellem Feuer getragen, daß es die Augen nicht zu ertragen vermochten.

Über diesem Traum erwachte der Kaufmann. Da stand die ganze Welt im roten Brand des Sonnenaufgangs. Er weckte seine Gefährten; denn sie hatten beschlossen, in der ersten Morgenkühle ihre Reise fortzusetzen.

Da aber die anderen beiden sich aufrichteten, erlosch mit einem Schlage die flammende Glut. Ringsum lagerte wieder die undurchdringliche Finsternis der Mitternacht. Die Kaufleute wurden sehr erbost, schalteten ihren Gefährten einen Lügner und Phantasten, legten

sich auf die andere Seite und schnarchten weiter. Der fromme Mann aber brachte die Nacht im Gebet; denn er spürte in seiner Seele, daß das Wunderbare Gottes ihn angerührt hatte.

Und ehe noch die Gefährten aufwachten, verließ er sie und stieg die weiten, engen Pfade zur Gebetsgrotte des Heiligen empor. Er kniete vor Franz nieder und bat: Laß mich bei dir sein! Lehre mich leben und beten wie du lebst und betest.“ Und erzählte ihm das Gesicht der Nacht.

Da sagte Franz:

„Bruder Feuer, ich danke dir — denn ich sehe wohl, daß du durch deinen überaus hellen Schein Seelen in der Finsternis suchst und gewinnst.“

So hielt das Feuer Freundschaft und Bruderschaft mit dem Armen Gottes, und sie errangen manchen schönen Sieg mit einander, solange Franz noch in seinem gesegneten Gebetsleben und in der Fülle seiner Kraft stand. Es kamen aber frühe die Zeiten, da der Bruder Körper die gewaltige Seele nicht mehr halten konnte. Franz war müde und alt geworden — das Feuer, das ihn durchlohte, verzehrte ihn auch. Gott hatte seinen getreuesten, eifrigsten und freudevollsten Diener mit den Schmerzen des Leibes verbrübert. Statt lachender Blumen und dankbarer Bäume und Tiere umstanden den lieben Heiligen nun die Qualen und Nöten der Gebrechlichkeit.

Bruder Tod sandte ihm seine Auflösungsboten: Erstidungen, Ermattungen, Schwächen.

Die Menschen, die immer gern helfen wollen, wo nicht mehr zu helfen ist, und einen Geliebten, den sie verbrauchten und zermürbten, schließlich mit tausend Ketten festhalten möchten, drängten mit guten und doch so nutzlosen Rat schlägen heran. Fürsten und Prälaten entsandten ihre gelehrten Leibärzte, und eine reiche und vornehme Dame brachte

an das arme Lager des Heiligen eine Perle, deren Reinheit, Größe und Kostbarkeit ohnegleichen war. Sie kniete neben Franz nieder, indem sie ihm das Kleinod auf einem goldenen Teller bot, sagte sie:

„Ehrwürdigster Vater! Die Welt kann Euer nicht entraten! Ihr allein fandet wieder den schmalen Christuspfad, auf dem wir folgen können. Ich bitte Euch, löset diese Perle in einem Glase auf und trinket sie. Der Tod läßt sich bestechen. Reiches Opfer bewegt ihn zur Umkehr. Und diese Perle hat ihresgleichen nicht!“

Da lächelte Franz sein glütiges, nachsichtiges, überirdisches Lächeln!

„Frau Fürstin, schenkt Ihr wirklich mir, dem Armen Gottes, diesen herrlichen Schatz? So danke ich Euch und nehme das Kleinod demütig an als der Bettler, der ich bin. Das aber sage ich Euch! Unerbittlich ist der Tod wie die Gerechtigkeit des letzten Richters. Frau Fürstin, in den Tälern Umbriens herrscht in diesem Jahre bitterer Hunger. Säuglinge welken an den Brüsten der Mütter. Diese Perle wird Leben kaufen — das heißt Brot für die Verhungerten!“

Da senkte die schöne Fürstin tief ihre junge Stirn; denn sie hatte erkannt, daß sie noch kein Maß besaß für wahrhaftige Heiligkeit.

Als die Fürstin gegangen war, kam der Leibarzt des heiligen Vaters, den dieser von Rom zur Rettung und Heilung des seraphischen Heiligen gesandt hatte.

Den Anordnungen dieses gelehrten und feinen Herren, der in Bologna studiert hatte, mußte Franz Folge leisten. Er hatte sich lebenslang fern

von den Ärzten gehalten, weil er der Ansicht war, daß sie unserem Herrgott ins Handwerk pfluschen; aber diesem Herren mußte er folgen, um des demütigen Gehorsams willen.

Der Arzt verordnete, daß man die Schläfen des Sterbenden mit im Feuer geglühten Eisen brennen sollte, damit die Geister des Lebens durch den furchtbaren Schmerz zurückgerufen würden. Nun aber war Franz durch die lange Krankheit so schwach, daß er sich vor dem glühenden Eisen fürchtete wie ein junges Kind.

Er streckte seine abgezehrten Hände aus nach dem rotglühenden Herde, auf dem Flammen schwelten und Funken tanzten.

„Bruder Feuer, du Stärkster der Boten Gottes! Mein Freund, mein Erleuchter und Erwärmer! Gedenke des Tages, da du mir untertan wurdest am Berge Averno, da du gleichsam in meinen Orden tratest. Ich bitte dich, Bruder Feuer, wenn du mich brennst, mach es gelinde. Denn du weißt, daß ich keine Kraft mehr besitze, dir zu widerstehen —“

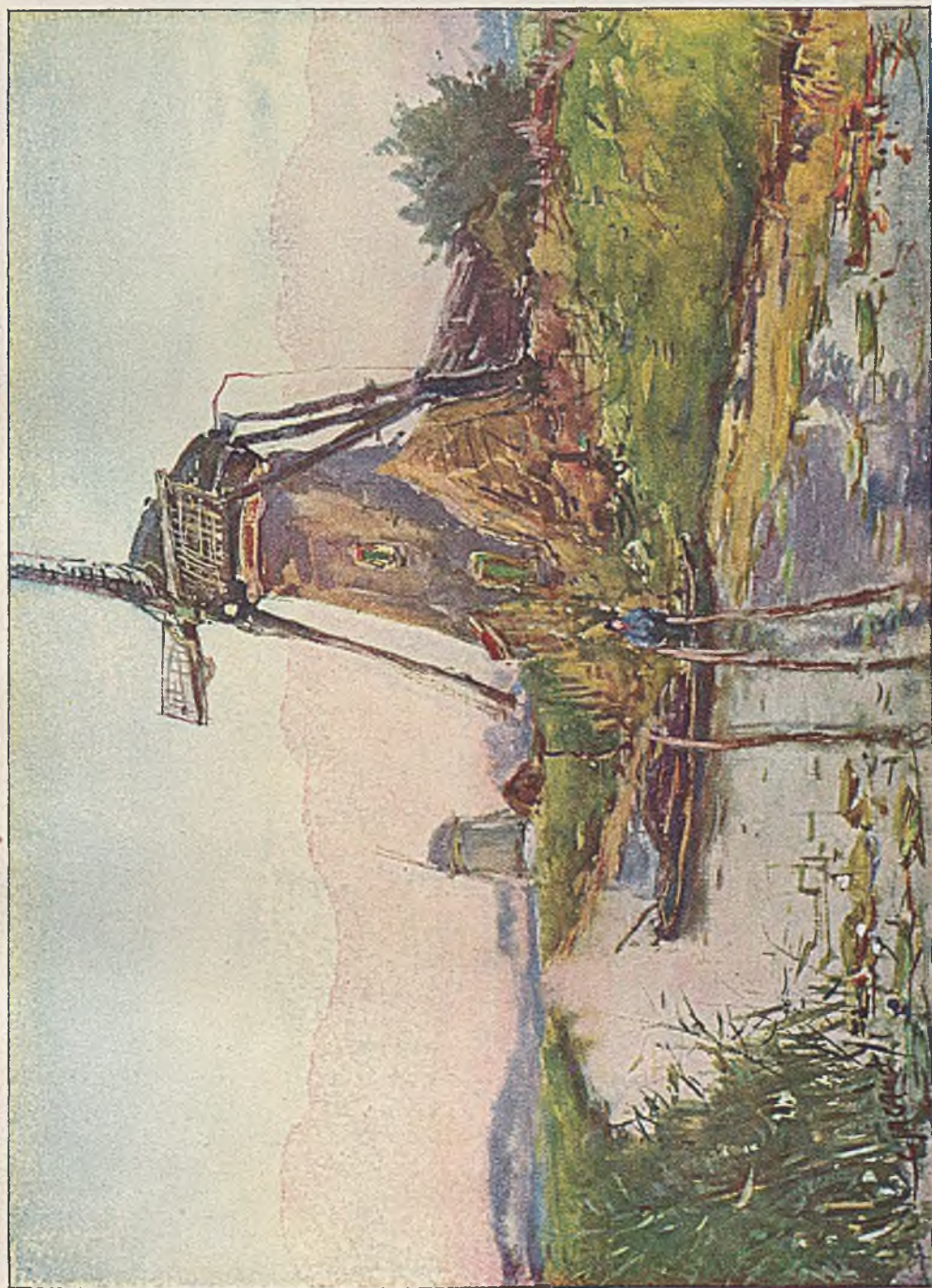
Da nun der Arzt das rote Eisen in das Fleisch des Heiligen drückte, daß es zischte und dampfte, spürte der nur die Berührung eines tröstenden Engels, die kühl und frisch war wie ein Hauch vom Berge Averno.

Die Brüder, welche das Schmerzenslager umstanden, konnten sich nicht genug erstaunen, wie standhaft Franz die unerhörten Qualen ertrug.

Dann hörten sie ihn sagen:

„Ich segne dich, Bruder Feuer, um deiner großen Barmherzigkeit willen.“
Und wußten nicht, was er meinte.





Umgebung von Dordrecht

C. Saquet:



Blick auf Tiflis vom Awabar aus

Durch den Kaukasus

Von A. Kett

Mit zehn Abbildungen

Straurige Gedanken beschleichen heute den Reisenden, wenn er von Moskau kommend durch den Südosten des europäischen Rußlands fährt. Dauerte früher die Fahrt bis zum Eingang des Kaukasus etwa zweieinhalb Tage, so muß man sich heute, infolge der Verlodderung des Verkehrswezens im Sowjetstaate in Geduld auf eine unbestimmte Anzahl von Tagereisen gefaßt machen, die ebenso gut das Doppelte wie auch das Vierfache der früheren Fahrtdauer ausmachen können. Dazu glaubt man noch heute, die entsetzliche Hungergeißel über den weiten Landstrichen drohen zu sehen, der hier im Süden, im Dongebiet, östlich des Schienenweges und

westlich bis zur Wolga und dieses ganze Stromgebiet hinauf, Millionen von Menschen unter den schrecklichsten Leiden zum Opfer fielen.

Man atmet wie von schwerer Last befreit tief auf, wenn man nach der langen Fahrt im dumpfen, schmutzigen Eisenbahnwaggon plötzlich die kaukasischen Berge in ihrer ganzen Majestät vor sich sieht. Denn während wir in den Alpen erst durch Höhenzüge und Boralpen auf ihren himmelanstürmenden Bau vorbereitet werden, erhebt sich das kaukasische Hochgebirge wie ein Felsen aus einem glatten, wellenlosen Meer.

Am Eingang des einzigen, wirklich fahrbaren Gebirgspasses, der Grusini-



An der Grusinischen Heerstraße. Unten der Terek

sehen Heerstraße, liegt zu beiden Seiten des reisenden Terek die Stadt Wladikawkas (das ist Tor des Kaukasus), die im Frieden etwa 45 000 Einwohner zählte, heute aber weit überfüllt ist von Menschen aller Rassen, unter denen die Flüchtlinge aus dem Hungergebiet einen großen Prozentsatz ausmachen.

Von hier führt östlich am Gebirge vorbei eine Eisenbahn nach Batu und von da nach Tiflis. Früher aber war die Grusinische Straße die einzige Verbindung nach Tiflis, nach Asien. Dieser Weg wurde erst vom zarischen Rußland nach der Eroberung des Kaukasus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer ziemlich bequemen, wenn auch nicht ungefährlichen Fahrstraße ausgebaut. Und die Reisenden — allerdings sind es heute nur noch wenige, die der Beruf hier hinunter treibt — die etwas Sinn für Naturschönheit haben, benutzen die auf diesem Wege verkehrende Telega, um nach Tiflis zu kommen, zumal die Eisenbahn-

fahrt auf dem gewaltigen Umwege viel länger dauert.

Die Grusinische Straße ist etwa 220 Kilometer lang. Bei der Ausfahrt aus Wladikawkas scheint die Straße gerade in die himmelhohe Mauer des Kaukasus hineinzugehen. Bald aber windet sich das Tal und zeigt die Bergriesen in fortwährender Abwechslung und Verschiebung. Den brausenden Terek, der sein graues Seifenwasser über dichtes Steingeröll bald in breitem, bald in ganz engem Bett dahinragt, zur Linken, führt die Grusinische Straße, in allmählicher Steigerung, in die furchtbare Felsenschlucht des Darjel hinauf. Kurz vor der Station Kasbek verengt sich das Tal des Terek zu einer Schlucht, die so wenig Raum zur Anlegung jener Straße bot, daß diese innerhalb eines Kilometers dreimal den Fluß hinüber und herüber passiert und mit unendlicher Mühe in den Felswänden ausgehauen werden mußte. Die oben fast zusammenstoßenden Felsmauern tür-



Militärstation am Eingang zur Darjelschlucht

men sich Tausende von Fuß über der Straße und gestatten dem schwindelnden Auge kaum den Anblick eines kleinen Streifens des blauen Himmels. Das Brüllen des nach Luft ringenden Terak, die kahlen, verwitterten, zackigen Steinmassen, die immer engere Umklammerung der Felsen, die den Ausweg zu versperren drohen — alles das macht die Darjelschlucht grauig, wild und schrecklich. Kaum hat man die Schlucht verlassen, so sieht man Ruinen alter Burgen, die, wie auch die Dörfer, Aule genannt, Schwalbennestern gleich an den Felsen kleben. Viele der Ruinen sind Überbleibsel von Burgen der Königin Tamara, einer vorgeschichtlichen Nationalheldin des Kaukasus, die heute noch als Heilige verehrt wird.

Bei der Station Kasbek hat man den herrlichsten Blick auf das Schneehaupt des gleichnamigen Bergriesen. Man kann sich einen Begriff von der Höhe der kaukasischen Berge machen,

wenn man bedenkt, daß der Kasbek mit seinen 5060 Meter die Jungfrau um etwa 900 Meter und sein nordwestlicher Bruder, der Elbrus, mit seinen 5630 Meter den Monte Rosa fast um 1000 Meter überragt.

Ungefähr 32 Kilometer hinter Kasbek erreicht die Straße die Paßhöhe, die 2200 Fuß über der Station Kasbek liegt. Dann aber beginnt eine gefährliche Fahrt abwärts. Von der Paßhöhe bis zur nächsten Station Mleti fällt die Straße in 16 Kilometer über 3000 Fuß. Man sieht die Station fast senkrecht unter sich liegen, und in zehnfach übereinander geschichteten Terrassen führt der Weg in kunstvollen Schlingungen hinunter. Der Kutscher jagt diese Serpentina in mißverstandenenem Diensteifer in vollster Karriere hinunter, und man muß alle Künste anwenden, um nicht bei einer scharfen Straßenbiegung aus dem Wagen geschleudert zu werden.



In der Darfjelschlucht

Mit der Bahöhe überschreiten wir auch die kaukasische Wasserscheide. Jetzt haben wir die Dragwa zur Rechten, in deren tief unten liegende Talsohle die Straße Blicke von wundervoller Großartigkeit gewährt. An den steilen Abhängen wird hier das Wildheu gemäht und aufgeschichtet. Außer dem Wild kann hier kein Tier hinauf. Der Mensch selbst muß sich vor den in rasender Eile hinabgleitenden Schlitten spannen, und in kühner Bertwegenheit steigt hier der Jäger dem Wilde nach. Die nächste Strecke bis Passanaur ist im Winter und besonders im Frühling eine gefährliche Passage. An den Seitenwänden der Straße bleibt der Schnee in Felsennischen den ganzen Sommer hindurch liegen. Allerdings ist der Sommer auch nur kurz, bereits im September ist meistens hier die Straße schon wieder schneebedeckt.

Natürlich war der Verkehr auf der

Straße schon vor dem Kriege nicht mehr so lebhaft wie früher, als die Wareneinfuhr von Persien nach Europa ganz über den Ramm des Gebirges ging, und die Unwälvung und Unordnung nach dem Kriege haben ihn naturgemäß noch mehr eingeengt. Immerhin begegnet man auch heute einer Anzahl von Büffelfuhrwerken, von vier bis sechs Büffeln gezogen, oder großen Kamelkarawanen, welche zuweilen an steilen Abhängen, auf unglaublich schmalen Pfaden, hoch über uns, in gemessenem Schaukelschritt einherziehen. Oft aber kann man fast stundenlang dahinfahren, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, und da heißt's aufpassen; denn einige von den Gebirgsvölkern sind schlimme Räuber. Sie lauern hinter Felsvorsprüngen, springen hinten auf die Wagen und rauben das Gepäck oder, sind sie in Überzahl, auch die Reisenden vollends aus. War schon



Blick auf den 5060 m hohen Rasbed



Dorf Passanaur am Teret



Lesghier aus dem östlichen Kaukasus (Daghestan)

im alten Rußland eine Klage bei der nächsten Kosakenstation nur in seltenen Fällen von Erfolg, so ist nach der Revolution, die eine Zerlegung des Kaukasus in 11 Republiken mit sich brachte, eine Beschwerde ziemlich unnütz. Abgesehen davon, daß diese Wegelagerer sehr bald in einer Nachbarrepublik untertauchen können, scheinen auch die von eingeborenen und russischen Soldaten besetzten Stationen heute nur den eigentlichen Zweck zu haben, das Reisen durch Visitationen von Gepäc und Papieren zu einer Qual zu machen. Wie denn ja bekanntlich bei den neuen Staatssystemen, die das Wort „Freiheit“ am grellsten auf ihre Fahnen schrieben, die wirkliche Freiheit als staatsgefährlich unterdrückt wird. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott,“ ist deshalb der bei einer Reise auf dieser Gebirgsstraße einzig zutreffende zu empfehlende Wahlspruch.

Bemerkenswert unter den kaukasischen Gebirgsvölkern sind die Bergjuden, ihrer Zahl nach etwa 7000. Sie tragen wie alle kaukasischen Völker Waffen, kennen ebenso wie diese die Blutrache und haben viele religiöse Gebräuche des Muhammedanismus angenommen. Auf die übrigen Juden schauen sie mit Verachtung. Sie behaupten von jenen Juden abzustammen, die nach der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft nicht wieder in die Heimat zurückkehrten, und rühmen sich, nicht an der Ermordung Christi teilgenommen zu haben. Am reinsten erhalten haben sich unter den kaukasischen Völkern die Chewsuren, ein georgischer

Stamm. Sie tragen Kettenpanzer, Eisenhelme und Schienen am Arm und Beinen. Sie sind zwar, wie die meisten anderen georgischen Stämme, Christen, doch ist ihr Christentum eigenartig verderbt. Über das Fasten lehren sie zum Beispiel, daß, wer auf Erden fastet, auch später im Himmel nichts bekommen werde. Die junge Chewsurenfrau erhält bei ihrer Hochzeit als erste Mitgift einen Bimsteinstengel zum Weizen der Hühneraugen. Die Vermehrung des Menschengeschlechtes gestatten ihre Anschauungen nur unter bestimmten Bedingungen. Erst nach dem 30. Lebensjahre ist dem Chewsurenweib eine Geburt erlaubt, Es muß aber in der Gebärzeit das Dorf verlassen und in einer besondern, fern abliegenden Behausung die Geburt abwarten.

Ungefähr 25 Kilometer vor Tiflis liegt die Station Mzhet, die alte grusinische Königsresidenz. Hier sieht man

noch eine ziemlich gut erhaltene Kirche aus dem 12. Jahrhundert, und alljährlich im Herbst strömt die christliche Bevölkerung des ganzen Kaukasus hier zusammen, um religiöse Feiern abzuhalten. Hier mündet die Aragwa in die Kura, in deren breitem Tal die Straße jetzt bis Tiflis verläuft.

Hier macht sich auch schon die Natur des Südens bemerkbar: Weingärten, Nußbäume, freundliche Dörfer verleihen der Gegend den Farbenreichtum der italienischen Landschaft. Überhaupt ist fast das ganze Land mit seiner fetten Schwarzerde am Kuban und Terel — die übrigens von der Mißernte der letzten Hungerjahre verschont blieb und das ersehnte, aber meist unerreichte Ziel der verzweifeltsten Hungernden war — mit seinem aus verwitternder Lava bestehenden Boden in Transkaukasien von großer Fruchtbarkeit. So betrogen

in den günstigen Strichen schon vor 20 Jahren die Bodenpreise über 1000 Goldrubel für den Hektar, für einen Weingarten sogar bis 4000 Goldrubel, bei außerordentlich niedrigen Verkaufspreisen für die Produkte. Der Weizen ist das ausschließliche Brotgetreide, während die Gerste in normalen Zeiten hauptsächlich als Pferdefutter verwendet wird, da der Hafer fehlt. Stellenweise wird Hirse und Reis gebaut, im Kubangebiet Mais in solcher Menge, daß er ein wichtiger Exportartikel ist. Außer Kartoffeln, Zwiebeln, Tomaten und Paprika gibt es sehr wenig Gemüse. Dafür aber ist der Ertrag an Früchten, namentlich in Imeretien im Südwesten, dem „Garten des Kaukasus“, besonders an Pfirsichen, Aprikosen, Quitten, Feigen, Granatäpfeln, Melonen, Walnüssen, Kastanien und Mandeln sowie in der Gegend von Suckum und Batum



Cheowjuren in Kampfausrüstung



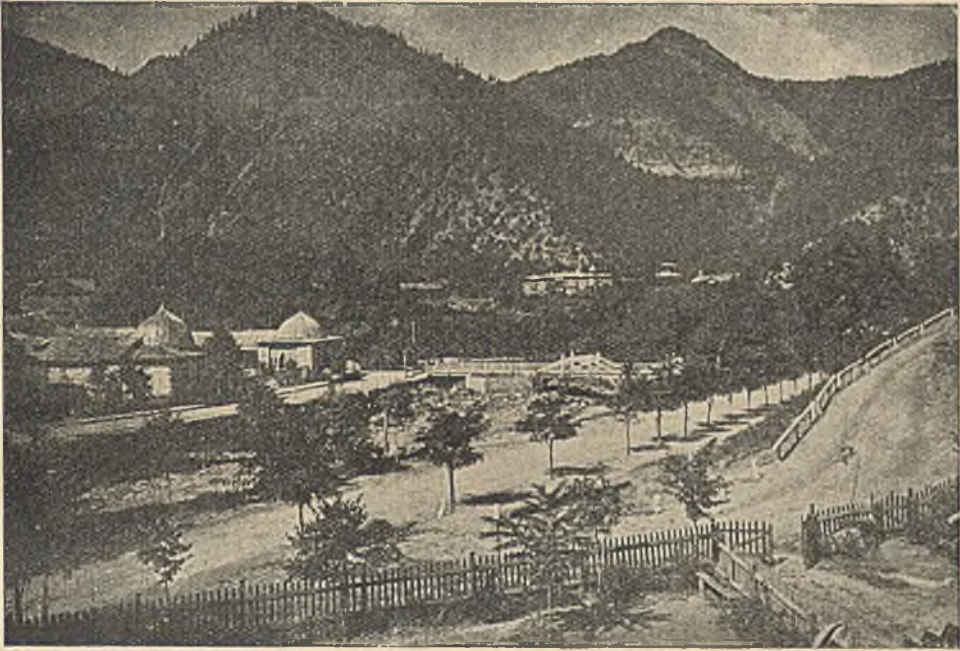
Wasserträger in Tiflis

am Schwarzen Meere an Mandarinen und Zitronen sehr groß. Bei Tschakera in Georgien sind seit 30 Jahren Plantagen von indischem Tee angelegt, die sehr gute Resultate ergeben. Von Ölfrüchten werden Oliven weniger, viel dagegen Sesam und Rizinus gebaut, auch die tropische Erdnuß kommt im Südwesten gut fort.

Für die Ausfuhr weit wichtiger ist die Produktion von Wein, Tabak, Seide und Baumwolle. Von den 4 Millionen Hektolitern Wein, die Rußland vor dem Kriege erzeugte, kamen mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen auf den Kaukasus. Die Produktion von Tabak ist mit etwa 300 000 Doppelzentnern zwar noch nicht sehr bedeutend, aber einer großen Steigerung fähig. Das gleiche gilt von der Rohseide, von der in Georgien und Aserbeidschan etwa 400 000 Kilogramm jährlich bis zum Krieg ausgeführt wurden. Eine anscheinend große Zukunft hat in Aserbeidschan der Baumwollbau,

obschon die Jahresproduktion nur etwa 200 000 Zentner beträgt. Es können aber noch große Landstrecken der Baumwollkultur erschlossen werden, namentlich in der Mugansteppe, wo die zarische Regierung noch in ihrer letzten Zeit große Strecken bewässern ließ.

Die Viehzucht steht noch auf einer primitiven Stufe. Nur im östlichen Herzen ist von dem deutschen Freiherrn von Kupschenbach die einheimische Rasse durch Kreuzung mit Simmentaler und Allgäuer Vieh veredelt worden. Das Meiereiwesen wurde bisher nur im Hochlande südlich von Tiflis von deutschen Kolonisten und Schweizer Sennen betrieben, die früher große Mengen Schweizerkäse ausführten. In Transkaukasien werden ausschließlich Fettschwanzschafe, die Fleisch und Käse liefern, gezüchtet, im Kubangebiet werden große Mengen Wolle und Leder gewonnen. Neben den Nuzhölzern, Eiche, Walnuß, Eukalyptus usw., ver-



Das vielbesuchte Mineralbad Borzhomi bei Tiflis

dienen vor allem die mineralischen Bodenschätze größte Beachtung. Obenan steht das Petroleum, mit dem der Kaukasus früher einen großen Teil Europas, Asiens und Ägyptens versorgte, dann das Manganerz, das hauptsächlich nach Deutschland ausgeführt wurde, ferner die Kupfergewinnung in Kebab, Achtsule, Allahverdy u. a., die noch eine große Zukunft haben kann, wenn das Land einmal wieder politischen Frieden hat. Daß die gesamte Produktion unter den heutigen Verhältnissen, wo die Sowjetregierung in Moskau mit ihren Utopien auch die angeblich selbständigen Republiken des Kaukasus in Fesseln hält und jeden wirtschaftlichen Aufstieg unterbindet, kaum noch von Bedeutung ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Nur wenige Stunden nach der Abfahrt von der Station Mzchet erblickt man Tiflis, und bald läuft die Telega in die breiten Straßen des europäischen Stadtteils ein. Tiflis, die Hauptstadt

der Republik Georgien, ist auch die eigentliche Hauptstadt ganz Kaukasiens. Unter den heute etwa 200 000 Bewohnern sieht man die Angehörigen der verschiedensten Nationalitäten. Doch sind etwa 75 Prozent von ihnen wie von den Bewohnern der ganzen Republik Georgier, die eigentlichen Herren dieses Freistaates. Sie waren neben den mehr zerstreut lebenden Armeniern die Führer der kaukasischen Freiheitsbewegung, die auch unter der zarischen Regierung ständig unter der Asche fortglimmte, bis sie im Revolutionsjahr 1917 zum Ziele kam. Zu dieser Aufgabe waren die beiden Völker als die ältesten Kulturvölker des Kaukasus berufen. Der damals gegründete Freistaat Georgien umfaßt ein Gebiet von rund 9000 Quadratkilometern mit nahezu 3 Millionen Einwohnern. Seine Selbständigkeit dauerte allerdings nicht länger, als es den Moskauern paßte. Heute ist Georgien oder Grusien nichts anderes als ein Teil des bolschewistischen Ruß-

land und in seiner Hauptstadt Tiflis gibt der Moskauer Bevollmächtigte, unterstützt durch rote Truppen, seine drakonischen Befehle, die die Bevölkerung und die Wirtschaft des Landes mehr beengen als die Maßnahmen des ehemaligen kaiserlichen Gouverneurs.

Neben den Georgiern oder Karthweliern, die der georgisch-armenischen Kirche angehören, sieht man von den eingeborenen Völkern am häufigsten die Armenier. Sie sind hervorragend am Handel beteiligt und spielen in Stadt und Land die Rolle des Juden bei uns. Nächst diesen beiden christlichen Völkern begegnet man öfters dem muhamedanischen Tartaren, einer plumphen, untersehten Gestalt mit breiter Schaffelmütze. Hinter ihm schreitet stolz der hagere Perser in seiner ellenhohen Pelzmütze, den Bart mit Henna rotgefärbt, und weiter folgen Türken, Tscherkessen, Osseten, Inguschen, Tuschinen usw. Die meisten Bewohner tragen die Tscherkessentracht: den langen an der Brust mit Patronenhülsen geschmückten Rock und die oben rotbenähte Pelzmütze.

In eine ganz andere Welt glaubt man versetzt zu sein, wenn man in den orientalischen Stadtteil von Tiflis kommt. In den engen, schmutzigen Straßen sieht, läuft und schreit alles

durcheinander. Menschen in den buntesten Trachten und Farben geben Töne und Laute von sich, die man kaum für Worte hält, geschweige denn versteht; Kamele, ganze Karawanen, treiben uns schnell zur Seite, und naserrümpfend schaut vom hohen Ross der stolze Georgier auf die gestikulierende, schmutzige Menge. Die Häuser — kaum kann man diese baufälligen Kasten so nennen — sind in unentwirrbarem Knäuel durch- und aufeinander gebaut.

Wenn aber die rotvioioletten Strahlen der sinkenden Sonne die Dächer einhüllen und das „Allahu akbar! Mischhedu anna la illaha ill' Allah! Gott ist groß! Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Gott!“, des Muezzin vom Minarett herab verhallt ist, dann wird's oben lebendig. In weißen Mänteln, aus denen die flammenden Farben der Unterkleider hervorleuchten, erscheinen dort oben die Schönheiten des Orients und ergehen sich in lebhaftem Geplauder. Man vergißt den Jammer, der infolge menschlichen Wahnsinns über den weiten Gebieten des Ostens lagert wie über einem großen Teil der westlichen Welt. Die schwüle Luft des Südens macht unser Denken träge und unsere Phantasie lebendig. Und mit offenen Augen erleben wir Märchen aus Tausendund-einer Nacht.

Karfreitag

Das Golgatha des Winters ist verlassen,
Der Weg war kalt und öde die Natur,
Der Nordwind sang sein schaurig Lied vom Sterben,
Ein Leichenkleid bedeckte Wald und Flur.

Nun liegt das Frühlings-Osterland erschlossen,
Es rauscht der Wald im warmen Sonnenglanz,
Und über Feld und Wiesen Blüten-lockend
Wiegt schon ein Falter sich im ersten Tanz.

Und eine Lerche stieg in Himmelsbläue,
Als ich dem Frühling heur' entgegen schritt,
Und meine Seele, die im Winkel träumte,
Ich fühl' es jauchzend, sie flog wieder mit.

Novelle

Von Franz Friedrich Oberhauser.



Der Seniorchef der Kolonialwarenhandlung Brinken u. Co., Jan Jakob Nicolaas van Brinken, saß zu Hause an seinem Schreibtisch und legte einen kleinen Stoß sehr alter Warenberichte aus dem „Rotterdamer Courant,“ noch aus der Zeit seines Vaters, in denen er eben, nach der Arbeit im Kontor, sozusagen zur geistigen Erholung ein wenig geblättert, wieder der Reihe nach zusammen. Während er das Bild der damaligen Handelswelt, des Schiffsverkehrs und des Geschäftswesens ganz deutlich und klar zu sehen glaubte, zog er die unterste Lade seines Schreibtisches auf und verwahrte die schon vergilbenden Zeitungsblätter vorsichtig an der gewohnten Stelle.

In diesem Augenblicke sang die Standuhr hinterdem offenem Kamine in Begleitung silberner Hämmermusik die zweite Viertelstunde nach sieben Uhr abends.

Daraufhin nahm Nicolaas van Brinken sein weißes, altes Pfeiflein, griff in eine große, von blauen Blumen überhauchte Porzellanbox, nahm daraus ein paar Finger voll echten Frieschen Heeren-Baai-Tabak, stopfte sparsam den weißen halbverrauchten Pfeifenkopf und ging zum Fenster.

Der Abend funkelte leise über der Hafenstadt, Seenebel flogt die Lürem ein, und über einem heimwärtsgleitenden Dreimaster hing das gläserne Schmuckstück des Mondes.

Van Brinken war eben dabei, einen Vergleich anzustellen vom Hasen, der da unten donnerte und unregelmäßig weiße silberne Dampfplänen in die Luft schleuderte, und jenem zur Zeit seines Vaters, als Christiaan, sein Diener,

eintrat, mit dem Rock im Arm und einer Visitenkarte.

„Mijnheer, heute ist Sociëtat!“ sagte er, und während er den Rock entfaltete, wieder liegen ließ, überreichte er die Visitenkarte.

Nicolaas van Brinken las in großer, starker Schrift: Guido Verhagen.

Er schüttelte den Kopf.

Dann sah er wieder in den Hasen hinunter, als wollte er zur Abwechslung die Duedalben zählen, über denen die Möwen einen schimpfenden Reigen schossen, blies den Rauch zwischen den Zähnen hervor und sagte: „Es ist gut!“

Guido Verhagen fand den Herrn Brinken am Fenster. Es war einige Augenblicke still. Dann sah van Brinken wahrscheinlich ein, daß die Duedalben auch weiterhin noch am selben Plage stehen würden und die Möwen schimpften. Er drehte sich daher um und sah den jungen, elegant gekleideten Mann ins Gesicht. Verhagen verbeugte sich ein wenig, und als van Brinken auf einen Stuhl zeigte, setzte er sich augenblicklich ein bißchen schwungvoll nieder, schob den Hut auf die Schreibtischplatte über die wohlgeordneten Bleistifte und Federstiele hinweg auf die weißen Briefblätter.

„Entschuldigen Sie, Herr van Brinken wenn ich so spät komme, aber es fiel mir so plötzlich ein . . .“

Er hielt inne, wie um den Schrei einer Dampfsirene, der gellend heraufschlug, verhallen zu lassen.

„Ich bin Guido Verhagen . . .“

Er hielt wieder inne, obwohl diesmal keine Dampfsirene piff. Als van Brinken keine Miene zur Antwort machte, setzte er fort:

„. . . der berühmteste Fußballspieler unseres Landes!“

Da nahm van Brinken das weiße Pfeiflein aus dem Munde.

„Fußball? . . .“

Es sah aus, als hätte ihn Verhagen in Verlegenheit gebracht.

„Fußball!“ wiederholte van Brinken und ordnete die durcheinander gekommenen Bleistifte und Papiermesser auf dem Schreibtisch . . . „Entschuldigen Sie, aber ich weiß nicht genau, ich kenne mich darin nicht genau aus . . .“

„Herr van Brinken, ich habe fünfzehn große Preise, Auszeichnungen, und werde in den Listen der großen Sportblätter an erster Stelle geführt!“

„Auszeichnungen, Sportblätter. . .“ die Verlegenheit schien zu wachsen.

„Verstehen Sie mich recht, Herr Fußballspieler, ich bin sechzig Jahre in der Firma und erinnere mich manchmal an die Zeit, wo ich als Junge Ballen schleppte und Säcke füllte, wo ich schreibend hinter den großen Büchern saß, wo ich als Abteilungschef stand, ich weiß, woraus wir groß geworden sind, kenne alle unsere Übersee- und Flußdampfer, unsere Schlepper und unsere einhundertfünfundzwanzig Filialgeschäfte, kenne unsere Angestellten und weiß, daß der Steuermann Bladeraken sein fünftes Kind bekommen hat. Ich kenne den Unterschied zwischen Sumatra- und Chinareis . . . oder wissen Sie . . . was die Qualität bedeutet zwischen Java- und Borneo-Kaffee? Wissen Sie, wie der Java-Kaffee von neun anderen Sorten zu unterscheiden ist, oder was die Zimmetrinde für eine Verpackung erfordert?“

Guido Verhagen lächelte nicht mehr, er sah ein wenig ernst aus.

„Gut! Ich bin Berufsfußballspieler, habe meine Arbeit, meine Verpflichtungen, habe eine Reputation zu erhalten, habe meine Preise und Er-rungenschaften . . .“

Van Brinken klopfte umständlich sein Pfeiflein aus.

„Ich verstehe das alles, ich will auch dem Sport nicht nahetreten, aber ich bin ein anderer Mensch. Von uns hängt es ab, ob so und so viele Menschen etwas zu essen haben, ob der Handel funktioniert und ob so und so viele Hunderte von Menschen ihr Brot verdienen. Mein Beruf ist . . . entschuldigen Sie, ein bißchen älter als der Ihre, aber wie gesagt, ich verstehe die moderne Zeit und sage kein Wort gegen den Berufssport . . .“

Die Standuhr läutete wieder, und Herr van Brinken ward ein wenig unruhig.

„Ich muß noch auf die Societät, Herr Verhagen!“

„Ja,“ sagte Verhagen, und es kam ihm wahrhaftig nicht leicht an, fortzufahren. Er stockte einen Augenblick und sah in die Nacht hinaus.

Ein Zug lärmte mit verworrenem Geknatter über eine Brücke.

Da faßte sich Verhagen einen neuen Mut und sagte: „Ich will in Ihr Geschäft eintreten, Herr van Brinken. In Anbetracht meiner Leistungen, meiner Kräfte, meiner Verwendbarkeit. . .“

Herrn van Brinken fiel es gar nicht einmal im Traume ein, nach den Gründen dieses Berufsumschwunges zu fragen. Er knipste bloß ein Aschenkörnlein vom Rockärmel und sah dann den Besuch an.

„Sie kommen zu mir als Stellungsuchender. Als was soll ich Sie nehmen? Ich kann Sie — wenn Sie morgen in meinem Geschäftskontor vorsprechen — als Kontorlehrling aufnehmen, wenn Ihnen das behagt. Aber vergessen Sie nicht, dem Diener zu sagen, daß ich Sie dringend herbestellt habe!“

Verhagen schwieg. Es flog ein kleiner Schatten von Spott und Bitterkeit über sein verbranntes junges Gesicht.

„Ich habe den ersten Rang und Namen, Mijnheer!“

„Ich habe für meine Angestellten und meinen Geschäftsberuf zu sorgen, Herr Verhagen . . . aber entschuldigen Sie mich jetzt, ich muß in die Societät! Also bitte . . .“ sagte er, während er dem eintretenden Diener, der ihm den Mantel brachte, entgegenging, „vergessen Sie nicht, zu sagen, daß ich Sie herbestellt habe!“

Er ließ sich den Mantel überstreifen, und während Verhagen nach seinem Hut griff, sagte Herr van Brinken noch: „Und ich danke Ihnen für die interessante Unterhaltung über den neuen Beruf!“

Christiaan entließ den Fußballspieler.

Als Verhagen auf die Straße kam, drängte es ihn rasch den Singeln zu. Weiß Gott, er hatte es ernst gemeint mit der Stellung. Die Aussichten des großen Handelshauses, der Gedanke an seinen Vater, welcher Schiffsdienst machte, seinen Bruder in einer Reederei, aber seltsam, ein Korkpfropfen stat ihm in der Kehle, und dunkel überfielen ihn die Gefühle; er schwankte zwischen Ärger und Bitternis, zwischen Lachen und Unbefriedigtsein und hemmte seinen Schritt an den vielen Booten, die schaukelnd Nachtruhe hielten.

Da trat er in den Sichtkreis einer

Laternenreihe, und Zeitungsjungen, welche hier Abendblätter ausriefen, sahen ihn, schwenkten die Mützen und riefen ihm ein Heil zu. Sie brüllten ihm noch nach, als er schon mit rascheren Schritten wieder in einer dunklen, engen Gasse verschwunden war . . .

* * *

Herr Nicolaas van Brinken nahm unterdessen den Spazierstock von Christiaan in Empfang, lächelte ein leises, stummes Gefühl vom Herzen und schritt gemächlich aus der engen Haustüre den Lagerplätzen und Docks seiner Warenhäuser zu, wurde sofort vom ersten Passanten ehrfurchtsvoll gegrüßt, nickte ohne Unterlaß nach links und rechts und trat, als er seinen alltäglichen Rundgang beendet, in die Halle der Societät, ließ sich von zwei Dienern Rock, Hut und Stock abnehmen, setzte sich dann stillschweigend in einen tiefen, breiten Lederfauteuil, wußte mit einem kleinen merkwürdigen Gefühl der Unsicherheit nichts anzufangen und bestellte, um wieder in die gewohnte Gedankenreihe zu kommen und sein inneres Gleichgewicht wiederzuerlangen, ein Gläschen Genever, dem nach fünf Minuten ein zweites folgte.

Da hatte er seine Ordnung innerer Gefühle wiedergesunden.

Frühlingsdrang von Wilhelm Lennemann

Der Bauer steht vor seinem Frühlingsacker,
Daraus ein Rauch aufsteigt, wie Duft vom frischen Brot,
Die Schollen glänzen, und der Sonne Leuchten
Über die Felder loht!

Des Frühlings Drang, wie alles Wesens Wille,
Im Odem eines Lebens steht:
Und Bauer, Acker, Sonne, Saat und Stille
Sind Schöpfer, Schöpfung, Seele und Gebet.

Der Husar

Von Kurt Siemers.



Der Herzog von Cumberland mit seinen Hannoveranern und Engländern hatte keine Bravour und darumb auch keine Fortune gehabt; deshalb mußte er am 8. Septembris 1757 bei Kloster Zeven ohnweit Hameln einen nicht sehr ehrenvollen Capitulationsvertrag unterschreiben.

Damit waren die Straßen bis an die Elbe frei, und die Franzosen sprachen schon davon, wie sie auf den Wällen von Magdeburg mit einem preußischen Liebchen Promenade machen wollten.

Der Duc de Richelieu zog mit 60000 Franzosenkerlen und ziemlichem Geschütz heran. Die preußischen Provinzen zitterten und dachten an ihren König, der in Schlesien seine Campagne führen mußte.

Der Obrist Fischer, des Raubens und Plünderns ein Meister, fiel mit französischem Vortrab ins Bistum Halberstadt. Den Hühnern drehten sie die Hälse ab, und manchmal auch den Bauern, wenn sie Keller und Scheunen nicht gutwillig öffnen wollten. Die Herren vom Rat trakteten sich ratlos hinter den Ohren, die Frauenzimmer liefen durcheinander wie ein Hühnervolk, auf das der Habicht stößt. Nur die nichtsnutzigen Buben freuten sich, weil die Kanterz keine Schule mehr halten konnten.

Die Halberstädter wußten, daß der Cumberlander das Herz im Hosenboden sitzen habe und vor lauter Feigheit nicht zu siegen wagte. Als die Dickstiebel des Braunschweiger Herzogs Wilhelm Ferdinand gerade im besten Gange waren, den Windbeuteln des Ducs das Kamisol vollzuhaufen, ließ der Cumberlander Retraite blasen. Der junge Braunschweiger hatte nachher

wie ein Koppelnknecht auf den Cumberlander gefluht, aber das half den Preußen nicht aus dem Dreck.

Der Bürgermeister Benjamin Lieberkühn von Halberstadt hatte vertraute Boten ausgeschildt, aber die kamen ohne Hoffnung auf Entsatz wieder.

Auf den Cumberlander dichtete man einstweilen gallige Reime, machte einen breiten Buckel und sah böse zu, wie sich die Franzosenkerle Taschen und Pansen füllten.

„Schlagt doch dat Naszeug dot,“ sagten die Harzlebener Burschen und diskutierten, ob eine Husarenmontur oder eine Kürassieruniform sie besser anliese, denn sie hatten Lust, als preußische Reiter Schlachten gewinnen zu helfen.

Einstweilen waren die Reiter des großen Königs noch weit, und die Bauern mußten den französischen Dieben ihr eigenes Korn ins Hamsterlager nach Osterwieck fahren. Das liebe Brot ward rar; dafür waren aber in Halberstadt die Pariser Princes, Contes und Marquis so gemein wie Raupen im Weißkohl.

Viel Mutwillen übte das Pack aus Welschland. Insonderheit mußte sich der arme Landmann viel Vexierung gefallen lassen. Dem Pastor zu Sargstedt taten sie argen Schabernack, den er, so christlich der milde geistliche Herr sonst fühlte, niemals vergessen hat. Er war ein sonderlicher Liebhaber eürbßer und gelahrter Bücher und hatte eine große Stube voll davon. Die schleppten sie heraus, lockten damit ihre Morgenjuppe oder verwandten die einzelnen Blätter bei einer gewissen Verrichtung, dem würdigen Manne zum Hohn.

Im Kreuzgang der Kirche Unser Lieben Frauen wieherten Soldatengräber, und die alten Gräber waren unter Pferdemist verschwunden.

Der Fürwitz, der dieser Nation eigen ist, trieb die Herren Franzosen bis unter die Kanonen von Magdeburg, wo sie den Landleuten manlichen Schaden taten.

Das war den Preußen eines Tages doch zu dumm. Achtzig Freiwillige von Herzog Ferdinands Eisenbeißern, gedeckt von einer Schwadron Seydlißscher Husaren, zogen eines Sonntags auf Halberstadt zu, nach Egeln. Dort lag eine weit überlegene französische Abteilung. Die Preußen kamen gerade zur rechten Zeit, um sich bei den französischen Offizieren zu Mittag zu laden, denn es war die Zeit nach dem Kreuzgang. Der Kürassier-Obrist Graf Lusignan hob mit seinen acht Offizieren auf höfliche Invitation der Preußen im Egelner Klosterrefektorium die Hände hoch, und auch seine starke Mannschaft dachte nicht an Widerstand. Nach welscher Sitte steckten die Herren Preußen das kostbare Silberzeug des Herrn Grafen als Souvenir ein. Die Husaren ließen das eben aufgetragene Essen nicht kalt werden und fasten auch, wo es not tat, gleich mit der fünfzinkigen Gabel zu. Alles, was Franzose hieß, marschierte in Gefangenschaft, und waren ihrer über tausend Mann.

Da trafen Kuriere ein mit der Nachricht von einer großen Bataille in Schlesien, gerade als der Duc 200 000 Taler Kontribution gefordert hatte. Die französischen Hörner schmetterten den Breiten Weg herunter, und die Armee zog nach Westen ab, weil man wußte, daß der Sieger von Roßbach keinen Spaß verstehen würde. Auch hieß es, daß preußische Vorhutten den Feinden schon auf den Hacken sei.

Bei den Franzosen ging ein unheimliches Geschnatter und ein Reden

mit Händen und Armen los. Halten da vor dem Kühlinger Thor in Halberstadt noch fünf französische Kürassiere, um nach den Preußen lange Hälse zu machen, während ihre Kameraden über Ströbeck abrücken. Da bricht ein Seydlißscher Husar aus dem Hinterhalt, prescht wie der Deubel auf die verduhten Kerls zu, fuchtelst sie mit dem Säbel, daß sie zu fünfen Pardon schreien, Waffen und Pistolen ins Gras werfend. Der Preuße läßt sie höflich durch Zeichensprache ein, Brustbeutel, Mantelsack und Taschen aufzuknöpfen, kommandiert kehrt und läßt sie hübsch vor sich her reiten bis auf den Domplatz, wo die Bürger schmunzelnd zuhauf rennen.

Neben dem Dom am Zwicken halten sie zu sechsen. Der Husar dreht den Schnurrbart, macht den Mädeln Augen und läßt sein buntes Mäntlein im Winde kriegerisch wehen. Ruckstill halten sich die Franzosen, während der Husar seine Beute zählt. Ist manches Talerstück dabei, das ein preußischer Bauer in der Bettlade verborgen hielt.

Einen Augenblick überlegt der Husar, da packt ihn eine ausbündige Lustigkeit, einen Beutel nach dem andern leert er, klingling, über die Menge, und das Volk, das vom Johannesbrunnen und aus der Gröperstraße zusammenkief, balgt sich um die Münzen und ruft auf Geheiß des Preußen: „Vivat Friedericus und seine Husaren!“

„Was soll ich mit dem Dreck! Die Taler drücken, und die Lujedors zerreißen mir das Hemde!“

Sprich's, läßt die fünf gefangenen Kerle absehen. Drei junge Burschen, Poppe aus dem Drachenloch, Rahmann von Quenstädt und Schliephake aus dem Huy, sitzen auf, um sich bei des großen Königs Husaren anwerben zu lassen. Im Zudeltrab geht's aus der Stadt heraus, zur Schwadron des Husaren zurück, und die fünf Franzosen immer nebenher.

Die Buben schrien noch immer „Vivat Friedericus!“ und wollten allesamt Husaren werden in dieser Welt.

Für diesmal waren die Halberstädter aus aller Not, und der Sargstedter Pastor konnte sich ein Schock herzhafter Hagel- und Donnerwetter auf die Kujone erlauben, die seine schönen Bücher stibizten, ohne daß ein Blitz vom Himmel dreinschlug.

Der Kanonikus Gleim hörte den fröhlichen Lärm in seinem stillen Häuschen hinter dem Dom und sang spöttisch den Abziehenden sein Noßbachlied nach:

„Erschalle, hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher,
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinterher . . .“

Kinderhand

Von Max Jungnickel

Weller Frühlingstag. Alle Gesichter leuchten, die von den grünen Wellen der Bäume zärtlich berührt werden. Ich gehe durch die Straßen. Meine kleine Tochter hat ihre Hand in die meine gelegt.

Ich fühle sie deutlich, die kleine, zarte Kinderhand. Und wie ich die Hand drücke, da erklingt das Herz meiner Tochter in meinem Herzen. Unsere beiden Herzen begegnen einander und halten sich umschlungen. — —

In meinem Herzen werden alle Glocken wach und läuten und jubeln . . . Wie ein seidiger Vogel trippelt sie neben mir her . . . O, wenn ich die nicht hätte! Wie oft hat meine Seele das kleine Kindergesicht umkreist und ist in die Kinderaugen gestiegen, hinuntergeslogen auf den Kinderherzensgrund, und meine Seele hat dort unten gelauscht und gefragt und gepocht, bis alle Herzenstüren geöffnet waren.

O, meine liebe, kleine Tochter!





Franz Staffen

Maria mit dem Schmetterling



Gedanken über Kleinplastik

anlässlich eines Besuches bei Erika Tornow
Von H. Heine in Breslau Mit acht Abbildungen



„Loskommen vom Zweck, wir brauchen das zum Zuschauen.“ Um dieses Wort Schillers von neuem in mir aufleben zu lassen, mußte ich nach Braunschweig kommen, mußte — nicht wie ich gewollt, bei Mondschein die Burg Dankwarderode mir betrachten, es schien ja auch in diesen regnerischen Reisetagen gar kein Mond durch die Wolkenwand, sondern mußte vorerst die laute moderne Buntheit, die innen in dem köstlich alten Steinbau seit kurzem prahlt, mich ein wenig ärgerlich erregen lassen, um dann im großen Ausstellungsaal vor einer Glascheibe haltzumachen und eine Reihe fesselnder kleiner Köpfe zu betrachten, die da, in Wachs gebildet, wirkungsvoll von schwarzem Samt sich abhoben. Der Name Erika Tornow stand darüber.

Ohne Zweck geschaffen sind diese kleinen Plastiken, das war mir klar, wenn nicht zum Zweck des ruhig sich daran Ergötzens, des Ausruhens in ihnen — des Zuschauens, wie Schiller dieses Ruhen im Kunstwerk nennt. — Der Zweck erschwert die künstlerische Form, wenn er sie nicht ganz unmöglich macht. Dem Dienen fern, dem Spielen nahe sein muß der schaffende Künstler,

wenn er ein ungestörtes Zuschauen uns ermöglichen will.

Zuschauen — nun, für mich soll das heute einmal, da ich meine Eindrücke von damals niederschreibe, ganz einfach heißen: mit geschlossenen Augen noch einmal schauen, was mich damals erfüllte.

Ja, da sehe ich sie ganz wirklich vor mir, die kleinen, noch nicht spannhohen Köpfe aus getöntem Wachs. Ein Blondkopf, Haarschnecken über dem Ohr, unter dem Stumpfnäschen ein kindlicher Mund, schmal gezogen von lachender Freude die Augen; die Gewandfalten der Büste in Einklang gebracht mit dem Strich des glatten Haars. Daneben — o, eine ganz andere Welt! — der

Kopf eines Gelehrten: in tiefen Knochenhöhlen die nachdenkamen, angestregten und ermüdeten Augen mit hoch in die kantige Stirn gezogenen Brauen. Ein Mund wie wund von Schmerz und Wissen. Der Oberkörper, abgeantet zum würfelfartigen Postament, verfestigt noch den Eindruck des Gewichtigen. Dagegen in unsicherer und schräger Haltung ein Meerweibchen. Alles an diesem Halbjürgen erinnert



Blondes Mädchen
Kleinplastik von Erika Tornow



Ignatius Taschner:

Holzfigur

Landstreicher

Kleinplastik, Schmuckplastik, wie weit in die Zeit reicht dieser Begriff zurück! Der Ägypter schon kannte ihn und umgab sich gern mit diesen kleinen, feinen Dingen der Kunst. Die Vornehmsten unter ihnen erhielten sie in ihr „ewiges Haus“, ihr Grab, zum langen Schlummer mitgegeben. Der Chinese bosselte aus Jadestein, Nippelholz und Koralle seine kleinen Figürchen zwecklos und zweckvoll; denn er schnitzte ja auch den Nektar, den unentbehrlichsten Güter seiner täglichen Notwendigkeiten. Ja, die Dinge, die zu den kleinen Liebenswürdigkeiten des Lebens zählen, haben oft uralte Ahnen; wir kümmern uns nur zu selten darum.

Ignatius Taschner, wenn er seinem Bettelsackwanderer die Hose aufreißt am Knie, Beyerla und Ludwig Penz, wenn sie volkstümliche Kleinplastik schaffen, sie alle haben ihre elfenbeinernen oder korallenharten Ahnen. Seit Dims Zeiten wuchs solch ähnliche Frucht der

an das Element, dem es entstiegen. Fischartig glatt, wie vom Wasser poliert, ist das gläsernzarte Fleisch, sind die Flossenhände, die es über dem Leibe kreuzt; der runde Karpfenmund ist offen, und sehnsüchtig rufen die schrägen Augen. Da wieder ein Mensch aus Hals und Backenknochen, möchte man sagen; kurz geschorener Schädel und vielfach eingerissene Wangen stimmen gut zu dem Schmerzlichen der Halbmondbogen von Mund und Augen und Brauen. Alle steht ihr wieder auf vor mir, ihr wächsernen Menschlein in eurer „zwecklosen“ Kleinkultur. Ihr sehnsüchtig betonten und ihr daumierhaften, wie aus dem „ventre legislatif“ der Pariser Paladine erstandenen vom Jahre 1834! Alle sehe ich euch vor mir. Ihr, der ihr durch Rhythmus und Akzent der Wirklichkeit ein Schnippchen schlugt und doch so überzeugend spricht zu mir.



Ignatius Taschner:

Kinderbüste



Renée Sintenis:

Fohlen (Bronze)

Kultur unter künstlerisch begabten Händen hervor, schmiegte sich in des Menschen Nähe, damit er zuschaue im Genießen, ausruhend sich ergötze. Und immer werden diese kleinen Dinge den Rhythmus ihrer Lage haben, werden ohne Pathos und Pose sein. Das Naive und Kindhafte liegt in ihren Möglichkeiten, aber auch die Ironie und die Burleske sind ihnen vertrautes Gebiet.

Heut erinnern wir uns wieder der kleinen Dinge. Wir lieben aufs neue die Vitrine, jenen zierlichen Schrank von gebauchtem oder geradem Glas und köstlichem Holz, der solch künstlerisches Spielzeug für die Großen aufbewahrt. Wer dann in der glücklichen Lage ist, Reichtum und Geschmack zugleich zu besitzen, der setzt sich wohl auch ein Rehchen oder junges Fohlen von Renée Sintenis hinein, am liebsten, meine ich, eine ganze Gruppe jener jung-ungeschickten, naturnahen Tierchen, wie sie die Künstlerin so liebt und in denen sie Weltsymbole zu ge-

stalten sucht. Wie sie doch in ihrer hochbeinigen Starre mit erschrockenscheuen Augen geheimnisvoll in die Welt der Wirklichkeiten schauen! Auch etliche jener aristokratischen Frauengestalten von Adeline von Haeseler müßten hinein, jene Porträtfiguren en miniature, die in farbigem Ton mit frappierender Treffsicherheit in größter Geschwindigkeit unter ihren schlanken Fingern entstanden.

Nein, was doch solch kleine Dinge ohne Zweck, wie die künstlerischen Wachsplastiken der Erica Tornow es sind, für wandernde Gedanken in uns erwecken! Sie verknüpfen und fragen und reizen die Neugier. Ich weiß, wie ich damals in Braunschweig vor der Undurchdringlichkeit der Glasscheibe stand, die mich von den kleinen Kunstwerken trennte, es lockerte etwas mein Wünschen auf und verlangte nach mehr. Es ist ein Raschen von Feinschmiedereien der Kunst, durchwandert man Gänge und Bojen solcher Ausstellungssäle, und mich gelüstete nach Sättigung.



Renée Sintenis:

Bronze

Böckchen

Natsbleiche 9. Die Adresse der Künstlerin hatte ich erfahren, nun klopfte ich am Atelier. Ein schlichter heller Raum, ein noch junger, nachdenklich stiller Mensch darin. Ich wußte beim ersten Blick: hierher hättest du im Dämmern kommen sollen.

Die Dämmerung baut Brücken, da wo der Tag freie Schächte läßt. Im Dunkel regt sich Leben, das Licht frißt es auf und legt die Dinge tot vor dich hin; die Dinge sind dann wirklich, im Dämmern sind sie mehr wahr, und um ihre Wirklichkeitswurzeln rauschen geheimnisvolle Quellen. Nun sollst du mit mir erleben, und wir gehen noch einmal im leisen Dunkel zu Erika Tornow hin.

Sieh dich um und versenke dich in all die stillen Dinge der Kunst, mit denen die junge Bildhauerin hier haust: Büsten, Zeichnungen, Masken und Puppen. Eine kleine Welt der Vielheit, die ein Zug von



Erika Tornow: Der Gelehrte



Erika Tornow: Porträtbüste

Geheimnis eint. Erinnerst du dich des Bildhauers Rubel in Jbsens „Wenn wir Toten erwachen?“ Er gibt den Menschen Tierfräsen statt des Gesichtes. Nichts davon, was wir auch hier sehen, und doch ein Hauch von jenem Tun, von seinem spukhaften Geist!

Leise plaudernd durchstreifen wir den Raum, in dem es nach Wachs und Farben riecht. Die Künstlerin erzählt mit weicher Stimme von ihren Zeichenstudien bei Corinth, von München, wo sie ausgebildet ist, und viel von ihrem Gang zur kleinen Plastik, der sie immer wieder tyrannisiert, und dem halb unbewußten Schaffen ihrer Hände, wie dann Ideen Form gewinnen und sie ungewollt in einen Strudel reißen, dem sie folgen muß. Dabei gleiten unsere Hände über Stoffe, dunkel und raschelnd.

Die Künstlerin lächelt, ihre Augen schauen wie vorstellend hinüber zum

Puppentwinkeln hin. Da liegen im schwarzseidenen Faltschimmerschein Leiberchen mit langen salamanderschlanken Beinchen, wespensdünn und überlang, über einen Haufen gefallen wie im Taumelenspiel der Leidenschaften. Aufgesteilt in einer Ecke der blasse Pierrot und irgendwo — ja irgendwo sein Colombinchen. Man kennt sie im Dämmer schwer heraus, denn alle sind sie schwarz gewandet, diese Menschenpuppen wunderbar, als betrauerteten sie, im Puppenzauber gebannt zu sein. Laß sie träumen, laß sie wünschen! Vielleicht kommt auch zu ihnen einmal Siwa, der indische Gott, der seiner Gattin Parvati die Treue brach um ihrer schönen Puppe

wissen, vielleicht haucht auch ihnen einmal ein Gott Leben ein und hebt sie zu sich auf den Thron. Laß sie wünschen, laß sie träumen, ist doch Wunsch und Traum des Lebens schönster Teil.

Jetzt streift ein Schimmer die Zeichnungen an der Wand, in denen Erika Tornow variierend über das ihr eigene KöpftHEMA huscht. Immer wieder, immer wieder diese nervig erfaßten, durch Akzente erhöhten Gesichter. Und die Büsten, vielleicht die besten, die die Künstlerin für sich behielt, sie atmen Erregendes aus. Da steht ein Beardslay-Typ neben einem Kopf, der zurückgreift auf die Einfachheit des Weibwesens. Mäander, die schreien, und Augen, die Schwerkraft schleppen. Auf einem Konsolchen ein Memento-mori-Kopf, daneben eine Menschenorchidee. Und über allem diesem weht die Atmosphäre Ensors: dunkel Geheimnis mit inwendigem Glänzen.

Freundlich richtet die Künstlerin ihre großen Augen auf den Besucher, und mit leisem Beben um den feinbewegten Mund sagt sie, die schenkte, dankend: „Werden wir noch einmal von einander hören?“



Nixe. Kleinpplastik von Erika Tornow

Glickdich

Eine Spazengeschichte von Nikolaus Schwarzkopf.



Ich will versuchen, diese Geschichte in Ruhe niederzuschreiben, obwohl meine Seele noch in heftiger Aufregung zittert ob des großen Mordens, das ich auf Gebot der Regierung selber anordnete! Ich gab gestern meinen Schulbuben den Befehl, alle Spazennester des Schulhauses zu zerstören, die Eier dem Bürgermeister zu bringen und die Jungen abzutöten und sie ebenfalls dem Bürgermeister zu bringen! (Ein Ei wurde mit dreißig Pfennigen, ein Junges mit fünfzig Pfennigen bezahlt.) Nun flattern zerrissene Nester im Hofe umher, und der Wind spielt mit Federn und Strohhalmen, nun fliegen die Spazennester an meiner Wohnung umher und klagen um ihre Kinder, sitzen gleich Schwalben auf den Telegraphendrähten und auf den jungen Rußbäumen und in den Dachkänndeln und auf den Fenstersteinen des Schulsaales und klagen und klagen mich an. Aber ich muß hart bleiben! Ich weiß, daß heute, nachdem die Schule gesäubert ist, im ganzen Dorf die Spazennester ausgehoben werden, und ich werde nicht über die Gasse gehen dürfen; denn es ist eine Frage und wird eine Frage bleiben, ob ich, wenngleich die Regierung den Kindermord anordnete, ob ich nicht doch verbrecherisch gehandelt habe.

Wär ich' doch in meinem Gebirgsdorf geblieben mitten im Wald! Dort gab's keine Spazennester, weil kein Getreide dort wuchs; denn für Wald und stille Schönheit haben sie keinen Sinn, und da sie ganz Bauch sind, finden sie in jenen Gegenden nicht genug Nahrung. Aber hier in diesem Wein- und Weizenland fühlen sie sich wie daheim! Solange unser Glickdich noch im Dach-

reiter hing und alle Stunden zur Pause bimmelte, da war das Schulhaus auch gar nicht so arg belästigt; doch heute wird das Glickdich abgeliefert, um Feinde töten zu helfen, und morgen schwirrt es in allen Sparren und Gucklöchern, von allen Windrichtungen, vom Rhein herauf, vom Taunus herüber, aus den mageren Tälern des Hunsrück, aus den Bränden der Pfalz selber strömen Spazennester auf mein schönes Schulhäuschen zu, als wollte das Geschlecht mir dartun, daß es keineswegs durchaus Bauch sei.

Bald kamen Klagen meiner Frau, daß die Spazennester auf dem Speicher die Wäsche besudelt hätten; mein Söhnchen wollte das Schaukelpferd in den Hof herunterholen, und das Schaukelpferd war etlichmal von Spazennestern besudelt! Unter dem Dachreiter sammelte sich bald ein Haufen Mist, der merklich pyramidal sich in die Höhe spitzte, und ich hatte meine Freude dran. Denn, da ich ein Blummännchen bin, weichte ich den kostbaren Mist in Wasser auf und gab ihn meinen Blumen zu trinken, und sie begannen neu zu sprossen und blühten reichlicher und in saftigeren Farben. Meine Frau wußte ich zu trösten; meine Buben stellten das Schaukelpferd nicht mehr auf den Speicher, und ich überließ den Spazennestern ihren Turm.

Doch fiel gar manchmal ein Vogelmist durch das Loch des Glockenseils, das nicht verstopft worden war, herunter in den Vorplatz des Saales, und wir verstopften das Loch. Allein der Dreck lag doch aufgeklatscht bald hier, bald dort, und selbst im Schulsaal, dessen Fenster über Nacht nicht geschlossen wurden, flog er an Bänken, Stüh-

len, auf dem Boden umher, selbst das Bult meiner Wissenschaft und meiner Weisheit war den Späßen schließlich nicht mehr heilig, und sie scheuten sich auch nicht, hereinzufliegen, wenn wir in gesammelter Arbeit über unsere Feste gebeugt dasaßen oder von Goethe sprachen oder ein Lied sangen.

Einer meiner Schulbuben, der dicke Jakob, vermeinte, erkannt zu haben, daß der freche Eindringling immer derselbe sei. Er wollte ihn immer wieder erkennen an dem übergroßen schwarzen Fleck neben dem aschgrauen Scheitel. Kurzum, als etliche seiner Mitschüler sich von ihm überzeugen ließen, beschloßen wir, den Burschen einzufangen. Lange kam er nicht, als habe er uns durchschaut, doch hatten wir mehr Geduld als er. Oft, sehr oft, fast täglich ließ er sich während des Unterrichtes sehen und hören: er setzte sich auf die Drähte, die uns das Licht in die Schule brachten, das elektrische Licht. Diese Drähte schnitten von der nächsten Leitungsfange am Torpfosten herüber, schräg am Fenster vorbei, kaum einen halben Meter entfernt vom Fensterkreuz. Da setzte er sich hin, zwitscherte, polterte ganz hüßlich, lief drahtauf, drahtab, drehte sich, daß wir nur sein Hinterteil sehen konnten, und ließ bestimmt etwas fallen. War ein Kamerad bei ihm oder eine Späkin, so benahmen sich diese wie verabredet gerade so ungehörig wie er. Wenn aber der dicke Jakob alsdann sagte: „Er ist 's!“ so griffen alle Kinder still nach ihren Festen, und sie schrieben und regten keinen Popf und keinen Wirbel, auf daß der Gefelle doch hereinkommen möge!

Einmal kam er! Husch, da flogen alle Fenster zu, alle Buben wollten auf die Bänke, jedoch ich organisierte den Fang, so gut ich organisieren konnte, und es geschah, daß der Spaß auf dem weißen Schirm einer Lampe

von seinen Häschern festgehalten wurde und gefangen war.

Als rechter Schulmeister konnte ich nicht unterlassen, ihn zur Sittsamkeit zu ermahnen, und da ich ihn nicht gleich bestrafte, sondern nur bedrohte, er müsse, wenn er sich nicht auf der Stelle bessere, zu uns in die Schule kommen und dürfe nicht mehr frei umherfliegen, so kam mein dicker Jakob auf den guten Gedanken, den Burschen zu zeichnen, daß man untrüglich ihn erkennen mußte. Jakob holte aus dem Schrank einen kleinen Pinsel der Zeichenstunde, tubte ein Quentchen knallroter Olfarbe drauf und schmierte die Farbe fein säuberlich auf zwei Federchen des schwarzen Flecks zur Seite des aschgrauen Scheitels. Dann wurde der Spaß entlassen. Er schimpfte heftig und raste ins Blaue davon.

Fortan war dieser Spaß allgegenwärtig im und um das Schulhaus. Streute der dicke Jakob den Buchfinken ein paar Brosamen hin, so schoß vom Dachkändel herab der Gezeichnete und trieb die Finken von den Krümchen weg. Saß ein Rotkehlchen auf einer Latten Spitze des Gartens und hielt einen Engerling im Schnabel, den es uns zeigen wollte, husch, so fiel schwer wie ein Ziegelstück der Gezeichnete vom Dach und jagte dem Rotkehlchen nach. Schwirrte eine kleine Meise einem Federchen nach durch den unzuverlässigen Windstoß, so furrte der Spaß aus den Läden des Dachreiters und schnappte das Federchen weg und ließ es, niederträchtig nur des Raubens wegen geraubt, wieder in den Wind fallen. Und dieser Spaß war immer der Gezeichnete!

Es nimmt deshalb nicht wunder, daß die Kinder bald einen Namen suchten, viele Namen fanden und „Flickdich“ behielten. „Flickdich!“ riefen die Buben, wenn sie ihn sahen, die Mädchen riefen „Flickdich!“, die ganz Kleinen suchten

lange vergeblich nach dem roten Fleck am Scheitel und nannten alle Späken Flickdich. Flickdich lallten die Säuglinge, wenn sie zuerst ein Vögelchen sahen. Die Eltern und sonderlich die Großeltern betrachteten alle Späken, um Flickdich zu entdecken, und wenn ein Großvater ihn gefunden hatte, so nahm er sein jüngstes Enkelchen aufs Knie und schaukelte und sagte: „Wenn mein lieber Sebald aber heut seine Hirse nicht ißt, so sag ich's dem Flickdich!“ Da aß der Enkel den Hirsebrei, und der Großvater freute sich. Flickdich hatte sein Nest in den Dachkandel gebaut, an dessen erhöhtes Ende — ein wirrer Haufen Stroh, Heu und Federn — und ein langes zerzauseltes Seil hing draus herab. Das wußte jedermann, daß dies unordentliche Nest Flickdichs Heim war. Die Kirschchen reiften; mein Nachbar Schäfer rief mir zu: „Passen Sie auf, Herr Lehrer!“ klatschte in die Hände, und fünfzig Späken schwirrten aus seinem Kirschbaum. Wir beobachteten Flickdich während seiner Minnezeit und hatten oft Freude an ihm. Einmal rief mich ein ganz kleines Mädelchen aus meinem Arbeitszimmer, und da es bitterlich weinte, sprang ich herunter in den Hof zu ihm, und siehe, Flickdich saß auf dem elektrischen Draht und hatte seine Geliebte bei sich, und diese zupfte unausgesetzt an den beiden geölten Federchen herum, sei es, daß sie Flickdich schmeichelte, sei es, daß sie die roten Federn herausreißen wollte. Er hielt über die Maßen still und plauschte ab und zu sein Gefieder vor Wonne und schüttelte sich wie ein Huhn im Sand. „Sie spielen ja nur,“ sagte ich dem Kind, und es wischte sich mit allen Fingern über die Augen. Wir sahen, wie er dem brütenden Weibchen Futter herbeitrug, wir warteten auf den Augenblick, da die Jungen zu zwitschern begannen, und nun erst merkten wir, daß auch der Spaß, der

zu der braven Finkenfamilie gehört und deren Hospitant ist, durchaus den Menschen nützt, indem er viele Tausende von Insekten an den Obstbäumen abließt und von der Erde aufhebt, um sie zu verzehren. O, wären alle Väter so eifrig um ihre Kinder besorgt wie Flickdich, es stünde wahrlich besser in der Welt! Als die Kinder zum erstenmal ausfliegen durften, hätten ihr die Fürsorge sehen sollen! Mit überaus zärtlicher Stimme lockte Flickdich die Brut heraus und auf die elektrischen Drähte und in die Krone des jungen Nußbaumes und auf den Mast am Torpfeifen. Er zeigte uns auch die Seimen. Er versammelte sie zur Schulzeit auf den Drähten, und sie zwitscherten uns eins vor, daß wir alle Pracht des großen Kaisers vergaßen und die Köpfe nach dem Fenster wandten. Der dicke Jakob aber lachte vor sich hin und sah mich an, als habe er etwas im Schilde, und da auch ich zu lachen begann und ihm zunickte, meinte er, keines der Jungen habe des Vaters rotes Muttermal geerbt! Die Klasse lachte laut auf, und die Familie Flickdich sprühte davon.

Der Weizen reifte, und tagelang war kein Spaß zu sehen im und am Haus. Mein Nachbar Bungert rief mir zu: „Passen Sie auf, Herr Lehrer!“ warf einen Stein in sein Weizenfeld, und hundert Späken flatterten davon. Die Finken und die gelben Bachstelzen und die Stare und das Amselpärchen und die zarten Zaunkönige aber ergingen sich in süßer Ruhe in meinem Hof und zur Freude meiner Kinder. Nach der Weizenernte reifte der Wein, und die Späken feierten wie die alten Juden von der Weizenernte bis zur Weinernte und fraßen sich dick, und ich bin dessen sicher, daß Flickdich sich im siebenten Himmel wäshute. Sein Nest im Dachkandel ward vom Regen herabgerissen, das verbrauchte Seilchen blieb hängen, und die Meisen

pickten dran herum und klammerten sich mit ihren zierlichen Beinchen daran fest, bis es fiel. Mein Nachbar Gangluff gab einen Schuß ab, und ich sah tausend Spazn aus seinem Weinberg zwitschern.

Die Kälte brachte Flickdich wieder zu uns; er verlebte den Winter, wie es so gehen mochte, pickte Brot auf, zog aus dem Spülwasser wer weiß welche Lederbissen, kam bei Schneegestöber ans Fenster und fraß, was den Finken bereitet war, und wartete gleich mir auf das neue Frühjahr.

Noch waren keine Knospen für Flickdich aufzupicken, da stieg der Dreisobstbautechniker Hüneborn in die ungarische Silberpappel, die links vom Hoftor stand, und befestigte einen Starenkasten in den Ästen. „Wenn ein Spaz hinein geht, ihr Duben,“ sagte er, „so schmeißt ihn heraus!“

Es dauerte keine zwei Tage, und die Spazn bissen sich auf dem kahlen Baum herum, wirbelten aneinander durch die Luft und balgten sich des Kastens wegen in allen Dachkändeln umher. Obwohl wir alle Flickdich an seinem Flügel Schlag schon erkannten und gar nicht mehr auf den roten Fleck angewiesen waren, konnten wir nicht unterscheiden, ob er unter den Streithähnen war oder nicht; aber schließlich behauptete ein einziger Spaz den Starenkasten, und dieser Spaz war Flickdich! Er hatte noch kein Weibchen für die beginnende Saison, wie alle seine Brüder noch in Junggesellschaft dahinsieben, denn die Sonne stand noch tief am Himmel. Flickdich begann einstweilen allein zu bauen. Er trug Halme ein, und es entging uns durchaus nicht, daß er darob verspottet wurde, allein er ließ sich nicht stören und nahm den Kasten mit jedem Hälmchen neu in Besitz. Der Schlag der Finken ward indes von Tag zu Tag länger, und schon konnte man hie und da die Schluß-

ladenz beginnen hören, die Haubenerchen verzogen sich aus Hof und Straße. „Weß die Schar, weß die Schar!“ riefen die Meisen. Die Spaznweibchen aber saßen zu Duzenden beisammen auf dem Gartenzaun, auf dem Dachfirst, hoben die Flügel und zupften sich schön, zwitschten in den Tag hinein, als seien sie die gottfröhlichsten Geschöpfe, wohlbereitet, einem Manne das Leben zu versüßen und reichlich Kinder zu verschenken, denn seit Abraham und schon früher sollen der Geschöpfe Nachkommen zahlreich werden wie die Sterne des Himmels, wie der Sand am Meer! Mir will immer scheinen, diese Quantitätsduselei sei der wahrhafte Fluch der Schöpfung geworden. Doch will ich nicht rechten!

In jenen Tagen, als die Spazn schon Knospen in Massen fanden und zerstörten, kam Einquartierung ins Dorf und auch ins Schulhaus. Die sieben Offizierpferde waren an den Zaun des Schulhofes gebunden und knapperten an den Latten herum, daß die Bügel klirrten. Meine Schulkinder wurden vom Herrn Pfarrer unterwiesen, und meine zwei eigenen Kinder standen hinter den Latten und sahen den Gäulen zu. Inmitten des Hofes aber redete sich das Schaukelpferdchen und starrte in seiner gleichmäßigen Heiterkeit in die Reihe der lebendigen Brüder, und niemand kümmerte sich mehr um es, obwohl es doch nicht minder buntig befaltet und beziert war! Die Soldaten reichten meinen Kindern Schokolade durch den Zaun und redeten mit ihnen, was diese aber nicht verstehen konnten. Da kam ein Buchfink geflogen, setzte sich dem Schaukelpferd oben auf den Kopf zwischen die hochgestellten Ohren und pickte an der zarthaarigen Mähne. Die Härchen mochten indes stärker sein als des Buchfinken Schnabel, und bald saß das Vögelchen auf dem Rücken,

bald wieder auf dem Kopf des Schaukelpferdes, zerrte heftig, flatterte, wenn ein Härchen nachgab und abriß, mit den Flügeln und tänzelte munter da umher. Die Schulkinder kamen in die Pause gestürmt, und da sie Soldatenpferde sahen und Soldaten, drängten sie sich an die Latten. Ich blieb beim Pfarrer ein Weilchen stehen und redete mit ihm über das Wetter. Da hörten wir den einen der Soldaten also zu unseren Buben sprechen:

„Ich gutt Schiller kann!“

„Schiller?“ riefen die Buben, „loß, Franzmann!“

Und der Franzose lachte überlaut und sagte:

„Wie das Knosp' am Rosenstod
Abbeißt, auffrißt Ziegenbod,
So der Tod das Mensch frißt auf
Nach sein kurzes Lebenslauf!“

„Très bien!“ schrien die Buben, „was kannst du noch?“

„Das ist gutt, das ist genug!“ entgegnete der Soldat und sah uns etwas verlegen an. Dann griff er an sein blaues Zipfelmäppchen und grüßte uns sehr huldreich. Im selben Augenblick aber schossen aus dem Starenkasten zwei Spaken hernieder, schwirten gegen die Gänge, streiften an deren Mähnen vorbei und suchten das Weite.

„Fließdich!“ schrien die Buben, „Fließdich hat ein Weib genommen!“

Einer aber turnte schon am Stamm der Silberpappel hinan, noch einer kroch nach, und im Nu waren sie im kahlen Geäst und zerrten Stroh und Federn aus dem engen Loch.

„Eine Spährling!“ lachte der Franzose, und „Fließdich, Fließdich!“ riefen ihm die Buben entgegen.

„Fließdich?“ erwiderte dieser, „aha, ich weiß...“ Und er hob die Finger, die er zu einem Pfötchen legte, und hämmerte damit eifrig gegen seinen Mund. Die Buben lobten ihn, lachten

ihn an, machten schließlich alle miteinander die gleiche Bewegung und riefen: „Fließdich, Fließdich!“

„O, ich weiß ferr gutt!“ lachte der Soldat.

Ich hatte in diesem Frühjahr eine besondere Pflanzwut, setzte Rosenbäume in Garten und Hof, Rosenhecken an den Zaun, ich rodete einen Teil des Schulhofes, um meiner Frau einen kleinen Bleichplatz herzurichten, und ringsum an die Mauern des Hauses, das Schul- und Wohnhaus in einem war, pflanzte ich in gleichen Abständen einen fünfteiligen Kletterer, der angab, den ganzen Bau innerhalb dreier Jahre märchenhaft zu umkleiden wie ein rechtes deutsches Kinderhaus. Die Buben halfen spaten und gruben Steine aus, die Mädchen brachten Bergischmeinnicht und Reseden und Maßlieb, Goldlack und roten Mohn, und auch die Senegalneger, die bei uns einquartiert waren, griffen an, wenn sie vom Exerzieren nicht allzu müde waren.

„Herr Lehrer, Herr Lehrer,“ sagten meine Nachbarn, „Sie versündigen sich! Ihr Schulhaus ist die reinste Zuchtanstalt für Spaken!“

„Unzuchtanstalt,“ meinte der eine, „Sie müssen unsere Buben einmal ins Türmchen hinauflassen!“

Fließdich trieb wieder sein Unwesen! Viermal hatten ihn die Buben aus dem Starenkasten vertrieben, und da er schließlich nicht mehr hineinging, so schien es mir, wurde ihm seine Geliebte untreu ob solcher Feigheit, und nun suchte er verspätet nach einem neuen Weibe. Ich sah ihn dreimal in heftigen Streit verwickelt mit anderen Spaken; einmal saß das umstrittene Weibchen züchtig, wie es ihr zukam, auf einem Ästchen und sah dem Kampfe zu und pußte sich leicht hin, sei es, daß sie der Niederlage des Fließdich sicher war, sei es, daß sie kein großes Interesse hatte, wer von den beiden Männern

die Ehre haben wollte, sie zur Mutter zu machen.

Ein andermal aber griff das Weib selber in den Kampf ein gegen Flickdich, und ich konnte genau erkennen, wie sie unausgesetzt die rot geölten Federn zu erhaschen suchte, denn sie selber hatte keine solche Federn und ihr Geliebter auch nicht.

Dann am selben Nachmittag sah ich Flickdich wieder im Kampf, und es dünkte mich, das Weibchen, um das es ging, sei dasselbe wieder. Ich stellte den Spaten hin und lief hinzu, und was sah ich? Das Weibchen tritt für Flickdich! Der rechtmäßige Gatte ergriff schließlich die Flucht, und nun konnten sie die beiden und schnäbelten ganz offen, und das Weibchen streichelte über Flickdichs rote Federchen und duckte sich immer wieder, daß er sie trete. Sie bauten ihr Nest in das erhöhte Ende des Dachbündels.

Es ging rasch! Ich säte den Rasen und platschte ihn ein, ich setzte Erbsen, ich streute Salatfamen auf drei verschiedene Beete, und jedes Beet überspannte ich mit weißen Zwirnsfäden, an denen bunte Papier- und Lumpenseifen flatterten. Zwei Tage lang getraute sich kein Spatz an die Saat, jedoch am dritten saßen sie, sicher mehr als hundert, auf die Beete verteilt und pickten. Ich stopfte einen Strohhalm aus, aber meine Vuben berichteten, sie hätten Flickdich auf des Strohhalmes Filzhut sitzen sehen und wirklich: der Putrand trug Flickdichs Zeichen!

Nein, so zahlreich und so frech waren die Spaten sicher zu keiner Zeit!

Das Gras sproßte so dünn, daß man die Spitzen hätte zählen können! Der Salat guckte aus dem Boden, und nach einer Stunde waren die zarten Blättchen zerfraßt und abgepickt. Von den Erbsen ging keine einzige auf.

„Na sehen Sie!“ sagten die Bauern.

Wahrlich, wenn solche Zustände im

ganzen deutschen Vaterland herrschten und gar in der ganzen Welt: was sollte da geschehen?

Das Gebot der Regierung kam! Aber ich erledigte es nicht sofort, obwohl mich der Spatz auch bei meiner Schreiberi belästigte, obwohl ich wiederholt mit einem Stein nach ihm werfen mußte. Ich will nicht töten, denn ich möchte des Gottes voll sein! Ich weiß: so wie ich belästigt werde von den Spaten, so wird auch der Spatz wieder belästigt von Spaten und anderen Geschöpfen! Ich weiß: jeder Floh hat seinen Floh, und jeder Floh eines Flohes hat sicher auch sein Hauskreuz! Und wir Menschen ... doch, was nützen alle Gedanken, wenn Gesetze zu erfüllen sind?

Dieses Spatzengeschlecht, an sich der ehrenwerten Familie der Finken entstammend, hat sich aber an seiner Natur, an dem heiligen Geist in sich, veründigt! Jawohl, das steht fest für mich: an sich zum Sänger geboren, hat es den Sitz seiner glorreichen Seele aus den zarten Stimmbändern des Halschens versinken lassen tief herab in den Bauch und hat sich zum Fresser erniedrigt, zum Gassenbuben der Familie, zum Dreckfink! Solche Sünde ist unbestreitbar große Schuld und muß ihre Strafe nach sich ziehen!

Ich kann nicht umhin: ich muß noch etwas berichten, was ich gern verschwiegen hätte!. Inmitten meines Gartens steht seit Anbeginn eine gußeiserne Pumpe. Da aber seit Jahren keine Wassernot herrschte, hat man das zerbrochene Eimerchen und die verrosteten Ventile nicht mehr nachgesehen, und die Pumpe wurde seit Jahren nicht mehr gebraucht. Es ist nicht anders: das zahlreiche Spatzengezug, das einen den ganzen Tag umschwirrt, verleidet einem die Freude und die Aufmerksamkeit an den übrigen Vögeln. Kurzum, Frühjahr und Sommer waren

trocken, das Wasser der Leitung floß, dünn, und ich bestellte den Schlosser daß er die Pumpe wieder instand setze. Der Schlosser kam, schraubte das gußeiserne Rohr auseinander, und wie er das zerbrochene Eimerchen heben will, klemmt es sich irgendwie fest, der Schlosser zerrt es herauf, und — o Schreck! — er hebt in dem Eimerchen vier zerquetschte Eierchen, dunkelbraune Eierchen, die weiß getüpfelt sind, empor. Eine meiner gelben Bachstelzen jammernte auf einer Lattenspiße!

„So sei es also!“ sagte ich mir, furchtbar entrüstet, ging in mein Arbeitszimmer, unterschrieb die grausame Verfügung der Regierung und erhob mich vom Sorgenstuhl, sie hinüber in den Schulsaal zu tragen.

Ich betrete die Schwelle meiner Haustür, und ein Senegalneger grinst mich an und jletscht mich an, daß ich im Augenblick vermeine, er wolle mich meines Entschlusses wegen zerfleischen. Aber er hat einen toten Spatz in der gelbgestreiften Hand, deutet und lallt mir vor, daß dieser Spatz auf meinem Erbsenbeet gefressen sei, und er, der Neger, habe mit seiner Rottkappchenkappe, husch, ein Wurf, ihn gefangen!

Der Spatz war tot; sein Leib war aufgerissen, sein Magen fein aufgeschnitten: roh zerkaute Erbsen füllten ihn prall.

An dem schwarzen Fleck zur Seite des grauen Scheitels sträubten sich zwei knallrote Federchen.

„Bille Spährlings tot!“ sagte der Senegalneger, und ich schlug mit dem Rücken meiner Rechten auf, meine Verfügung und entgegnete:

„Alle Spährlinge tot!“

„Brav!“ rief mein Schwarzer und warf schon seine Kappe nach einem anderen Spatz und traf.

An diesem Tage erging der Befehl an meine Vuben, die Spazzen abzumurfen und die Eier und die Nester zu zerstören.

Ich wollte nicht Zeuge sein und ging fort in die Weinberge.

Doch blieb mir nicht erspart mitanzusehen, wie des toten Fliedichs letzter Horst aus dem Dachkandel gezerrt wurde, wie sein letztes Weib flüchtete, wie die von ihm gezeugten Eier in den Taschen der Vuben verschwanden. Unser Schulhaus war seinerzeit so gebaut worden, daß man es leicht vergrößern könne, und die Hauptmauern sahen wie abgebrochen mit vielen vorstehenden rohen Steinen nach dem Garten zu, wohin später ein Anbau sollte gestellt werden. An diesen Steinen krazelte der dicke Jakob hinan, bis unters Dach, und nun griff er in Fliedichs Nest hinüber. Da sah ich meinen Dicken in Gefahr und lief aufgereggt und verängstigt heim aus den Weinbergen.

Ich weiß, daß der Schaden des Spazes nicht größer ist als sein Nutzen, aber das ist bei uns Menschen nicht anders, wenn wir voraussetzungslos in die Schöpfung blicken! Und ich weiß, daß eben Unheil entsteht, wenn die Spazzen überhand nehmen, aber auch das ist ja bei den Menschen nicht anders! Ober...

Gut, gut! In meinem Schulhaus ist etwas mehr Ruhe jetzt, und die stahlblauen Schwalben schießen ein und aus und suchen in meiner Gasse nach angeweichtem Dreck, ihre lieblichen Nester unter meine Fenster zu kleben.



Das Luzerner Spiel

Von R. Schuster.



Die Nacht vor dem heiligen Osterfeste war es, anno Domini 1571. Die massigen Türme der Stadt, die hohen Firste der Kirchen und zackigen Giebelböcher ragten wie rissige Schrosfen einer Berghalde in den nächtlichen Himmel empor. Hügelwellen im Norden und Westen und die schweren Gebirgsmassen der Alpen mit der sieginubelnden Pilatusspitze im Süden schoben sich bis an die breiten Stadtmauern Luzerns, die mit Wall und Graben wie starrende Panzerplatten um das Häusermeer lagen und nur durch die lebende Zunge des Bierwaldstädter Sees durchbrochen wurden.

Mondschein und Sternenschimmer zitterten ir über die gurgelnden Wogen der Reuß. Zwei Brückenbogen über ihren Lauf im Innern der Stadt. Die eine von ihnen, die Spreuerbrücke, war mit Bildern geschmückt aus dem Totentanz, vom Meister Meglinger geschaffen, gar schaurig anzusehen — Mahnung und Symbol zugleich. Ist doch der Tod ein rascher Gesell, der uns zum Tanz mit in seine Reihen reißt, eh' der Tag zur Nacht oder die Nacht zum Tag geworden, ohn' Ansehn der Person, also daß wir zu jeder Zeit auf unser letztes Stündlein bedacht sein müssen. Und gleich nicht unser Leben einer Brücke, über den Strom der Zeit von einem Ufer der Ewigkeit zum andern geschlagen?

Heut freilich dachte man nicht in Luzern an Tod und Vergänglichkeit. Die sonst bei Nacht so stillen Straßen hallten wider von Stimmengewirr, ratternden Rädern und stampfenden Rosseshufen. Drängende, stoßende Menschenmengen wogten durch die Gassen,

besonders um den Markt herum, und auf allen Gesichtern lag Festesfreude und frohe Erwartung.

Waren es doch die letzten Stunden vor dem Beginn des heiligen Passionsspiels, das während der beiden Osterfeiertage, wie alljährlich, seine weisevolle Aufführung erlebte.

Durch die hohen, weitgedöfneten Tore der Stadtmauer drängten die Letzten zu Fuß, zu Ross oder Wagen herein, die der Ruf angelockt hatte, den das Luzerner Spiel in allen Teilen des Landes, die noch dem alten, katholischen Glauben angingen, und bis weit über die Grenzen der Schweiz genoß. Wenn aber der Wächter auf dem Turm ins Horn stieß und wiederum das Nahen eines hohen Würdenträgers oder eines geistlichen Herrn, die man zum Feste geladen hatte, anzeigte, dann trieben die Reifigen am Tor die Menge zur Eile, um die Einfahrt für die hohen Herren frei zu machen.

Und wieder schmetterten die Trompeten, die härtigen Torwächter spreizten die Beine und stießen ihre Hellebarden und Piken vor sich auf den Boden, um zu salutieren, und unter Trommelwirbel und Trompetenschall polterte der Reifewagen des hohen Gastes zum Stadttor herein — voran ein Herold, an der Spitze von Berittenen, deren Rosse mit prunkvollen Schabracken in den jeweiligen Stadt- oder Landesfarben behangen waren. Geistliche Herren führten die Kirchenfahne mit. Die Zahl und die Ausrüstung des Gefolges der auswärtigen Gäste verrieten der harrenden Menge den Reichthum derer, die sie gesandt hatten.

Mit lodernnden Fackeln, deren Lichtreflexe gespenstisch über die Köpfe der Menge huschten und an den Häuser-

Aus des Verfassers noch nicht im Druck erschienenem Buche „Theatergeschichtliche Notizen.“

wänden auf und ab tanzten, mit fliegenden Fahnen und lautem Fanfarenhalla bewegte sich der Zug durch die Straßen zum Markt, wo die gehezten Stadtväter den hohen Ankönnling ehrfurchtsvoll begrüßten.

Ja, es war wahrlich nicht leicht, in diesen Tagen Magistratsherr zu sein! Es wollte alles besorgt und getan sein. Da mußten die Gäste empfangen und untergebracht werden; da hieß es Perrücken und Requisiten besorgen und immer die schönsten und erlesensten; denn das Volk verlangte vor allem etwas zu sehen und zu bestaunen, wenn es dem Spiele aufmerksam folgen sollte. Dann galt es weiterhin, die Proben zu überwachen sowie die Herstellung der Kostüme, die sich die Spieler selbst nach erhaltenen Angaben anfertigen mußten. Und die immervährenden Empfangsfestlichkeiten und Trinkgelage waren auch keine Kleinigkeit.

Was nahm es Wunder, daß da die armen Stadtväter hohläugig und bleichwangig einherwankten und des Herrn Bürgermeisters feistes Bäuchlein, das er sich während der langen behaglichen Winterruh zugelegt hatte, in beängstigender Weise mehr und mehr in Verfall geriet?

Endlich aber war alles bereit. Gestern noch war den Stadtvätern der letzte Stein vom Herzen gerollt; die längst erwarteten Musiker, die man von auswärts hinzugezogen hatte, um die Lust des kindlichen Volksgemüths an Bumbum und Trara zu befriedigen — die einheimischen Musikanten reichten dazu nicht mehr aus — hatten unter dem ohrenbetäubenden Lärm ihrer Instrumente und unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug gehalten. Jetzt, in den letzten Nachtstunden vor Anbruch des Tags, arbeiteten nur noch auf dem Markt einige Handwerker und Zimmerleute bei flackerndem Fackelschein an den Schaugerüsten und den szenischen Bauten. —

Der Himmel nahm von seinem Antlitz die schwarze nächtliche Maske und zeigte sein junges, strahlendes Gesicht. Die Bergfirnen im Winterschnee erglühten wie von Blut überrieselt, und der Mond schwebte noch matt, wie ein Silberwölkchen, am klarblauen Himmel.

Der Morgen versprach einen sonnigen Tag. Und das war gut; denn das Spiel rollte ab auf offenem Markt unter freiem Himmel. Da haßte man Regen und Sturm und verwünschte sie in die tiefsten Tiefen der Hölle, auf daß sie das Spiel nicht störten — das Spiel zu Gottes Ehre und Preis.

Die Menge, die auf den Gassen und Straßen sehnsüchtig den Anbruch des Tages erwartet hatte, drängte sich jetzt mehr und mehr auf dem Markt um die Schranken zusammen, die das ganze Spielfeld abgrenzten. Die Fenster der umliegenden Häuser jüllten sich mächtig mit lebendigen Büsten; nur die Schaugerüste, die für die hohen Gäste und würdigen Magistratsherrn bestimmt waren, standen noch leer. Waren die müden Häupter der Stadtväter noch über Folianten gebeugt oder schliefen Wirt und Gast an der Festtafel, des süßen Weines voll, und herzten den Humpen, als meinten sie, sie hätten ein Dirndlein im Arm? Ei, Bacchus, Bacchus!

Auf dem Markt hatten sich auch die Spieler und Musikanten versammelt. Die Spieler wurden, da es noch keine gewerbsmäßigen Schauspieltruppen gab, alljährlich aus den vornehmsten und angesehensten Familien der Stadt gewählt. War es doch weiland noch keine Schande, eine Kunst zu verstehen, die nicht ein jeder zu üben wußte — eine Anschauung freilich, die man rasch verwachsen und abgelegt hatte. Bald hieß „unter die Komödianten gehn“ soviel wie „unter die Räuber gehn“, und heut noch zieht der friedfertige Bürger, wenn es von einem heißt: „Er

ist ein Schauspieler“ das Maul krumm, als hätt' er Essig geschluckt, und räuspert und spuckt, als wollt' er sagen: „Ein brotloses Metier, ein unsauberes Handwerk! Gott behüte unsere Kinder und Kindeskinde davor!“

Daß Frauen mitspielten, hielt man damals freilich wider Sitte und Anstand. So wurden die Frauenrollen von Männern dargestellt. Ebenso geschah es, daß mehrere kleinere Rollen einem Einzelnen übertragen wurden, da das heilige Spiel soviel Personen erforderte, daß unmöglich jede Rolle von einem Akteur agieret werden konnte. Man ging mit Lust und Eifer an seine Aufgabe und suchte bei allen Pflichten, die der Beruf einem auferlegte, so selten wie möglich Strafgeelder für versäumte Proben zu zahlen. Das wollte oft schwer halten; denn die Proben begannen schon gegen Ende Januar, nachdem die Rollen endgültig verteilt waren und jeder Spieler seine Spiel- und Kostümvorschriften erhalten hatte. Und die Proben waren wahrlich nicht dünn gesät!

Heut galt es nun, Geist und Zunge zu brauchen, die man Wochen hindurch geschult hatte, wie ein Zirkusreiter sein Pferd dressiert, es nach seinem Willen lenkt zu rascher oder langsamer Gangart und es fähig macht, die kühnsten Sprünge und tollsten Kapriolen auszuführen.

Wie sah aber der Platz aus, auf dem man seine Künste spielen lassen sollte? Nicht eine Bühne war es etwa, wie man sie heutigentags gewöhnt ist, nein — auf dem mittleren Teil des Marktes, der von den Barrieren, hinter denen sich das schaulustige Volk staute, quadratisch abgegrenzt war, standen kleine, an zwei Meter hohe Häuschen, griechischen Rundtempeln ähnlich, so man „mansiones“ oder „Stände“ nannte, wonach die ganze Rolle eines Spielers „Stand“ hieß. Diese mansiones oder Stände,

einer an den andern gereiht, bezeichneten die einzelnen Handlungsorte des Spiels, wie Christi Geburtstall, den Palast des Herodes, den Palast des Pilatus, den Tempel zu Jerusalem und andere, so man bedurfte. Einige Stände waren erhöht, um sie sichtbar zu machen, nie, nie aber hat man drei Stockwerke übereinandergebaut, wobei die oberste Etage den Himmel, die mittlere die Erde und die unterste die Hölle vorstellen sollte — eine Anschauung, die man immer und immer wieder mündlich und schriftlich aufgetischt bekommt, für die sich aber in der ganzen mittelalterlichen Theatergeschichte kein fester Anhaltspunkt finden läßt; weiß der Teufel, welcher Sohn der Hölle oder welcher Schalksnarr diesen Floh den Leuten ins Ohr und ins Hirn gesetzt hat. — In der Mitte des Marktes war ein freier Platz mit einem Sessel, der für den „Regens“, den Spielleiter, bestimmt war, nebst seinem Stabe von Mitarbeitern und Helfern.

So also sah der Platz aus, auf dem das Spiel in Szene ging, auf dem sich die Spieler und Musikanten versammelt hatten — nicht, um schon mit dem Spiel zu beginnen, sondern um in feierlichem Zuge zur Kirche zu ziehen und den Herrn um Beistand und gutes Gelingen zu bitten. So waren sie auch noch nicht kostümiert; sie ordneten sich, die wackeren Musikanten setzten ihre Instrumente in Aktion und gaben einen Vorbegriff von dem Getöse, das am Tage des letzten Gerichtes anheben wird, also daß die Gräber sich aufstun und die verängsteten Seelen zum Richterstuhl Gottes aufflattern. Der Regens mit seinem Stabe trat an die Spitze, und in langem Zuge ging's zum Gotteshaus.

Hier hörte man die heilige Messe an, und nachdem der Priester zu ihnen gesprochen und sie vermahnet hatte, für Gottes Ehr' und Preis männiglich

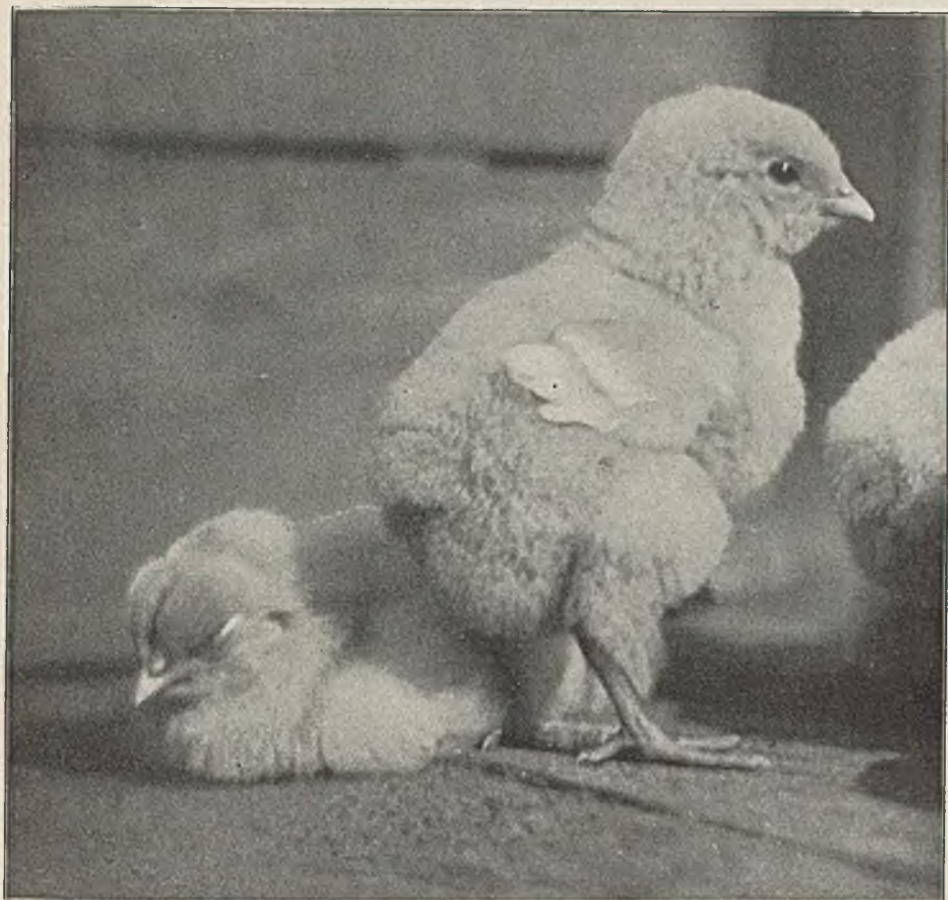
einzuftreten und wader zu kämpfen, trat der Regens an des Priesters Stelle und sprach, wie es üblich war, zu den Spielern — jußt wie der Feldherr vor der Schlacht zu seinem Heer.

„Liebwerthe Kunstjünger,“ sprach er, „was soll ich noch große Worte machen und tönende Phrasen? Wollt' ich nur iho, daß ihr euch hinter die Ohren schreibet, was Hochwürden zu euch gesagt. Nehmt den Verstand zusammen, so euch von Gott gegeben, und brauchet das Maulwerk so fleißig, wie es die Weiber tun, wenn sie saugen und reifen — ein Exempel, das jedem wohl am eindringlichsten ist, wie ich mein', der ein liebes Ehegesponst am heimischen Herd sitzen hat — wie ich überhaupt der Meinung bin, daß die Kunst, so ihr zu üben heute bestrebt seid, am besten von Weibern zu üben wäre, insofern als ihre stärkste Begabung in der Handhabung des Maulwerks beruht und, wenn es mit wider Sitte und Anstand vertriebe, da die Weiber nit mit dem Mannsvolk konkurrieren sollen und es ihnen besser ansteht, hinter dem Kochtopf her zu sein wie der Teufel hinter der verdammten Seele und Kinder zu zeugen und aufzuziehen, und was ihnen sonst noch zu erfüllen obliegen mag. Wollt auch bedenken, daß euer Tun ein ganz besonders gottgefälliges ist und euch für viele Sünden, so ihr begangen habt, reichlich Abolution ertheilt, finkemalen das heilige Spiel zur Verherrlichung unserer Kirche geschäht und zur Stärkung unseres allein seligmachenden Glaubens wider alle Ketzeri und Teufelsverführung, so sich breit macht in den Schweizer Landen seit dem Jahre Beelzebubs 1523 und sich brüstet und stolziert, wie ein Bäu, der ein Rad schlägt, daß man nicht genug beten und sich bekreuzigen kann, um nit selbst in die Zangen und Klauen des Teufels und in ewige Verdammnis zu geraten. Doch was red' ich wie ein

Quacksalber, der seine Waren anpreißt? Weiß doch jeder, daß jegliche gute Tat uns der Himmel im Gewinnkonto unseres Lebens bucht, und je mehr Faktoren es aufzuweisen vermag, wir um so eher in die ewige Seligkeit eingehen, also daß der Teufel von unserer Seele fahren muß mit scheußlichem Fluchen und greulichem Gestank. Achtet mir nur noch sein säuberlich auf meine Zeichen und Anrufungen, so bedeuten, daß der oder jener zu spielen an der Reihe ist, auf daß sich das Spiel abwicke wie eine Rolle Garn und sich nicht verknote und verjise. Und nun: Zum Kampf et deus nobiscum!“

Raum hatte der Regens geendet, erhoben sich die Spieler von den Bänken, ließen die Kostüme herbeibringen, und eh' man sich's versah, war die Kirche in einen Ankleideraum umgewandelt. Rasch schlüpfte jeder in sein Habit, und nach beendeter Metamorphose ordnete man sich wieder zum Zug und marschierte auf den Markt zurück, wo ihrer eine unübersehbare Menschenmenge harnte. Hinter den Schranken scharte und stieß sich das Volk, die Schaugerüste und Altane des Rathhauses waren dicht besetzt, und in den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf. Aus den höchsten Dachlufen schaute man, auf den Dächern selbst hockten Männlein und Weiblein und winkten und jubelten den einziehenden Spielern begeistert zu. Wer von seinem Platz aus alles gut übersehen konnte, bewunderte die kostbaren Kostüme und Verücken und nickte dem und diesem Spieler lächelnd zu.

Die Musikanten traten an ihre Plätze, die Spieler gingen in ihre Stände, der Regens nahm in der Mitte des Marktes Aufstellung und setzte sich auf den für ihn bestimmten Sessel, von seinem Stab umgeben. Die Pauken dröhnten, die Hartshörner und Trompeten schmetterten, der Regens schwang sein Szepter — das Spiel begann.



Unsere Hoffnung

Künstlerisches Lichtbild von A. Ebert in Riesa



Das Spiel des ersten Tages umfaßte Szenen aus dem gesamten Alten Testament und einem Teile des Neuen Testaments, vom Sündenfall, der Vertreibung aus dem Paradies und dem Brudermord bis zur Geburt Christi und seinem ersten Auftreten. Am zweiten Tage führte man die Wundertaten Christi, die Bergpredigt, seine Gefangennahme, Vorführung vor Pilatus, Geißelung, Kreuzigung und Kreuzabnahme vor bis zur Ausgießung des heiligen Geistes und der ersten Predigt der Apostel, mit Gnomen und Sentenzen reichlichst bespickt.

Zweimal zwölf Stunden erforderte das Spiel, eine treffliche Leistung für Spieler wie Zuschauer; denn es ging fast ohne Unterbrechung fort. Glücklicherweise, wer des Schicksals Gunst erfahren, wer in den Häusern am Markt wohnte oder einen Verwandten, Bekannten oder Freund besaß, der am Markt ein Heim hatte. Manche trieben auch mit ihren „Fensterloggen“ einen schwunghaften Handel.

Um aber die Aufmerksamkeit der Menge immer von neuem anzuregen und auf das Spiel zu lenken, bedurfte man, das wußte der hochwohlwöbliche Rat, starker Nervenkitzel und immer neuer Sensationen.

Fast nie ruhten Pautengelöt, Trompetenschall und der Lärm der Harthörner. Nur hin und wieder ließen die Spielleute ihre feinen, wohlklingenden Lieder erklingen. Oft verschlang der Lärm die Worte der Darsteller. Aber das störte niemanden.

Der zweite Teil des ersten Tages, der die ersten Szenen aus dem Neuen Testament brachte, wurde eingeleitet durch ein Gebet der heiligen Mutter Maria, das begleitet war von — Böllerschüssen und Trompetenschall, sintonmalen in der heiligen Schrift ja geschrieben steht: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Thür zu.“

Oder man suchte dadurch auf das Volk einzuwirken, daß man dem Christusdarsteller seine Kleider vom Leibe riß und ihn, der nur mit einem fleischfarbenen Trikots bekleidet war, so peitschte und geißelte, daß breite, blutige Striemen sich über seinen Körper zogen. Oder man band ihm, eh' man ihn kreuzigte, eine Blutblase man, und wenn er am Kreuz hing, trat ein Kriegsknecht heran und stieß den Speer in seine Seite, d. h. in jene Blase, und das Schweinsblut rann herab, daß sich das Volk entsetzte. Und das Volk bekreuzigte sich und haftete Gebetsworte über die Lippen, wenn Judas Ischarioth von den Qualen der Reue und den langschwänzigen Teufelsdienern zu Tode geheht war und eine schwarze Taube aufslatterte, so die schwarze Seele des Verräters darstellte, die er aushauchte und die der Höllenfürst mit seinen infernalischen Krallen in Empfang nahm.

Oft spielte die Menge selbst mit, schrie mit, wenn die Juden vor dem Balaste des Pilatus riefen: „Gebt Barrabas los! Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“ — oder vermehrte den Lärm privatissime mit Pauken und Trompeten, wenn ihr die Kraft der Musikanten nicht auszureichen schien.

Bei den Hirten auf dem Felde agierten Schafe mit, und die Könige kamen auf stolzen Rossen herangeritten. Mimik fehlte den Spielern ganz, an Gesten beschränkte man sich auf die allernotwendigsten, sonst sagte man seine Rolle her wie der Schuljunge seine Hauslektion und schrie, um sich verständlich zu machen, daß man am Schluß des Spieles piepste wie ein krepierendes Vöglein.

Aber das Volk war zufrieden, wenn es nur etwas sah, und die Sache recht laut und lebhaft herging.

Da hielt man freudig zwei Tage hindurch zwölf Stunden lang aus.

Separatisten vor 132 Jahren

Von Ina Seidel



Hat ein Mensch an seinem Körper eine Stelle, die wieder und wieder von dem gleichen Leiden befallen wird, so mag es ihm ein wenig tröstlich sein, sich im Leiden der früheren Anfälle zu erinnern, und daran — daß sie überstanden wurden. Angesichts der Franzosenherrschaft am Rhein und der Umtriebe und Mächenschaften der deutschen Separatisten dort unten hat Deutschland allen Grund sich freuzend zwar, aber doch voll Hoffnung auf Besserung an vergangene Zeiten und vorübergegangene schwere Erkrankungen in diesem Teile seines Organismus zu erinnern. Vor allem an die letzte französische Periode des Rheinlandes, die 1792 im blutigen Feuerschein der Revolution ihren Anfang nahm.

Damals, im Herbst 1792, war der Feldzug der verbündeten deutschen Heere gegen die französische Revolutionsarmee — berühmt einzig durch die wundervolle Spiegelung, die er in Goethes Aufzeichnungen gefunden hat — in der Champagne verregnet wie ein Familienausflug am Sonntag-Nachmittag. Die nicht von kriegerischen Strapazen, sondern von Hunger, Mäße, Ruhr und Typhus aufgeriebenen Truppen befanden sich nach der ergebnislosen Kanonade von Valmy am 20. September auf dem Rückzug, als es sich der in Landau stehende General Custine einfallen ließ, mit einem geringen Aufgebot von Nationalgarde zu einem „Spaziergang“ in die Pfalz aufzubrechen. Es lag wohl kaum in der Absicht dieses gebürtigen Aristokraten, sich als eiserner Apostel der Freiheit nach Deutschland zu begeben. Sein Bild zeigt einen à la chien friierten Kopf mit groben, schweren Zügen, mit dem Ausdruck jener Geistessträgheit, die ihn

hinderte, sich einer Sache mit Feuer und Entschiedenheit hinzugeben, sei es der des Königs oder der der Republik. So war er ohne die Hemmungen eines übertriebenen Ehrgefühls aus monarchischem Dienst in den der neuen Machthaber hinübergewechselt. So, von primitiven soldatischen Instinkten getrieben, mußte er jetzt die günstige Lage und „bewegte“ seine Truppen ein wenig im Feindesland, ohne ein großes politisches Ziel im Auge zu haben. Imperatorische Gelüste lagen ja dem damaligen Frankreich überhaupt noch fern, ehe der Brennspiegel napoleonischen Geistes die verstreuten Strahlen uralter römisch-romanischer Welt Herrschaftsgelüste und moderner Weltbeglückungs- und -befreiungswünsche scharf und klar sammelte und auf ein Ziel richtete.

Custine also pflanzte seine Freiheitssäume in Worms und in Speyer, wie es den Pflichten eines Bürgergenerals entsprach, und fand sich angenehm berührt von der entgegenkommenden Haltung eines Teils der Bevölkerung. Es darf nicht vergessen werden, daß die innerpolitischen Verhältnisse damals sehr wesentlich anders lagen als heute. Dem geistigen Europa erschienen die französischen Soldaten wirklich als Pioniere eines neuen Kulturmorgens. Es galt, ihnen ihre Arbeit zu erleichtern, ihnen Blutvergießen zu ersparen. Dies war damals wie heute das große Leitmotiv der Intellektuellen in der Verbrüderung mit Frankreich, aber wie es scheinen will, damals mit mehr Recht; denn der Gegensatz zwischen den überlebten Zuständen einerseits und dem Heil der neuen Ideen andererseits, deren praktische Ausführbarkeit noch nicht erprobt war, mußte auch klare Köpfe bestechen.

Einer großen allgemein menschlichen Sache glaubten die Schwärmer zu dienen, die den Franzosen zuzuschützen; daß die Sache sehr bald nur allzumenschlich wurde, dafür sorgten die auf beiden Seiten Vielzweigen, die hier im Trüben fischten und von denen sich einer, der Professor Böhmer, gleich in Worms in den persönlichen Dienst Custines stellte, um den gewichtigsten Conférencier dieses unbeholfenen Mediums freiheitlichen Geistes auf deutschem Boden zu machen. Bürger und Bauer, im Behagen des Wechsels zwischen Arbeit und Ruhe, Verdienst und Genuß gestört, verhielten sich passiv, unwirsch abwartend, was sich entwickeln möge, noch nicht geneigt, in Masse Partei zu ergreifen. Ausgesprochen Partei dagegen ergriffen Abel und höhere Geistlichkeit, indem die letztere unentwegt dem alten Herrn die Treue hielt, während die Aristokraten panikartig die Flucht antraten. So geschah aus Mainz bei der Kunde von der Annäherung Custines eine förmliche Auswanderung, an der sich natürlich in erster Linie die französischen Emigrierten beteiligten, soweit sie noch in der Stadt waren, wo der Kurfürst, der ehemalige Freiherr Carl Joseph von Erthal, ihren eher père et protecteur gespielt hatte. Dieser, der freilich auch den Namen eines gentilhomme parvenu nicht mit Unrecht trug, fuhr, von einer Reise zurückkehrend, bei Nacht und Nebel, das Wappenschild am Wagen ausgekrakt, durch Mainz hindurch und wandte sich ins Eichsfeld, von wo er erst nach der Vertreibung der Franzosen zurückkehrte.

Custine bezog denn auch das geräumte kurfürstliche Schloß zu Mainz, gleich nachdem er seine Truppen unter Trommelwirbeln und Janitscharenmusik pomphaft in die ohne einen Schwertstreich und ohne einen Schuß Pulver eroberte Festung eingeführt hatte. Und im Besitz des Schlüssels

zum heiligen Deutschen Reich, der ihm erwiesenermaßen durch einige revolutionär gesinnte Männer, darunter der Erbauer der letzten Befestigungen, der Ingenieur Eickmeyer selber, in die Hände gespielt war, wagte sich dieser schlendernde Eroberer auch über den Rhein und bemächtigte sich Frankfurts, wo er in der alten kaiserlichen Herberge, dem Roten Hause, Wohnung nahm und sich das große Wort leistete: „Ihr habt neulich einen deutschen Kaiser gekrönt? Ihr werdet keinen mehr krönen!“

Ein gleichzeitiger Chronist vermerkt, daß Böhmer den General bei all diesen Staatsaktionen zu Pferde, in einem roten Rock und in „sehr pathetischer Figur“ begleitete. Er hatte übrigens einen Nebenbuhler in der Gestalt eines gewissen Daniel Stamme gefunden, eines äußerst minderwertigen Individuums, mit dem er sich fortan wohl oder übel in die Beherrschung des Usurpators teilen mußte.

Die wahrscheinlich von Böhmer verfaßte Proklamation, die Custine nach seinem Einzug in Frankfurt erließ, hatte den folgenden Satz enthalten:

„Ich bin nach Deutschland gekommen, um dem Volk das Bündnis der fränkischen Republik anzubieten und den Unterdrückern zu zeigen, daß die freigewordenen Franken nur den einzigen Wunsch haben, die Schwachen zu schützen und die ungerechten Verwalter von Reichthümern zu überzeugen, daß die Menschen, ihrer Geburt nach an Rechten gleich, nicht bestimmt sind, das Joch der Reichen zu tragen.“

Die Kontribution von 2 Millionen Gulden, die er der Stadt sodann auferlegte, gehörte vermutlich zur Ausführung dieser Grundzüge, übrigens sollte sie eine Strafe für die Begünstigung der französischen Emigranten darstellen. Nachdem er die erste Million heraus-

gepreßt hatte, zog er sich schleunigst in eine befestigte Stellung bei Höchst zurück und überließ es seinen Generälen Nernwinger und Houchard, die Stadt gegen die anrückenden deutschen Heere zu verteidigen. Das Verhängnis brach denn auch schnell genug über die unerwünschten Freiheitsboten herein. Die Bürger der freien Stadt, die mit Recht meinten: „wir brauchen keine Freiheit nicht, weil wir schon eine haben“, machten gemeinsame Sache mit den Hessen, die unter dem braven Rüchel am 2. Dezember vor den Mauern standen. Während des Adventsgottesdienstes begann unerwartet die Beschießung, und während die Kirchenbesucher entsetzt nach Hause eilten, hinderten Handwerksburschen, besonders Mehger und Zimmerleute, die Franzosen an der Verteidigung und öffneten den Deutschen die Tore.

Daß aus dieser Selbsthilfe der Bürgerschaft von den Franzosen der Verrat der heiligen Sache gemacht wurde, läßt sich denken. Vergleiche mit der sizilianischen Vesper und der Bartholomäusnacht blieben nicht aus. „Deutsche! Flucht euren Frankfurter Landsleuten!“ stand im Mainzer „Bürgerfreund“ zu lesen. Pariser Flugblätter deklamierten von einem Blutbad und von 10 000 mit langen Meißern bewaffneten Frankfurter Bürgern — kurz die uns wohl bekannte Verleumdungsschikane ergriff auch damals das französische Gemüt von heut auf morgen, wie Feuer in Stroh fällt. Von dem Verlust Frankfurts an nahm Custines Spaziergang den Charakter einer großen politischen Affäre an. Er sah sich eingeschlossen in Mainz, und seine Behauptung ward zur Lebensfrage der französischen Sache Deutschland gegenüber.

„Unser Heiland, der Bürger Custine,“ wie er in einer Proklamation seines Sekretärs Böhmer genannt wird, hatte nicht versäumt, in jeder der „eroberten“

Städte als Erfordernis zur Kristallbildung einer freiheitlichen Gesinnung einen Klub nach dem Vorbild der Pariser Jakobinergesellschaft zu gründen. Seine ersten Taten allerorts waren die Pflanzung des Freiheitsbaums und diese Begründung einer Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, die als Abzeichen ein gelbes Medaillon mit den Buchstaben F. G. trugen. Vor dem zehn Meter hohen, mit Bändern geschmückten und mit der roten Mütze gekrönten Freiheitsbaum monologisierte ein Mainzer Stadtjude, Isak Bär, folgendermaßen: „Au war — ain Baum ohne Wurzel, — aine Kappe ohne Kopp!“ und derselbe war es, der die Buchstaben F. G. als die Initialen „Frau Grausin“ auslegte, welches der Name der Wasenmeisterin war, die die Hundemarken für 10 Kr. verkaufte. Aus dem Volksrätsel, das hierauf entstand, nämlich, was der Unterschied zwischen Hunden und Klubisten sei? läßt sich die Stimmung ersehen, die einen Teil der Bürgerschaft gegen die Freiheitsfreunde besetzte. In der Tat setzte sich der Klub auch größtenteils aus dem Abschamm der Mainzer Gesellschaft zusammen, und die Wenigen, die der Freiheitsache aus rein geistigen Gründen ergeben waren, wie der unglückliche Forster, die Professoren Blau und Hofmann, der Gutbesitzer Lutz, der Arzt Wedekind — diese hatten die Mehrheit gegen sich und rangen schwer, sich durchzusetzen. Als ein Mitglied, ein Kaufhausknecht, in der Versammlung einmal äußert: „In der Stadt heißt es, der Klub bestehe nur aus Lumpen,“ entsteht große Heiterkeit, aber durchaus kein Widerspruch. Jedenfalls betrachtete das Publikum die öffentlichen Klubtagungen als willkommenen Ersatz für das zunächst ausfallende Theater. Mit schauerndem Behagen hört man den gefürchteten Böhmer hier phantastische Drohungen gegen alle Tyrannenknechte

und Sklaven ausstoßen und gellend zur Eintragung in sein „rotes Buch des Lebens“ auffordern, um der Vormerkung im „Buch des Todes“, der schwarzen Liste, zu entgehen. Man hörte Leute stundenlang Reden halten, von denen man bisher nicht geglaubt hatte, daß sie bis drei zählen könnten, hörte sensationelle Angriffe auf alles Bestehende, erlebte die interessantesten Zänkereien und konnte sogar den General erscheinen sehen und ihn, um einen Streitfall zu erledigen, etwa die simple, aber wirksame Äußerung tun hören, im Namen der Republik sei er befugt, den Bürger Hofmann aufhängen zu lassen. Dies war der Ton im Klub, aus dessen Mitgliedern die Beamten der neuen Behörden, der Administration und der Municipalität gewählt wurden. Übrigens honorierte Eustine die Redner und ließ ihre Erzeugnisse zu Propagandazwecken drucken, ebenso wie die Ergüsse der Mainzer Stadtdichter, soweit sie ihm huldigten. Es gab seit dem Einzug der Franzosen drei neue Zeitungen, die ebenso wie die alte „fürfürstlich privilegierte“ Mainzer Zeitung „mit provisorischer Genehmigung der französischen Republik“ erschienen. Der Klub jedoch erschöpfte sich nicht ausschließlich mit ernster politischer Tätigkeit, sondern erholte sich auch bei Tanz und Spiel. Es gab Redouten und Bälle, und bei einer dieser Gelegenheiten erschienen die Damen mit Schärpen, die „vorne zur Hälfte des Leibes das Wort Freiheit, hinten zur selben Höhe das Wort Gleichheit trugen“. Wer die Briefe Karoline Schlegels kennt, wird sich erinnern, daß eine peinliche Episode ihres Lebens mit einem solchen Mainzer Revolutionsball beginnt. Zu einer großen festlichen Angelegenheit gestaltete sich für den Klub auch die Pflanzung des zweiten Freiheitsbaumes, die sich im Januar 1792 als nötig erwies, da „ruchlose Hände“ den ersten über Nacht

zerstört hatten. Das umfangreiche Symbol ward in einem grotesken Zug an Ort und Stelle gebracht, man erbaute sich damit, die „Insignien der Sklaverei“ auf einem ehemaligen Marienaltar unter freiem Himmel zu verbrennen, be rauschte sich an schwungvollen Reden, und endlich ließ Böhmer seinen drei Tage alten Sohn Grachus herbeibringen und forderte ihn angesichts eines im Freiheitsbaumel rasenden Volkes auf, „zu einem unversöhnlichen Feind der Aristokratie“ heranzuwachsen. Wozu sich diesem Kinde keine Gelegenheit bot, denn es starb einen Tag später an den Folgen seines Ausflugs.

Nach Neujahr 1793 mehren sich in den Mainzer Blättern die Anzeigen von Leuten, die sich genötigt sehen, plötzlich zu verreisen — zum Teil „kränkelnder Umstände halber“ — und die auf diesem Wege Abschied von ihren Freunden nehmen. Je enger der Gürtel der deutschen Belagerung sich um die Stadt schloß, desto bedrückter wurde die Stimmung der Bürgerschaft. Einsichtige sahen das Unglück voraus, das eine Beschießung, ja, eine noch länger andauernde Belagerung bedeuten würde, und schickten Frauen und Kinder fort, solange es noch möglich war. Die Zeit der alten Regierung hob sich immer leuchtender von der Trübsal der Gegenwart ab, und war Erthal auch keineswegs beliebt gewesen, so gedachte man um so sehnsüchtiger seines Vorgängers, des alten Emmerich Joseph, unter dessen Krummstab wirklich „gut wohnen“ gewesen war. Angesehene Bürger und frühere Hofbeamte standen von Anfang an in heimlichem brieflichen Verkehr mit dem fürfürstlichen Kabinett und hielten es über die Vorgänge auf dem Laufenden. Verfassungstreu blieb auch, wie schon erwähnt, die höhere Geistlichkeit, die sich standhaft weigerte, politische Proklamationen von der Kanzel zu verlesen, während die niedere und

bürgerliche Geistlichkeit ihr Segel nach dem Wind stellte und einmal in einem Promemoria öffentlich dagegen protestierte, daß im Klub ihr Stillschweigen „dahin ausgedeutet werde, als wollte sie sich unter die Sklaven hinabwerfen“, und es sich vorbehielt, ihre besondere Erklärung seinerzeit „mit deutscher Freymütigkeit und biederer Tranklichkeit“ zu überreichen. Eine durchaus ablehnende Haltung behielt ferner die Mainzer Judenschaft bei, wie schon aus dem oben erzählten kritischen Anmerkungen Staat Bärz zu entnehmen ist. Der orthodoxe Jude ist auch in unseren Tagen auf der rechten Seite der Rechten. Und trotz ihrer verachteten Stellung im Gemeinwesen und trotzdem sich die Neurever öffentlich auch ihrer Unterdrücktheit annahmen und die damals noch ungewöhnliche Frage aufwarfen, ob nicht auch Juden Menschen seien, so ließen sich 200 Juden mit ihren Familien lieber ausweisen, als auf die neue Verfassung zu schwören. In den Dörfern der Umgegend war die ablehnende Haltung der Bevölkerung allgemein. Die als Wanderprediger der Freiheit umherziehenden Klubisten ernteten Spott und Prügel, in Laubenheim aber spielten die Bauernburschen den Kirchweihhimmel dem General Custine zu und brachten das stattliche Hornvieh bekränzt und mit Musik nach Mainz vors Schloß. Custine, der in dieser deutschen Treuherzigkeit mit Recht einen doppelten Boden ahnen mochte, nahm die Weishegabel nicht an, entließ aber die Gesandtschaft zur Sicherheit mit einem Geschenk. Innerhalb der Stadt wagte sich dergleichen nicht hervor; immerhin trat die als primitives politisches Symbol auch in unseren Tagen erst kürzlich wieder angewandte tote Stabe auch damals auf. Mit der Rotfarbe geschmückt, hing sie des Morgens am Freiheitsbaum, oder sie trug einen Zettel im Maul, der Wünsche ausdrückte, wie:

„Custine fort nach Landau!

Sonst bringt man dich nach Spandau!“

Den französischen und klubistischen Flugblättern aber traten allmählich andere entgegen, unterzeichnet von „den abwesenden Freunden und Vorftehern“, in denen den Mainzer Bürgern und Einwohnern des Mainzer Landes baldige Befreiung durch Preußen, Hessen und Oesterreicher verheißen wurde. Custine, der es fühlen mochte, daß der Boden unter seinen Füßen immer heißer wurde, gab Mitte März das feste Quartier im Mainzer Schloß auf und begab sich zu den bei Kreuznach lagernden Truppen, nachdem er den Oberbefehl über die Festung in die Hände des Generals d'Hyres gelegt hatte. Daß man aufgehört hatte, ihn als Messias zu betrachten, beweist eine anonyme „Ode an . . .“, die als Flugblatt erschienen war und folgende Strophe enthielt:

„Seine Streiter sieht man blutend
fechten,
Doch der Führer weilt in träger Raft.
Wie, wenn sie gleich dir beim Becher
zechten,
Den du rechtlos dir gewonnen hast?
Schwelgst mit eines andren Weib ver-
bunden,
einer wollustvollen Buhlerin.
Bringst dem Vaterland geweihte
Stunden
unter niedrigen Genüssen hin!“

Er war erkannt. Das aber hielt den Ablauf des Geschicks, das er über Mainz gebracht hatte, nicht mehr auf. Vom Februar an rast der Klub, unterstützt und angestachelt von drei Pariser Kommissaren, und unter seinem nunmehrigen Präsidenten Hofman begann zur Durchsetzung der Wahlen eine Schreckensherrschaft im kleinen. In dessen das „souveräne“ Volk der Mainzer, dessen Freiheitsliebe und Tyrannenhaß wieder und wieder angerufen wurden, das beschimpft, schifaniert und bedroht wurde, man würde ihm „zur Heilung

des Menschenverstandes mit der französischen Pique den gefährlichen Starstechen" — es war nicht zur Annahme der französischen Konstitution zu bewegen! „Wie gut es die Leute am Rhein und an der Mosel jetzt haben könnten!" ist ein Flugblatt überschrieben. Die Unabwärtbaren damals wie heute! Seufzend berichteten Forster und Weber nach Paris über „die gänzliche Abwesenheit eines aufgeklärten Mittelstandes". Einstimmig protestieren Geistlichkeit, Beamtenschaft und Zünfte gegen einen Wahlzwang, und die Knopfmacher erklären besonders, „es stünde nicht in ihren Mächten, sich vom deutschen Reiche abzureißen". Daß trotz alledem am 24. Februar die Wahlen zum „Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent" stattfanden, war nur unter brutalem Terror möglich. Die Kommission Merlin und Reubell hatte ihren Informationen aus Paris gemäß die Ausföhrung der Wahlen am 24. oder die Beschießung der Stadt am 25. angeordnet. Es gab 5000 Wahlfähige. 370 Wähler beteiligten sich. Endlose Ausweisungen, Verurteilungen zu Zwangsarbeit und freiwillige Auswanderungen ergaben sich in der Folge. Diese Schicksale trafen die „Nichtpatrioten," wobei zu bemerken ist, daß in dieser Zeit das Wort „Patriot" im Rheinland aus deutschem Mund einem Schimpfwort gleichkam. Sechszehn der angesehensten Bürger wurden als Geiseln nach Frankreich verschleppt, darunter der Vertrauensmann der kurfürstlichen Regierung, Daniel Dumont. Da auf diese Weise die Stadt allmählich ihrer wertvollsten Männer beraubt wurde, da auch die besseren Elemente des Klubs sich verloren — Forster und Lux waren nach Paris abgesandt, Dorsch folgte ihnen dorthin, andere zogen sich, angeekelt von dem wahnsinnigen Treiben, zurück — so blieb schließlich eine terrorisierte Menge in der Stadt zurück, die mit dumpfer Angst

der kommenden Dinge wartete. Immer mehr ward die Stadt zur Verteidigung instand gesetzt, die hundertjährigen Linden und Kastanien der Rheinallee wurden gefällt, die Fünfwundenkapelle, ein altes geheiligtes Denkmal, zerstört. In der Stadt wuchsen Hunger und Teuerung im selben Maße, wie die geistliche Unbotmäßigkeit von Klubisten und Soldaten zunahm. Man begann jetzt, sich des verlassenen Eigentums des Adels zu bemächtigen, und stahl unter dem Deckmantel von Beschlagnahme und Versteigerungen, wo man konnte, wozu freilich schon Custine das Beispiel gegeben hatte, indem er aus dem Schloß mitgenommen hatte, was ihm gefiel. Im Mai hatte dies Elend den Höhepunkt erreicht, auf dem es sich bis Juli hielt. Die Franzosen versuchten einen Ausfall nach dem anderen, es gab blutige Scharmüchel, die Stadt war ein großes Spital voll Verwundeter und Kranker, in dem aber bis zuletzt Bälle und Redouten gefeiert wurden und das Theater erst in dem Augenblick zu spielen aufhörte, als am 1. Juli eine Bombe das Schauspielhaus während der Vorstellung des Lustspiels „Frtum an allen Ecken" in Brand setzte. Die Geschosse, die von Anfang Juni an in die Stadt flogen, bedeuteten fast eine Erlösung für die dumpfe Spannung der Einwohner, obgleich sich die Panik nun entseßlich steigerte. Am Johannistag verließen 1500 Geängstete die Stadt, konnten nicht weiter und waren gezwungen, zwei Tage und eine Nacht zwischen Mainz und dem deutschen Heer im Kugelregen zu kampieren. Soldaten auf Vorposten nahmen sich ihrer an, und schließlich nahm die Hölle sie wieder auf, in der Tag und Nacht das Feuer und der Hunger wüteten, während der Diktator Hofman seinen Jäsarenwahn auf die Spitze trieb und vorschlug, die Kinder „in den Rhein zu werfen", wenn man sie nicht mehr satt machen könne!

Nun, vom 17. Juli an gab es Kapitulationsunterhandlungen, und am 24. verließen die Franzosen unter Anführung Merlins die Trümmer der Stadt, die sie als Boten des Menschheitsfriedens betreten hatten. Von Merlin sagt Robespierres Tagebuch, er sei „berüchtigt wegen der Kapitulation von Mainz und mehr als verdächtig, den Preis dafür eingesteckt zu haben“. Was nun anhub, war ein großes Volksgericht gegen die Klubisten, und in der Mainzer Zeitung, die von Ende Juli an wieder als „kurfürstlich privilegiert“ erschien, finden sich die ergößlichsten Erklärungen von Leuten, die „niemalen“ dem Klub angehört haben wollen. Als „verleumderische Schurken und böshafte Lügner“ werden solche bezeichnet, die das Gegenteil behaupten. Wer sich besonders bloßgestellt hatte, suchte den Namen zu wechseln, so nahm der Gastwirt Riffels den ehrbaren Namen seines Schwiegervaters Dunzer an.

Am 29. Juli aber ist zu lesen: „Der große Custine, der noch vor wenigen Monaten alle Throne der Welt umzustürzen drohte, ist gestern ebenfalls den Weg aller Jakobiner-Generale gegangen: das heißt, die Guillotine hat ihn gefressen.“

Als aber der Kurfürst wieder einzog, hatte der Kanzler Albini für einen jubelvollen Empfang gesorgt. Die Metzger mußten die Pferde aus- und sich selbst vor seinen Wagen spannen. Da schwebte aus dem Gefängnis aus der Hand eines gefangenen Klubisten ein Zettel mit folgenden Versen auf den Zug herab:

„Jesus zog in Salem ein,
Von einer Eselin getragen.
Sein Knecht muß aber größer sein,
Zwölf Ochsen zieh'n seinen Wagen.“

So hatten auch hier die Narren das letzte Wort.

Der Pfennig

Von Richard Klose

Ein Pfennig glitt aus meinen Fingern
zur frühjahrsfeuchten Erde nieder;
ich bückte mich nach meinem Flüchling
und hob ihn sacht vom Boden wieder.

Und als nun meine Finger lassen
mit langsam suchender Gebärde,
so rühren sie, wie aus Versehen,
die dunkelbraune kühle Erde.

Da fühle ich ein Lebensströmen
durch meine Hände heimlich fließen;
und längst versunkne Jugendtage
und Freuden schienen mich zu grüßen.

Als noch die große Mutter Erde
mein treuer Spielgenos gewesen
und ich mit meinen Kindersinnen
in ihrem Märchenbuch gelesen. —

Ein Märchen ist die Mutter Erde —
das alles war — einmal — vor Jahren —
Ich konnte nimmer Grün, noch Knospen,
noch Wind und Wogen mir bewahren.

Ich ließ noch einmal meinen Pfennig
ganz unbemerkt zur Erde fallen
und rührte — noch einmal den Boden
mit heimlich reinem Wohlgefallen.

Bergstädters Bücherstube

Das Lebenswerk von Wilhelm Busch

Von Friedrich Castelle.

Mit seinem großen niederdeutschen Stammesgenossen Wilhelm Haabe trägt Wilhelm Busch an dem Ruhmeschicksal, der deutsche Humorist zu sein. Jeder kennt seine Bildergeschichten, jeder seine fröhlichen Verse und lecken Zeichnungen und glaubt in ihnen schon den ganzen Busch zu besitzen.

Erst 1909 hat die von den Nissen des großen Künstlers Hermann, Adolf und Otto Köhlbe veröffentlichte Biographie dieser landläufigen Anschauung und Einschätzung ein Ende gemacht. Denn diese Lebensbeschreibung und die ihr beigegebenen Proben seiner Malerei und Zeichnungskunst offenbarten einen Menschen von tiefer innerlicher Lebensweisheit und eruchtlicher künstlerischer Vielseitigkeit. Ausstellungen seiner Gemälde verstärkten dieses Urteil und belebten die Teilnahme an seiner vielseitigen künstlerischen Persönlichkeit.

Aus dem Nachlaß erschien die große Sammlung Volksmärchen und Schwänke „Aus alter Zeit“. Staunend erkannte man, wieviel wertvolles Volksgut hier noch verborgen lag und wie reich es vielfach die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm bestätigte und ergänzte. Wilhelm Busch hat diese Volksmünd-erzählungen sein ganzes Leben hindurch leidenschaftlich gesammelt und aufgezeichnet und so unrettbar Verlorenes vor dem Untergange bewahrt. Erfreulicherweise hat der treue Erbhüter des Künstlers, Otto Köhlbe, aus dieser großen Sammlung vier kleine Bändchen Volksmärchen, Kindermärchen, Sagen und Lieder ut oler Welt und Plattdeutsche Gedichte und Schwänke gesondert herausgegeben und mit köstlichen Bildern des Meisters geschmückt.

Bedeutung ergänzt werden diese Bücher durch die unter dem Titel „Hernach“ bekannten Bilder und Schnurten mit 95 zum Teil farbigen Zeichnungen und dem Text in der Handschrift des Meisters. Wilhelm Busch hat das eingesiegelte druckfertige Manuskript im Frühjahr 1905 seinen Nissen übergeben mit der Bemerkung, daß es nach seinem Tode veröffentlicht werden könnte. Dieses köstliche Buch ist vielleicht der höchste Ausdruck und tiefste Inbegriff dessen, was Wilhelm Busch bedeutet: Zeichnungen von letzter künstlerischer Freiheit, Verse von letzter dichterischer Einfachheit und Meisterschaft.

Die unserm Aufsatz „Erinnerungen an Wilhelm Busch“ eingefügten Proben legen Zeugnis ab von dieser hohen Kunst.

Zu all diesen Überraschungen kam eine neue: Rudolf Will stellte fest, daß das Libretto einer 1863 am Münchener Hoftheater aufgeführten und dann 1869 am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater beliebtes Repertoirestück gewordenen Operette „Der Bettler auf Besuch“ von Wilhelm Busch stammte. Das war unbekannt, da der Textdichter nirgends genannt wurde. Mit dem Komponisten, Georg Krempfeker, der sich aus der Weherei seines Vaters frei gemacht und unter großen Schwierigkeiten sein rein auf das Volkstümliche eingestimmtes musikalisches Talent durchgesetzt hatte — er ist nach langer Kapellmeisterertätigkeit in Görlitz, Magdeburg und Königsberg 1871 armselig in München verschieden — war Wilhelm Busch aus den Münchener Sturm- und Drangjahren befreundet. Für den Verein „Jungmünchen“ schufen beide kleine Singspiele, die Wilhelm Busch dichtete. Rudolf Will hat reizende Stücke dieser Art von Busch, so „Schuster und Schneider in der Herberge“, „Liebestreue und Grausamkeit“ und „Häufel und Gretel“, ganz oder im Auszug mitgeteilt. Leider ist die Musik Krempfeker's zu diesen Dichtungen verloren gegangen. Dahingegen ist die Operette „Der Bettler auf Besuch“ in Text und Musik erhalten und von Will veröffentlicht worden. Hoffentlich wird die deutsche Bühne sich dieser reizvollen Schöpfung gelegentlich wieder entsinnen. Jedenfalls ist es freudig zu begrüßen, daß der Fener-Verlag in Leipzig, der alle diese Werke sowie die Gedichtsammlung „Schein und Sein“ und den für die Erkenntnis des Menschen Busch sehr einflußreichen Briefwechsel mit Maria Anderson übernommen hat, gerade diesen Nachlaßwerken des Meisters so große, tätige Liebe schenkt. Auch wir danken ihm an dieser Stelle für die Überlassung der Bilder aus der Busch-Biographie und „Hernach“, mit denen wir den Aufsatz von Otto Köhlbe schmücken können.

Eine für die große Busch-Gemeinde besonders freudige Überraschung und schöne Gabe ist die Faksimile-Ausgabe von „Max und Moritz“, die der Verlag Braun und Schneider, München, im vorigen Jahre herausgebracht hat. Das berühmteste Buch von Max und Moritz erscheint hier

ganz in der Form, in der Wilhelm Busch seinem Verleger das Manuskript unter dem 5. Februar 1865 übersandt hat, die Verie in seiner Handschrift, die Zeichnungen in seiner köstlich getönten Farbigeit. Welch ein wertvolles Geschenk diese Ausgabe ist, erkennt man erst, wenn man neben diese Faksimile-Ausgabe die gewöhnliche Buchausgabe legt. Wie ganz anders leben hier die unvergänglichen Gestalten seiner Bildergeschichte und wieviel hat die technische Vielfältigkeit ihnen von der Feinheit der Zeichnung und der Liebe der Charakteristik genommen. Selbst in unserer, obwohl nur in Schwarzweiß möglichen Wiedergabe des ersten Bolte-Bildes aus der Faksimile-Ausgabe, in dem Blick der Witwe und des stolzen Hahns, in der demütigen Unterwürfigkeit der drei Hühner offenbart sich diese köstliche Kunst des Meisters, der sich leider zu Lebzeiten nie um seine Schöpfungen gekümmert hat. Waren sie gestaltet, dann wurden sie ihm fremd, und vor allem das Korrigieren der ersten Andruce war ihm so zuwider, daß er auch diese Arbeit gern den Holzschneidern überließ, die seine Zeichnungen für den Druck herrichteten. Um so wertvoller sind da naturgemäß Veröffentlichungen wie diese: sie offenbaren das mühsame Ringen des Meisters mit seinen Stoffen und lassen erkennen, welche ein ernsthafter Künstler hinter diesen äußerlich anscheinend so leicht gefügten, aber innerlich aus rastloser Arbeit erwachsenen Werken steht.

Für diese Erkenntnis des großen Künstlers Wilhelm Busch, der es immer leidenschaftlich und fast zornig abgelehnt hat, als „Spaßmacher“ gerühmt zu werden, war auch die Ausgabe der „Gesammelten Werke“ von Wilhelm Busch endlich notwendig. Der Verlag Braun und Schneider in München hat sich mit dieser handlichen Ausgabe ein großes Verdienst erworben. Zu den Einzelausgaben der Buschschen Bilder geschichten und zu den zwei übergroßen Alben, die seit Jahren im Handel sind, tritt jetzt ein Buschbuch in zwei Händen, das in der Größe der Bilder geschichten das reiche Lebenswerk des Künstlers, so wie es namentlich in den „Fliegenden Blättern“ vorliegt, harmonisch und technisch schön erneuert.

Von den eigentlichen Bilder geschichten wird nur „Max und Moritz“ an den Anfang gestellt. Es folgen dann schon jene übermütigen, kleineren Dichtungen, zu denen Busch oft seine schönsten Bilder gezeichnet hat, so das Rabennest, die Rache des Elefanten, die klassische Pudelgeschichte „Der Lohn des Fleißes“, das geradezu geniale Meisterwerk Buschscher Bewegungskunst: „Die Fliege“, dem sich später in gleicher Fröhlichkeit „Der Frosch“ anschließt, der „abends krabbelt und priedt“. Mit viel

Behagen wird der Busch-Berehrer in dem ersten Bande auch die Silberreihe von Monsieur Jacques à Paris während der Belagerung im Jahre 1870 beschauen, der damals auch Zigaretten aus See gras drehen und zu den ungewöhnlichsten kulinarischen Genüssen greifen mußte. — Ja, ja, wie sagte der wadere Meister Karsten bei Wilhelm Raabe: „Einmal wir, einmal sie!“

Zu Münchhausenscher Fabulierung steigert sich Wilhelm Busch in seiner „wunderbaren Varenjagd“, die Bilder von solch tühner Lebendigkeit und Meisterschaft bringt, wie sie kaum jemals in dieser Art geschaffen worden sind. Man denkt wirklich oft an die graziöse Leichtigkeit der Doréschen Zeichnungen zu den Abenteuern Münchhausens. Und sein naturgeschichtliches Alphabet für größere Kinder und solche, die es werden wollen, ist wohl für alle Zeiten das klassische Vorbild all der Versuche, dem kindlichen Auge das Werden und Wesen des Christtums im Wilde lebendig zu machen. Man sollte diese Bilder mit den so klangvollen, ohne weiteres ins Gedächtnis fallenden Versen: „Das wilde Dromedar man koppelt, der Dogge wächst die Nase doppelt“ getrost auch in Kinderlesebüchern veröffentlichen. Nicht nur, weil sie eine erquickende Fröhlichkeit atmen, sondern weil in ihnen gerade jene Anschaulichkeit (so z. B. wie die Lerche förmlich auf einer zarten Leiter „an ihren Nidern in die Luft klettert“) in der ungezwungensten Bildform gefunden ist, nach der die Jugendzierung so sehr verlangt.

Den zweiten Band der „Gesammelten Werke“ eröffnet das leider immer noch nicht genügend bekannte und nach Verdienst gewürdigte Meisterwerk „Schmurbiburr oder die Biene“, das erst in 20. Auflage erscheint. Hier hat der Zeichner Wilhelm Busch für viele Kenner seiner Art und seines künstlerischen Wesens vielleicht das Höchste und Erwählteste gegeben: Es ist jene graziöse Darstellung der geflügelten Kleintierwelt, wie sie vordem kaum je ein Künstler und nachdem unter unsern Zeitgenossen vielleicht nur noch Ernst Kreidolf geschaffen hat. Und es ist vielleicht für Busch die größte Anerkennung, zu sagen, daß ein so großer Tierpoet wie Kreidolf in seinen besten Zeichnungen vielfach nicht die zierliche Natürlichkeit und strengste künstlerische Form der letzten Einfach und Einfachheit gefunden hat. Bilder wie die Bienenkönigin beim „Lever“, die faulenzenden Bummelbrosnen, die Wanderbienen, der Ausflug des Schwarmes: „Schmurbiburr! Da geht er hin!“ sind neben den grotesken Einfällen — der Fang des Frosches aus dem Bauche des Knaben Eugen mit der Fliege — und neben dem ganzen Schlußkapitel Bilder, die ihresgleichen in der gesamten graphischen Kunst nicht haben.

Besonders reizvoll wird dieser Band auch durch die Wiedergabe der Schöpfungen aus frühester Zeit, namentlich aus den Münchener Sturm- und Drangjahren, weil sich hier so anschaulich verfolgen läßt, wie zäh und unerbittlich Busch an sich und seiner Art geformt und gebildet hat, wie langsam er gereift ist. Anfänglich versucht er noch in der Holzschnittüberlieferung der „Fliegenden Blätter“ zu bleiben, geht hier freilich gleich schon über die herkömmliche Manier der meisterlichen Zeichner hinaus durch die kühne Charakteristik und groteske Übersteigerung seiner Gestalten.

Ein fröhlicher Ausklang der beiden Bände sind die dichterischen Beiträge von Wilhelm Busch aus der Kneipezeitung des Künstlervereins Jung-München, weil uns in ihnen der junge Dichter in seiner fröhlichsten Ungebundenheit entgegentritt. Derbe, schwantartig erzählte Erlebnisse von lustigen Malerfahrten, so von der Kirchweih zu Trubering, sind voll saftiger anekdotenhafter Reimereien auf Vereinsmitglieder, mit zeitkritischen Strophen und Trübseligern. Dazwischen aber tauchen schon Meisterweisen des späteren Wilhelm Busch auf wie die folgende:

Fink und Frosch.

Im Apfelbaume pfeift der Fink
Sein: pinkpink!
Ein Laubfrosch klettert mühsam nach
Bis auf des Baumes Blätterdach
Und bläht sich auf und quackt: „Ja, ja!
Herr Nachbar, ich bin och noch da!“

Und wie der Vogel frisch und süß
Sein Frühlingslied erklingen ließ,
Gleich muß der Frosch in rauhen Tönen
Den Schusterbaß dazwischendröhnen.

„Zuchheija, heija!“ spricht der Fink,
„Fort flieg' ich flink!“
Und schwingt sich in die Lüfte hoch.

„Wat!“ — ruft der Frosch, — „Dat kann
ich och!“

Nacht einen ungeschickten Saß,
Fällt auf den harten Gartenplatz,

Ist platt, wie man die Kuchen backt,
Und hat für ewig ausgequackt.

Wenn einer, der mit Mühe kaum
Geflettert ist auf einen Baum,
Schon meint, daß er ein Vogel wär',
So irrt sich der.

Noch 1894 hat Wilhelm Busch zu diesem Jugendgedicht mehrere Zeichnungen geschaffen, und vor allem die in dem Aufsatz von Möbke veröffentlichte zeigt, mit welcher Liebe und Sorgfalt auch noch der alternde Meister an seiner eigenwilligen, aber in ihrer Eigenwilligkeit so selbstverständlich einfältigen Kunst festhielt. Denn diese Kunst ist in zäher niedersächsischer Ausdauer erkämpft, anfänglich in bitterem Kampf mit dem Material, später in gleichem Widerstreit mit Form und Ausdruck, und gerade darum ist ihre Einfachheit so groß, — so groß wie die Einfachheit der Lyrik Goethes und des Humors von Wilhelm Haube. Darüber hinaus freilich ist sein ganzes Werk so echt gemütvoll deutsch, und Hermann Vöns, der ja in seinen „Eulenspiegelien“ den großen Meister nicht ungeschickt nachgeahmt hat, mag schon recht haben, wenn er in einem Briefe sagt: Was Busch, „abgesehen vom malerischen und künstlerischen Wert seiner Werke, für die Stärkung des Deutschtums, des Reichsgedankens und des Stammesbewußtseins getan hat, das ist sehr dankenswert“.

Den leidenschaftlichen Ernst seiner Arbeit hat Busch selber immer stolz und bewußt bekannt, und als klares Selbstbekenntnis stehen in seiner schönsten Erzählung „Eduards Traum“, auf die hier nachdrücklich hingewiesen sei, weil sie so lebenswahr und erdenfröhlich ist, die Worte: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit ungefähr so, wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht' ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topf der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit.“

Inhalt: Wilhelm Busch, Hernach, Bilder und Schurren; Kindermärchen; Sein, Gedichte; Der Bettler auf Besuch, Operette in einem Akt, Musik von Freund Krempfleher, Klavierauszug mit Text; An Marie Anderson, 70 Briefe; Werke und Tage, die Biographie, von Adolf, Hermann und Otto Möbke. Sämtlich im Feuer-Verlag zu Leipzig. — Wilhelm Busch, Gesammelte Werke, 2 Bde. 15 M. — Max und Moritz, Faksimile-Ausgabe, 15 M. Beide Verlag Braun und Schneider in München.

Vom Büchertisch

Maria am Meer. Roman. Von Friede S. Kraze. München. Jos. Kösel u. Friedr. Pustet K. G., Verlagsabteilung Kempten, 1923. 8°. 216 S.

Im die schleswig-holsteinische Westküste führt uns dieser dichterisch und psychologisch eigenständige Roman, ins Land der Füllkapps, der schwanenweißen Botanistochter, des Lichtgottes Valbur, der Weltesche Ygdrasil und der am Weststuhl sitzenden Wornen. Dort, in Theodor Storms kleinem Fuhum, beginnt die Handlung. Sie setzt sich fort im Twieten-Hamburg, kehrt zurück, greift hinüber ins bayerische Hochgebirge zu einem alten Forsthaus und einem schmalen getürmten Bergschlößchen, dem erstrebten Sehnsuchtsziel eines jüngsten Sohnes uralten Herrens-geschlechts. Da oben möchte und wird er einst sein Heimglück gründen mit einer Tochter jenes Nordens. So vereinigen sich ihm Meer und Gebirge im Schoß der Unendlichkeit, wo der letzte Rand, die letzte Scholle entscheidet zum „Wunder“. Symbol und Symbolik prägt denn auch die Darstellung intimst.

Schon das erste Kapitel stellt uns mitten hinein in das Werden und zugleich den Mittelpunkt einer seelischen Entwicklung. Zeigt uns dann ein in Stimmung und Plastik klares Deichbild, auf ihm von den vier Hauptträgern der Handlung drei: den verlorenen Sohn eines hochangesehenen Hauses; den künstigen Helben der Helbin; diese selbst: Elsalill Jesh, ganz und gar ursprünglich in ihrer herbholden, bei allem Wissen ums Leben unberührt gebliebenen Jungfräulichkeit. Sproß herrlicher Eltern, wurde sie Braut eines son-nigen Kindheits- und Jugendgenossen, von ihr stets als Bruder geliebt. Er war Studiengenosse jenes süddeutschen Adeligen, den er in schwärmerischer Freundschaft verehrt. Mit ihm schaut er in schlicht ergreifender Weihnachtsfeier Elsalill als Darstellerin Marias, Jungfrau der Verkündigung — ein Vorgang, der für sie und einen anderen das Leben für immer bestimmt. — Plötzlich bricht in helles Glück die Tragik herein. Mit dieser Auswirkung: Der eine Freund stirbt von des anderen Hand jäh erlösenden Tod. Elsalill aber ist es vorbehalten, den Ausgleich zwischen Schicksal und heiligem Menschenwillen nach Gotteswillen zu finden.

Der Genuß des Buches wird stark erhöht durch wiederholte Lesung. Die äußere Handlung, spannend-anregend, z. T. erregend, nimmt so sehr gefangen, daß es schwer halten dürfte, den Gesamt- und Einzelreichtum der dem Ganzen mitgege-

benen Feinheiten und Schönheiten so-gleich zu erfassen: innerhalb der Wieder-gabe seelischer Bewegtheiten, fesselnder Charakter-, Natur- und Milieuanprä-gungen; eben hier sei als Beispiel nur an das rote Kavalierrhaus und, eine Art Gegensatz, Olsen-Großmutter's Stübchen erinnert. Bei allem überraschenden Wissen schildert Friede S. Kraze nie um der Schilderung, stets um des in ihr Leben ge-wordenen, organisch einzuwebenden Ein-druckbildes willen. Aufpassen muß bei diesen Gefühls- und Geistesriesen die sonderliche Frische der Auffassung, die oft schelmische Unmittelbarkeit des Humors: Ihr Herz ist ganz Anteilnahme. Daher auch ihr wundervolles Eindringen in das Gemüts- und Vorstellungsleben der Alten, der Kinder, der Bedrängten und Bedrückten. Einen Tempel hat sie in sich dem Wunder erbaut: der höchsten Erfüllung. Der Mystik steht sie demgemäß offen, auch, im Zu-sammenhang, dem seltsamen Mystischen im Leben der Küstenbewohner. Heiß liebt sie das Volk mit seinen Sitten und Ge-bräuchen, seinem Hohen und Heiligen im Kern. Wie tief trifft sie z. B. die Vergleichs-schönheit, wenn sie von den alten Klein-städtischen Häuschen sagt, über ihnen webe die Jungigkeit eines verschollenen Liebes! Sie kann aber auch in jurchbarer Rea-listik zupacken, wenn Empörung und Ekel sie schütteln ob der Menschen Elend und Niedertracht.

Mich persönlich faßt das Heimweh an, sobald ich Friede Krazes Buch öffne. Meinen Heimatgenossen fern dem meer-umschlungenen Doppelländchen wird es nicht anders ergehen.

E. M. Hamann.

Die Wage der Herzen. Menschen und Dinge aus dem Morgenlande. Von Ewald Banse. Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg. 160 S., in Halbleinen gebunden.

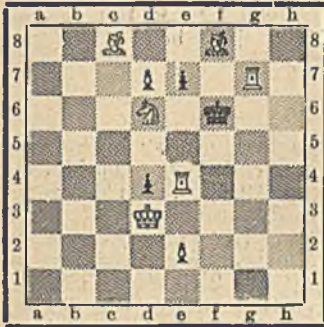
Dieses Werk, das von Prinzessinnen, Vagabunden und Abenteurern im Orient erzählt und erneut den unvergleichlichen Zauber des Morgenlandes vor uns erstehen läßt, ist eine reife Frucht Banse'scher Erzähl-kunst. Es ist zudem für längere Zeit das letzte Werk Banse's, das sich mit dem Orient seit sechzehn Jahren dem ausschließlichen Gegenstand seiner Arbeit beschäftigt. Er verabschiedet sich darin von den Ländern des Südens in einer Art, die mit Sehnsucht und Humor durchflochten ist und deren tränenerstickte Geste nur von uns verstanden wird, die wir jetzt ausgeschlossen sind von den lachenden Tafelfreunden der Welt.



Bearbeitet von Otto Kermann.

Aufgabe Nr. 418.

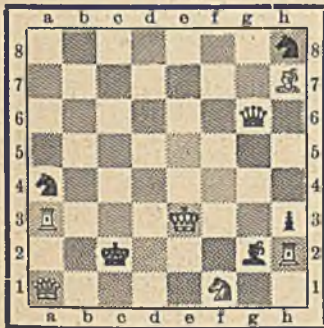
J. Neukomm, Budapest.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 419.

S. Nagy, Budapest.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Lösungen.

Nr. 402 von G. Karls-
son: Ld4—e3.

Nr. 403 von Dr. S. v.
Gottschall: 1. d2—d4.

Nr. 404 von W. Nic-
meyer: 1. Td5—f5.

Nr. 405 von Dr. F. F.
D'Keefe: 1. Sd5—e3,
K:e3, 2. Te5+; 1....
L:f3, 2. Ta4+; 1....
K:f3, 2. f8D+; 1....
Lh3, 2. Lc2; 1.... S:e3,
2. Sg5+; 1.... bel., 2.
Te5+.

Nr. 406 von Dr. G.
Dobbs: 1. Df8—e8,
Kd6, 2. Dc6+; 1....
Kd4, 2. Dc4+; 1....
L:b6, 2. Dc6+.

Nr. 407 von D. Würz-
burg: 1. To5—h5, K:g4,
2. Dh3+; 1.... e3, 2.
Se5+; 1.... Sg5, 2.
Df2+; 1.... bel., 2. Th4.

Liste der Löser.

W. Dreifert in Dort-
mund, D. Bergmann in
Frankenberg, E. Kellner
in Wien: 402/7; Dr. Krey-
her in Sangerhausen:
402/4, 6, 7 (405: 1. f8D?)

A. Althoff in Siegburg:

Aufgabe Nr. 420.

S. Weenink, Amsterdam.
G. C. C. 1924. 1. Preis.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 421.

H. M. Gibbons, London.
G. C. C. 1924.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

403, 6; P. Gemmel in Laakirchen: 402,
3; Fr. M. Meizner in Lauingen: 398,
403; G. Jansen in Essen-Redlinghausen:
399. D. Rauber in Gera: 398, 402, 6;
F. Verhaufen in Wipperfürth: 402/4, 6, 7,
B. Koffler in Wien 399; M. Dischler in Tri-
berg: 403/7; A. Wolf in Karlsbad-Budau:
402/7 (zu unserem Bedauern ist uns die
von Ihnen angewandte Kurzschrift nicht
geläufig!), S. Sprodhoff in Berlin, F.
Fröhlich in Leipzig: 402/4, 6, 7. Bei
einem ziemlich bedeutenden Teil der Ein-
sendungen vermochten wir nur einige der
unterbreiteten Lösungen als richtighaltig an-
zuerkennen. Platzmangel verbietet eine
Widerlegung der verschiedenen Versuche

an dieser Stelle. Wir sind aber gern zu
brieflichem Aufschluß bereit; nur bitten
wir, der Anfrage eine Freitarte für die
Antwort beifügen zu wollen.

Zu unseren Aufgaben.

Schon in einigen früheren Jahrgängen
unserer Schachspalte brachten wir unsere
Bewunderung zum Ausdruck über den
Aufschwung, den das Spiel und speziell
die Problemlust in Ungarn genommen
hat. Der „Budapester Schachzirkel“ ist
auf dem besten Wege, sich eine ähnliche
hohe Wertschätzung in der Schachwelt zu
erringen, wie sie einmal vor 100 Jahren
den klassischen Schachkreisen in London

und Paris und etwas später den „Bladen“ Berlins beschrieben war. Unsere Nummern 418/9 stammen aus dem jüngsten ungarischen Nationalturnier. In 418 (I. Preis) ist vor allem die technisch meisterhafte Darstellung ausgezeichnet worden; aber 419 (III. Preis) ist ein so reizendes, ursprüngliches Stück, daß unsere Leser ihre helle Freude daran haben werden.

Auch in Österreich spricht seit Jahr und Tag neues Leben aus den Ruinen. Die Namen der Wiener Meister Reti, Tartakower und Grünfeld haben besten Klang, und zwei gut geleitete Fachzeitungen wetteifern in der Pflege der Kunst. Die

vierzehntäglich erscheinende „Wiener Schachzeitung“ (Verlag Wien IV, Schaffergasse 13a, Preis p. a. öst. Kr. 80 000) wird in der Tradition der altberühmten Wienerin Georg Marcos fortgeführt. Ihrem von Prof. Dr. F. Krejci geleiteten Problemteil entnehmen wir den feinen Zweizüger Nr. 422 von Prof. J. R. Neukomm: W.: K01, D08, T03, 03, L02, g8, S07, B04, 05, f5; Schw.: Kd4, Td6, 06, B07.

Die „Österreichische Schachrundschau“ (Verlag Franz Berneder, Wien VIII, Josephstädter Str. 66, monatlich 1 Heft, Preis jährl. 72 000 öst. Kr.) ähnelt in ihrer Ausstattung sehr den „Deutschen Schachblättern“.

Schachliteratur.

Natgeber für Schachfreunde, ein praktischer Leitfaden mit 300 lehrreichen Beispielen von Ludwig Bachmann. 372 S. 8°. Geb. 3 M. Verlag E. Brügel u. Sohn N.-G., Ansbach.

Der Ansbacher Verlag, der in nunmehr schon so langer Reihe die beliebten Bachmannschen Schach-Jahrbücher herausgebracht hat, beschenkt den Freunden der praktischen Partie eine neue und dankenswerte Arbeit des bayerischen Schachhistorikers. Mit einem wahren Bienenfleiß hat Bachmann alles gesammelt, was ihm aus Meisterpartien der letzten 75 Jahre für seinen Zweck dienlich schien: „Lassen wir uns die Freude am Schach nicht durch kalte philosophische Betrachtungen vergällen, die in ihm ruhende Kraft der Ideen wird über schablonenhafte Methoden den Sieg schon erringen!“ Die in jedem Falle auf schönem, klarem Diagramm vorggeführten und mit exakten Angaben über die Spieler sowie über Ort und Zeit des Ereignisses versehenen Partiestellungen sind nach gewissen Hauptabschnitten geordnet. Die Erläuterungen sind treffend und anziehend, so daß wir das recht gut ausgestattete Buch als eine reiche Quelle schachlicher Anregung und schachlichen Genußes angelegentlich empfehlen können.

Sedelwigs Mitteilungen über Schachliteratur Nr. 25, 1924 sind 16 S. 8° stark erschienen und vom Verlage, Leipzig, Postbestr. 10, kostenfrei zu beziehen.

Der Katalog bietet einen umfassenden Überblick über die Neuerscheinungen der letzten Zeit und enthält auch ein Verzeichnis empfehlenswerter, früher erschienener Schachliteratur sowie eine Antiquariatsliste.

Sonderheft Nr. 1 zu Ragans Neuesten Schachnachrichten ist im Umfange von 48 S. 8° erschienen. Wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt, sollen die „Sonder-

hefte“ die Verbindung zwischen den bereits im vergangenen Jahre abgeschlossenen 4. Jahrgang (1924) und dem im nächsten Jahre herauskommenden 5. Jahrgange ausrecht erhalten. Für den sehr mäßigen Preis von 4 M. kann der Schachfreund die Anwartschaft auf Dieferung sämtlicher Sonderhefte, zusammen etwa 240 Seiten, erwerben. Heft 1 enthält 25 eingehend glossierte Meisterpartien aus den allerjüngsten Turnieren und zahlreiche recht wertvolle Beiträge von Rubinfeld, Dr. Tartakower, Maroczy, Grünfeld u. a. Ragans Nachrichten scheinen sich zum wirklichen „Organ der internationalen Schachmeistergilde“ entwickeln zu wollen.

Die Anfangsgründe des Schachspiels ausführlich erläutert von Erwin Voellmy. 114 S. Gr. 8°. Verlag Schiller-Bücherei, Basel. Preis gebunden 4 M., kartonn. 3,50 M.

Es mangelt nicht an Schachbüchern, wohl aber an einem nicht allzu großen Lehrbuch, das die Anfangsgründe mit Sorgfalt erklärt und im Selbstunterricht wie in Schachkursen gebraucht werden kann. Ein solches muß leichten Übungstoff bieten und sachte in das Gebiet der Partie, wie allenfalls auch noch in den Bereich des Kunstschachs, des Problems, einführen. Dieses Ziel zu erreichen, ist dem Verfasser gelungen und man erkennt an der ausgeprochen persönlichen Note und an dem warmen Ton des Vortrags mit freudiger Genugtuung, daß eine auf eigener Erfahrung beruhende Arbeit und nicht eine jener leider nur zu zahlreichen Kompilationen vorliegt, die der Schachjünger gar bald enttäuscht aus der Hand legt, ohne eine nennenswerte Vertiefung seiner Kenntnis vom eigentlichen Wesen des Spiels erfahren zu haben. Wir können das Buch, dessen vortreffliche Ausstattung seinem inneren Wert entspricht, bestens empfehlen. D. U.

Rätsellecke

Rätselsprung.

quel	ter	her	nen	in	Höl
au	sonst	te	te	die	dei
in	ten	Nich	dir	der	wil
suchst	weit	um	in	und	tragst
gu	der	du	Him	der	o
		Luft	Brust		
des					mel

Silbenrätsel.

a, a, a, ab, am, bä, bach, bo, be, der, dorf, ei, er, geb, gen, i, im, lard, leit, ma, man, me, mi, mühl, na, ni, nie, no, pe, rah, ral, re, ri, stab, ter, xi. Aus den 40 Silben sind 14 Wörter folgender Bezeichnung zu bilden: 1. Bayerische Stadt, 2. Jonier, 3. italienische Stadt, 4. Insel, 5. Scholastiker, 6. Meßinstrument, 7. Säugetier, 8. badisches Städtchen, 9. weiblicher Personennamen, 10. Physiker, 11. österreichischer Erzähler, 12. Verzierung, 13. Körperteil, 14. Schmetterling. Bei richtiger Lösung nennen die ersten Buchstaben ein Trauerspiel, die letzten dessen Dichter. M.

Anagramm.

Ich bin nicht deutsch, doch dien ich oft
 Auch hier als ein Verbindungswort,
 Bezeichne eine Steigerung,
 Die oft ich stetig pflanze fort:
 Stellst du mal meine Zeichen um,
 Besind' ich niemals mich in Ruh',
 Hör' ich auch da und dort mal auf,
 So hämmre ich doch immerzu.

Scherzrätsel.

Was mag das sein? Strengt euern
 Scharfsinn an!
 Zehn Männer ohne Weib, zehn Weiber
 ohne Mann?

Rätsel.

Von Heinrich Minden in Dresden.

1.

Ist gute eins im zwei zu zwei,
 So gibt es keine Streiterei.
 Wer träte gern ins ganze ein?
 Der Weg der Schande führt hinein.

2.

Wer einst ein großes Werk vollbracht,
 Grüßt — deckt ihn auch die Todesnacht —
 Vielleicht vom Lösungswort.
 Zwei Zeichen strich ich gegen Schluß:
 Wenn ich etwas versenden muß,
 Lauf ich geschwind nach dort.

3.

Wenn jemand eine Schwedenstadt
 Entfernt aus seinem Hausrat hat,
 So fehlt ein u nur — siehe da! —
 Zum Staat in Südamerika.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 6

Rätselsprung.

Jedem Ehre, jedem Preis!
 Ehre jeder Hand voll Schwielen!
 Ehre jedem Tropfen Schweiß,
 Der in Hütten fällt und Mühlen!
 Ehre jeder nassen Stirn
 Hinterm Pfluge. Doch auch dessen,
 Der mit Schädel und mit Hirn
 Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!
 Freiligrath.

Zahlenrätsel.

		r			
		a	a	r	
	r	a	t	t	e
r	a	t	i	b	o
	f	a	b	e	l
		t	o	r	
		r			

Rätsel.

Eiland -- Landei.

Tauschrätsel.

Laden, Riese, Bäume, Sitte, Besen,
 Hacke, Sehne = deutsch.

Anagramm.

Aspern — Aspern.

Scharade (viersilbig).

Goldschmiedekunst.

Scharade (zweifelbig).

Schreibzeug.

Von der Schnurpfeifergilde

Das Ewigweibliche.

Die Lehrerin fragt: „Warum hat Lessing sein Lustspiel „Minna von Barnhelm“ genannt? Er hätte es ja auch „Major von Tellheim“ nennen können.“

Eine Schülerin antwortet: „Wenn die Männer einen Mädchennamen auf dem Theaterzetteln sehen, dann zieht sie das mehr!“

„Optimismus“.

Ein Bergstadtbürger in Münster schreibt uns:

Gelegentlich eines Gesprächs von Vater, Mutter und einer befreundeten Dame wurde der Ausdruck „Optimismus“ verschiedentlich gebraucht, und jedesmal bei diesem Worte machte Hans die Zimmertüre auf und versuchte, die Kasse vom Ofen fort nach draußen zu laden. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen dieser Art fragte ihn die Mutter, wozu er immer die Türe aufmache. Zu seinem gekränkten Gefühl für Reinlichkeit antwortete Hans: „Ihr habt doch oft gefragt: „Ob die Mies muß?““

Der Altenshimmel.

Ein höherer Gerichtsbeamter hat unter dem Decknamen Ludwig Eberhard im Verlage von Ernst Keils Nachfolger (August Scherl), Leipzig, unter dem Titel „Der Altenshimmel“ eine Sammlung unfreiwilliger Stilblüten aus dem Gerichts- und Polizeileben veröffentlicht. Den schon früher gegebenen Proben lassen wir hier noch einige folgen:

„Bekleidet war der Täter mit dunkler Hose, rotgestreiftem Hemde, roten Plüschpantoffeln, nacktem Kopf und nackten Hemdärmeln.“

„Als die Beschuldigte an mir vorüberging, ließ sie etwas wie eine alte Kuh fallen. Eine unwahre Bezeichnung, durch die ich mich nach Lage der Sache beleidigt fühle.“

„Der Beschuldigte hat mir gesagt: Sie wollen ein Schutzmann sein, Sie sind ein Schweinehund, was Sie sind, das bin ich auch!“

„Der Automobilchauffeur M. ist nach diesseitiger Liste zweimal bestraft, darunter einmal, weil er sein hinteres Kennzeichen nicht erleuchtet hatte.“

„Hierauf sagte der Beschuldigte, es wäre noch so ein Lump im Lokal, worauf ich mir dachte, damit wäre ich wohl gemeint.“

„Gemütsakten hat die Anzsigende hier nicht und ist nach diesseitigem Dafürhalten zurechnungsfähig.“

Nur noch ein paar Aussagen von Privatpersonen:

„Ich traf meine Frau zu Hause an. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Mann, welcher sich fluchtartig entfernte und dabei den Eindruck eines Musikers machte.“

„Da ich nunmehr zu meinem Schreden genügend erfahren habe, daß die Kriminalpolizei eines uns Krankhafte grenzende Antipathie gegen meine Person hat, erkläre ich, daß ich mich nie in meinem Leben wieder von der Kriminalpolizei vernehmen lasse, sondern ich bitte, sofort, wenn ich wieder einen Einbruchsdiebstahl verübe, gleich ohne weitere Formalitäten dem hohen Sekretariat der Staatsanwalt pp. vorgeführt werde. Dort werde ich dann meine Aussagen machen, wenn es mir paßt. Niemals aber wieder vor der Kriminalpolizei, vor der ich nur die tiefste Verachtung hegen kann, was mir jeder anständig denkende Eindreher wird beistimmen können.“

„Da meine Frau am 7. d. M. mich böswillig verlassen hat, bemerke Ihnen, daß sie die meisten Sachen, darunter ein Bett, sowie ein Kind, ein Mädchen von acht Jahren, mitgenommen hat.“

„Ich bitte ergebenst die Königliche Staatsanwaltschaft um einen Monat Ausstand, da meine Frau sich jeden Tag ins Wochenbett legt.“

„Die ganzen Angaben der Zeugen beruhen auf Neid. Mir geht es gut, ich verdiene in meinem Beruf reichlich, da ich eine sehr sympathische Erscheinung bin.“

„Ich bin eine arme alleinstehende Frau. Meine tägliche Nahrung besteht in einem Schlafburschen und Zimmerreinigung.“



Johann Sperl:

Landschaft mit blühendem Apfelbaum



Weljana

Ein Roman aus Litauens Notzeit vor hundert Jahren

Von Maria Schade

Schluß



6.

„Singen die Hähnlein und krähn,
's Fröhrot erwachet, läßt sehn,
ob nicht mein trauter,
lieber Herzliebster
gekommen.“

In Sehnsucht erhob sich Weljana hinter dem Webstuhle.

„Genug der Worte,“ sagte sie zu sich selbst. „Nur die Tat gibt Gewißheit.“

Als sie an der Küche vorüberschritt, nickte ihr die Großmutter, die am Herde stand, freundlich zu:

„Gut, daß du endlich einmal die Arbeit unterbrichst. Gehst du in die Stadt?“

„Nach dem bischöflichen Palaste.“

„So grüße Kuschinskij.“

Kuschinskij . . . In aller Widerlichkeit trat das Bild des rohen Menschen vor sie hin. Und doch war er der einzige, der ihr von Barclay de Tolly Nachricht geben konnte: also mußte sie zu ihm gehn, so schwer es ihr auch wurde.

Auf der Straße schlug ihr die Hitze des glühenden Julitages wie eine heiße Woge ins Gesicht. Sie legte die Hand an die Stirn: schützen mußte sie die Augen. Was um sie her vor sich ging, sie sah es nicht oder wollte es nicht sehen. Manch zudringlicher, bewundernder Blick traf sie. Manch fremder Soldat blieb stehen, um ihr begehrllich nachzuschauen. Ja, es gab viele hübsche Mädchen in Wilna, aber diese . . . Eine Litauerin, man sah es an der Kleidung. Arm war sie auch . . . Todend ließ der fremde Soldat die schweren Münzen in seiner Tasche aneinanderschlagen . . . Hier gab's ja nur Papiergeld: leichte Fezen, die keinen Wert hatten. Und doch . . .

Nicht einmal den Kopf wendete sie. So was erlebte man nicht alle Tage.

Je weiter Weljana in die Stadt kam, je größer wurde die Hitze. Wie eine Erlösung begrüßte sie den plätschernden Springbrunnen. Und doch — verweilen durfte sie nicht: die Liebe, die Sorge trieb sie vorwärts. Im Hofe des Palastes, auf dem die Sonne ganz besonders heiß brannte, kam ihr die große, schwerfällige Gestalt eines Polen entgegen. Die Hand schützend vor die Augen gelegt, ging sie an ihm vorüber. Da blieb der Mann stehen, lachte kurz auf. Bei dem Klange der Stimme zuckte sie zusammen.

„Na, na, Angst brauchst Ihr nicht vor mir zu haben. Kuschinskij ist ein gutmütiger Kerl, trägt nicht nach. Besonders Euch, Jungfer, kann er nicht böse sein, wenn er auch allen Grund dazu hätte.“

„Kuschinskij . . .“

„Ja, ja, innerlich der Alte, äußerlich ein Neuer.“ Breitbeinig stellte sich der ehemalige russische Unteroffizier vor dem jungen Mädchen hin. „Wie gefall' ich Euch? Hübsche Uniform, was? Bin gleich in das neugegründete polnisch-litauische Regiment getreten. In der Haut ist man jetzt am sichersten. Das war ein Zudrang! Viele mußten mit langer Nase abziehen. Aber der Kuschinskij, der wurde gleich genommen: so einen strammen Kerl läßt man sich nicht entgehen. Und die Löhnung! Napoleon hat's, schindet genug den Besiegten ab. Aber, Ihr seid ungeduldig, Jungfer.“

„Habt Ihr Nachricht vom Feldmarschall?“

„Na und ob!“

„Wie geht's ihm? Dem Himmel sei Dank, daß er glücklich in Peterssburg angelangt!“

„Dankt dem Himmel nicht zu früh.“
Kuschinsky wandte sich kurz ab.

„So ist ihm auf der Reise etwas zugestoßen?“

„Kommt!“

Weljana zögerte, dem Voranschreitenden zu folgen.

„Hier kann ich's Euch nicht sagen, hier bratet uns die Sonne bei lebendigem Leibe. Teuflich ist's, wie in der Hölle.“

Fluchend, polternd ging der ehemalige Russe über das holprige Pflaster; es war, als ob er sich Mut machen wollte, sich in Stimmung zu bringen. Mit dem Fuß stieß er eine Tür auf.

„Könnt ja auch mal sehen, wie ein armer Junggefelle haust. So ordentlich und sauber wie bei Mutter Moreikas in der Sawitschgasse ist's nicht. Aber das kommt noch. Wenn ich erst glücklicher Ehemann bin . . . Ihr versteht's trefflich, alles an den richtigen Platz zu bringen, ich hab' dazu keine Zeit.“

Angstvoll sah Weljana in der düsteren, von Tabakqualm und Weingeruch erfüllten Stube umher. Im Hintergrund das Bett; ungeordnet die Kissen. Ein Pfuhl lag auf der Erde. Der Tisch voller Flaschen und Gläser. Überall Scherben.

„Ja, das ging gestern abend heiß her. Der Pole mußte doch begossen werden,“ entschuldigte sich Kuschinsky. „Aber seht Euch!“

Von Ekel erfaßt, tat Weljana einen Schritt der Türe zu. Kuschinsky ergriff ihren Arm:

„Bleibt! Ihr wollt doch wissen. . .“

„Ja, der Feldmarschall. . .“ Dem jungen Mädchen war es, als könne sie hier in dieser wüsten Umgebung kein Wort hervorbringen.

„Seht Euch!“

Kuschinsky nahm einen Weiberrod,

der auf dem Bette lag, und wischte damit einen Stuhl ab, der vom roten Wein bespritzt war.

„Ich habe keine Zeit.“

„Zwischen Tür und Angel läßt sich so was nicht abmachen. Und dann. . . Es ist gut, wenn Ihr einen festen Punkt unter Euch habt.“

„Barclay de Tolly. . .“ In Weljana stieg die Angst von Minute zu Minute.

„Ihr habt doch auch die französisch-polnische Streife gesehen, die kurz nachdem der Feldmarschall abgefahren war, durch die Stadt sprangte? Aber seht Euch!“ Gewaltig drückte Kuschinsky's derbe Faust die am ganzen Körper Zitternde auf den Stuhl. „Ihr fallt mir sonst noch um, weiß wie die Wand seht Ihr schon aus. — Na, diese Streife also. . . Verteufelt gute Pferde hatten die Kerle. Unsere Gäule sind auch nicht die schlechtesten, aber diesmal konnten sie's nicht schaffen. Auf dem Antokol erreichten sie ihn. . .“

„Den Feldmarschall?“ Weljana schrie es fast.

„Na, wen denn sonst. — Es kam zum Gefecht. Wenn der Feldmarschall ruhig in seinem Wagen sitzen geblieben wäre! Aber der ist ja reine toll, wenn er's nur knallen hört. Also raus, mitten hinein in die Kämpfenden. Und da. . . Suchorzewski selbst. . . Ihr wißt doch, der tapfere Major Suchorzewski. . .“

Kuschinsky schien es nicht leicht zu werden, in seiner Rede fortzufahren.

„Und da. . .?“

Weit hatte sich Weljana vorgebeugt. Die groß geöffneten Augen. . . Die bebende Stimme. . . Kuschinsky war ganz verwirrt. So schwer hatte er sich die Sache nicht vorgestellt. Er wandte sich ab, trat ans Fenster; seine Finger polterten gegen die Scheiben.

„Und da. . .?“

„Als ob ich etwas dazu könnte! Wenn er mich mitgenommen hätte. . . Aber ich mußte ja hier bleiben. . .“

„Und da . . .?“

„Alle Wetter, Weljana, Ihr seid doch kein Kind mehr. Nehmt Vernunft an! Jetzt geht's Tausenden wie Euch. — Blickt nicht so starr! Kommt zu Euch selbst!“

„Und da . . .?“

Weljana schien nichts mehr zu hören und zu sehen. Nur immer wieder diese Frage. In ihrer schaurigen Klanglosigkeit hatte sie etwas Unnatürliches, Übermenschliches. Und unnatürlich, übermenschlich erschien in diesem Augenblicke das ganze Weib. Ja, das war nicht mehr Weljana, das Kind, das Mädchen. Der rohe, zügellose Mensch dort am Fenster bekam es mit der Angst zu tun. Am liebsten wäre er durchs Fenster gesprungen. Aber Flucht jetzt. . . Den so schlau ausgedachten Plan mußte er zu Ende führen.

„Na also . . . Unser Feldmarschall legte auf Suchorzewski an . . . Aber Suchorzewski kam ihm zuvor . . . Ein Schuß . . . Nun wißt Ihr's . . . Wenn Ihr mich nicht gezwungen, ich hätte's Euch nicht gesagt.“

Weljana tastete sich nach der Tür. Vom Stuhl griff sie nach der Wand . . .

Ruschinsky vertrat ihr den Weg:

„So könnt Ihr doch nicht bis nach der Sawitschgasse kommen. Bleibt! Hier . . . Das weckt selbst Tote wieder auf.“ Er hielt ihr ein mit Wein gefülltes Glas hin.

Weljana sah es nicht. Den starren Blick ins Leere gerichtet, lehnte sie regungslos an der Wand — gleich einer Toten.

Und wieder grauste es Ruschinsky. Wenn er diese Wirkung geahnt hätte! Verteufelt der ganze Plan! Er setzte das Glas an die Lippen. Er trank es in einem Zuge aus. Dann noch ein Glas . . . Ja, das brachte wieder Leben in die Bude. Dieses Schweigen. Diese Stille. Zum Tollwerden war's. Wenn sie doch geweint hätte, geschrien,

getobt, sich die Haare gerauft, wie's andere Weiber tun. Und doch erschien sie ihm so schön, so begehrenswert wie nie zuvor. Jetzt war sie ja frei. Also vorwärts!

„Seht, Jungfer, es tut mir leid, herzlich leid um Euch. Aber verzagen braucht Ihr nicht. Hin ist hin. Wenn das Herz einen Schuß hat, kann's nicht mehr schlagen. Den Feldmarschall gibt Euch niemand wieder. Fatal ist die Sache. Aber ich mein', ich bring Euch wieder zu Ehren. Wenn Ihr meine Frau seid . . .“

„Nie, nie werde ich Eure Frau.“

Wie aus dem Grabe kam die Stimme.

„Hört, Jungfer, ich hab' mir was Feines ausgedacht. Man muß die Sachen nehmen, wie sie sind, und die Gelegenheit beim Schopf ergreifen.“ Ruschinsky sprach jetzt rasch; er hatte mit seiner Rede Eile. „Morgen findet in der Kathedrale der feierliche Akt der Vereinigung Litauens und Polens zu einer gemeinsamen Föderation statt, die Unabhängigkeitserklärung des Landes von der russischen Herrschaft. Bischof Kossatowski selbst hält den Gottesdienst. Zum Schluß soll eine Summe gesammelt werden. Na, wenig wird nicht zusammenkommen. Die Summe bekommen als Mitgift eine Litauerin und ein Pole, die sich heiraten.“

„Schweigt!“

Wie der Donner klang Weljanas Stimme.

„Nein, ich schweige nicht,“ rief Ruschinsky, dem der Wein zu Kopfe gestiegen war. „Denkt Ihr, ich laß mich von Euch ins Mauselloch jagen? In einer Stunde weiß Eure Großmutter alles. Die wird Augen machen! Solch eine ehrliche Frau und diese Schande!“

„Schande! Seit wann ist Liebe Schande?“

„Weggeworfen habt Ihr Euch, ich weiß es.“

Da richtete sich Weljana hoch auf.

In diesem Augenblick erschien sie größer als der vor ihr Stehende. Wortlos schritt sie zur Tür. Der Stolz, die Verachtung, die auf ihrem Antlitz, in jeder ihrer Bewegungen lag, reizten den Liebestollen immer mehr.

„Was könnt Ihr gegen mich ausrichten! Ich will. Habt Ihr denn überhaupt einen Willen? Und Eure Großmutter, die über Euch zu bestimmen hat, will auch. Da — seht!“ Kuschinsky riß das Blatt aus der Tasche, das er damals der kranken Koreikas fortgenommen hatte. Dicht hielt er es Weljana vor die Augen. „Gleich einem Schatze bewahrte es Eure Großmutter in dem alten Buche, niemand durfte es berühren. Wem man solch ein Andenken gibt, dem muß man doch gut sein. Und Eure Großmutter will mich zum Schwiegersohn haben. Sie ist arm. Die Summe, die wir morgen als Mitgift bekommen, gehört ihr. Nun wißt Ihr's. Morgen ist unsere Hochzeit.“

Weljana sah das Bild, das einst die Hand ihrer Mutter gezeichnet hatte: Weljana zu Füßen des zu Stein gewordenen Stepan. Sie sah und sah. . . War es möglich, dieses Kleinod hier in den Händen eines solchen Menschen!

„Na, nun wirst du doch wohl deinen stolzen Sinn ändern.“

„Nie werde ich Eure Frau!“

Da packte Kuschinsky die Wut; er riß Weljana an sich. Die körperliche Nähe des so wild begehrten Mädchens machte ihn vollends rasend.

„Zwingen will ich dich . . . Du mußt mein eigen werden . . . Ob vor oder nach der Föderation . . . Der Bischof gibt auch so seinen Segen . . . Und das Geld haben wir doch . . .“

Er lachte laut auf. Ein widerlicher Geruch von Wein schlug Weljana ins Antlitz. Er preßte . . . Seine Lippen preßte er auf die ihren. Er zerrte sie nach dem Hintergrunde des Zimmers. . . Über das am Boden liegende Pfühl

stolperten sie, stürzten . . . Weljana schrie . . . Ihr Schrei gellte durch das offene Fenster, über den Hof . . .

„Kuschinsky! Mensch! Bist du toll geworden! Dir liegt die Nacht wohl noch so in den Gliedern, daß du ihr Geschäft auch am Tage fortsetzen mußt.“

Die Stimme des Kameraden, der sich durch das offene Fenster ins Zimmer beugte, gab dem Besinnungslosen die Sinne wieder. Er sprang auf . . . Rasch erhob sich auch Weljana . . . Wie ein Schatten glitt sie zur Tür . . . über den Hof . . .

Kopfschüttelnd sah ihr der Kamerad nach:

„So ein junges Ding! Mensch, gib'ts nicht genug willige Weiber in der Stadt! Und dazu auch noch eine Litauerin. Schäm dich, Kuschinsky!“

„Ich mein's ja gut mit ihr, will sie heiraten.“

„Auf diese Weise heiratet man doch kein anständiges Mädchen. Komm her, verwahrloster Strick! Die Tresse ist dir abgerissen. — Das ist also deine erste Heldentat in der neuen Uniform! Schützen soll unser Regiment die Litauer. Und du machst dich gleich über eine Litauerin her.“

„Ich liebe sie.“

„Aber sie will dich doch nicht.“

„Sie muß mich nehmen.“ Der Liebestolle ballte die Faust, stampfte mit dem Fuß. „Morgen nach dem Föderationsakt . . . Ein Pole, eine Litauerin. . .“

„Willst du sie etwa an den Haaren in die Kathedrale schleifen? Eine schöne Vereinigung Polens und Litauens!“ Der Kamerad lachte hell und herzlich. „Mensch, bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, nimm Vernunft an! So ein Kerl wie du! Der braucht doch, weiß Gott, nicht um Liebe zu betteln. Die Weiber laufen dir nach. Drüben am Markt die Bäckerstochter. Hübsch ist das Mädchel, und ein Stück Geld gibt der Alte ihr auch mit.“

„Warum nimmst du sie denn nicht?“
 „Weil sie die Augen auf dich geworfen hat. Ich bin ihr zu sanft, zu klein. Sie liebt eben die Mordsterke. Komm, alter Junge, wir gehen gleich rüber. Litauerin ist sie auch. Also morgen nach dem Föderationsakt . . . Der Pole, die Litauerin . . . Ein forsches Paar seid Ihr. Los!“

Ehe sich's Ruschinskij versah, hatte ihm der verständige Kamerad den Kragen zurecht gerückt, die Mütze auf den Kopf gesetzt, etwas schief; denn das liebte die Zukünftige.

„Ich will doch nicht, daß du wieder Dummheiten machst.“

Sie gingen über den Hof. Auf dem Marktplatz war das Gewühl besonders groß, aber den beiden Freiwilligen des neuen polnisch-litauischen Garderegimentes machte man ehreverbietig Platz. Am Fenster des stattlichen Hauses saß die Bäckerstochter. Als sie den Erwählten sah, sprang sie freudig auf, öffnete selbst die Tür. —

Wie ein Schatten war Weljana durch die Straßen geglitten. Ohne wohl selbst recht zu wissen, was sie tat, eilte sie nach der Wilia. Wo sollte sie auch sonst Zuflucht finden? Nach Hause? Sie hatte keine Heimat mehr. Das Häuschen in der Sawitschgasse? Fremd war es ihr seit der furchtbaren Kunde, daß die Großmutter, die darin waltete, sie verkauft hatte, verkauft um schnödes Geld an einen sittenlosen, rohen Menschen, einen Trunkenbold.

Auf den hölzernen Schemel, auf dem Napoleon gesessen, glitt sie nieder. Und nun kam das, was Ruschinskij vergebens erwartet, ersehnt hatte: sie weinte, schluchzte, grub das Gesicht in die Hände.

Barclay de Tollh . . . Mit den heißesten Kosenamen, die noch nie über ihre keuschen Lippen gekommen waren, rief sie den Geliebten. Sie rief ihn laut, stürmisch, hingerissen von der Gewalt des Schmerzes. Und es war ihr, als

müßte er kommen. Aber er konnte ja nicht mehr kommen. War es möglich, würde sie nie, nie wieder seine hohe, ritterliche Gestalt sehen, nie wieder den Hufschlag seines Rosses hören? Wie ein Paradies erschien ihr die Vergangenheit, voll Glanz und Licht. Dunkel gleich der Hölle stand die Gegenwart vor ihr, die Zukunft. Und in dieser Hölle sollte sie leben?

„Nein! Nein!“

Sie rief es laut. Ins Herz hatte man ihn getroffen. Sie fluchte den Polen, sie fluchte dem unseligen Major Suchorzewski. Und einen Polen, einen, der sich zu den Mördern des Geliebten bekannte, sollte sie heiraten?

„Nie! Nie!“

Und wieder tönte ihre Stimme laut, gellend durch die Stille, die hier auf den Ufern der Wilia lag. Dieser Mensch, dieser Ruschinskij hatte sie in seinen Armen gehalten. Ihr schauderte . . .

„Vergib mir! Vergib mir!“

Sie flehte zu dem Geliebten. Sie rief ihn wieder bei den süßesten Rosenamen. Aber er kam nicht. Niemand kam. Nur der Abend schritt langsam von der Wilia her: ein Gesandter des dunkelnden Wassers.

„Grüße mir mein Patschen, das arme, verlassene Kind.“

„Ja, ich bin arm, verlassen,“ schluchzte die Unglückliche. „Mein Mütterchen verließ mich, die Großmutter stößt mich ins Unglück. Michael . . .“ Flüchtig dachte sie an den Geliebten der Jugend. Fern erschien ihr sein Bild, in einer Welt, die sie und ihren Schmerz nicht verstand. „Allein bin ich, ohne Schutz.“

Nein, nicht allein. Sie hob den Blick. Sie sah das liebe Wasser . . . Es kam ihr entgegen . . . Auf das Ufer zu ihren Füßen eilte es . . .

„Mein Mütterchen hat bei dir Schutz gesucht, schütze auch mich!“

Das Wasser flüsterte, das Wasser antwortete.

„Weljana, liebe, liebe Pate, du weißt ja auch, was Liebe ist. Ach, könnte ich gleich dir in meinen Tränen sterben!“

Sie stand auf. Sie ging hinab zum Wasser. Der Abend führte sie.

„Bei dir ist Friede, Ruhe.“

Oben in der Stadt . . . Ihr grauste vor dem wilden, teuflischen Treiben der Menschen. Sie dachte an das Bild, das ihre Mutter gezeichnet hatte.

„Weljana, du konntest noch seine Füße umklammern. Wenn sie auch zu Stein geworden, es waren doch seine Füße. Sieh meine Hände! Leer sind sie; nichts habe ich, an das ich mich klammern könnte.“

Und unwillkürlich griff sie . . . Sie griff in das Wasser . . . Tränen der Weljana glitten durch ihre Finger . . . Es tat ihr so wohl, diesen Schmerz in ihren Händen zu halten. Immer tiefer, tiefer faßte sie . . . Immer mehr löste sich ihre Seele von der Welt, ihr Fuß von der Erde . . .

Auf dem hölzernen Schemel, auf dem Napoleon gesessen hatte, dann Weljana, saß jetzt Michael. Jeder dieser drei Menschen war bewegt von seiner Welt, als er auf dem roh gezimmerten Platze ausruhte. Napoleon, der gewaltige Herrscher, der eben wieder ein Stück Welt erobert hatte, sorgte in Gedanken, mit der Tat um dieses neue Eigentum. Weljana, das liebende Weib, die ihre Welt verloren hatte. Und nun Michael, der junge ehrgeizige Mönch, der nicht mehr Ruhe fand in der engen Welt seines Klosters. Immer wieder trieb es ihn hinaus, an den Ort, wo der große Eroberer zu ihm gesprochen hatte. Ja, es mußte schön sein zu herrschen, Macht zu haben über die Menschen. Und konnte er nicht auch Herrscher sein? Fühlte er doch alle Tage von neuem in sich eine Kraft, die ihn über das Alltägliche hinweghob, ihn auf die Menge hinabblinden ließ. Diese Kraft war ihm durch die Begegnung mit

Napoleon vollends zum Bewußtsein gekommen. Gedanken und Pläne, die kühn zur Sonne strebten, hoben seine Brust, erfüllten sein Haupt. Die Stille, die Einsamkeit gerade dieses Ortes war ihm lieb. Hier konnte er ungestört träumen, hoffen, beseelt von dem Geiste des Großen, der auf die Wilia geblickt hatte, wie er jetzt in das Wasser schaute.

Unwillig schrak er empor, als eine Stimme ihn anrief:

„Frommer Bruder!“

Nicht antwortete er. Aber da, da rief es lauter, bringender:

„Frommer Bruder!“

Er erhob sich. Er blickte hinab: unten am Wasser stand ein Mann. Der bemühte sich, etwas aus der Flut zu ziehen. Bei der zunehmenden Dunkelheit konnte Michael nicht weit sehen.

„So kommt doch, frommer Bruder! Vielleicht könnt Ihr noch helfen.“

Der Mann hatte das aus dem Wasser Gezogene auf das Ufer gelegt. Langsam näherte sich Michael.

„Solch ein junges Ding!“ Der Mann strich der regungslos Daliegenden das blonde Haar aus der Stirne. „Ja, jetzt, wo die vielen fremden Soldaten in der Stadt sind, kommt so was alle Tage vor.“

Michael sah . . .

„Weljana!“

Schon kniete er neben ihr, riß das Nieder auf.

„So kennt Ihr sie?“

„Weljana!“

Das Ohr des jungen Mönches lag an ihrem Herzen . . . Kein Schlag.

„Weljana!“

„Dann werdet Ihr auch wissen, wo sie hingehört. Soll ich Euch helfen? Ein Toter trägt sich nicht leicht, zumal wenn die Kleider voll Wasser sind.“

Michael machte eine abwehrende Bewegung.

Kopfschüttelnd ging der Mann; was war das für eine Zeit! Die Mädchen

ertränkten sich, und die jungen Mönche küßten, statt für die arme Seele zu beten, die Lippen der Sünderin.

Ja, Michael hatte Weljanas Lippen geküßt. Jetzt hob er sie auf. Über seine Arme floß das Wasser, warm und weich, das Wasser, das ihren Körper umspült hatte.

Er ging. Bei jedem Schritte schwankte er, als wäre die Last, die er trug, zu schwer für seine Kraft. Wie lange hatte er sie nicht mehr in seinen Armen gehalten! Damals als Knabe . . . Ja, da hatte er oft die vom Spiel Ermüdete heimgetragen. Jetzt trug er die vom Leben Ermüdete heim. Er — ein Mann, und sie — das Weib.

Mutter Koreikas saß am Fenster, aber auf die Sawitschgasse blickte sie nicht. Müde hatten sich die Augen geschlossen beim Warten auf die Enkelin.

Da schlug es an die Tür.

„Ich komme! Ich komme!“ Langsam schob sie den Riegel zurück.

„Michael?“

Wahrhaftig, da stand Michael. Und auf seinen Armen — Weljana.

Vorsichtig legte der junge Mönch das Mädchen auf die Erde nieder.

„Mutter Koreikas, du mußt stark sein, der Herr will es.“

Mutter Koreikas sah . . . Was sie da sah, hatte sie im Geiste schon oft gesehen: blonde Flechten, von denen das Wasser floß, ein blauer Rock, schwer und dunkel vom Wasser der Wilia. Nur Erwute war es gewesen, die Mutter Weljanas, die so vor ihr stand.

„Weljana . . .“

Zitternd kniete die Alte neben dem lieben, unglücklichen Kinde der lieben, unglücklichen Mutter. Zu ihrer Rechten kniete sie, Michael lag zu ihrer Linken.

„Vater unser, der du bist im Himmel.“

Wort für Wort sprachen die Lippen der Alten das Gebet des jungen Mönches nach.

„Geheiliget werde dein Name. Dein

Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld . . .“

Da brach die Stimme des Betenden ab. Sie sahen sich an: die alte Frau und der junge Mönch.

Und nun betete die Alte weiter; denn der junge Mönch hatte nicht mehr die Kraft.

„. . . wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

Doch da zerbrach auch die Stimme der Alten.

Weiter sprach der Mönch:

„Und führe uns nicht in Versuchung.“

Wieder versagte ihm die Kraft. Tiefer immer tiefer sank sein Haupt . . . fast lag es auf Weljanas Brust . . .

„Sondern erlöse uns von dem Übel,“ flüsterte die Alte. „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“

„Amen!“

Michael erhob sich. Seine Hand schlug das Zeichen des Kreuzes über der Toten, dann über der Lebenden.

Er ging. —

Nun war Mutter Koreikas allein. Und das war ihr recht, daß niemand sie sah, niemand sie hörte. Geschäftig trippelte sich zum Fenster. Wo nahm sie auf einmal diese Kraft her?

Mutter Koreikas war Litauerin. In ihrem Herzen schwelte das heidnische Feuer, das die Kraft des Christentums nicht ganz zu erdrücken vermocht hatte. In großen Augenblicken ihres Lebens glühten die Funken auf: beim Tode ihres Mannes hatten sie geglüht, beim Tode ihrer Tochter. Und nun waren sie auch wieder lebendig. Dieses Leben gab ihr Leben. In der Erfüllung ihrer Pflicht als Litauerin fand sie Kraft.

So konnte sie geschäftig zum Fenster eilen, vor die Scheiben den Vorhang ziehen. Zwei Kerzen brannte sie an, zwei hohe, geweihte Kerzen. Nun ent-

kleidete sie Weljana, wusch den lieblichen Körper, ordnete das üppige Haar. Dann öffnete sie den Deckel der buntbemalten Truhe. Reich kam sie sich vor, als sie aus der dunklen Tiefe ein Kleid zog. Aufbewahrt hatte sie den Schatz von Jahr zu Jahr: Weljana, die Braut, wollte sie damit schmücken. Nun war die große Stunde gekommen. Anders, als sie erwartet, aber die Stunde war da. Über das Bett breitete sie ein Linnen, auf dem noch niemand gelegen. Fein war es. Zärtlich strich sie mit der Hand darüber; stolz hob sich ihr Haupt. Ja, sie war reich. Und dieses Bewußtsein mehrte ihre Kraft. Wunderbar, wie die Alte ihre Enkelin von der Erde hob, zum Bette trug. Wie ihr die Augen leuchteten, als sie das liebe Kind in das schöne Gewand hüllte!

Gleich einer Prinzessin lag Weljana da. Prächtiger, schöner hatte auch die Königin Bona nicht ausgesehen. Zu Häupten des Lagers stellte Mutter Koreitas die beiden Herzen. Und nun . . . Das Gesicht der alten Litauerin strahlte, als sie die litauische Totenklage begann:

„Mein Töchterchen, meine Lilie, ich dachte dich heranzuziehen mir zur großen Hilfe. Ich dachte, du wirst meine Füße und Hände beschonen, und nun soll ich mich selbst auf junge Füße stellen.“

„O, daß ich es erreicht hätte wie andere Mütter: dich, die Erwachsene, als Braut auszugeben mit freudigem Herzen, mit dem Kautenkranze, mit seidenen Bändern, unter Glockengeläut und Trommelschlag bei lustigem Liederklang.“

„Andere Mütter geben die Tochter aus in die Brauttschaft der Menschen, sie werden sich gegenseitig Besuche machen, sie werden einander wiedersehen.“

„Mein Töchterchen, Braut der Geister, o, ich werde dich ausgeben in der Geister Brauttschaft, ich werde dich nie wiederfinden, ich werde dich nicht mehr sehen.“

„O, mein Töchterchen, wie warst du

selbst zur schönen Blume erblüht! Du meine weiße Lilie, du meine rote Rose, meine duftige Nelke, meine gefüllte Sammetblume, meine grüne Raute! O, andere Mütter geben ihre Töchter aus in fremde Gegenden in die Brauttschaft der Menschen, und ich mein Töchterchen auf den hohen Berg, in die gelbe Erde, zur Brauttschaft der Geister.“

„O, ich werde das Grab meines Töchterchens besuchen früh und spät; ich werde dein Grab begießen mit meinen bitteren Tränen. O, mit welchem Kräutlein wirst du aufkeimen? O, mit welchen Zweigen wirst du dich ausbreiten, mit welchen Blättern dich belauben, mit welchen Blüten hervorblühen?“

„Und ob du auch aufkeimst, ob du dich belaubst — alle Kräutlein verwelken wieder vor meinen unaufhörlich fließenden Tränen!“

Ruschinsky und sein Kamerad treten aus dem stattlichen Bäckerhause, gingen über den Markt.

„Mensch, sieh dich doch um! Deine Braut steht noch vor der Thür, winkt.“

„Meinetwegen.“

„Wenn du nicht zufrieden bist! So 'nen Dufel zu haben, Glück kann man das schon gar nicht mehr nennen. In den paar Stunden alles klipp und klar, morgen Hochzeit.“

Ruschinsky gähnte. Erstaunt sah ihm der gutmütige Kamerad in das erhitzte Gesicht:

„Hör mal, jetzt fängt mir an das Gewissen zu schlagen. Mein Zureden . . . Mach das brave Mädchen nicht unglücklich!“

Ruschinsky wandte sich kurz ab.

„Kommst du nicht mit nach Hause?“

„Hab' noch einen Gang.“

„Aber daß du nicht wieder Dummheiten machst! Bedenke, du bist glücklicher Bräutigam.“

„Ja, ja,“ brummte Ruschinsky, „Bräutigam. Glücklich?“

Glücklich konnte er sein; das Mädel war hübsch, der Alte freigebig. Wenn nicht Weljana gewesen wäre . . . Die Bäckerstochter war auch blond. Aber solch weiche, glänzende Flechten wie Weljana . . . Der ehemalige Russe gab seiner Mütze einen Ruck, daß sie ihm beinahe vom Kopfe geslogen wäre. Was die in der Sawitschgasse zu seinem Glücke sagen würden? Wenn er so vor sie hintrat und rief: „Nun ist's aus, ein für allemal. Nun gibt's keine gefüllten Körbe mehr. Aus mit dem Kuchen, dem Wein, dem Gänsebraten. Nun könnt ihr sehen, wo ihr was für den Hunger herbekommt.“ Und dann, wenn er sich kurz abwendete und ging, dann würde sie wohl hinter ihm herufen. Weljana nicht; denn in der saß der Hochmutsteufel. Aber die Alte . . . Ja, die würde schöne Worte haben. Und am Ende ließ er sich herab, blieb, und alles, alles war gut. Teufel, wenn das möglich wäre!

Immer weiter, immer tiefer dachte sich Ruschinskij in diesen Gedanken. Noch war's ja nicht zu spät. Morgen die Hochzeit . . . Na, da würde eben der Kamerad an seine Stelle treten. Der hatte ja so wie so das Mädel ins Herz geschlossen, und mit dem Alten verstand er auch zu schwagen. Das ließe sich schon machen. Aber Weljana? Arg hatte er's mit ihr getrieben, doch die Großmutter wußte wohl nichts davon; denn sicher hatte sich das Mädchen geschämt, von dem Erlebten zu sprechen. Und dann würde er sich auch bessern. Ja, er wollte anders werden. Wenn Weljana seine Frau war . . . Dieser Gedanke verdrängte jeden anderen in ihm. Toll machte er ihn, kühn bis zur Unbesonnenheit. Bedenken gab's nicht mehr. Vorwärts!

Da stand er in der Sawitschgasse. Vielleicht schliefen sie schon? — Nein, durch das verhängte Fenster drang Licht.

„Kopf hoch! Brust raus!“ kommandierte er sich selbst.

Er klopfte an die Thür. Kein Herein. Er lauschte . . . Da sprach jemand . . . Die Alte. Schwer lag seine Hand auf der Türklinke. Ungebeten trat er ins Zimmer.

Auf der Schwelle . . . Da blieb er stehen. Träumte er denn?

Im Bett . . . Im Bette lag Weljana, gekleidet, wie er sie noch nie gesehen hatte. Zwei Kerzen brannten. Und die Alte . . . Die Alte saß da und sprach.

„Mutter Noreikas . . .“

Sie hörte nicht seine Stimme; sie sah ihn wohl überhaupt nicht. Er lauschte . . . Zu wem sprach sie? Was sagte sie?

„Mein Töchterchen, meine Bitte, ich dachte dich heranzuziehen mir zur großen Hilfe . . .“

Ruschinskij fuhr sich mit der Hand an die Stirn.

„Mein Töchterchen, Braut der Geister, o, ich werde dich ausgeben in der Geister Brautschaft, ich werde dich nie wiederfinden, ich werde dich nicht mehr sehen . . .“

Ruschinskij's Blicke irrten von der regungslos auf dem Bette Liegenden durchs Zimmer. Auf den nassen Kleidern, die in der Mitte der Stube lagen, blieben sie haften. Da wußte er alles . . .

„Mutter Noreikas . . .“

Seine Stimme zitterte.

Die Alte hob den Kopf. Auch ihre Stimme zitterte:

„O, andere Mütter geben ihre Töchter aus in fremde Gegenden in die Brautschaft der Menschen, und ich mein Töchterchen auf den hohen Berg, in die gelbe Erde, zur Brautschaft der Geister.“

Ruschinskij nahm die Mütze vom Kopfe. Beten konnte er nicht: seit seiner Kindheit hatte er nicht mehr gebetet.

„O, ich werde das Grab meines Töchterchens besuchen früh und spät; ich werde dein Grab begießen mit meinen bitteren Tränen . . .“

Da hielt er es nicht mehr aus. Er stürmte fort. Weljana . . . Weljana, ins Wasser hatte er sie getrieben, ins Grab . . . in die gelbe Erde . . .

Und die Alte? — Über das Unglück hatte sie den Verstand verloren.

„Mein Töchterchen, Braut der Geister . . .“

Immerfort hörte er die Stimme.

Braut der Geister . . .

Ihm schauderte. Er rannte . . . Durch die Straßen rannte er . . . In seiner Stube . . . Die Flaschen, die Gläser . . . Er trank und trank.

* * *

Am nächsten Tage — es war der 14. Juli — fand in der Kathedrale der feierliche Akt der Vereinigung Litauens und Polens zu einer gemeinsamen Föderation und die Unabhängigkeitserklärung des Landes von der russischen Herrschaft statt.

Nach feierlichem, vom Bischof Kossakowski gehaltenem Gottesdienst wurde der Förderationsakt verlesen. Einstimmig erscholl der Ruf: „Es lebe der große Kaiser Napoleon!“ Alles eilte, seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen. Dann wurde das Lied „Salvum fac Imperatorem Napoleonem“ angestimmt. Zum Schluß sammelte man eine beträchtliche Summe als Mitgift für eine Litauerin, die geneigt wäre, einen Polen zu heiraten.

Es trat auch ein Paar vor den Altar, das zum Andenken an diesen Tag der Vereinigung sofort getraut wurde. Ein stattliches Paar: der Mann groß, stark, das Mädchen neben ihm gleichfalls hoch gewachsen, voll Kraft und Jugend.

„Anurte, Anurte Lufat, die einzige Tochter des reichen Bäckermeisters am Markt,“ lief es durch die Reihen der dicht gedrängt stehenden Zuschauer.

Und der Bräutigam?

„Kuschinsky, Unteroffizier in dem neu gegründeten polnisch-litauischen Garderegiment.“

Bischof Kossakowsky selbst segnete das Paar. Andächtig, in tiefer innerer Erregung lauschte die Braut auf jedes Wort, das aus dem Munde des ehrwürdigen Priesters kam. Starr, ohne Bewegung stand der Bräutigam da. Was der Bischof sprach . . . Er hörte es nicht. Vor den Augen war es ihm dunkel . . . Dann blickte er wieder wie in ein Meer von Blut. In seiner Nähe stand der treue Kamerad; angstvoll schaute er auf den Neuvermählten, bereit zu helfen, wenn seine Hilfe nötig sein sollte. —

Das war ein Schrecken gewesen, als der Kamerad am Morgen in Kuschinsky's Zimmer trat! Besinnungslos hatte der Bräutigam an der Erde gelegen. Um ihn herum geleerte Weinflaschen, zerbrochene Gläser. Was war zu tun? Allein konnte der schwächliche Mann hier nichts ausrichten. Aber wen ins Vertrauen ziehen? Der Verständige überlegte. Endlich kam er zu dem Schluß: der gerade Weg ist der beste, und mit der Wahrheit kommt man ausgerechnet am weitesten. Also ging er zum Schwiegervater. Lufat war ein Mann, der das Leben kannte, der selber manchmal eins über den Durst trank. Der würde die Sache richtig beurteilen, kein Aufsehen machen. Und stark war er auch.

Der Kamerad hatte sich nicht verrechnet. Alles ging nach Wunsch. Sofort hand der biedere Bäckermeister sich die Schürze von den Hüften, streifte eine graue Zoppe über die breiten Schultern.

„Nur kein Aufsehen! Ihr habt recht. Zu viele Augen blicken auf uns, manche aus purem Neid. Die würden mir die Fatalität von ganzem Herzen gönnen. Ihr seid überhaupt ein braver Kerl.“ Lufat klopfte dem neben ihm Gehenden auf die Schulter. „Wenn ich noch eine Tochter hätte, Ihr müßtet mein Schwiegersohn werden. Doch nun — nun müssen wir sehen, wie wir mit dem

Ruschinskij fertig werden, wie wir den Saufaus wieder in Gang bringen.“

Und das war nicht leicht. Lukat tat, was er nur konnte.

„Hat wahrscheinlich gedacht: für solche Fälle muß man sich Mut ansaufen. Das denken so die alten, eingefleischten Junggesellen. Na, bei mir und der Anurte geht's auch ohne Mut. Aber das wußte er nicht, taunten wir uns doch noch zu wenig.“

Nur langsam kam Ruschinskij zur Besinnung. Immerfort flüsterte er:

„Braut der Geister . . .“

„Was sagt der Mordskerl?“ fragte der tatkräftige Bäckermeister.

„Unsinn!“ beruhigte der Kamerad.

„Hat gewiß vorher irgend einen verdrehten Schmöker gelesen, der ihm noch im Kopf rumspukt.“

„Kennt man. — Aber nun, Kerlchen, nun sei verständig. Heut ist ein großer Tag. Deine Hochzeit ist keine gewöhnliche, keine, von denen zwölf auf's Dubend gehn wie bei meinen Semmeln. Wer auf der Erde sitzt, fällt nicht mehr. Also für heute ist's genug mit der Fallerei. Jetzt heißt's: stramm gestanden! Bist doch ein Gardist, und ein polnisch-litauischer dazu. Ganz Polen sollst du vertreten: würdig mußt du dich also benehmen. Nun haben wir dich in Ordnung gebracht. Die Anurte ist auch schon geschmückt. Nun bleib in Ordnung, daß wir mit dir Ehre einlegen.“

Da fiel Ruschinskij seinem Schwiegervater um den Hals, küßte ihn:

„Daß Ihr soviel Mitleid habt mit solch einem Stück Mist, wie ich es bin!“

„Na, na, werden dich schon in Ordnung halten. Wenn du erst auf dem eigenen Stuhle sitzt . . . Heimatlicher Rauch ist heller als fremdes Feuer. — Aber nun laß genug sein. Deine Liebesungen spar für deine Braut auf. Die Weiber lieben so was.“

Da schrak Ruschinskij zusammen.

„Mein Töchterchen, Braut der Geister,“ flüsterte er wieder.

Der Kamerad geleitete den biederen Bäckermeister über den Hof; gab es doch noch mancherlei unter vier Augen zu besprechen. Dann trat er wieder zu Ruschinskij, der starr und steif in seiner prächtigen Paradeuniform darsaß.

„Mensch, hab ich nicht recht? Dufel hast du, Glück kann man das gar nicht mehr nennen. So ein Schwiegervater! Beneiden könnt ich dich.“

„Vielleicht wird er noch der deine.“

„Nun aber Kopf hoch! Laß mich nicht in der Patsche sitzen.“

„Braut der Geister . . .“

„Ach was! Das ist ja eine ganz verrückte Fajelei. So was darfst du vor deiner Braut nicht sagen.“

Wieder zuckte Ruschinskij zusammen:

„Wenn du wüßtest . . .“

„Ich weiß, weiß alles.“

„Du weißt also . . .?“

„Kein Unglück ist's. Daß dir das Gewissen schlägt, ist brav. Aber nun, nicht wieder in den alten Fehler fallen.“

„Du weißt also . . .?“

Der Kerl hat sich seine Sauferei wirklich zu Herzen genommen, dachte der Kamerad. Neue ist der erste Schritt zur Besserung. Mich soll's von Herzen freuen, wenn der brave Lukat noch einen anständigen Schwiegersonn kriegt.

Und wie ein reuiger Sünder ließ sich Ruschinskij zu seiner Braut führen, dann in die Kathedrale.

Als der feierliche Akt zu Ende war, atmete er erleichtert auf. Das Hochzeitsmahl . . . Da brauchte man doch nicht so stramm dazustehen wie beim Präsentiermarsch. Aber lästig war's auch. Die vielen Menschen! Das ganze Regiment hatte der gastliche Schwiegervater eingeladen. Und die große Zahl der Freunde und Anverwandten! Ob die alle wußten . . .? Dem Unglücklichen verwirrten sich wieder die Gedanken. In der Kathedrale . . . Vor dem Altar . . . Da hatte neben ihm Weljana gestanden, Weljana im weißen

Reide, auf dem blonden Haupte den Nautenkranz . . . Ihr Anblick war ihm ganz vertraut. Wo hatte er sie denn schon so bräutlich geschmückt gesehen? Er fuhr sich über die Augen. Und jetzt . . . jetzt saß sie auch neben ihm. Unwillkürlich tastete er nach ihrer Hand.

Da neigte sich Anurte zu ihm, flüsterte Liebes in sein Ohr.

Er erschraf.

Nein, nein, das war nicht Weljana. Er erwachte aus seinen verworrenen Träumen. Unruhe packte ihn, Unruhe, die sich von Minute zu Minute steigerte. Jetzt stand man von der Tafel auf. hinaus! Fort! Er schlüpfte in den Garten. Er ging über das Feld. Wie die Abendluft ihm wohl tat! Er ging und ging

Auf Umwegen, durch Nebenstraßen, kam er in die Sawitschgasse: ihm schlug das Gewissen. Er mußte zu der alten Noreikas, Weljana sehen . . .

Wahrhaftig, da lag noch immer Weljana, die Braut, genau wie gestern . . . Noch immer brannten die beiden Herzen. Noch immer saß die Alte da und sprach:

„Mein Töchterchen, Braut der Geister . . .“

„Mutter Noreikas!“ Kuschinskys Stimme hatte jetzt etwas Befehlendes, Zwingendes. „Hört auf!“

Und wirklich unterbrach die Alte ihre Totenklage.

„Ich komme von meinem Hochzeitsmahl. Meine junge Frau habe ich verlassen, um Euch zu trösten. Mutter Noreikas, ich hab' an Euch etwas gut zu machen. Alles wäre anders geworden, wenn Weljana nicht so hochmütig gewesen. Sie hätte jetzt meine Frau sein können.“

„Mein Töchterchen, Braut der Geister . . .“

Wieder fiel die alte Litauerin in ihre Totenklage ein. Das nahm Kuschinsky die mühsam erzwungene Besinnung. Von neuem verirrt sich seine Gedanken.

„Braut der Geister . . .“ murmelte nun auch er.

Ja, was wollte er? Warum war er denn gekommen?

Er griff in die Tasche; auf den weißgeschneerten Tisch legte er Goldstücke, blinkende, funkelnde Goldstücke. Mutter Noreikas schien es nicht zu sehen.

„Mein Schwiegervater ist reich, der Bäcker Lukat drüben am Markt . . .“

„Lukat?“ Bei dem wohlbekanntem Namen horchte die Alte auf. „Ja, von dem hat Weljana das Mehl geholt. Er gab immer gutes Gewicht. Manchmal hat er ihr auch eine Semmel geschenkt.“

„Na also, und nunchenk ich Euch . . .“

Ja, was schenkte er denn? Was hatte er zu scheuken — vor seinen Augen wurde es Nacht. Er mußte sich gegen die Wand lehnen. Die Luft! Diese Hitze! Er riß die Uniform auf. . .

Da sah er Weljana . . . Ja, ja, deshalb war er gekommen. Dicht trat er an das Lager, auf dem die bräutlich geschmückte ruhte:

„Weljana! Ich wollte dir noch sagen — ich meine — das mit dem Feldmarschall — es ist nicht wahr — alles nicht wahr — Gelogen hab' ich — gelogen aus Liebe zu dir — der Feldmarschall — gesund ist er . . . Sein Brief — aus Petersburg — grüßen soll ich dich — warten sollst du — ihm treu bleiben — bis er kommt.“

Mit größter Anstrengung hatte Kuschinsky gesprochen. Jetzt war's heraus. Aber nun ging auch die Kraft des wieder ganz Verwirrten zu Ende. Er schwannte, taumelte . . .

„O, andere Mütter geben ihre Töchter aus in fremde Gegenden in die Brauttschaft der Menschen, und ich mein Töchterchen auf den hohen Berg, in die gelbe Erde, zur Brauttschaft der Geister.“

Kuschinsky taumelte gegen die Tür. Er tastete . . . Nun stand er im Freien. Die Luft drinnen im Hause wollte ihn

erwürgen. Fort! Fort! Er ging. . . Der Kühlung ging er nach. Ja, am Wasser, da würde er wieder atmen können.

Dort eine Bank. . . Er mußte sich niedersetzen. Wenn es auch nur ein Schemel war.

Und so saß er denn auf dem hölzernen Schemel, auf dem Napoleon gesessen hatte, dann Weljana, Michael. Zusammengesunken saß er, den starren Blick auf das Wasser gerichtet. In seinem Kopfe. . . da drängten sich die Gedanken und drehten sich, wie sich wohl jetzt die Paare im Bäderhause am Markte drehten' Dunkel hatte er die Empfindung, daß er dort hingehöre. Er erhob sich — langsam — schwankend. Wieder quälte ihn das Blut in den Schläfen. Er riß den Helm vom Kopf. Er schleuderte ihn von sich. . . Der rollte und rollte. . . und — ein dumpfer Ton — im Wasser lag er.

Das hatte der Unteroffizier nicht gewollt. Ohne Helm konnte er nicht zurückgehen: der Helm gehörte zu seiner Uniform. Er mußte ihn holen.

Schwerfällig tastete sich der Schwankende am Ufer hinab. Da lag der Helm. . . Er streckte die Hand aus. . . Doch der Helm, der schaukelte und schaukelte. . .

„Du hast mein Patchen in meine nassen Arme getrieben. Unglücklich hast du das liebe Kind gemacht. Ich will sie rächen. . .“

Die Wilia flüsterte, die Wilia rauschte.

Ruschinsky hörte nicht die drohende Stimme des Wassers. Weiter, weiter streckte er den Arm aus. . .

Da. . . sein Fuß glitt. . . Vom Ufer glitt sein Fuß ab. . . Er stürzte — er schrie. . .

Niemand hörte seinen Schrei: das Ufer leer. Alles war nach dem Innern der festlich erleuchteten Stadt geströmt. Vor dem Palast des Grafen Paß drängte sich die Menge; fand doch im Palaste großer Ball statt. Der gesamte

Adel und die vornehmen Bürger hatten sich hier versammelt. Auch der Kaiser war da, der Kaiser. . .

Lächelnd sah Napoleon den Tanzenden zu, besonders fesselten ihn die Nationaltänze.

Noch einmal schrie der Versinkende laut auf. . .

Kein helfender Schritt ringsumher. Nur die Nacht wandelte lautlos am Ufer entlang. Wohl vernahm sie den Ruf, aber sie hörte ja viele Schreie. So schritt sie ruhig weiter. Auf den hölzernen Schemel setzte sie sich; tief glitten ihre Schleier zur Erde. Und die Erde dehnte sich unter dem dunkeln Schutze.

Wochte immerhin ein Mensch versinken, versanken doch viele unter ihren Schleiern. Mancher, den der lächelnde Tag groß und strahlend gemacht hatte, wurde klein und blaß, wenn sie kam. Ja, sie sah die Menschen anders als der Tag, der die Sonnenfadel trug. In ihrer Ursprünglichkeit, in ihrer Nacktheit sah sie alle: den Welteneroberer, das liebende Weib, den ehrgeizigen Mönch, den in Lastern Versinkenden.

Weiter ging die Nacht, um nun auch sorglich das Feld zu bedecken, auf dem die Leberblümchen wuchsen, die Schlüsselblumen, die Windröschen und der Himmelsweizen. Und dann den Wald mit den Fichten. . . Viel, viel hatte sie zu tun.

Und während die Dunkelheit und Vergessen Bringende tiefer und tiefer ins Land schritt, strahlte der Lichterglanz in der festlichen Stadt hell. Noch immer erfüllte die jubelnde Menge Straßen und Plätze, noch immer drang Hochzeitsklang aus dem Bäderhause am Markte, noch immer tanzte man im Palais des Grafen Paß, noch immer lächelte Napoleon, und noch immer hielt im letzten Häuschen in der Sawitschgasse die alte Litauerin an der Bahre ihrer Enkelin die Totenklage.



Frühling

Skizzen von Erich Bockemühl

Die Lieder

Mein Herz ist fröhlich: wie die Bäche durch die Wiesen rieseln in diesem bergumragten Tal, so singt mein Herz mit heller Quellen Liedern. O, in dem grünen Talgrund meiner Seele singt die Freude mit Perlentlingen und mit dunklem Rauschen — —. Du, mein ungestümes, neubeglücktes Herz, indes mein Himmel sonnig sich entwölkt: wie bist du drängend, mit den Liederbächen die Freude hinzusingen, hinzuströmen hinab, hinab aus engem Tal ins Leben, daß rings die Seelen, die noch wartend stehen, erblüh'n wie die Blütenkämme zu der Tage neuer Schönheit — du wirst dem dunkel-monotonen Wald die ersten Klänge hellen Grüns entlocken, du wirst die Lerchen wecken, daß sie trillierend kreisen, und wirst dann leise still in jenen Abenden, da in der alten Ulme Nachtigallen singen, süß und sehnsuchtschluchzend, da die Drossel flötet von höchster Tannenspitze das Lied des letzten Strahls des roten Sonnenscheidens . . . Du, meine stille Seele, wie Partes Weiher bist du spiegelglatt gebreitet, wenn leis in alter Weiden Tropfenfall vom milden Abendregen die Zeit hinträumt, wenn aus den Liederbüschen sich die Düste mit dem Nebel heben, und wenn der friedeseelige Mond sein Spiegelbild in deine Tiefe taucht: Dann singt dein schönstes Lied, von feinsten Ohren nur erlauscht. Die Nachtigallen in den Pausen ihres Singens erhörchen diese Weisen zu ihrem Lied, darin du Stimme wirst: der Melodie des Unausprechlichen in dieser wunderbaren Harmonie der Frühlingsnacht.

Das blühende Tal

Und das weite Tal ist ein summendes Bienenlied. Die alten Burgen hoch über dem Wald ragen mit sonnenweiß beschienenen Wänden alten grauen, bröckelnden Gesteins bis in das himmelklare, o, unendlich-tiefe Blau — und des alten Berggreises spitznagiges Felsgesicht ist im Sonnenschein wie lächelnd, wenn die Schiffe tief und die Wolken hoch und die Menschen beiderseits des Stromes wandern, fahren . . . singend durch die neue Frühlingswelt. Die Tage rauschen in symphonischem Gesang wie Feste durch die ew'ge Zeit, die alle Jahre diese Wunder weiß, die alten ew'gen, ewig neuen Wunder, darin die Bäume und die Blumen und die Menschen auferstehen zu neuem, immer neuem, wieder schönerem Leben. Weiß sind die Dörfer eingehüllt in Blühtraums Seligkeiten. Wie weiße Nebel buchten Obstbaumwälder in den Wald, der eben erst ergrünt. Die Schlucht zieht sich bis zu des Berges Mitte hoch hinauf wie eine weiße Frühlingmelodie, und in der dunklen Waldmonotonie sind wie helle Frühlinginseln vereinzelt erblühte Bäume wilder Kirschchen. Wir beide stehen in der Wiesen Schlucht: Veilchen und Gänseblümchen zu unsern Füßen, auf den Astringen eines alten Pappelbaumes efeuumrankter Säule singt die Amsel, Grasmüddchen zirpt zwischen leichtgeflocktem Schnee blühender Schlehensträucher. Wir stehen unter Blütenarmen, die sich zu uns nieder senken unter summeseelig honigsüß erduftetem Gewölbe weißer Bäume, durch die das tiefe Blau des klaren Himmels leuchtet. Wir stehen nur und hörchen leisem Singen unsrer Frühlingseele: Es singt und summt in uns das Licht — schwebende Gloden unsrer Seelen erklingen, läuten, indes wir leise gehn, in blauen Himmeln klingt wie Kristall in Harmonie der Welt unsrer sel'gen Herzen Frühlingsglück.

Die neuen Tage

Sie nennen es den Torfvenn, das im Winter dunkel zwischen schwarzen Kiefern liegt. Nun ist es wie ein helles Frühlingsauge in dem grünen Wald. Im Gras blühen Dotterblumen. In den Erlen hüpfen Amseln — und als die Kinder, die Mädchen in den bunten Kleidern, Ringelreihen tanzten an dem grünen Ufer, sangen Wald und Wiese, alle Vögel, alle Blumen mit. — Es schien das Licht so hell und grün durch des Birkenwalds liebliches Zweiggewirre, und auf der anderen Seite, da der Kiefernwald sich weithin dehnt, war unter dunklen Bäumen weithin meterhoch des Sarntrauts neue grüne Frühlingsflut. Über weichen Moos- und Nadelboden hinzugehen, bis sich das Dunkel lichtet in die Dämmerung des Buchenwalds: Säulen blauweiß-schlank, lichtgrüne Kuppel tragend, darunter tausendstimmiger Gesang der Vögel: tausend Stimmen und doch eine Harmonie. Als wir an dem Waldrand saßen, sang am Berg die Nachtigall. Ein Knecht trieb eine Herde bunter Kühe auf die grüne Weide. Es war Morgenstunde, frischer Duft der Blüten und des Grüns der jungen Birken, Tauperlen funkelten im Grase, es war, als wenn die Sonnenstrahlen in den Tropfen klangen:

Wie buntes Glashaus steht um mich die Luft,
Und Lerchenlieder hängen

Vom blauen Dach hernieder wie Kristallquitlanden . . .

An dem Waldrand steht die Bank zu stiller Einsamkeit. Sarnkrautwellen fluten aus dem Wald bis in die von Schaumkraut lilaweiß beschäumte Wiese. Dahinter sind die Felder und die Weiden weit gedehnt bis an den Fluß. Aus dieser Feld-, Wald- und Wiesenbucht geht der Weg an altem Jaun, Brombeerhang, an morschen Weiden, alten Eichenstümpfen her (ich erinnere mich alter Kupferstiche ziselierter Eichenblätter — Kammermusik der Malerei) romantisch wieder in den Wald. Eine alte grüne Eibe steht am gelblich grünen Grasweg, auf dem die kleinen Erdbeersträucher blüh'n. Hier ist niedriges kleines Gehölz, wirrverrankt von Geisblatt, Esen, im feuchten Grund steh'n Erlen, da in Mondscheinabenden die Nebelgeister wehen — — hier bin ich ganz in stiller Stunden Traum: hier fühl' ich mich den Bäumen, allen Wesen eng verschwifert, da wir in Gottes Wälder=Wunderseele uns so tief verstehen.

Das stille Dorf

Wer durch das Dorf geht am Nachmittag und nur das Pint, Pint aus der Schmiede hört, der sagt, daß hier der Friede ist und die Welt unsagbar weit entfernt.

Das stille Dorf ist wie eine Insel im Meer. Rings der Wälder sturmumbrausende Flut — nur in Nächten glüht am Horizont der Feuerschein der Küste, aber aus dem Arbeitslärm ruhgeschwärzter Tage hallt keine Stimme bis in jene Stille der Frühlingsstage, da die Hecken und die kleinen Gärten hausförmig dicht ergrünen, da die kleinen Bäume in den Gärten und die großen in den Höfen rot und weiß erglühn in tausend Blüten. In diesen Tagen holdselig milden Lichts ist das Dorf die Blüteninsel. Weißer Rauch der Blüten wallt hinauf bis an das Dach der Kirche: Die Gloden aber läuten frei und hoch hinüber über Felder, Wald und Heide in das Blau der Mittagsstunden, in das letzte Rot und Grau der Abendzeiten, wenn der Nebel in den Wiesengründen steigt, wenn der Mond, der große runde Heidemon, sich langsam hebt. Dann liegen die Felder weit gebreitet wie schlafende Zeit, stehen die Wälder fern und groß wie Vergangenheit — dann leuchten im Dorf stille Lichter aus den Fenstern in die Blütenbäume, die nach einem Abendregen duften, wenn aus den Linden letzte Tropfen fallen, wenn wir beide geh'n, du und ich, an der alten Mauer her, darüber Fliederbäume mit den Blütentrauben niederhängen, durch die wirkliche Unwirklichkeit duftdurchwehter Abendstunden . . . durch die träumerische Glücksromantik (Silberwölllein flogen — — und von fernem Straßen hallt das Horn des Postillons . . .) süßer Frühlingsnacht. Nächste, die wir so durchträumen, die uns die Verwandlung sind eines Diesseits in ein anderes Sein . . . Doch im Morgen ist der Arbeitsthythmus neuen Tagestuns, denn auch das stille Dorf ist nicht abgeschlossen allem Unruhdrängen dieser Zeiten — —

Doch wer hindurchgeht, wenn die Mittagsglocken läuten, der sagt, daß hier der Friede ist: Rote Dächer breiten sich im Sonnenlicht, leise kräuselt sich der Rauch des Schornsteins vor des Himmels Blau, grüne Fensterläden, vor denen trällern grüne Zweige in dem Wind ein Lied — uralter Linden dunkle Kugeln vor dem Sonnenlicht — — und in neuen Tagen, wenn durch der Schule offene Fenster Frühlingslieder singen, ruft der Kuckuck aus dem nahen Wald, singt der Pirol sein Tüo, Tüo in den alten Eichen — — springen auf dem Kirchplatzraufen junge Lämmer um das Mutterschaf — liegt das Dorf still und friedlich unterm Tagesbogen blau überwölbender Unendlichkeit.

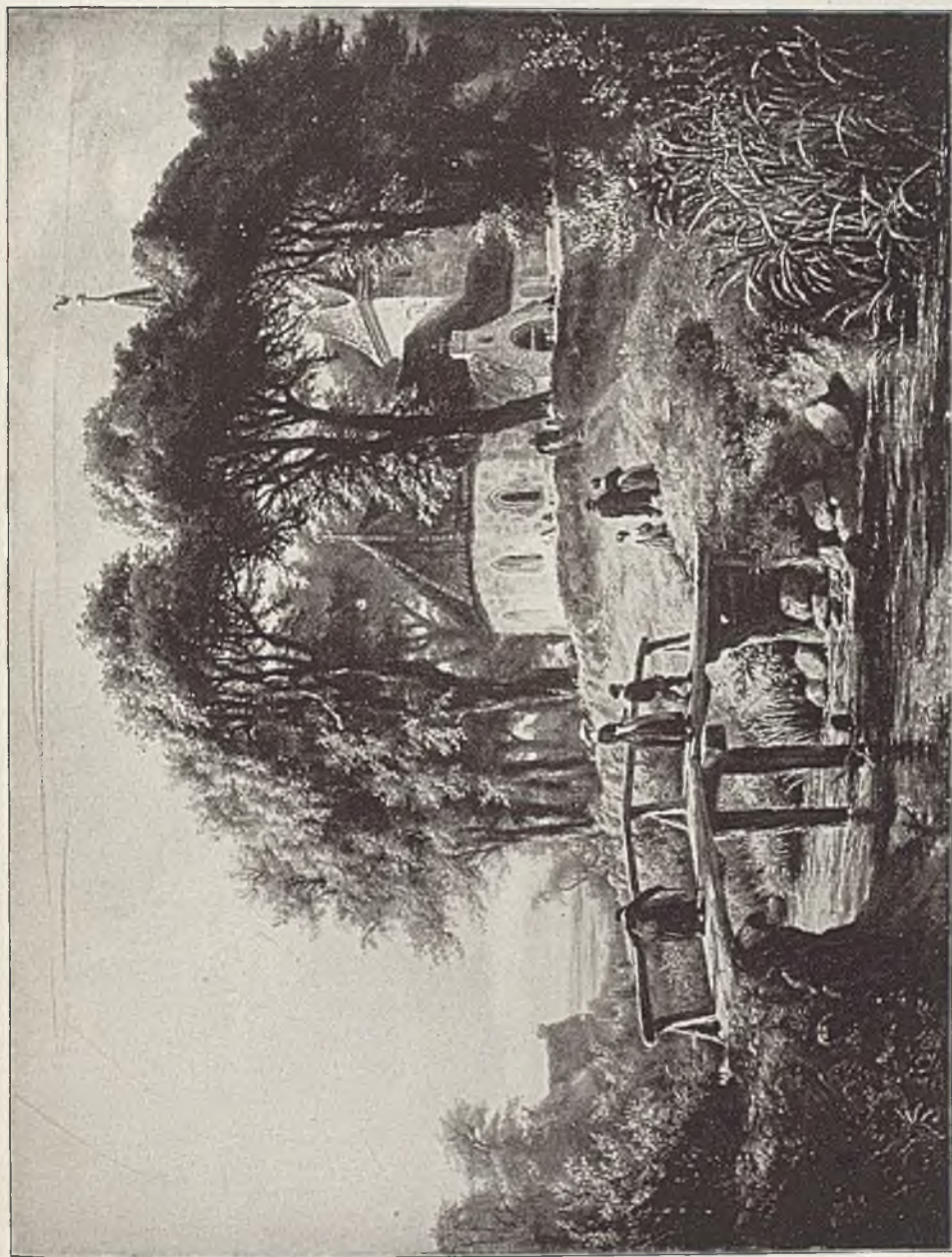
Das klingende Licht

Dies ist die große Symphonie des Frühlings: Erst, war des Waldes dunkel-monotonie Stille, der Wiesen Grau, des Himmels graue Wolgentaurigkeit: Da klang das Licht mit erstem Sonnenblitzen, da klangen erste Grünakkorde aus dem Wald, Motive leicht verklungen, scheue Melodien hinsingend und verschwebend — dann rauscht es tief aufahmend in den Bässen, wie Kampf bereitend, wenn die Stürme toben, schalmeiend siegverheißend in den Lüften, dann weht es dunkel, alle erste aufgewachte Helle überbrausend . . . Ermatten, eine träumerische Stille, daraus entschwebend einer Cellostimme Sehnsuchtslied, das sich erhebt, entschwebt, die Stimmen ruft von irgendher; die Flöten singen mit, die Geigen fiedeln . . . stille Versonnenheit, wenn Schmetterlinge wie erdgelöste Krotusblüten schweben . . . dann aus der Mollverhaltenheit — die Wolken teilen sich, die Blüten wachsen auf in Wiesen, Gärten . . . ist bald das große brausend singende Orchester der Natur in Dur vereint: ein singend, flötend, fiedelnd und trompetendes Gewoge, bis alles sich vereint zu brausendem Choral des Weltensangs: Das ist in Tagen: Sonne überm Strom, von alten Burgen wehen Fahnen in das Land, die Bäume blühen, Bienen schwirren, die Amseln und die Meisen und die Finken jubilieren — — die Bäume alle weiß zur Prozession, die Blüten aus den Wiesen, weiße Tauben schwebend — so wallt der Singezug, der hunte Frühlingzug durchs aufgekungene Tal der Sonne, die mit Strahlenhänden grüßt, entgegen.

Das Herz des Frühlings

In den Tagen des Frühlings ist ein Erwachen in aller Menschen Seelen, ein Erwachen des Lichts. Es sind ihrer viele, die es selbst nicht wissen, aber auch in ihnen erhebt sich leise ein Lied und wird ein Gesang ihres Blutes, der durch ihre Adern rauscht. Das Lied der Kindheit, ihrer Kindheit, aller Seelen Kindheit, darin allein die Menschen glücklich sind. Es ist der Sinn des Frühlings, der Sinn alles Menschenlebens: die Kindheit. Es ist alles Werden ein Rhythmus des Auf- und Niedergangs, und immer zwischen den Kurven ist jene Stille, da Du Dich zu Dir selber findest, da Du Dich findest, Dein Kind sein Deiner Ursprünglichkeit, Dein tiefstes Wesen, darin Du alle Tage stirbst und auferstehst. Es ist Deine Schönheit, daß Du ein Kind bist. Aus aller wolkigen Verhüllung einmal immer wieder strahlt schön das Licht aus Dir, aus Deinen Augen, strahlt schön aus Dir wie Frühling Dein unsagbar Tiefstes, bist Du aus aller Zeitverwirrung schön in Einfachheit Deiner Seele. So ist klar und tief wie ein Frühlingshimmel, wie eines Kindes Blick Dein Auge vor den Augen Deines Weibes, Deines Freundes, wenn Du unerhüllt Dich gibst. . . . Immer einmal aus der Winternot und Eisestarrung, aus dem Kampf der Elemente wird des Volkes Frühling. O, wir warten, daß es werde, noch ist jahreweite Dämmerung, bis die Täler einst — o einst! — in Blüten stehn.

Herz des Frühlings, horchst Du in stillen Stunden seinem Schlag? Es ist das Herz des Lebens, der Allweltseele, das da leise klopft. Du horchst und horchst, bis es zum Singen wird. Dann stehst Du in der seligen Unwirklichkeit in Gottes Blütengarten: Du Kind im Frühlinggarten Deines ersten Glücks.



Otto Spedter:

Alt-Nahstedt



Zwölf Bagatellen aus dem besetzten Gebiet

Von Roland Petzsch

Mit fünf Holzschnitten und vier Federzeichnungen
von Karl Graf-Rothenburg

1.

Der Föhn gaunert um die Ecken, und wenn er aus gefüllten Lungen pustet, dann klappern die alten Dachziegel, und die Fensterladen zerren an den Haken. Es will mal wieder Frühling werden, und wenn man ein Dichter wäre, würde man sich hinsetzen, die Feder zuden und sinnierend zu sich sagen: Schreibst mal eine Liebesgeschichte. Nein, die Zeit ist versucht ernst!

Der Bahnhof liegt vom Dorf entfernt, ist in die Nacht hinausgeschoben wie auf Vorposten, und sein einziges Lichtauge, das an einem Mast schaukelt, plient und brütet in das schlafende Land. Sechzehn Jahre wohnen wir in diesem Bahnhof. Ich werde nicht wach nachts, wenn die Züge donnern, wenn die Lokomotiven pfeifen und unter der Wucht der vorbeirollenden Eisen- und Stahlmassen das Haus wie unter einem Erdbeben in allen Mauern und Wänden wackelt.

Was wollte ich sagen? Richtig, ich sitze im dunkeln Zimmer, und im Ofen schwelt verlöschende rötliche Glut. Elf Uhr vierundvierzig soll der letzte Zug kommen; er ist ausgeblieben, er hat Verspätung. Es ist zwölf Uhr fünfzehn. Ich weiß ja, daß etwas in der Luft liegt, wir alle wissen es. Man muß die Ohren steif halten! Ich öffne das Fenster und schaue hinunter auf den Bahnsteig. Die Schienen glänzen; sie laufen wie Notenlinien in die Ferne. Der Nacht dienstbeamte steht am Stellwerk.

„Kommt er noch nicht?“

„Nichts zu hören!“ antwortet er und

schaukelt die Handlaterne. „Die Eisenbahner sollen streifen!“

„Wer sagt's?“

„Der Zugführer vom 1146 hat's gesagt!“

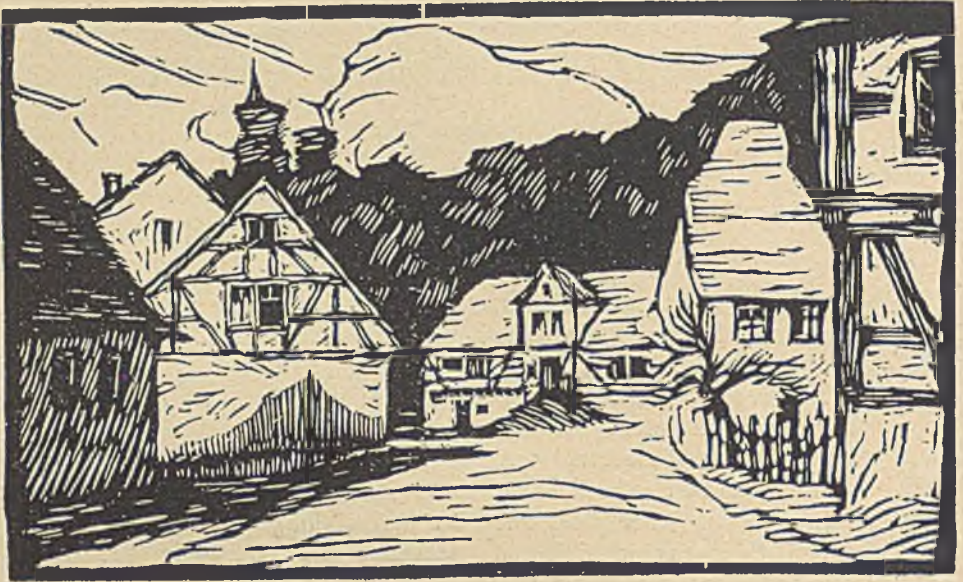
„Mhm!“ — Ich schließe das Fenster und schaue in die Glut. Wundervoll ist solches Glühen durch den Ofenrost hindurch. Ha, hole mich der Teufel, so was Heimatliches, so was Geborgenes! Immer kann man in diese warme Glut starren.

Ich weiß nicht, wie lange ich so sitze, da höre ich holpernde, stolpernde Schritte über die Treppe kommen. Die Klingel schreit in die wispernde Stille. Draußen steht der Nachtdienstbeamte mit der Laterne.

„Eine Laufdepesche! Befehl der französischen Delegation. In drei Tagen muß die Wohnung verlassen sein!“ Er spricht es ein wenig kommandomäßig, militärisch, wie eine Ordonnanz! Er war Feldwebel. Na ja, Feldwebel haben solchen Ton, auch solchen Grimm hinten in der Kehle. Auch er muß raus. Er hat vier Kinder, zwei Schweine, ein hochträchtiges Schaf und achtzehn Hühner. Er muß auch raus!

Ich stehe hochgeredt mitten im dunkeln Zimmer und denke an etwas ganz Fernes, an eine Tristanaufführung in Berlin. Damals sang Ernst Kraus...! Noch ist es ja nicht so weit! Noch ist Glut im Ofen, und man kann hineinstarren und sich geborgen fühlen.

Horch, jetzt läuft der letzte Zug in den Bahnhof! Langsam und träge



Dorfstraße in Sinterweidenthal

und mit zwei Stunden Verspätung. Er wird nur noch bis zur nächsten Station fahren können; denn dort wird schon gestreift. Dieser Zug ist wie ein letztes Atemholen, wie ein Verröcheln. Leute schauen mit erregten Gesichtern aus geöffneten Fenstern; Schaffner und Zugführer stehen beisammen. Die Maschine stößt den Dampf aus dem Sicherheitsventil.

Bauern schimpfen, weil sie nicht mehr nach Hause kommen und zu Fuß laufen müssen. Lauft nur, ihr Bauern; was schadet's! Und wenn ihr drei Stunden laufen müßt, wenn ihr zehn Stunden laufen müßt! Dann aber seid ihr zu Hause! Ihr Bauern!

Spitzt die Ohren, ihr Bauern! Es wird heißen, die Konjunktur auszunützen! Haltet die Eier zurück! Hinauf mit dem Butterpreis! Der Augenblick ist günstig für eine Milchpreiserhöhung!

Spitzt die Ohren!

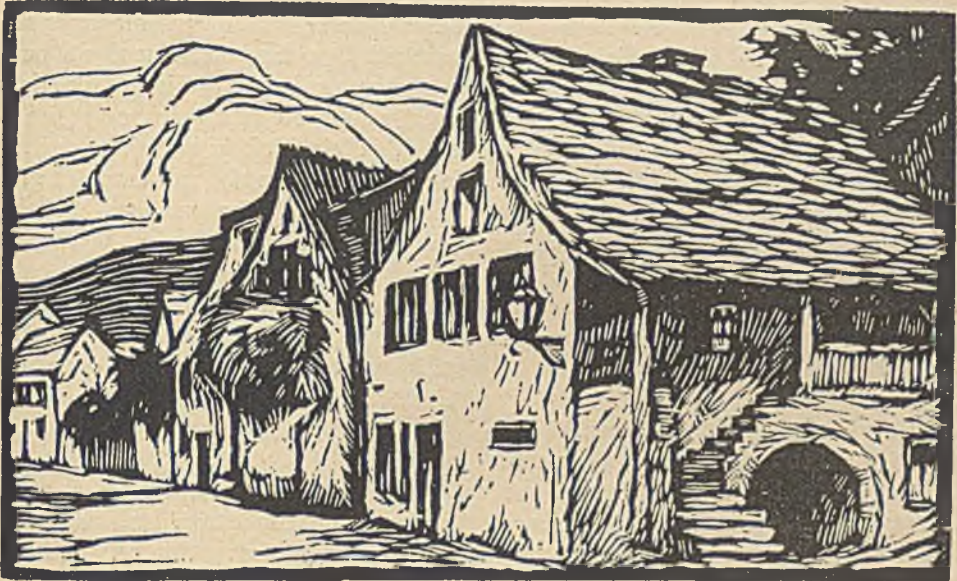
Langsam quält sich der Zug aus dem Bahnhof und verrollt in der Ferne.

Ich will noch ein wenig in die Glut starren und mich geborgen fühlen.

2.

Dann beginnt das Möbelverladen. Was für Plunder man doch mit sich durchs Leben schleppt! Ich sage nichts über Schränke, Betten, Stühle und Tische; man braucht sie. Aber Barometer, Gipsbüsten, leere Goldfischgläser, gedrehte Blumentische, Vertikows und Pfauenfedern! Und Figürchen! Figürchen sollten besonders erwähnt werden. Da sind zum Beispiel die Rehe, denen nach jedem Umzug das Gehörn wieder angeleimt werden muß; ein Hase mit einem Ohr, eine wunderliche Frauensperson, die eine Wage in der Hand hält — angeblich die Gerechtigkeit — ein kleines Engelchen mit abgebrochenen Beinen und einem schmutzigen Hals, das Seifenblasen macht — schon fünfundzwanzig Jahre Seifenblasen macht. Na, ich kann das nicht alles aufzählen, aber ich bin erstaunt, was für Plunder man durch dieses Leben schleppt.

Furchtbar, ein solches Bauernfuhrwerk, das mit Möbeln hoch beladen ist und dann mit Stricken umschnürt wird.



Aus Gieslweiler

Schrank liegt auf Bett und Bett auf Schrank; Stühle und Tisch strecken die Knochenbeine in die Luft; dazwischen eingeklemmt und festgekeilt Tischchen und kleine Kommoden, Teile eines Kanapees und Kronleuchter; ein Pappageienkäfig und hoch oben in schwindelnder Höhe ein wankender, schwankender, uralter Großvaterfessel, der jeden Augenblick herabzustürzen droht.

Von morgens bis abends werden Möbel geschleppt. Männer schwitzen, daß ihnen das Wasser bis in die Schuhe läuft; sie müssen ab und zu die Weinflaschen an die gestrafften Hälse hängen. Drei Familien werden hier herausgeschnitten. Zwölf Kinder und drei Hunde laufen zwischen den Trümmerstätten umher.

Da ist ja auch der Goethe! Wolfgang von Goethe aus Gips. Er stand auf dem Bücherschrank. Ich nehme ihn nachdenklich in die Hand und betrachte ihn von allen Seiten; da sehe ich, daß ihm die hintere Schädelhälfte fehlt. Dort ist ein mächtiges Loch, in dem zwei verendete Stubensiegen liegen. Merk-

würdig! Was soll ich mit ihm beginnen? Soll ich ihn feierlich im Wingert drüben beerdigen oder soll ich ihn vorsichtig in den Generalanzeiger einwickeln und mit verpacken? Ach was! Seht, in weitem Bogen fliegt er durchs Fenster auf die Straße.

Bautsch! Er ist gewesen! Was kümmert mich der Gips-Goethe!

Ein beladenes Fuhrwerk, im bedenklichsten Kampf mit den Gleichgewichtsgesehen, schwankt davon. Jöhrende, jubelnde Kinder folgen; die Peitsche knallt. Bauern stehen da und gaffen nach. Die Protobilstränen laufen aus ihren Augen. Wie kann man nur — denken sie im Stillen — wie kann man nur so dumm sein und sich um seines Vaterlandes willen von Haus und Hof vertreiben lassen! Sie können's nicht begreifen. Einige spekulieren auf Möbelstücke. Hoffen in diesem verzweifeltsten Chaos billig etwas erraffen zu können.

Ein Bild sehe ich, das packt mich tief, und ich werde es nicht vergessen. Auf einem kleineren Wagen, der von einem

jungen Burschen gezogen wird, sind zwei Schweine und ein Käfig mit Hühnern verladen; hinterher, schwerfällig und mit gesenktem Kopf, trottet das trüchtige Mutterschaf. Ein komisches, lachhaftes Bild vielleicht, aber voll dumpfer, trostloser Tragik. In diesem stillen Dulbertum unschuldiger Kreatur liegt es wie schlafende Gewißheit, daß über Kampf und Elend ein höheres Gesetz steht, dem wir alle folgen müssen.

3.

Es will doch Frühling werden. Möbelhaufen stehen und liegen im Freien und werden von der aufsteigenden Sonne beschienen. Es ist so warm heut, so warm! Weiß Gott, man müßte den Rucksack schultern, die Genagelten anziehen und durch diese sonnige Welt wandern.

Der dritte Tag heute. Bis zum Abend müssen alle Dienstwohnungen in der ganzen Pfalz geräumt sein. Mich ekelt all das Gerümpel an; ich will darüber hinaus ins Weite, ins Unbegrenzte schauen.

Drüben auf der Wiese sitzt die kleine Gertrud, eine Tochter des Beamten nebenan, des Feldwebels, der die Kommandostimme hat und dem immerfort der Wurm im Halse sitzt. Was weiß Gertrud vom Sturm dieser Tage. Das alles ist für sie Freude und Staunen. Fest! Jetzt sitzt sie da und spielt mit ihrer alten, schmutzigen Puppe. Und ich sehe, daß sie die Gipsstrümmern Wolfgang Goethes gesammelt hat, um sie zu neuem, strahlendem Leben zu erwecken. Köstlich, solche Gipsstrümmern! Wundervoll, diese Sonnenwelt mit den durcheinander stehenden Möbeln, den Pöhlhaufen und den hastenden Menschen.

Während sie in den Gipsstrümmern nach Königreichen sucht, achtet sie nebenbei mit mütterlichem Ernst auf die Puppe. Sie muß hier aufpassen in

dieser tollen Zeit, daß sich die Unerfahrene mit den Bammelbeinen und dem ausgestopften Luchtkopf hier nicht verirrt ober unter die stampfenden Pferde gerät. Diese Welt ist doch so groß und so weit und so sonnig, und man kann sie gar nicht leertrinken mit den weiten, strahlenden Kinderaugen.

Ich will gehen und dem Kind auch noch den Schiller holen. Irgendwo muß ich den Gipschiller haben, ich will ihn verschenken, mit oder ohne Schädeldecke.

4.

Die Wohnung ist leer, und die Zimmer sind wie gähnende Höhlen, darinnen das Grauen wohnt. Vor den nackten, gardinenlosen Fenstern lauert die Nacht. Sie wird sich jetzt in die gestorbenen Zimmer schleichen wie eine Hyäne. Ich bin der Letzte in der verödeten Wohnung. Ich und eine grün beschirmte Petroleumlampe, mit der ich wie ein Nachtwandler durch verwunschene Katakomben schleiche. Ich kann es nicht begreifen, daß ich hier gewohnt habe, wo jetzt diese grauenhafte Ode mich anstarrt. Meine Schritte schallen, als würde ich auf leere Fässer treten. Mit den Füßboden und drücke mich in eine Ecke, wo ich alles überblicken kann. Ja, hier ist der Tod. Ich wundere mich nicht, wenn durch die geöffnete Tür lautlos Männer hereinkommen und verhüllte Bahren tragen. Dies ist nicht unser Haus; dies ist fremd, aus dem Schutt der Erde gegraben. Es mag sich ereignen, daß die Decken und Wände einstürzen und alles in Staub zerfällt. Man tut gut, diese vermoderte Höhle zu verlassen.

Aber es ist ja doch mein Zimmer, allem zum Troß! Hier stand der Bücherschrank, hier der kleine Schreibtisch! Was will denn dieser Leichengeruch in meinem Zimmer? Ach, mich packt eine



Im Rheinwald bei Speyer

Sehnsucht, ich weiß nicht wie. Ich will noch ein wenig hier in der Gruft bleiben. Auf die Erde setze ich mich und stelle die Lampe an meine Seite. Wärmen will ich mich an dieser verzweifelten Ode, an dieser abgeschiedenen, zerbröckelten Trostlosigkeit.

Eine Spinne! Sie läßt sich tanzend von der Decke herab, baumelt im Weltall an dem dünnen, zähklebrigen Faden. Heute nacht aber wird sie auf ihren langen Spinnenbeinen durch verlassene Räume stelzen. Alles wird leer und tot und hohl sein; nur die Spinne wird umgehen und ihre weit geöffneten Augen in das gespenstische Dunkel werfen. Sie wird riesig anwachsen, unheimliche Beine bekommen und einen giftgeschwollenen Körper. Rastlos und ruhelos wird sie durch die leere Wohnung wandern, immer auf den großen, dünnen und behaarten Beinen. Dann wird sie am Eingang lauern. Blutgierig spinnenhaft lauern!

Und wenn dann der Andere kommt — der Fremde —!

5.

Die Bauern meinen nun, sie müßten Gutes tun. Aus Angst! Beklemmung, die hinten in der Kehle sitzt. Sie bringen zwei Eier, ein altes, verkrüppeltes Blutwürstlein, eine Flasche Portugieserwein. Man könnte sich krank lachen über die Bauern. Ich weiß: sie wühlen sich nachts in die kattungewürfelten Kissen und plappern vor sich hin. Sie wollen ja gern chinesisch werden, hottentottisch! Nur nicht vertrieben werden, nur nicht von Haus und Hof fort! Laßt eure Eier, euer Würstlein, euren Portugieserwein! Es ist alles Rahengold!

Humorvoll, unsere Möbel! Sie stehen zusammengepfercht wie verhasstete Übeltäter in der kleinen Turnhalle. Aufeinander geschoben, übereinandergedrückt. Wirklich ein spaßiger Anblick!



Am Rheingrafenstein

Meine Schneeschuhe stehen schräg vor einer Kommode, und das Ganze erinnert mich im Halbdunkel an das Böcklinsche Einhorn. Ich stelle mich vor den Spiegelschrank und mustere meine Gestalt. Ich komme mir schön vor hier; ich bin der König des Plunders.

Von der Decke baumelt ein Turnertrapez. Ach was, probierst mal, ob du den Bauchaufschwung noch kannst. Wichtig, ich kann den Bauchaufschwung noch; ich mache ihn zweimal, dreimal und komme schon ins Schwißen. Es ist gut, wenn man den Bauchaufschwung noch kann. Ich bin imstande, ziehe Rock und Weste aus und mache auch noch die Kniewelle.

Wenn man die Kniewelle oft hintereinander dreht, wird man so schwindelig, daß man oben und unten verwechselt. Dann wird das Möbelgerümpel an der Decke hängen und das Böcklinsche Einhorn auf dem Kopf stehen.

Ich weiß, wenn mein Bruder hier wäre, der würde jetzt am Trapez den großen Napoleonsprung machen.

6.

Hierher gehört auch die gar traurige Geschichte mit Helene. Warum mußte Helene in mein Leben treten? Warum, so frage ich mich, mußte sie Anlaß geben zu diesen Konflikten und mich zum Schluß noch mit dem Fluch der Däckerlichkeit beladen? Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte dieses struppige Vieh nie gesehen? O, ich bin heute noch imstande, ihr die tödlichsten Beleidigungen mitten ins Gesicht zu schleudern.

Aber sie würde sich nichts daraus machen; sie würde nur das Maul schiefziehen und mit den haarigen Ohren wackeln.

Helene! Der Gaul!

Keine Bahn ging, und kein Auto ging. Jedes Verkehrsmittel erdrosselt. Ich sollte aber in D... jemand abholen, der beim Geschirr-Verpacken helfen wollte. Da sprach mein Freund Kin-

kel: „Du kannst Helene ruhig nehmen, sie ist fromm und läuft wie ein Wiesel.“ Sprach's und spannte sie ein. Helene! Den Gaul!

Ich kutscherte mit ihr los. Es war furchtbar, was ich erlebte. Die Geschichte mit Helene will ich ein ander mal erzählen, denn hier reicht der Raum nicht aus für ihre Schurkenhaftigkeit.

Helene machte, was sie wollte. Sie ging unterwegs mitsamt der kleinen Kutsche in einen Wingert und fraß dort das junge Unkraut. Ich selbst war machtlos. Sie trabte ganz andere Wege, als ich im Sinn hatte, brachte mich nach Norden, statt nach Süden, blieb lange vor einem Wirtshaus stehen, obwohl ich gar keinen Durst verspürte, und lief dann im Schweinsgalopp über einen Aleeader. Furchtbar war es, was Helene machte. Ich hatte nur Angst, sie würde über die Grenze ins Saargebiet hinüberwechseln, dann saß ich glänzend in der Tinte, denn ich besaß keinen Saarpaf. Schrecklicher Grimm auf Helene sammelte sich in mir an. Ich hätte sie mit kaltem Blut schlachten und als Pferdewurst verzehren können. Bei Schirmflüchern trieb sie sich eine Stunde umher. Sie hatte kein Herz für mich Verzagten, mich Ausgetriebenen. Als ich ihr mit der Peitsche eins versetzte, kniff sie aus, setzte zu einem wahnwitzigen Finish an und warf den Wagen gegen den Kilometerstein 17, wo ein Rad brach und ich ... nein, ich will die Geschichte ein andermal erzählen. Zuletzt ritt ich auf ihr, was ihr anscheinend Spaß machte. So brachte sie mich endlich nach Hause. Mit traurigem Gesicht und baumelnden Gliedern ritt ich ins Dorf ein, wie ein Don Quichote, und hinter mir, an einer Kette, schleifte Helene eine zerbrochene Wagendeichsel.

Helene hat mir übel mitgespielt. Ich warne jeden, sich mit ihr irgendwie in Abenteuer einzulassen.



Aus St. Martin

7.

In irgend einem Hotelbett schlafe ich. Es riecht muffig hier und wie aus alten Heringstonnen. Warum liege ich hier im Bett und kann doch nicht schlafen? Gedanken kommen wie Stechmücken. Warum gehe ich nicht hinaus in die Nacht, die so wundervoll blau ist? Der Mond zieht wie ein alter, grüblerischer Philosoph über den Himmel und nun schaut er zu mir herein, verkniffen und forschend, wie hinter scharfen Brillengläsern hervor. Ich weiß, er will die große Weisheitsfrage an mich stellen, die Frage nach dem Sinn und Endzweck des Geschehens. Er kann sie selbst nicht beantworten, der Hallunke.

Drüben rasselt es über die Landstraße. Ich gehe ans Fenster und schaue in die Nacht. Schwere Artillerie, ein endlos langer Zug. Neun Jahre Krieg, denke ich und schlüpfe wieder unter die Federn. Ein Frösteln läuft über meinen Körper. Müde bin ich, aber der Schlaf, der große Samariter, will nicht kommen. Um mich ist Heimat und Urbäter Land. Laßt mich, ach laßt

mich in die Arme des Vergessens sinken wie in eine ewige Nacht, die ohne Leuchten und ohne Sterne ist!

Wenn euch aber die Heimat ruft, so folget dem Ruf; denn ihre Stimme ist stärker als alle Weisheit und Philosophie. Zu euch allen wird sie kommen wie eine mater dolorosa und an die Pforte neues Herzens pochen. Öffnet und laßt sie eintreten in die Sonntagstube der Seele! Alle Kraft wurzelt in der Scholle eurer Heimat. Sie lebt und atmet, um euch ein letztes Ziel, eine letzte Zuflucht und Freistätte zu sein. Wehe, wer ohne Ziel und Zuflucht ist!

Warum mich nur mit diesen bakterienhaften Gedanken quälen! Warum denn auch immer alles zergrübeln und zerkleinern! Kann man denn wirklich nicht einschlafen, wenn man den sehnlichen, brennenden Wunsch hat?

Ach, jetzt fallen mir die Blaumeisen und Kohlmeisen ein, die jeden Tag ans Küchenfenster kamen. Nun werden sie eine seltsame Veränderung finden. Keine Schaltergardine mehr und keine

Rüchenabfälle, kein Geschirrklappern! Sie haben so gerne Schmalz und Butter gefressen, und ich habe oft den Zeigefinger in den Schmalztopf gebohrt und ihnen ein Klümpchen aufs Sims gepappt.

Ein Blaumeisenhähnchen kommt schon beinahe zehn Jahre. Kleiner Kerl, voll Eifersucht und Gift und Bohn auf die andern. Will alles allein fressen und bläst sich furchtbar gefahrdrohend auf, wenn ein Rivale auf dem Fensterbrett landet. Und hat doch so was Verträumtes, Melancholisches. Setzt sich oft auf die kleine Stange und zirpt in stiller, schwermütiger Versunkenheit vor sich hin.

Morgen werden sie kein Schmalz und keine Butter haben. Und ich sehe, wie der alte Hahn den Kopf reckt und mit den neugierigen Perlenaugen in den leeren, frostigen Küchenraum späht. Sein Vogelhirn kann das alles nicht begreifen.

Wir können es ja selbst nicht begreifen!

8.

Jetzt liegt alles hinter mir. Mit dem Knotenstock wandere ich die Landstraße entlang und lasse mich von der Sonne beschienen. Wohin ich trete, ist Heimat und deutsche Erde. Das Land schweigt und atmet Stärke. Weithin dehnen sich die Weinberge, und wenn ich will, kann ich in zehn Minuten im Wald sein und hinauf auf die Höhe steigen, wo der Blick weit hinaus ins Land schweift, bis hinüber zum Schwarzwald, wo die schweren Tannen rauschen. Die Erde bleibt sich immer treu; sie hat ihr eigenes Gesetz und steht abseits der Menschheit. Sie duldet uns, und wer in sie hineinsät, wird ernten, ob er ein Heiliger oder Spitzhube ist. Sie steht abseits, und wir sind ihr letzten Endes alle verfallen.

Da hat einer gestrebt und aufgebaut und ich gemüht, tausend Weisheiten und tausend Torheiten hat sein Hirn

geboren; nun ist er bald so weit, nun hat er bald das funkelnde Ziel erreicht; da wird es Zeit, daß er stirbt. Die abseitige, stumme, ewige Erde verschluckt ihn.

Aber es stirbt sich leichter in der Heimat, denn diese Erde ist trostreicher und barmherziger. Diese Erde hat ein Streicheln übrig, ein mattes Streicheln wie von Mutterhänden. Es stirbt sich leichter in der Heimat. Vergeßt es nicht!

Solch sonniger Tag. Schon rufen die Finken, und im Wald blühen die Anemonen. Ich will doch auf die Höhe steigen; ich will Umblick, Weitblick, Fernblick haben! Meine Sehnsucht wird riesenhaft groß, und ich muß Raum und Himmel über mir haben, wenn sie die rauschenden Schwingen breitet.

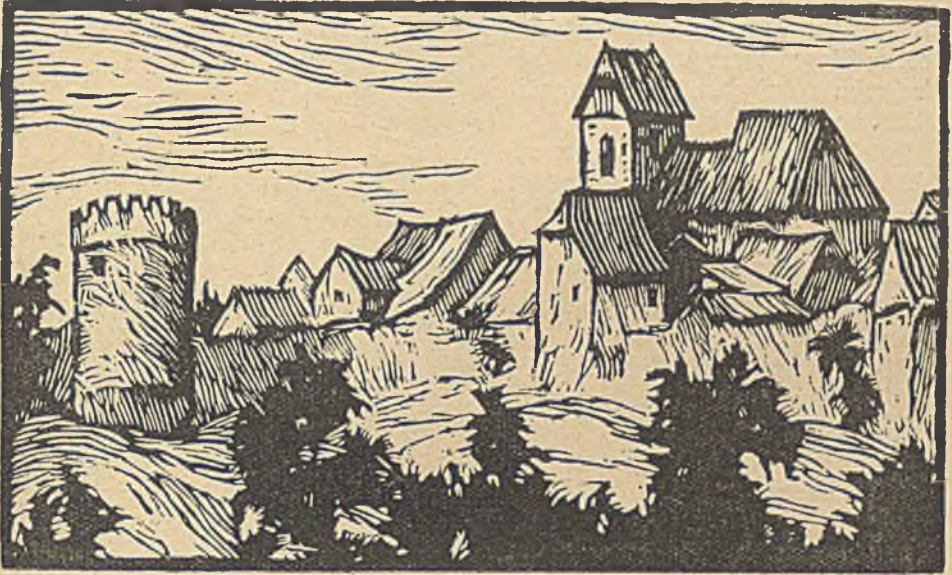
Die Höhe ist strahlend und gottbegnadet. Ich stehe oben und werde zum Frebler. Ich möchte die Hand heben und befehlen können. Eine Sekunde ein kleiner Gott!

Ich höre den Herzschlag der Erde. Er ist wie eine alte, unterirdische Bergwerkspumpe.

Der Stein, auf den ich mich setze, ist von der Sonne warm beschienen. Ich will über die Wipfel spazieren und durch altes Ruinengemäuer schleichen; auf mächtigen Stelzen will ich über die Wälder und Berge stiefeln und in Schründe und Höhlen, in Klamm und Waldkluft spähen, ob ich nicht irgendwo den Sinn und Unsinn dieser Lage finde, auf daß ich ihm die Kehle zuschnüre.

Nein, ich werde mich hier niederlegen und den Kopf gegen den Stein lehnen. Seht, ich ruhe inmitten der Heimat wie in einem Bett. In mir ist weder Haß noch Liebe; alles Denken streife ich von mir ab wie ein schmutziges Gewand.

Enorrige, verwachsene Kiefern über mir und vor mir die Ebene mit Weinbergen. Weinberge, Weinberge bis



Steulettingen

hinaus in den nebligen Dunst, der an der Grenze des Gesichtes raucht.

Eigen Weg weiß ich, drüben im Wasgau, der führt hinauf, wo die flechtenbehangenen Felsen sich wie verscharzte Tiere mühsam aus dem Erdreich quälen; wo die alten sterbeiden Eichen stehen. Dort liegt meine Jugend begraben.

Ich will gehen und meine Jugend aus der Erde scharren; vielleicht daß sie noch einen Atemzug übrig hat für mich. Ich bin haltlos und verlassen. Eine Stütze! Ich will gehen und meine Jugend aus der Erde scharren. Nun habe ich Angst, sie möchte zerfallen sein und aufgesaugt von der großen Würgerin Zeit.

9.

Auf der badischen Seite der Rheinbrücke herrscht ein wahrhaft imposantes Treiben. Hier ist Sammelpunkt der dunkelsten Existenzen. Frauen und Männer sind hier, die jedes, aber auch jedes Geschäft machen und vor keiner Sache zurückschrecken. Bei Wasserkraftanlagen findet man sogenannte Rechen, das sind Eisengitter, die dort angebracht

werden, wo das Wasser in die Turbinenanlagen strömt. Vor diesen Rechen staut und sammelt sich aller Schmutz und Unrat, den der Strom mit sich führt und der nun hier festgehalten wird und sich in blasigen und schleimigen Strudeln bewegt. So sieht es hier am Brückenkopf aus. Es wird gehandelt und gefeilscht, es werden falsche und echte Pässe besorgt, es wird geschmuggelt und jede erdenkliche dunkle Machenschaft getrieben. Eine wilde Börse bildet sich; französische Franken und Anilin-Dollars werden gehandelt; Devisenschieber machen ihre schmutzigen Geschäfte, und aus all den niederträchtigen, verlebten oder gemästeten Frauen grinst nur ein Wunsch: Geld machen! Viel Geld machen! Vaterland hin, Vaterland her! Elend, Hunger und Not? Was kümmert's uns! Geld machen; viel Geld machen!

Von Patriotismus kann ich mir keinen Malosol-Kaviar leisten und keine Matresse bezahlen! Ich muß Geld machen, viel Geld machen, und wenn Tausende darüber krepieren.

Autos, Motorräder! Schlangen von

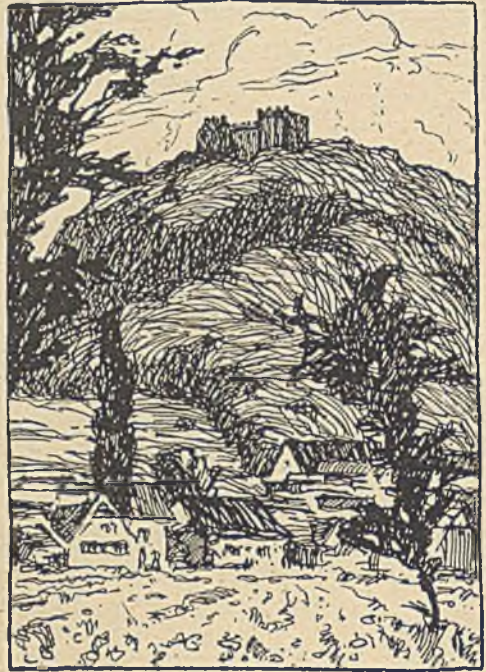
Fahrzeugen aller Typen. Hochbeladene Wagen warten auf den Passierschein. Aufgekaufte Waren, mit Milliardenscheinen bezahlt.

Bettler stehen zu Dutzenden da und halten reiche Ernte; denn es kommt hier wahrhaftig nicht darauf an.

Patriotismus hin, Patriotismus her! sagt der badische Bauer und verschiebt seine Kälber ins Saargebiet und ins Französische.

Ich habe nur Efel! Nur Efel!

Wah! Jetzt kommt wieder ein Trupp ausgewiesener Eisenbahner. Sie haben ihre Möbel zurücklassen müssen. Nur das nackte Leben und einige Kleidungsstücke. Eine Soldatenezkorte mit aufgepflanzten Bajonetten begleitet sie hierher. Dann können sie gehen. Wir gehören ja auch zu diesen! Wichtig, unsere Möbel stehen ja drüben in der Turnhalle; dort, wo ich noch dreimal den Bauchaufschwung machte. Wichtig, wo das Böcklinsche Einhorn steht!



Bei Oberhambach (Magburg)



Morgen am Rhein

Da stehen sie jetzt und schauen sich verstört um. Blicken mit angstvollen Augen noch einmal zurück, von wo sie gekommen sind. Betrachten sich teilnahmslos den schmutzig-grünen Rhein, wo die Dampfer qualmen und hochbeladene Kohlenschiffe bergwärts geschleppt werden. Sind voll bitteren Erstaunens und vollweher Erschöpfung. Frauen weinen, und Kinder mit weit geöffneten Augen klammern sich an die Röcke ihrer Mütter. Da stehen sie nun und klagen! Die Männer stopfen sich die Pfeifen und schauen mit unheimlichem Grimm und stummer Bitternis auf das Leben und Treiben ringsum. Einige setzen sich nieder auf ihre Koffer und Bündel, und der Schmerz fällt wie ein Raubtier über sie her. Sie haben nur den Wunsch, zu schlafen. Schlafen, immer schlafen! So sinken etliche hinüber in die barmherzige Welt, mitten im Trubel und Getöse, unter Autohupen, Wagengerassel und Benzingestank. Mittlerweile ist der

Dollar wieder gestiegen, und die Effekten haben heuschreckenhafte Sprünge nach oben gemacht. Hallelujah! Heute abend wird Sekt getrunken. Norddeutscher Lloyd achtzig Prozent gewonnen! Zuckeraktien! Zuckeraktien! Man muß Zucker kaufen!

„Nehmen Sie ihn noch mit, den kleinen Polli-Molli! Nehmen Sie ihn noch mit!“

Ein Händler ruft es bis zum Erbrechen. Er hat Gummipuppen, denen man auf den Leib drückt, wodurch sich der Kopf schrecklich glohend aufbläht.

„Nehmen Sie ihn noch mit, den kleinen Polli-Molli!“

Manchmal wird die Brücke ganz gesperrt. Dann staut sich eine ungeheure Menschenmasse, die immer größer und drängender und schwärzer wird. Sie warten und warten! Warten viele Stunden lang. Bis die stille, große, weite Nacht kommt. Dann hocken sie auf Kisten und Kasten und Bündeln und schlafen. Dem Schlaf sind sie alle verfallen. Nur die Hallunken nicht, die jetzt umgehen und Gepäckstücke stehlen.

Drüben aus den Kaminen und Essen der Anilinfabrik schlägt blutrot feuriger Qualm hoch.

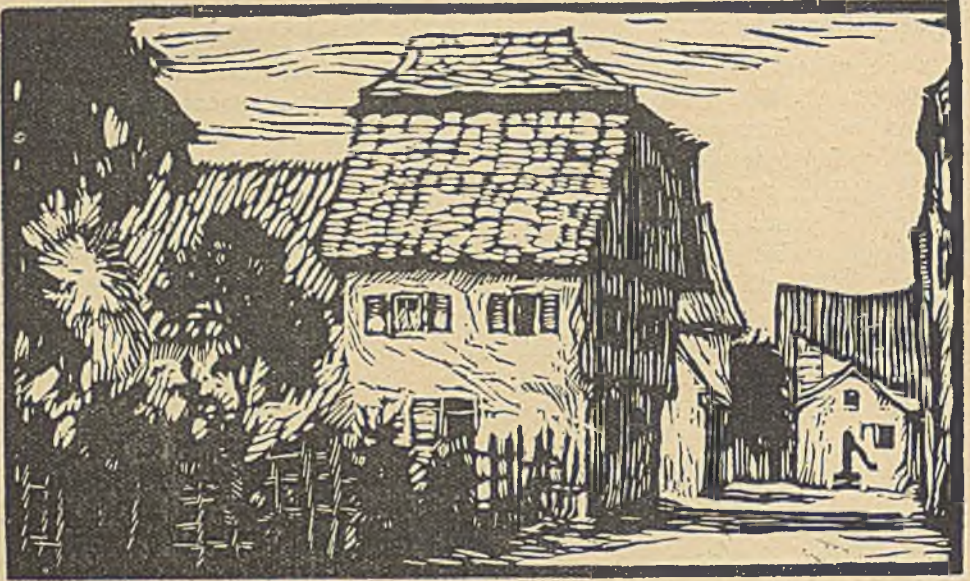
10.

Wochen vergehen, Monate vergehen. Man lebt immer weiter. Wird Billionär und so arm, ach so bettelarm! Das große Rad rollt, und wir haben den Ruhrkampf verloren. Alles ist umsonst gewesen. Soll man darüber richten und rechten? Kleinigkeit, sage ich. Es werden ganz andere Dinge geschehen. Der Mond nähert sich der Erde, und er wird die große, alles vernichtende Eiszeit bringen. Erdteile und Menschengeschlechter werden von schlammigen Fluten überschwemmt. Alles kommt in ein graufiges Massengrab; Säugtiere und Menschen, Fische, Kröten und

Vögel, alles wird Nährstoff der Erde, und spätere Generationen, die aus dem Schutt erstehen, werden uns als Kohle und Torf und Anthrazit in ihre Patentfeuerungsanlage schüren.

Ich schweife ab, wollte sagen, der Ruhrkampf ging verloren, und ich komme einmal wieder in meine Pfälzer Heimat. Sie ist wie ein Lungenkranker, in dem die Tuberkeln haufen. Landfremdes Gesindel, Tuberkeln, haben eine sogenannte Regierung errichtet. Hier tritt man in den tiefsten Schmutz. Das Jahr 1923 muß in der Geschichte ein schwarzes Mal tragen. Die Pfalz hat eine reiche und blutige Vergangenheit. Viel Krieg und Brand und Mord ist über sie hinweggestampft. Viel Leid und Not und Zerstörung mußte dies kleine Land schon erdulden. Aber immer war es der Feind! Vielleicht hat der Feind ein gewisses Recht darauf, weil er Feind ist und als solcher keinen Segen bringen kann. Im Jahre 1923 aber haben Menschen ihre eigenen Stammesbrüder verjagt, vertrieben und verraten. Im Jahre 1923 haben Menschen ihre eigenen Brüder, die gleiche Sprache mit ihnen sprechen, an den Feind verkauft. Das darf nicht vergessen werden! Oder ist es falsch, ist es Torheit, dies auszusprechen und zu wünschen? Sollte man nicht Gott und die Zeit bitten, daß sie die raumlose Wolke des Vergessens über dieses Schandmal deutscher Geschichte ziehen lassen und es für ewige Zeiten auslöschen? Ausgelöscht kann es werden, aber ewig bleibt es geschehen.

Hüte die Zunge in deiner Pfälzer Heimat! Wenn einer an deiner Seite sitzt, kann es ein Verräter sein, und hätte er selbst mit dir auf der Schulbank gesessen. Hüte die Zunge, denn der Mann, der über dir im Hause wohnt, kann ein Judas sein! Hüte die Zunge! Verräter über dir! Verräter hinter dir!



Aus Altenberg

Die Eisenbahn ist französisch geworden. Chemins de fer des territoires occupés. An den Bahnhöfen ist alles Deutsche entfernt. Grell leuchten die aufdringlichen Plakate französischer Kurpläze und Badeorte. Die Bahnhofsbuchhandlungen haben nur noch französische Bücher und Zeitschriften. Ich gehe an den Schalter und löse mir eine Fahrkarte. Ein Frank vierzig Centimes. Bezahlt in Regie-Franken. Man fährt für einen Pappenstiel in der Pfalz; aber es regnet auch Tarifzuschläge.

In den Straßen der Stadt sieht man vereinzelt Separatisten. Merkwürdige Menschen mit schwarzen Mänteln, Mützen, wie sie unsere Ruderer tragen, und grün-weiß-roten Lipen am Mantel tragen. Ich sehe Leute unter ihnen, die fast mehr Mitleid als Abscheu in mir wecken. An einem Bahnhof, wo ich den Fahrplan studiere, betrachte ich mir einen solchen Soldaten genau. Ein schwächtiges Kerlchen mit abgetretenen Schuhen und einem blassen Gesicht mit Pickeln. Ein Jüngelchen, vielleicht von Hause ausgerückt,

nichts gearbeitet, verkommen und ver-
ludert. Geht zu den Separatisten und nennt sich vielleicht morgen Major von der Rheinlandarmee. Das ist natürlich nur eine Ausnahme. Der Typ ist der haltlose, verkommene, vaterlandslose Gefelle, der für Geld alles macht, was von ihm verlangt wird.

An allen Ecken und Säulen kleben Plakate, unterzeichnet:

„Autonome Regierung der Pfalz.
gez. Heinz-Orbis“.

Heinz ist ein Bauer aus dem Dorf Orbis in der Nähe der hessischen Grenze. Er will nun eben mal Präsident sein. Volks- und Kindermund haben sofort einen Scherz gebildet:

„Der Heinz =Orbis
hott kä Ruh, bis er gschorb is!“

Er würde am 9. Januar nachts im Hotel „Wittelsbacher Hof“ zu Speyer erschossen.

11.

Einen Menschen, einen Ausgewiesenen, treibt es in die Heimat. Sie ruft ihn und er muß folgen, sonst würde er verbluten. Er schleicht nachts durch die weidenbestandenen Altwässer und

kommt an den Rhein. Die Nacht ist schwarz und voll tiefen Schweigens. Da wirft er sich in den dunkeln Strom, und unter riesenhaften Anstrengungen schwimmt er hinüber in die Heimat. Wie ein Strauchdieb stiehlt er sich in die Stadt, pocht ans Thor und ihm wird aufgetan. Er ist zu Hause! In allen Ecken lauert der Tod; aber er ist zu Hause! Wo er atmet, atmet er Gefahren ein; aber er ist in der Heimat. Unendliches Glücksgefühl! In der nächsten Nacht will er wieder fort, wieder hinüberschwimmen.

Sein deutscher Nachbar verrät ihn. Auf der Flucht wird er von Separatisten, von Deutschen, erschossen.

Aber er schläft in der Heimat. Und in der Heimat schläft sich's gut!

12.

Einmal werden wir alle schlafen.

Sorget, daß dieses Wachsein nicht vergeudet werde! Einmal wird das nur noch gewesen sein, was wir Not und Tod, Kampf und Zwietracht, Liebe und Göttlichkeit nennen; einmal wird das nur noch gewesen sein und einem zerstäubten, schattenhaften Traume gleichen.

Aber durch die Trümmer der Welt wird noch das Lied von der großen Menschensehnsucht wie eine dunkle Glocke läuten, und ihr Geläute wird Versöhnung sein und urewige Liebe.

Ein Frühlingstraum

von Erik Alfred Slummer

Wir sitzen zwei am Erdenraum
In Krokus und Narzissen,
Dort blüht der große Wunderbaum,
Von dem die Märchen wissen.

Im leisen Lenzwind flugt das Meer;
Uns grüßt die Vogelschwinge
Und fallen aus der Bläue her
Die gold'nen Schmetterlinge.

Fern, ein Geheimnis, schläft der Palm
Mit seinen Düsternissen —
Wir dürfen sonnfröh-bräutlich sein
In Krokus und Narzissen!

Bis urher dann aus Zeit und Raum
Die Nacht ins Märchen dunkelt
Und zu uns traumlandweit
Der Venusstern still funkelt.

Dann sitzen wir am Erdenraum
In holden Dämmernissen
Zu zweien unterm Abendbaum
In Krokus und Narzissen.

Grabbe

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.



Die späte Sommerhitze des Jahres 1836 glastet in die schmalen quadratischen Fenster des „Fürsten Alexander“ in Detmold. Der Lippesche Auditeur a. D. Christian Dietrich Grabbe merkt das nicht. Die Sonne rinnt über den mächtigen kahlen Schädel mit den rot-blonden, unordentlichen Bartstoppeln, den abgerissenen blauen Frack hinunter und spiegelt trübe aus dem schweren Glase Rum, in das er seit Minuten vergessen hineinstarrt, nur manchmal müde eine träge Fliege scheuend, die gemessen über das unbenuzte Schälchen mit Zucker auf der blanken Nußbaumplatte vor ihm kriecht. Schweiß steht dick auf der klobigen Stirn. Das bunte Taschentuch fegt achtlos darüber hin; dann fliegt die schmutzige Kopfhautkravatte mitsamt der ausgefransten Halsbinde in die Ecke. Es schlägt sieben.

„Los, Grabbe! Lies! Einen vernünftigen Gedanken hat deine langweilige Hermannschlacht doch sicher!“ gröhlt angetrunken der Stadtkommissar Böhne aus dem ausgekühlten Ledersofa gegenüber.

„Wenigstens 'ne nette Bote!“ näseln der Auskultator Struckmeyer hinterher.

„Seid vernünftig, Grabbe! Den nächsten Großen kriegt Ihr umsonst,“ flüstert der Wirt wohlwollend. „Die Herren bleiben alle Euretwegen, obwohl die Essenszeit schon gekommen ist und der Kommissar um acht ins Theater muß. Frau Luise wird Euch ja nicht holen! Die hat sich lange über Euch getröstet! Best, auf ein Bündel Zigarren soll's auch nicht ankommen!“

„Halunken!“

Der Zinnbecher mit den Fidibusen fliegt auf, die Lampe über ihm schwingt leicht hin und her, die dicht beschriebenen

Manuskriptseiten der „Hermannschlacht“, aus der er gelesen, wirbeln hoch, der unförmige lippische Amtsdegen, den der Auskultator bequem über den Stuhl gelegt hat, klirrt. „Wer seid ihr, daß ihr mich nur anzureden wagt, Gesindel, nicht wert, daß ich Euch anspeie! Habt ihr den ‚Gothland‘ geschrieben, die ‚Hundert Tage‘, die ‚Hohenstaufen‘ jedes Wort stark genug, eure armseligen Gehirne einzuschlagen? Hat nicht Zimmermann, der glatte Salonmensch, Dichter und Seelenfreund von Bükows wüder, verwegener Jagd, der dünnstengligen Ahlefeldt, alles getan, mich unauffällig von Düsseldorf zu verdrängen, da ihm das Feuer meiner Dramen die Planlaken seiner Theaterbude versengte, ihr frischer Wiesenduft seine Kampenfunzeln ausblies? Hat man mich in Frankfurt nicht wie einen Gott gefeiert, hat nicht sogar der junge mokante Schopenhauer meine alte, grüne Schirmmütze wiedergeholt, die im Eifer der Rede dem Main zutrieb, schneller noch als euch eure Spindelbeine mittags vom Amt an eure wohlbesetzte Krippe und auf euer Faubett tragen?“

„Wissen wir alles,“ gähnt Struckmeyer gelangweilt. „Wie oft sollen wir das noch hören?“

„Wie oft?“ Grabbe richtet sich steil auf. „Wie oft? Bis eure Fünfgroschengehirne wenigstens spüren, welcher Wind in mir zum erstenmal durch mein fürstlich Lippesches Vaterland strich. Lacht nur mit euren feisten Baden! Eure Jungen sollen schon lernen, wenn sie nicht ganz eure trostlosen Ebenbilder werden, daß nach Hermann dem Cheruskler kein Mensch wie ich über diesen Boden ging der noch stehen

wird, wenn eure letzte Akte längst versaukte. Wißt ihr, was das bedeutet, den Hermann schreiben zu müssen? Wißt ihr, was es heißt, Dichter zu sein? Reiß Wolkengebröhl, Blütensturm und Flammenwüste, Zeugekraft und schweifende Sehnsucht zusammen und wirf dein kochendes Herz hinein, bis es zischend zersprüht, opfere den frischen Tau der Jugend, Mannesreise und Schnee des Alters! Aus nichts schafft Gott, wir schaffen aus Ruinen. Du gehst zugrunde, aber dein Wert lebt und gleitet langsam, ganz langsam durch tausend Kanäle und Rinnale in dein Volk über. Was schadet es, wenn du darüber zerbrichst! Einst weinen seine Besten an deinem Grabe, und die armselige Gartentür, in die vormals ein glühender Jüngling den Namen seiner Treulosen schnitzte, schleppt irgend ein spleeniger Lord höchstselbst auf seiner Nacht nach England, auf die Insel des bombastischen Ungeheuers, das Tieck und Schlegel wie ein Götzenbild aufbauten, bis ich es niederriß.“

Draußen klingt schläfrig eine Phyzharmonika. Nur die Uhr takt im Zimmer. Tonlos spricht er vor sich hin und hört die stillgewordenen Gäste nicht mehr:

„O Deutschland! Vaterland! Die Träne hängt mir an der Wimper, wenn ich dein gedanke!“

Die Sonne fällt schräg ins Zimmer. Wie parischer Marmor, fast unwirklich und geisternd, schwillt das mächtige Haupt edig aus dem Schatten der Wände. Die blauen Augen, matt vor Müdigkeit, scheinen stillzustehen wie ein Frisfalter über blühender Sommerwiese. Eine Hand greift ins Nichts.

Strudmeyer und der Kommissar sind gegangen. Er tastet schwer zur Tür. Der Wirt legt ihm gutherzig den ausgefaserten Schal über die merkwürdig feingliedrigen Schultern und wehrt ab, als ein Fremder, der vor einer halben Stunde aus dem Bielefelder Postwagen gegenüber stieg, erschüttert hinter Grabbes Rücken die Börse zieht.

Mühsam schreitet er dem Wall zu, oft stehendbleibend und sich die Stirn wischend. Die Detmolder Bürger schütteln den Kopf. Eine Koffkutsche fährt vorbei. Grabbe sieht nicht auf.

Der Fremde ist leise gefolgt. Die Grotenburg wächst abendblau in den westfälischen Himmel. Ernst von Bandel, der zum erstenmal den Berg Armins sieht, schaut schauernd ein erhabenes Mal über den hohen Tannen.

Gedankensplitter

Wenn der Wahnsinn regiert, ist der Totschlag Scharfrichter.

*

Die Wahrheit gleicht dem harten Dornenstrauch; du umfaßt ihn voll inbrünstiger Liebe . . . siehe, er trägt Rosen!

Wenn man von einer Sache viel Wesen machen muß, dann ist sie meist — unwesentlich

*

Die Liebe gleicht dem Wein, Wird tausendfach vergossen, Von vielen schön entweicht, Von wen'gen nur — genossen.

Ferdinand Brugger

Gedichte von Otto Ernst

*

1. Frühes Erlebnis

Es war am Tage Himmelfahrt
Und ich gar dumm noch, klein und zart.
Was Himmelfahrt, das wußt' ich nicht,
Nur dacht ich's frohlich mir und licht.

Ich ging an meines Vaters Hand
Dahin wie durch ein Wunderland
Und sah auf dunklem Tannengrund
Ein selig-lichtes Birkengrün —
Das staunt' ich an mit offenem Mund.
Und ganz zugleich fühlte ich ein Glühn,
Das aus der Hand des Vaters kam
Und rieselnd süß mich übernahm —

Da dacht ich still nach Kinderart:
Nun weiß ich's: Das ist Himmelfahrt.

*

2. Tröstung

Ein kleiner Vogel sang auf öder Halde,
Und rings war nur Gestrüpp und toter Stein.
Da drang mein Herz ans Licht aus grauer Sorge
Und stimmte fromm mit leisem Singen ein
Und sang noch, als ich müde Schritt zu Tal,
Und als der Tag verging im Föhrenwalde.
Ich sprach zu mir wohl hundertmal:
„Ein kleiner Vogel sang auf öder Halde.“

*

3. An meine Frau

Geh ich einst vor dir zur Ruhe ein:
Laß uns scheiden ohne Bangen, ohne Härmen.
Deine Liebe wird mein Herz im Grabe wärmen,
Und in dir werd' ich unsterblich sein.



Witb. Spielmann:

Im Wirtshaus



Emil Ernst Heinsdorff

Eine Hoffnung deutscher Kunst. Mit 15 Abbildungen

Von Dr. A. Heilmann



ie Besinnlichen und Beschaulichen erleben es jedes Jahr als eine Festzeit geistigen Entzückens, wenn vor ihren Augen aus brauner Ackererde, welchem Gras oder Herbstlaub des Vorjahrs plötzlich ein schneeweißes oder tiefblaues Blümchen erblüht und am kahlen, blattlosen Gestrauch samtweiches, zartes Grün aufsproßt. Sie haben noch das lebendige Bewußtsein, daß alle Schönheit der uns umgebenden Welt der unmittelbare Ausfluß göttlicher Schöpfungsgedanken ist, die in einem ewigen Heute durch das Weltall strahlen, die immer noch aus der innersten Herzwärme Gottes kommen und in der Vielgestalt der Naturdinge Auge und Sinn der Menschen treffen: als Blumen und Steine, Sonnenschein und Tauperlen, als feines Blätterrauschen und wilder Wettersturm, als silbernes Geriesel der Bäche und dröhnender Wogengang der Meeresbrandung. Durch alle Jahrtausende geht wie eine mit jedem Jahresring sich erneuernde gewaltige Fuge dieses Lied der auferstehenden und absterbenden Natur. Auf jedem Fleckchen Erde, wo wir stehen, wenn wir nur ein feines Gemüt haben, schauen wir durch die Naturdinge in das Herz Gottes, es sei auf hoher Alm oder auf duftender Blumenwiese im Tal, am Waldbrand oder Meeresstrand.

Das ist das echt christliche Naturgefühl, das seinen stärksten Ausdruck in der deutschen Fühlweise gefunden hat. Schon im vierzehnten Jahrhundert redete in solchem Hochgefühl der Gottesfreund Heinrich Seuse zu den frommen

Schwestern, die zu seinen Füßen lauschten, als es draußen vor den Mauern Frühling ward: „Schau über dich und um dich in die vier Enden der Welt, wie weit, wie hoch der schöne Himmel ist in seinem schnellen Lauf, und wie edel ihn sein Meister geziert hat mit den sieben Planeten und wie er geschmückt ist mit der unzähligen Menge des lichten Gestirns. Ach, wenn die schöne Sonne unbewölkt heiter aufgeht in der sommerlichen Zeit, wie sie dann gleichmäßig dem Erdreich Frucht und Gutes gibt! Wie der Ager schön grünt, wie Laub und Gras aus dem Boden dringen, die schönen Blumen lachen, Wald und Heide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein süßem Gesang widerhallen, alle Tiere, die vor dem argen Winter verkrochen waren, sich hervormachen und sich freuen und sich paaren, wie in der Menschheit Jung und Alt von wonniger Freude fröhlich sich gebärden! Ach, zarter Gott, bist du in deiner Kreatur schon so lieblich, o weh, wie bist du dann in dir selber so gar schön und liebevoll! Sieh, von solchem Betrachten wallt in einem empfänglichen Menschen bald ein herzliches Jubilieren auf; denn Jubilieren ist eine Freude, die die Zunge nicht sagen kann, und doch durchströmt sie kräftig Herz und Seele.“

Dieselbe Betrachtungsweise kehrte Jahrhunderte später noch einmal wieder bei den deutschen Landschafts-Romanstikern zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir dürfen uns nur an ein Bekenntnis Philipp Otto Runge's erinnern, das er zwischen 1801 und 1810 in einem seiner Briefe niedergelegt hat: „Ich habe mich immer von Jugend auf da-



Madonna. Lactation

nach gesehnt, Worte zu finden oder Zeichen oder irgend etwas, womit ich mein inneres Gefühl, das eigentlich, was sich in meinen schönsten Stunden so ruhig und lebendig in mir auf und ab bewegt, andern deutlich machen könnte, und habe immer bei mir gedacht: wenn sich auch niemand für dein Gefühl sonderlich interessiert, das muß der andere doch auch haben, in sich, und wenn einer das dem andern einmal gesagt hätte, so müßte man es sich so anfühlen können, wenn man sich die Hand gibt und in die Augen sieht, wie sich das nun in unserm Gemüt bewegt, und der Gedanke war mir immer mehr wert als viel mühsame Wissenschaften, weil es mir so vorkam: dies wäre so recht das, warum alle Wissenschaft und

Kunst doch eigentlich nur da sind. Ich bin auch ohne viel Umstände darauf gekommen, daß das wohl die eigentliche Kunst sei, so sich auszudrücken. Wenn man das aber recht will, so muß auch was auszudrücken da sein; und die lebendige Kraft, wodurch Himmel und Erde geschaffen sind, und deren Abbild unsere lebendige Seele ist, muß sich auch recht in uns regen und bewegen und muß recht gedeihen in uns, daß wir alles recht erkennen, wieviel Liebe in uns und um uns allenthalben herumliegt und, wenn wir es recht einsehen und glauben, uns aus jeder Blume und aus jeder Farbe und hinter allen Zäunen und Büschen und hinter den Wolken und bis zu den fernsten Sternen versteckt immer freundlich in die Augen sehen will. So dünkt mich, es müßte eine rechte herzinnigliche Freude sein, wenn wir zu diesem Gefühl in uns wirklich Sprache

hätten, und sollte es auch nur ein Familiengespräch geben. So eine Familie, darin man so miteinander sprechen könnte, da wäre gewiß gut darin zu wohnen, und man müßte ein rechter Narr sein, wenn man sich nicht damit begnügen wollte, selig zu sein.“

Diese Natur- und Weltbetrachtung bildet die geistige Grundlage für das Schaffen des Künstlers, dem diese Zeilen gewidmet sind. Emil Ernst Heinsdorff (geb. am 16. März 1887 zu Rathenow im Havelland) kommt als Mensch geradewegs und mit vollem Bewußtsein aus den Gedankengängen der deutschen Mystik und Romantik. Mit wahrer Leidenschaft versenkte er sich in die Seele des deutschen Mittelalters, deren Reinheit, Jungigkeit und



Mutter und Kind
Gemälde

Gläubigkeit ihn mächtig ergriff. Er las die Schriften der deutschen Mystiker und Romantiker mit dem tiefen Verstehen einer gleichgestimmten Seele, er versenkte sich immer und immer wieder in die Tafelbilder der altdeutschen Malerei, in die himmelstrebende Bauweise der Gotik und in die Formengröße und Ausdruckskraft der gotischen Plastik. Es ist mir kein lebender Künstler bekannt, der mit solchem Ernst wie Heinsdorff an seiner geistigen und seelischen Durchbildung gearbeitet hat. Er hat die Sparpennige seiner entbehrungsreichen Entwicklungsjahre immer für gute Bücher edlen Geistes ausgegeben, und er bekundete schon in der Auswahl derselben jene klare Geistes- und Willensrichtung, die uns heute in seiner Kunst entgegentritt. Aber sein Lesen und Schauen galt nie den äußerlichen Zufälligkeiten mittelalterlichen Denkens und Kunstschaffens, sondern ganz und ausschließlich dem darin sich offen-

barenden Geiste. Er wollte sich im Wirrwarr unserer entwurzelten Zeit die mittelalterliche Reinheit der Gesinnung, Innigkeit des Fühlens und Gläubigkeit im Denken und Leben erringen, die ihm als einzig mögliche Grundlage hoher Kunst vorschwebte.

Daß ein Mensch, der sich selbst mit solcher Kraft emporkläuterte, mit der entseelten, auf äußerliche Effekte eingestellten Gegenwartskunst, die sich in der Öffentlichkeit breit macht und den Ruhm der hohen Kunst beansprucht, sich nicht veröhnen konnte, ist begreiflich. Ihr gegenüber hat Heinsdorff sich oft mit aller Entschiedenheit ablehnend geäußert: „Wenn man die Gesamterrscheinung der heutigen deutschen Kunst in Vergleich bringt mit der deutschen Kunst des Mittelalters, so findet man, daß die Gegensätze und Unterschiede ungeheure sind. Straffheit, Innerlichkeit, Reinheit und überraschende Formkraft sind Merkmale der deutschen

gotischen Kunst — Haltlosigkeit, Außerlichkeit, Unsauberkeit und Auflösung der Formen sind Kennzeichen der heutigen Kunst. Wie gesagt: Wenn man die Gesamterrscheinung in Betracht zieht; im einzelnen gibt es Ausnahmen. Auf der einen Seite ein Schaffen aus dem Göttlichen für das Göttliche — auf der andern ein Machen aus dem Niedrigen für das Niedrige; hier nur Selbstergießung — dort Demut und wahre Liebe. Wenn haben sich diese Gegensätze nicht schon schlagend offenbart, wenn er aus einer modernen Galerie in eine Sammlung alter Meisterwerke kam! Mir



Adonterschen. Gemälde



Suffaltich. Gemälde

ist allemal zumute, als gelangte ich aus der Hölle ins Paradies.“

Heinsdorff anerkennt ohne Eng-herzigkeit jedes ehrliche Kunstschaffen und hat auch für die Werke lebender Künstler anderer Richtung stets ein vornehmeres Urteil; aber gegen künstlerische Unaufrichtigkeit, Unsauberkeit, und Ehrfurchtslosigkeit ist er unerbittlich. Er ist darüber empört, daß heute die Kunst, die noch einen Zug ins Wahrhaftige und Edle zeigt, verächtlich abgetan und vom öffentlichen Kunstmarktbetrieb so gut wie ausgeschaltet wird. „Man will keinen Inhalt und empfindet Gemütswärme als Widerlichkeit; man sucht nur technische Überfeinerung und erhebt diese mit einem Schwulst von Gebärden zum Höchsten. Das, was deutsche Art am stärksten kennzeichnet, soll möglichst ausgelilgt werden.“ Man

kann einem Menschen und Maler wie Heinsdorff solche Worte nicht verübeln.

Was ist für Heinsdorff der Grundzug deutscher Art? Das hat die ihm befreundete Dichterin Erika Spann-Rheinsch in ihrem herrlichen Gedichte „Stille Schau“ ausgesprochen, zu dem Heinsdorff eine seiner wundervollen Blumen-Illustrationen geschaffen hat:

Aberall, wo du
Dich niederlässest, Seele, Schmetter-
ling,
Dort ist die Schwelle deiner Ruh!
Kein Ding ist so gering:
Bleib nur bei einem steh'n!
Genüg' es dir, in einen Windenkelsch
zu seh'n,
An einem Tannenzwiesel laß dein
Auge hangen,
In einen Bergkristall sei eingegangen!



Frühlingsreigen. Gemälde

Ein jedes Ding in seiner Einzelschaft,
 Es trägt in sich des Spiegels Kraft
 Und tut dir, blickst du still auf seinen
 Grund,
 Sein Wesen und das deine kund
 Und schließt die Pforten auf sogleich
 In das verborgne Gottesreich!

Im Sinne dieses Gedichtes hat Heinsdorff vor jedem Grashalm und Blumenblatt als einer natürlichen Gottesoffenbarung heilige Ehrfurcht und er möchte sie deshalb nicht anders künstlerisch darstellen als in ihrer Vollkommenheit, ihrem überquellenden Formen- und Farbenreichtum. Aus solcher Gesinnung heraus schuf der junge Künstler schon vor Jahren, ganz ohne Rücksicht auf die Meinung und Wertschätzung der Zeitgenossen, seine prachtvollen Blumenbilder, die an künstle-

rischer Qualität mit Dürers Zeichnungen verglichen werden dürfen. Es ist ihm dabei nicht um die äußere Erscheinung einer Pflanze oder Blume zu tun, sondern um ihr charakteristisches Wesen, um das, was sein frommer Sinn als göttliche Schöpferidee darin erkennt. Darum geht er so sehr ins Feine, weil Gottes Größe an so kleinen Dingen sich in wunderbarer Feinheit offenbart.

Heinsdorff hat eine grenzenlose Naturliebe. Seit vielen Jahren bringt er Frühling, Sommer und Herbst in der für Maler entzückenden oberbayerischen Landschaft um den Chiemsee oder auf seinem einsamen, hochgelegenen Blochhaus am Heuberg im Funtal. Dort hat er Tag um Tag die Entfaltung der Blumen, Pflanzen und Bäume und das Leben des Getiers belauscht. Er hat sich schöne Käfer,



Doruröschchen. Gemälde

Schmetterlings- und Steinsammlungen angelegt, um auch zur Winterszeit im städtischen Atelier sich von der Formen- und Farbenfülle der Natur anregen zu lassen. Die Natur war sein einziger Lehrmeister: mit unermüdllichem Fleiße hat er hunderte von Pflanzen, Blumen, Bäumen, Bergen und Felsen gezeichnet. Auf kleinsten Studien schwelgt er in Formenfreude. Ein Stückchen Grasboden und Wurzelwerk war ihm genug, um einen Tag lang zeichnend dabei zu verweilen. Es ist klar, daß der Künstler durch dieses rastlose Arbeiten vor der Natur sich eine außerordentliche Sicherheit in der Darstellung der Naturformen aneignete, wie sie heute nur wenige Künstler besitzen. Selbst auf großen Bildern Heinsdorffs ist jedes kleinste Blümchen mit strenger Naturtreue durchgeführt.

Man braucht nur eine seiner herrlichen Gebirgswiesen oder blumenreichen Bilder-Vordergründe mit ähnlichen Darstellungen anderer moderner Künstler zu vergleichen, um den abgrundtiefen Unterschied gewahrt zu werden. Das ist es, was Heinsdorff als künstlerische Unsauberkeit und Oberflächlichkeit bezeichnet: jene ehrfurchtslose, gleichgültige, schlampige Behandlung der wundervollen Naturformen, in denen uns das Liebste und Feinste der ganzen Schöpfung entgegenleuchtet. In der Natur ist alles Ordnung, Klarheit und Reinheit; deshalb bezeichnet er die Auflösung der Naturformen in der modernen Malerei als Kunstbolschewismus, der zum Untergang der Kunst führen muß.

Schon vor hundert Jahren schrieb Carl Gustav Carus in seinen Briefen



Kuh mit Kühen. Federzeichnung

über Landschaftsmalerei, daß es das Erste und Wesentlichste für einen Künstler sei, sein Auge zur Wahrnehmung der Natur in ihrem eigentümlichen Leben und ihren Gestaltungen zu bilden. Vor allem solle es die Formen der Naturdinge nicht als ein Willkürliches, Unbestimmtes, Gesetzloses und deshalb Sinnloses auffassen lernen, sondern als ein durch göttliches Urleben Bestimmtes, ewig Gesetzmäßiges und höchst Sinnvolles. Dem roheren Sinne erscheine in der Naturbetrachtung nur zu vieles als willkürlich, zufällig, gesetzlos, denn er sei selbst noch außer dem Gesetze und eben darum so befangen. Ihm sei es bedeutungslos, ob ein Gebirge nun gerade mit dieser oder jener Art der Linie sich umschreibt, ihm sei es gleichgültig, ob eine Wolke so oder so zieht, eine Welle in dieser oder jener Linie sich erhebt; ihm gelte es einerlei, ob ein Baum gerade so oder anders gewachsen sei, ja er werde wohl kaum den Unterschied, den verschiedene Baumformen im Ganzen darbieten, als etwas Notwendiges gewahr. Dergleichen Nothigkeit begleite dann wohl den Künstler sein ganzes Leben hindurch, wenn nicht eine kräftig und schön aufstre-

bende Seele ihn dagegen schütze oder eingreifende Wissenschaft ihn erwecke. Daher stamme die Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Gewissenlosigkeit, mit welcher so viele Landschaftsmaler in ihren Darstellungen verfahren: sie haben keinen Begriff davon, wie unheilig, wie nichtswürdig sie die Natur behandeln, denn die Ah-

nung des göttlichen Lebens in der Natur ist ihnen nicht aufgegangen; ja, mit wachsender Routine und sonstiger Kräftigkeit des Menschen verbunden, steige diese Mißachtung zur wahren Frechheit, davon oft bei gerühmten Künstlern die auffallendsten Beispiele zu finden seien. „Ich weiß übrigens wohl,“ schließt Carus, „daß es auch unter Künstlern von jeher so



Puttenwiese. Federzeichnung



Der Wäldervater

Nadlerung

fromme und treue Gemüter gegeben hat, daß ihnen ihrem innersten Wesen nach schon alles Nachzubildende so wichtig und heilig erschien, daß nichts übergegangen, nichts naturwidrig und liebedlich behandelt werden konnte.“

Zu diesen frommen und treuen Gemütern gehört Heinsdorff nach seiner ganzen Veranlagung und Willensrichtung. Ich weiß nicht, ob Heinsdorff jemals die von Carus um das Jahr 1820 niedergeschriebenen Anweisungen für junge Künstler gelesen hat, ich glaube kaum; aber sein ganzes künstlerisches Streben folgte ihnen unbewußt: „Ist dem jungen Künstler an einer einzelnen frei und kräftig entwickelten Pflanze die Schönheit der Linien ihres Gesamtrisses, das zarte Gleichgewicht in der Verbreitung ihrer Stengel, die so mannigfaltigen als zierlichen Formen im Adergewebe wie im Umfang ihrer Blätter durch das überall bemerkbare Gesetzmäßige und das in seiner Strenge doch anmutig Verschleierte ihrer Bildung deutlich geworden, ist sein Blick dann geübt worden in der Erkenntnis schöner Formen an größeren Gebilden, in Sträuchern, in Bäumen, in Baumgruppen, in Steinen, Erdmassen, Flußlinien usw., so wird auch in den größten Ansichten, in den Zügen großer Gebirge, in Wolkenzügen und Meereswogen und worin sonst immer sich Erleben aussprechen mag, das eigentlich bezeichnende Charakteristische und somit Schöne sich ihm enthüllen, er wird das diese Natur bezeichnende Schöne mit sicherem Auge herausfühlen und nachzubilden vermögend sein. Und er wird zugleich das schöne Ebenmaß, welches die frei und rein ihrem göttlichen Wesen gemäß entwickelte Natur durchdringt, sich seinem Geiste dergestalt aneignen, daß dann, wenn er nun frei seinem inneren Triebe nach Kunstwerke bildet, in diesen nicht nur in den einzelnen dargestellten

Dingen der Typus der Natur leben wird, sondern auch das gesamte Wert in seinem innern Gleichgewicht, in dem schönen Ebenmaß seiner Teile, in der reinen und edlen Zeichnung des Ganzen den Typus eines aus göttlichem Willen hervorgegangenen, geistig lebendigen Gliedbaues darstellen muß. Ist nun aber die Seele durchdrungen von dem inneren Sinne dieser verschiedenen Formen, ist ihr die Ahnung von dem geheimen göttlichen Leben der Natur hell aufgegangen und hat die Hand die feste Darstellungsgabe, sowie auch das Auge den reinen scharfen Blick sich angeeignet, ist endlich die Seele des Künstlers rein und durch und durch ein geheiligtes, freudiges Gefäß, den Lichtstrahl von oben aufzunehmen, dann werden Bilder vom Erdenleben einer neueren, höheren Art, welche den Beschauer selbst zu höherer Naturbetrachtung herausheben und welche mystisch zu nehmen sind, entstehen müssen, und die Erdenlebenbildkunst wird ihren Gipfel erreicht haben.“ Diese Zeilen könnten dem Tagebuch des jungen Heinsdorff entnommen sein.

Ich meine, solche Worte müßten heute uns Bilderbetrachtende ebenso ergreifen wie die Bilderschaffenden! Die moderne Kunst ist heruntergekommen, weil wir die strengen Maßstäbe der Kunstbeurteilung verloren haben. Der Impressionismus hat uns darüber zu belehren gesucht, daß dem entwickelten Sehen geringe Andeutungen, Fragmente, flüchtige Bilder genügen, um eine Person, einen Baum, einen Landschaftscharakter zu erkennen; er zeigte uns Erscheinungen im Dunkel oder Nebel, in der Ferne oder im flüchtigen Anblick als Ansichten desselben Dinges und pries diese Art der Naturdarstellung als die vollendetere, eines reifen Kulturvolkes würdigere. Niemand wird leugnen, daß diese Malweise für gewisse Naturstimmungen starke Eindrücke zu



Die Gralsburg

Gemälde



Fraueninsel im Ehlensee. Gemälde

schaffen vermag; aber es war eine Irrlehre verhängnisvollster Art, diese nur für bestimmte Naturansichten berechnete Malweise zum alleinseligmachenden Prinzip der modernen Malerei zu erheben. Die Kunst der ganzen modernen Generation ist dadurch in eine Fehlentwicklung gedrängt worden, deren verheerende Folgen wir heute in jeder Ausstellung wahrnehmen. Es hat sich in der jungen Künstlerwelt ein Dilettantismus schlimmster Sorte breit gemacht: viele haben überhaupt nicht mehr ordentlich zeichnen gelernt und suchen nur durch exzentrische Maßlosigkeit zu verblüffen. Ihnen gegenüber erscheint Heinsdorff trotz seiner jungen Jahre wie ein ausgereifter Meister. Er haßt jede Flunkerei, jede Verschleierung der ausdrucksvollen Naturformen; nach seiner Überzeugung kann Kunst immer nur Form sein, und zwar Nachbildung der ewigen Urformen, von denen wir im Weltall umgeben sind.

Daß Heinsdorff trotz seiner Leidenschaftlichen Liebe für Einzelform Landschaftsbilder von stärkstem Stimmungsgelalt zu schaffen versteht, hat er durch eine große Zahl vollendeter Gemälde bewiesen. Der erste Eindruck der Heinsdorffschen Landschaften auf den Beschauer ist eine paradiesisch feierliche Stimmung. Seinem inneren Wesen entsprechend, bevorzugt der Künstler die schöne Landschaft, aber nicht im Sinne eines süßlichen, gefälligen Motivs, sondern die Landschaft mit reich entfalteter Formenwelt: weit hingebreitete Hügelland mit ausdrucksvollen Bäumen, üppigem Pflanzenwuchs und reichem Blumenflor, klar spiegelnde Seen, bildhafte Wolken, zerklüftete Schluchten, reich gegliederte Felspartien. Nichts liegt Heinsdorff ferner als süßliche Schönmalerei; seine Bilder sind vielmehr herb und streng, und gerade darin liegt der Grund, warum sie jahrelang nur von einem



Morgen im Oberrhein. Gemälde

verhältnismäßig kleinen Kreis ernstgesinnter Kunstfreunde beachtet und gesucht wurden. Seine Werke eignen sich nicht für oberflächliche, flatterhafte Betrachtung; sie verlangen Hingabe und stille Versenkung wie die Natur selber.

Unser Volk, soweit es noch an der guten, alten Tradition festhält, will leider in den Landschaftsbildern immer noch vor allem großartige Szenerien sehen, Darstellungen von Bergen, Wasserfällen, großen Gebirgswaldungen, Seestürmen, Vulkanen und dergleichen auffallenden außergewöhnlichen Erscheinungen; es hat noch zu wenig Sinn für die feinen, intimen Schönheiten eines ruhigen Waldwinkels oder Rasenhügels mit bescheidenem Pflanzen- und Blumenwuchs oder gar für ein kleines Fleckchen Erde mit einigen Blumenbüscheln. Die eigentliche Land-

Bildung und Erfahrung voraus, auf Seiten des Künstlers wie des Bildbetrachters. „Es liegt eine gewisse Selbstaufopferung darin, die Außenwelt, zuvor nur das Element für unsere Tätigkeit, auch an und für sich als etwas Schönes und Erhabenes gelten zu lassen; es liegt ein gewisser Grad philosophischer Ausbildung darin, einzusehen oder wenigstens zu ahnen, daß die gesamte Erscheinung der Natur die Offenbarung einer den Sinnen unzugänglichen, unendlich erhabenen Gottheit sei, demnach aber auch in dem Weltganzen überhaupt und in den uns wahrnehmbaren Teilen desselben insbesondere die hohe Schönheit an und für sich anzuerkennen und zum Ziele künstlerischer Nachbildung zu wählen. Kurz, es wird hier gefordert, daß der Mensch die egoistische Beziehung der ganzen Natur auf sich völlig aufgebe und eine reine Anschauung der Schönheit des



An Gottfried Keller.
Romeo und Julia. Radierung

Weltgängen in sich aufnehmen. Nur aus diesem Sinne also — er mag nun als klares Bewußtsein oder bloß als dunkles Gefühl im Künstler leben — konnte die eigentliche Landschaftskunst hervorgehen. Der Mensch mußte die Göttlichkeit der Natur als der Sprache Gottes anerkennen, er mußte diese Sprache erlernen, er mußte in dem Sinne der Natur zu empfinden vermögen, damit er endlich in dieser Sprache das weltliche Evangelium der Kunst den Menschen verkünden könne.“ (Carus.) Für diese Selbstentäußerung, die im tiefsten Grunde Frömmigkeit ist, fehlen bei den modernen Menschen leider alle Voraussetzungen, vor allem die innere Ruhe, die für solche beschauliche Versenkung nötig ist, und die Demut selbstloser Hingabe. Der heutige Mensch ist zu viel mit den Außerlichkeiten seines Lebens beschäftigt und von ihnen umgetrieben; die Erhaltung seiner anspruchsvollen Lebensgewohn-

heiten stellt zu große Anforderungen an seine Zeit und Kraft. Nur wenn er des Jahres einige Tage Urlaub nimmt, fällt es ihm vielleicht einmal ein, auf die Natur zu achten. Wer die Natur nicht mit tiefem, reinem Gemüt betrachtet, kann auch für wahre Landschaftskunst kein Verständnis haben. Künstler wie Heinsdorff haben unter dieser modernen Teilnahmslosigkeit gegenüber den stillen Wundern und Stimmen der Natur sehr zu leiden.

Dennoch ist Heinsdorff in den letzten Jahren eine große Zahl von Freunden seiner Kunst zugewachsen. Jedes neue Bild von ihm zog einen weiteren Kreis um seine Persönlichkeit. Als er sich nach Beendigung des Krieges wieder mit ganzer Seele dem künstlerischen Schaffen hingeben konnte, entstanden in rascher Folge die herrlichen Ölgemälde: „Mädchen im Berggarten“, „Mutter und Kind in der Rosenhede“, „Frühlingsregen“, „Wo a kleins Hüttle steht“,

„Felseneinsamkeit“, „Bayerisches Vorland“, „Fraueninsel“, „Dornröschen“, „Der Obersee bei Berchtesgaden“, „Doreleyfelsen“, „Morgen im Chiemgau“, „Felsen und Wiesen“, „Furualandschaft“, „Himmelswiese mit Putten“, „Graßburg“ u. a. Wer weiß, wie unendlich sorgfältig, auch in maltechnischer Hinsicht, Heinsdorff seine Bilder durchführt, staunt über diesen reichen Ertrag in wenigen Jahren, der nur aus einem beispiellosen Fleiß und Arbeitsernst zu erklären ist. Ihm ist eben Kunst keine Spielerei, sondern eine heilige, verantwortungsvolle Sache.

Vor und neben seinen Ölbildern hat der Künstler auch eine riesige Zahl von Zeichnungen, Illustrationen und Radierungen geschaffen und vor allem seine farbigen Blumenbilder, die es verdienen würden, in einer vornehmen

Publikation veröffentlicht zu werden. Heinsdorffs Gemälde und Zeichnungen sind so rein und zart in der Empfindung, so märchenhaft in der Stimmung, so altmeisterlich in der Durchbildung der Naturformen und in der Farbenbehandlung, daß wir von seinem Schaffen einen neuen Frühling der deutschen Kunst erwarten dürfen. Heinsdorffs ganze Gesinnung, seine religiöse Berufsauffassung, seine künstlerische Unverdorbenheit und nicht zuletzt seine geistige Förderung durch eine gleichgesinnte Lebensgefährtin lassen eine solche Entwicklung erhoffen. Heute, da uns in der herrschenden Kunst die Flut undeutschen Geistes bis an die Kehle umspült, müssen wir von ganzer Seele wünschen, daß eine so edle Kraft zu voller Reife und Fruchtbarkeit gedeihe.



Mystische Rose. Radlerung

Ungeduld



Auf dem Marmorfims des Ofens tickt behend die kleine Uhr,
Und im dämmerigen Zimmer ist ihr Laut lebendig nur.
Doch ich schicke meine Blicke in den müden Abend aus,
Und ich wünsche dich, mein Liebchen, zu mir in mein stilles Haus.

Noch vor einer Stunde lehnte mir am Arm dein dunkles Haupt,
Und schon ist's, als ob durch Jahre dich das Schickal mir geraubt.
Meine Sinne, meine Minne wandern, wo die Nacht schon spinnt:
Sag', wie lange mag es dauern, ehe wieder sie zerrinnt?

Morgen werd' ich neu dich halten, der mich Wunsch verband und Schwur.
Hinter mir auf dem Gesimse tickt behend die kleine Uhr.
Doch Sekunden nur, nicht Stunden, nicht die Nacht bewegt ihr Schlag
Sag', was hilft des Pendels Eile? Sag', wann wird es wieder Tag?

Ernst Zahn.



An Blancheflur



Niemand will das Wunder deiner Liebe
Glauben und erkennen, Blancheflur.
Auf des Erdfpads rauhem Steingefchiebe
Seh'n sie nicht der Elfe lichte Spur.

Aber später, wenn wir einmal tot sind
Und der Erde Hüllen abgestreift,
Wenn uns Gunst und Freundschaft nicht mehr not sind,
Dann geschieht's wohl, daß Verstehn dir reift.

Dann geschieht es, daß um deine Stätte
Andacht flüstert und Bewund'ung staunt,
Daß von dem, was ich besessen hätte,
Scheu der Neid der spätern Zeiten raunt.

Deine Treu wird keiner mehr bestreiten,
Und der Welt wird werden offenbar,
Daß in tausend leeren Wirklichkeiten
Eines Märchens goldne Fülle war.

Ernst Zahn.



Sohanna Pistorius

Birken am Bach

Dritter photographischer Wettbewerb. Zweiter Preis.

Das Fest der Alten

Erzählung von Diedrich Speckmann



Als der Altenteiler Harm Grönfink, vormals Gastwirt und Halbhöfner, das fünfundsiebzigste Lebensjahr vollenden sollte, sagte Fieken Grönfink, seine Schwiegertochter: „Dpa, wenn die Zeiten anders wären, müßten wir den Tag mal ein bißchen feiern.“

„Feiern will ich ihn trotz Krieg und Blutbergießen,“ versetzte der alte Knabe, „ich lade mir Jan Butendiek und Jochen Stockfisch, die mit mir aus der Schule gekommen sind und allein von dem Duzend Jungs noch leben, zum Kaffee ein, wir klöhnen miteinander von guten, alten Zeiten und wollen doch sehen, ob wir kröfeligen Kerls nicht nochmal ein bißchen vergnügt sein können.“

Die beiden Weißköpfe wurden also eingeladen und kamen angewankt. Als sie in Harms behaglichem Altersstübchen am Kaffeetisch saßen, ging es anfangs ein wenig steif und einsilbig zu. Die Kruste, die Witver- und Altenteilereinsamkeit um die drei Leutchen gelegt hatte, brauchte Zeit, sich zu lösen. Bei der ersten Tasse guten Bohnenkaffees wurde nur von dem schrecklichen Krieg geredet. Bei der zweiten widmete Jochen Stockfisch seiner Würde, die im letzten Friedensjahr von ihm gegangen war, Worte warmen Gedenkens, und auch den andern beiden kamen die einstigen Mitpüßerinnen wieder lebhaft in den Sinn. Als zur dritten Tasse die Pfeifen, mit Harms gutem Kanaster gestopft, qualmten, waren alle drei wieder frische Jungkerls und fragten: „Was kostet die Welt?“ Und als sie sich endlich einen kleinen Kummel einverleibt hatten, saßen sie glücklich miteinander auf der Schulbank und heckten Jungensstreiche

aus. Das Spiel Karten, das Harm bereit gelegt hatte, wurde gar nicht angerührt. Der Nachmittag verstrich wie im Fluge, und viel zu schnell rückte die Abschiedsstunde heran.

Als die Gäste Anstalt machten, aufzubrechen, meinte Harm, es wäre gar zu gemüthlich gewesen; man müsse öfters so zusammenkommen. Jan und Jochen waren gern dazu bereit, und Harm, der als früherer Wirt manche Vereinsgründung auf dem Gewissen hatte, gründete den „Verein der sidelen Jungs von Anno 40“. Die Präsidentenwürde übernahm er selbst. Jochen, der vor sechzig Jahren so schön hatte schreiben können, wurde Schriftführer und Jan, der ein starker Rechner gewesen war, Kassenwart. Zu die Kasse, eine sehr bunt beklebte Zigarrentiste, legte Harm als Grundstock des Vereinsvermögens sogleich drei Dollarnoten, Jan stellte einen Ernst-August-Taler in Aussicht, und Jochen wollte sich noch überlegen, was er tun könne. Man beschloß, an jedem zweiten Mittwoch nachmittag edle Geselligkeit zu pflegen, mit Klöhnen und einem Spielchen Sechsunsechzig in die Kasse hinein. Und alljährlich am 23. April sollte das mit dem Geburtstag des Präsidenten zusammenfallende Stiftungsfest den Höhepunkt des Vereinslebens bilden.

Der junge Verein gedieh, überstand Krieg und Revolution und konnte am besagten Tage des Jahres 1920 sein fünftes Stiftungsfest feiern. Bei dieser Gelegenheit legte Jan, wie alljährlich, den Kassenbericht vor. Das Vereinsvermögen setzte sich zusammen aus fünf Dollar, einem Ernst-August-Taler, dreizehn Silbermark und einem Haufen Papiergeld, der kaum mehr in die

Zigarettenkiste hineinging. Als der Präsident dem Kassierer Entlastung erteilt hatte, fuhr er fort: „Liebe Vereinsbrüder, wenn unsere Kasse auch ganz gut gefüllt ist, macht sie mir doch Sorge. Weil das alte Papiergeld von Tag zu Tag schlechter wird. Als weitsichtige Männer müssen wir da vorbauen. Ich stelle den Antrag, drei Dollar lassen wir liegen, damit der Verein seinerzeit jedem Mitglied einen anständigen Kranz stiften kann. An einen Vereinskranz gehört aber natürlich eine Schleife. Es ist billiger und macht nachher keine Umstände, wenn wir gleich jetzt uns drei hübsche Schleifen besorgen. Der Name unsers Vereins ist für solchen Zweck etwas zu fidel, darum schlage ich vor, wir lassen darauf drucken: ‚Ruhe in Frieden. Gewidmet von den letzten Freunden‘ . . . Aber dann bleibt immer noch allerhand Geld in der Kasse, und ich beantrage, dafür leisten wir drei, solange es Zeit ist, uns mal ganz was besonders Schönes. Fragt sich nur, was. Bitte, macht Vorschläge.“

„Für mein Leben gern,“ begann Jan nach einer Weile, „möchte ich mal nach Hamburg, in Hagenbecks Tierpark, und wenn ich dann auch ein Kino zu seh'n kriegen könnte . . .“

„Wenn einmal gereist sein soll,“ unterbrach Jochen, „warum denn nicht lieber nach Hannover? Ich sähe zu gern die Stellen noch mal wieder, wo ich als Garde du Corps Posten gestanden habe, das Leineschloß, den Waterloo-Platz, Herrenhausen, die großen Palmen . . .“

„An eine Reise hab' ich allerdings auch gedacht,“ unterbrach der Präsident, „aber was wollen wir alten Burschen uns in den großen Städten von Autos und Elektrischen die Knochen kaputfahren lassen? Wir haben alle drei das Weltmeer noch nicht gesehen. Darum schlage ich vor, wir fahren mit der Eisenbahn nach Bremerhaven, steigen

auf ein großes Schiff und dampfen nach Helgoland.“

„Auf dem Wasser riskiere ich mein bißchen Leben nicht mehr,“ erklärte Jochen, und Jan: „Ich werde schon seefrank, wenn ich bloß daran denke.“

Jeder sprach noch ein wenig für seinen Vorschlag, aber da sich schnell ergab, daß für ihrer keinen auf die nötige Zweidrittelmehrheit zu hoffen war, brach der Präsident ab und sagte: „Mit der Reise wird es nichts, wir müssen uns was anderes ausdenken.“

„Wie wäre es denn,“ regte der Kassier an, „wenn wir ein richtiges kleines Fest gäben?“

„Wir uns dreien?“ fragte Harm. „Ne, Jan, und wenn wir auch Gänsebraten essen und Schlampanier dazu trinken, es reißt doch kein ordentliches Loch in die Kasse. Es schmeckt uns ja, Gott sei Dank, noch allen gut, aber es schafft nicht mehr wie in früheren Jahren.“

„Du hast mich nicht ausreden lassen,“ fuhr Jan fort, „ich hatte nämlich gedacht, wir wollten uns welche dazu einladen. Wenn wir alle Jahrgänge vor 40 nähmen, und dann noch 41 bis 45 dazu, kriegten wir sicher eine nette kleine Gesellschaft zusammen. Und es ist mancher dazwischen, dem 'ne kleine Aufmunterung herzlich zu gönnen wäre.“

„Das will ich nicht abstreiten,“ sagte Harm, „aber es geht doch nicht. Denn dann müßten wir auch Marten Buthmann mit einladen, der aus reiner Böswilligkeit den langen Prozeß mit mir geführt hat. Es sind allerdings bald zwanzig Jahr her, daß wir uns vertragen haben und uns wieder guten Weg und guten Tag wünschen. Aber daß ich ihm mit unsern Geldern einen guten Tag machen soll, das will mir nicht in den Sinn.“

„Und ich bin doch auch der Meinung,“ ließ Jochen sich vernehmen, „näher als

diese Halbstarren von 45 stehen uns die Deerns, die mit uns aus der Schule gekommen sind. Laß uns die doch mal einladen! So'n Fest hot gleich einen ganz andern Schwung, wenn Frauensleute dabei sind."

"Die Idee ist an sich nicht übel," sagte der Präsident, den Finger an die Nase legend, „aber von unseren Deerns lebt doch wohl bloß noch Tibde Bachmund, die jetzt Fretks heißt."

"Aee, Harm," krächte Jan, „Anke Dagesförde, die den Friedh Sengstake gehabt hat, ist auch noch am Leben und wohnt bei ihrer Tochter Trina in Brambüttel. Wenn ich hinginge und ihr sagte, wir wollten sie auf Vereinskosten mit einem Kutschwagen abholen und wieder hinbringen lassen, dann käme sie gewiß; denn sie ist immer 'ne alte vergnügte Deern gewesen. Bei Tibde Bachmund bin ich mir nicht so ganz sicher; die war immer ein bißchen heilig, und das ist im Kriege noch schlimmer geworden."

Jochen hatte die Stirn gerunzelt. „Jan, sieh' zu deinen Worten! Tibde nimmt das Leben bloß ernster, als gewisse Leute tun. ‚Heilig‘ lasse ich sie nicht schimpfen."

"Nichts für ungut, Jochen," entschuldigte sich Jan, „schimpfen sollte das nicht sein. Ich meinte bloß . . ."

"Ich will gern hin und sie einladen, und ihr sollt sehn, ich kriege sie ebenso gut her wie Jan Anke Dagesförde."

"Na ja," schmunzelte der Präsident, „wenn ihr noch gern mal mit euren alten Bräuten fröhlich sein wollt . . ."

"Bräute?" riefen beide wie aus einem Munde.

"Na, das ist vielleicht zuviel gesagt, aber gern gehabt habt ihr die Deerns mal, da braucht ihr mir gar nichts vorzumachen. Ihr werdet ja beinahe heute noch rot . . . Schön also, die sibielen Jungs von Anno 40 laden die Deerns

von Anno dazumal zu einem Festessen mit anschließendem Ball ein."

"Ball?" „Bball?"

"Jarvoll, warum wollt ihr mit euren Deerns nicht noch einmal einen abpedden? Schade bloß, daß ich mir keine mehr heranziehen kann, weil die andern alle nach Kösters Kamp verzogen sind! Aber dafür besorg' ich euch ein paar abgesetzte Musikanten, die die alten Tänze aus unserer Jungszeit noch können. Die Leute haben bei mir manchen guten Groschen verdient und tun mir sicher den kleinen Gefallen. Zum Dank dafür müßt ihr mich natürlich dann mal mit euren Deerns tanzen lassen . . . Wann wollen wir das Fest feiern?"

"Tibde wird am alten Maitag achtzig Jahr alt . . ." bemerkte Jochen.

"Das ist nach dem neuen Kalender der 8. Mai," stellte Jan fest. „Ja, das wäre so weit 'ne ganz passende Zeit. Es wird dann bei kleinen grün . . ."

"Am alten Maitag werden die Ochsen und Kühe auf die Weide getrieben," rief Harm, „am alten Maitag wollen wie alten Jungs und Deerns auch mal auf die Fettweide! . . . Ich denke, wir geben zuerst Hühnersuppe mit Klößen, als Hauptgang ganz zarten Kalbsbraten mit Kartoffelbrei und Zwetschenmus, und zuletzt Mehlspudding mit Rosinen. Dies Festessen können wir ja wohl alle heißen und vertragen. Ich schlage vor, wir Mannsleute kommen im Botthut; daß es nicht nach 'ner Beerdigung aussieht, können wir uns ja einen Blumenstrauß ins Knopfloch tun. Eure Deerns müssen sich natürlich auch ein bißchen nett aufvijolen; das steckt ihnen man gleich, wenn ihr sie einladet . . . Jan, die Dollars und den Ernst-August nimm mit, das andere Geld kannst du alles hier lassen; denn als alter Wirt muß ich ja doch für das Ganze aufkommen . . . Jungs, ihr sollt sehn, es wird ein Fest, wie unser

Dorf, solange es steht, noch keins gefeiert hat!"

Am letzten April begab sich Fochen Stockfisch zu Libke Lachmund, verwitveten Frerks, ihr die Einladung zu überbringen. Sie saß hinterm Ofen im Backstuhl, im Schoß ein großgedrucktes Andachtsbuch.

„Na, Libke, ein bißchen beim Lesen?“

„Ja, Fochen, was kann einer in unsern Jahren besseres tun, als sich auf ein seliges Abscheiden aus diesem Jamertal vorzubereiten?“

„Hm, ja, das ist gewiß nicht verkehrt.“

„Setz dich, Fochen.“

Fochen schob einen roten Binsensstuhl ganz nahe vor Libke hin und ließ sich nieder.

„Na, Libke, wie hat's dir denn die Zeit her gegangen?“

„Wie's mir gegangen hat? Ach, gar nicht gut,“ seufzte sie und begann ihre Altersbeschwerden aufzuzählen. Fochen hörte teilnahmsvoll und mit Ausdrücken des Bedauerns zu. Als sie schwieg, hielt er es für geraten, mit den seinen aufzuwarten, die sie ihrerseits mit Kopfschütteln und Seufzern begleitete.

„Ein Glück,“ schloß er endlich, „daß wir alten Kollegen von der Schule und vom Konfirmandenunterricht unsern netten kleinen Verein haben; der läßt einen den Kummer doch manchmal für ein paar Stunden vergessen.“

„Ich habe davon gehört, Fochen, und mich bannig gewundert, daß du zu so was noch Lust hast.“

„Warum gewundert, Libke?“

„So alt und dann noch alle vierzehn Tage ins Wirtshaus? Mich dünkt, in unsern Jahren sollte der Mensch an was anderes denken.“

„Es ist nicht wegen dem Wirtshaus, Libke, es ist bloß, weil Harm von uns dreien die gemüthlichste Stube hat. Unser Verein hat nun schon sein fünfjähriges Stiftungsfest gefeiert, aber duhst ist noch nie einer von uns gewesen.“

„Auch der Wirtzmann nicht?“

„Auch der nicht. Meistens haben wir jeder nur einen kleinen Köhm getrunken, bloß, wenn ganz kaltes Wetter war, mögen es wohl mal zwei geworden sein. . . Sieh' mal, Libke, das Jungvolk hat seine Tanzereien, und leider viel zu viel heutzutage. Die Verheirateten gehen auf Gastereien und leben da ihren guten Tag. Warum also sollen wir alten Burschen nicht auch zusammenhalten und in Ehren mit einander fröhlich sein? Oder meinst du, daß dem lieben Gott damit geholfen wäre, wenn ich den ganzen Tag hinter dem Ofen säße und ihm die Ohren vollstöhnte? Aee, Libke, das tu' ich nicht; denn wenn ich es täte, wäre das nichts als Undankbarkeit von mir. Ich kann doch noch jede Nacht drei bis vier Stunden schlafen, und das Essen schmeckt mir meist auch gar nicht schlecht. Darum will ich mit gutem Gewissen ab und an ein bißchen vergnügt sein.

. . . Du solltest es auch man so machen, Libke. Das Lesen in den frommen Büchern ist gewiß 'ne gute Sache, aber mich dünkt, morgens 'ne halbe Stunde und abends wieder eine, damit würde der liebe Gott so ziemlich zufrieden sein. . . Nächstens hättest du nun mal 'ne wunderschöne Gelegenheit, auf andere Gedanken zu kommen, Libke. Unser Verein hat nämlich zuviel Geld in der Kasse und möchte ein kleines Fest geben. Am alten Maitag nämlich. . .“

„Das ist ja just mein Geburtstag.“

„Was du sagst! Stimmt ja, und paßt das nicht ganz prächtig? Dann kommt du doch gewiß auch gern ein bißchen, wir würden uns alle mächtig freuen.“

„Ich Frauensmenschen zu euch Mannsleuten?“

„Ja, wir haben nämlich beschloffen, dies sollte ausnahmsweise ein Fest mit Frauensleuten sein.“

„Fochen, wie kann ich noch zu einem weltlichen Fest gehen? Du weißt doch,

drei Großjöhne sind mir geblieben in dem schrecklichen Krieg.“

„Dafür sind dir aber nun schon drei Urgroßkinder wieder nachgewachsen.“

„Nee, vier.“

„Noch besser! Du siehst also, Tibcke, wie alle Wunden auf Erden wieder zuheilen. Wir alten Jungs haben alle drei auch Kindeskinde auf den Schlachtfeldern gelassen und werden sie gewiß nicht vermissen. Aber um so mehr wollen wir uns über das junge Volk freuen, das in unseren Familien wieder nachgrünt. Auf Regen folgt Sonnenschein. Alles hat seine Zeit; Weinen hat seine Zeit, und Lachen hat seine Zeit. Ich glaube, das steht sogar im heiligen Gotteswort. Du wirst das ja besser wissen als ich.“

„Ja, so schreibt der Prediger Salomo im dritten Kapitel.“

„Siehst du? Und Salomo war ein weiser König, der muß es doch wissen. Tibcke, geweint haben wir diese bösen Jahre genug und übergenug. Nun komm zu unserm Fest und lach' ein bißchen mit uns!“

„Was wollt ihr denn machen auf eurem Fest?“

„Och, ich denke, wir trinken 'ne Tasse echten Bohnenkaffee, essen ein Stück lockeren Butterkuchen dazu, erzählen uns was von alten Zeiten und von allen denen, die der Herrgott vor uns abgerufen hat, und gehen dann zu rechter Zeit wieder nach Hause. . . Jan ist gestern schon nach Brambüttel gewesen, und hat Anke Dageförde auch eingeladen.“

„Und was hat die gesagt?“

„Sie käme gern und freute sich bannig.“

Hier flunkerte der alte Knabe ein wenig. In Wirklichkeit hatte Anke gesagt, sie werde nur kommen, wenn Tibcke auch zusage. Aber er dachte, wenn man den alten Deerns Gelegenheit gäbe, daß eine sich hinter der andern verstecke, käme man nicht weiter.

„Sieh mal,“ fuhr er fort, da Tibcke nachdenklich schwieg, „wir freuen uns auf unser schönes Fest wie Kinder auf Weihnachten. Wenn du nicht kommst, fällt es aber ins Wasser, denn mit Anke allein macht es gar keinen Spaß, wenigstens mir nicht. Nicht wahr, Tibcke, du tußt mir aus alter Freundschaft die Liebe an und kommst auch ein bißchen?“

„Na ja, du alter Quälhans, wenn dir denn so viel daran gelegen ist, will ich für 'ne halbe Stunde herüberkommen.“

„Besten Dank! Darf ich dich denn so gegen vier Uhr abholen?“

„Bloß nicht, Junge! Warum wollen wir uns vor den Leuten lächerlich machen? Ich werd' sogar ums Dorf herumgehen, daß mich kein Mensch zu sehen kriegt.“

„Ganz wie du willst, Deern. . . Und was ich noch sagen wollte, das Auge will auch was haben, darum mach' dich man ein bißchen glatt und vigilant.“

„Wenn das man so leicht wäre! Mein letztes Kleid hab' ich vor'n halb Stieg Jahren gekriegt.“

„Auf das Neumod'sche kommt es bei uns alten Leuten ja nicht an. Nee, je altmodischer, desto besser, denn dies soll ein Fest ganz von der alten Welt werden. Zieh man deinen grünen Faltenrock an und set' dir die Strichmütze auf. Wir Jungs kommen nämlich alle im Botthut.“

„Ihr wollt euch ja wohl mit aller Gewalt zum Mlenspiegel und Kinder-spott machen?“ lächelte Tibcke.

„Nud mal au, nun lachst du schon!“ rief Fochen entzünd. „Ja, ja, ja, auch das Lachen hat seine Zeit. Nun freust du dich also doch schon ein bißchen?“

„Nee, gar und ganz nicht. Ich komme ja bloß, weil du so quälst.“

„Ist mir auch recht“, lächelte Fochen, „wenn du mir zu Liebe mal was tun willst, was dir gar und ganz keinen Spaß macht. Na, Tibcke, denn so halt.“

bis zum alten Maitag die Ohren steif, und auf Wiedersehen im Festlokal!"

Am alten Maitag, den die schönste Frühlingssonne bestrahlte, war der kleinere Saal des Gasthauses gar lieblich mit Maien geschmückt, und auf dem Tisch zu fünf Bedecken standen Büsche weißen und lila Flieders, der den Raum mit Wohlgeruch erfüllte.

Bald nach Mittag erschienen Fiedel, Klarinette und Bassgeige. Die Musikanten außer Dienst hatten sich auf Bitten ihres alten Brotgebers gern bereit finden lassen, das seltsame Fest mit alten Weisen zu verschönen. So früh kamen sie, um sich erst ein wenig miteinander einzuspielen. Nicht alles, was Harm, der sich ihnen widmete, gern noch einmal hören wollte, brachten sie zustande, immerhin war es ein recht ansehnliches Programm, mit dem sie es wagen wollten, falls man nicht gar zu scharf hinhöre; denn für jeden Ton garantieren könnten sie nicht mehr.

Kurz vor vier Uhr kam ein Wagen angerollt. Der längst vollzählig versammelte Verein begab sich unter vorsintflutlichen Zylinderhüten hinaus, den ersten Gast willkommen zu heißen. Sechs zitterige Arme streckten sich aus und halfen Anke Dageförde vom Wagen. Das zerbrechliche Frauchen kam denn auch wohlbehalten auf dem Erdboden an.

Während Harm und Jan sie ins Haus geleiteten, blieb Jochen draußen, um nach seiner Tibde auszuschauen. Sehnsüchtig blickten seine alten Augen den Weg hinunter, den sie kommen mußte. Als er zufällig einmal nach der andern Richtung sah, kam sie von dort an ihrem Stock angetrippelt. Richtig, sie wollte ja um das halbe Dorf herumgehen, das hatte er rein vergessen gehabt.

„Höchste Zeit, daß du kommst, Tibde,“ schalt er freundlich. „Und wie du dich fein gemacht hast! Da kommt Anke lange nicht mit. Aber erst mal meinen

herzlichen Glückwunsch zu deinem Geburtstag! Hast du dir vor achtzig Jahren träumen lassen, daß du heute ein so schönes Fest feiern solltest?“

„Schmad' nicht . . . solchen Unsinn, Jochen,“ stieß sie atemlos heraus; „ach, ich hab' gar keine Puste mehr. Hättest mich man lassen sollen, wo ich hingehöre.“

„Daß wirst du nach einer Stunde nicht mehr sagen, Tibde. Nun komm, sonst werden die anderen ungeduldig.“

Als die Festgenossen Platz genommen hatten — oben an der Tafel Harm, rechts von ihm Tibde, links Anke, deren Tischherren sich anschließend — sagte der Präsident feierlich: „Schriftführer, bete!“

Die fünf weißen Köpfe beugten sich, und Jochen betete im gleichen, schwebenden Ton: „Segne, Vater, deine Kinder, tröste die betrübten Sünder, sprich den Segen zu den Gaben, die wir je kund vor uns haben, daß sie uns in diesem Leben Stärke, Kraft und Nahrung geben, bis wir endlich mit den Frommen zu der Himmelstafel kommen. Amen.“

„Ich meinte, es sollte 'n Tasse Bohnenkaffee geben,“ sagte Tibde, als die Suppenschüssel hereingetragen wurde.

„Sollst du auch haben, mein' Deern,“ beruhigte Harm, „aber erst muß ein ordentlicher Grund gelegt werden, dann bekömmt er besser.“

Fünf beberige Neusilberlöffel führten die köstliche Suppe den blutleeren Rippen zu. Die Musik auf der Empore stimmte an: „So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage“.

Die beiden Frauen waren erschrocken zusammengefahren, und als der Spektakel zu Ende war, fragte Tibde vorwurfsvoll: „Musikanten habt ihr auch?“

„Zu einem richtigen Fest,“ lächelte der Präsident galant, „gehören erstens Damens und zweitens Musikanten.“

Aber Tibdes Züge flog wieder ein Erschrecken. Anke, die von jeher mehr

Weltkind gewesen war, lächelte ein wenig kokett.

Als die blonde Keule eines nüchternen Kalbes auf den Tisch gestellt wurde, sagte Harm zu der aufwartenden Schwiegertochter: „Ficken, Kartoffeln und Soße laß man noch in der Küche; denn ich will erst meine Festrede los sein. Und gieße Wein in die Gläser, daß wir dann auch anstoßen können.“

Tibde hielt zwar die Hand über das Glas, aber Fochen, ihr Ritter, bog sie zur Seite, und die Wirtin füllte es mit braunem Samos. „Einen kleinen Süßen hab' ich immer gern getrunken,“ sagte Anke, lüftern mit der Zunge schmalzend. Die Männer gaben dem herberen Roten den Vorzug.

„Liebe Festgenossen,“ begann der Präsident, nachdem er sich erhoben hatte und hinter seinen Stuhl getreten war, „bei unserer Einsegnung sagte unser guter alter Pastor Lämpelmann, einen so guten Jahrgang hätte er lange nicht mehr konfirmiert. Der Mann hat recht gehabt. Nicht bloß in Glaubenssachen waren wir fest — das hat die Prüfung ausgewiesen; Tibde, Deern, wie hast du da gegläntzt! —, sondern auch in der Lebenskraft, wie sich mittlerweile ja wohl herausgestellt hat. Was ist vom Jahrgang 39 noch übrig? Der alte Stoffer Heinbofel, der nicht mehr gehen, sehen und hören kann. Und mit den beiden Deerns von 41 ist auch kein Staat zu machen. Wir aber von Anno 40 sind unser noch fünf und mit unsern vierhundert Jahren ja auch heute so weit noch ganz munter. So munter, daß wir nun dies schöne Fest miteinander feiern können! Tibde Dackmund und Anke Dageförde, ich heiße euch in unserer fidelen Mitte herzlich willkommen und mache euch zugleich die erfreuliche Mitteilung, daß der Verein in seiner letzten Sitzung euch beide einstimmig zu seinen Ehrenmitgliedern ernannt hat. Die Ehren-

urkunden wird unser Schriftführer allerdings wohl noch nicht fertig haben, und vielleicht seid ihr so freundlich, es so zu glauben und ihm die Arbeit zu erlassen. Aber ich will den Kalbsbraten nicht ganz kalt werden lassen und darum Schluß machen. Erhebt euch und eure Gläser: Wir fidelen Jungs und Deerns von Anno 40, und ganz besonders unser Geburtstagskind Tibde, wir leben hoch! hoch! hoch!“

„Hoch soll'n sie leben, hoch soll'n sie leben, dreimal hoch!“ spielte die Musik. Und fuhr dann dort: „Ihr Ihr lust'gen Hannoveraner, seid ihr alle beisammen?“

Inzwischen begannen die Kiefern, Gaumen und paar Zahnstumpfen das lose Fleisch zu bearbeiten, und so wacker sprach man ihm zu, daß der Mehlspudding, obgleich bunt von Korinthen und Rosinen, kaum mehr Liebhaber fand.

Als alles sich den Mund gewischt hatte, stimmten die Musikanten an: „Freut euch des Lebens.“

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht,“ raunte Fochen seiner Nachbarin zu, „Tibde, kennst du den noch?“

Sie nickte unwillig.

„Deern, wollen wir mal probieren, ob wir ihn noch können?“

„Junge, bist ja woll rein mall!“

„Ist ja gar kein richtiger Tanz, bloß, daß man ein bißchen nach der Musik hin und her tritt. Ruck, Jan und Anke sind sich schon einig! Tibde, tun' mir den einzigen Gefallen!“

Und wirklich, sie trat mit ihm an, wenn auch mit der Miene einer Armsünderin, die zum Richtstuhl geschleppt wird.

Harm sah, daß die vier alten Beine nicht so recht in den Rhythmus der Musik hineinkommen konnten. „Nicht so wild, Kerls, langsam und sinnig!“ rief er den Musikanten zu und winkte nach den Bewegungen der Tänzer mit beiden Armen den Takt zur Empore hinauf. Da fiel die Musik in Trauer-

marschtempo, und mit dem fanden die steifen Beine sich leidlich zusammen.

Lange saßen dann die Paare, um sich auszuruhen, während die Musikanten eine Tanzweise nach der andern loden ließen. Anke, einst eine der gesuchtesten Tänzerinnen des Kirchspiels, nannte die Tänze und zauberte damit erinnerungsfeliges Schmunzeln in die Runzeln des Mannsvolks: „Koutra Achterum“ . . . „Langsam vör'n Tisch“ . . . „Schottisch“ . . . „Schofter will min Schoh nich fliden“ . . . „Ufe Katt hett nägen Zungen.“

Als nach einer halben Stunde beraten wurde, ob man nicht bald wieder einen riskieren wolle, trat die Wirtin an den Tisch und sagte: „Die ganze Wirtstube ist voll von Leuten, die alle wegen eurem Fest gekommen sind. Darf ich die Saaltür ein bißchen aufmachen?“

„Nee, nee,“ rief Tibcke entsetzt, „dann versacke ich in die Erde.“

„Nicht versacken, Deern,“ bat Harm, ihr besänftigend über den Handrücken fahrend. „Warum wollen wir ihnen das Vergnügen nicht gönnen? Das Jungvolk von heute bildet sich ein, das bißchen Lebenslust müßte in ein paar Jahren weggetanzt und weggetan sein. Da kann es sich an uns einen Augenspiegel nehmen, wie vernünftige Menschen damit haushalten und dann auch mit achtzig Jahren noch vergnügt sein können.“

Die Tür wurde geöffnet, Kopf an Kopf drängten sich die Dorfgenossen, und respektvoll sahen aller Augen zwei Paare von 320 Jahren sich im Großvateranzug drehen.

Nach einer Ruhepause machten Harm und Anke ein Tänzchen. Von Tibcke bekam der Präsident eine Absage. Er möge es ihr nicht für ungut nehmen, bat sie, aber sie habe schon mehr getanzt, als sie vor ihrem Gewissen beantworten könne. Die Tür wurde da-

rauf geschlossen, und die Musikanten verließen die Empore, um sich im Gastzimmer an den Resten des Festmahls gütlich zu tun.

Die fünf Leuten nahmen ihre alten Plätze wieder ein, und bald zog der Duft eines guten Kaffees in ihre Nasen. Tibcke fühlte sich wie erlöst, daß das Tanzen, das sie im Grunde für Sünde hielt, nun vorbei war, und taute zusehends auf. Sie war es denn auch, die den Namen Lämmermann in das Gespräch warf. Da erzählten die Jungs mit Stolz allerhand Streiche, die sie ihrem alten Schulmeister gespielt hatten, Tibcke aber meinte, wenn er auch etwas wunderlich und altmodisch gewesen wäre, so habe man trotzdem allerhand bei ihm gelernt. „Vor allem du, Tibcke,“ schmeichelte Harm; „ich glaube, du kannst die große Wasserfrage heute noch.“

Sie nickte, verschämt lächelnd.

„Nee, ich glaub's doch nicht recht,“ zweifelte er.

Da schluckte sie zweimal trocken nieder und fing an: „Wie kann Wasser solche großen Dinge tun? Wasser tut's freilich nicht, sondern . . .“ und brachte das lange, schwierige Stück ohne Stocken und Fehler zu Ende.

Jochen strahlte vor Vergnügen, und Harm schmunzelte: „Ja, ja, ja, Pastor Lämpelmann hatte recht, wir waren ein guter Jahrgang.“

Und so war man glücklich bei dem. Jan brachte seine Körperhaltung, Jochen den Tonfall seines Kanzelorgans zur Darstellung. Anke schlug die Knochenhände zusammen und kreischte: „Wirklich, als ob er da stände und uns 'ne kleine Vermahnung hielte!“ Dann sprach man von den Schicksalen seiner Kinder und Kindeskinde. Da konnte Jan Auskunft geben; denn sein Großsohn war im Kriege bei einem Großsohn des Pastors, einem Major Lämpelmann, Pferdebursh gewesen. „Ist

doch nicht ganz verkehrt," meinte Tibcke, ihren Focher ansehend, „wenn man mal aus dem Hause kommt; man kriegt doch mal was Neues zu hören.“

Und dann kamen alle vierundzwanzig des Konfirmandenjahrgangs 54 an die Reihe. Die alten Augen leuchteten auf, wenn einer genannt wurde, der allen wert gewesen war. Sie nahmen einen still versonnenen Ausdruck an, wenn jemandes gedacht wurde, dem es im Leben nicht so ergangen war, wie man's ihm gewünscht hätte. Zuletzt sagte Tibcke: „Nun haben wir ja wohl alle vorgehabt, aber ganz vergessen wollen wir auch den armen Schorfe Möhlmann nicht.“ Alle blickten schmerzlich vor sich nieder, denn Schorfe hatte seinem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht. „Schlecht war Schorfe nicht," fuhr Tibcke fort, „er ist auch immer fleißig zur Kirche und zum heiligen Abendmahl gegangen, und weil er es in der Unbesinnlichkeit getan hat, wird unser Herrgott ihn doch wohl angenommen haben.“ Da richteten die Köpfe sich wieder auf, als wenn eine Last von den Seelen genommen wäre.

Die Musikanten kehrten auf die Empore zurück. „Was möchtet ihr nun hören?" fragte Harm. „Noch ein paar Tänze?"

„Nee, nee," wehrte Tibcke mit beiden Händen ab; „davon haben wir nun wirklich mehr als genug gehabt.“

„Wenn die Musikanten unsere schönen alten Spinnstubenlieder könnten . . ." meinte Anke.

Harm verständigte sich mit ihnen. Und dann ging es los: In des Gartens dunkler Laube . . . Die Reise nach Zütland, die fällt uns so schwer . . . Als ich auf meiner Bleiche . . . Es wollt' ein Mägdlein früh aufstehn . . . Die Rosen blühen im Tale . . . Köln am Rhein, du schönes Städtchen. So bald Anke eine Weife erkannte, sagte

sie die Anfangsworte des Liedes an. Es war ihr sehr lieb, daß sie auf diese Weise nun auch etwas glänzen konnte. Ihre Beine machten zur Musik die Bewegung des Spinnradtretens; zuweilen taten auch ihre Hände, als ob ihnen der Faden durch die Finger liefe. Einmal machte sie sogar den Versuch, mitzusingen, gab ihn jedoch, über ihre eigene Stimme erschrocken, schnell wieder auf.

Die Wanduhr hatte vor einer Weife neun geschlagen, da klappte draußen auf der Straße eine ungeduldige Peitsche. Anke fuhr in die Höhe: „Schade, da ist mein Wagen schon.“ Harm zog sie wieder auf ihren Stuhl: „Erst müssen wir zu Abend essen, so lange muß er sich gedulden.“

Es wurde schnell aufgetischt, aber keiner mochte recht mehr zulangen. Und dann geleiteten alle vier Anke hinaus und halfen ihr auf den Wagen.

Als er davonrollte, sagte Tibcke: „Denn so will ich auch man gehen.“

„Wieder ums halbe Dorf herum?" fragte Focher schelmisch.

„Nee, jetzt, wo's dunkel ist, geh' ich dreift mitten durchs Dorf.“

„Hast du was dagegen, wenn ich dich hinbringe?"

„Ist wirklich nicht nötig, Focher. So dunkel ist es ja gar nicht.“

„Aber ich will doch man mitgehen; ist ja für mich kaum ein Umweg.“

„Denn komm her, du alter Quälhans.“

Sie stadelten eine Strecke schweigend nebeneinander her . . .

„Tibcke . . .“

„Focher?"

„Das erstemal ist dies nicht; daß ich dich nach Hause bringe . . .“

Sie sagte darauf nichts.

Nach einer Weife blieb er stehen und hob die Hand: „Hörst du? Die Nachtigall! Damals sang sie auch . . .“

„Nun komm man," sagte Tibcke, die inzwischen weiter getrippelt war, und

er beeilte sich, wieder an ihre Seite zu kommen.

„Eins hab' ich in meinem Leben verpaßt," hub er nach längerem Schweigen von neuem an, „weil ich nicht früh genug Hals gegeben habe. Als ich mir endlich fest vorgenommen hatte, den Mund aufzutun, war ein anderer mir zugekommen . . . Wenn ich doch bloß nicht so faumselig gewesen wäre . . .“

Lidke blieb stumm. Nach einiger Zeit sagte sie mit etwas beherigter Stimme: „Es ist ja auch so ganz schön geworden.“

„Gewiß ist es das, mit dir und mit

mir . . . Aber wer weiß, ob es dann nicht noch schöner geworden wäre . . . Nun ist es ja zu spät.“

Lidkes Fuß stieß gegen einen Stein, sie stolperte leicht. „Ich will dich doch man lieber festhalten, daß du mir nicht fällst," sagte Fochen, indem er den Arm um ihre Hüfte legte. Sie ließ es sich ohne Sträuben gefallen.

Wenige Minuten später standen sie vor Lidkes Hause. Da nahm Fochen auch den andern Arm, ihn um sie zu legen. Und es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß für einen Augenblick zwei alte, kalte Lippenpaare einander gefunden haben.

Kindheit

Ich denke oft an jene Kindertage. —

Du gingst mit mir durch lange, helle Straßen
In einen stillen Park, wo auf den Bänken
Zufried'ne alte Leute Zeitung lasen.
Und irgendwo war ein Kastanienbaum,
Dem saßen weiße Kerzen in den Zweigen,
Und wenn der Wind hinfrisch, begann's zu

schnei'n,

Und drunter tanzten Kinder Ringleigen. —
Ein Leiermann dreht' aus dem Kasten fort
Daselbe Lied und hielt die Kappe hin,
Und Frühling war's und Sonntagnachmittag,
Und alles hatte seinen lieben Sinn. —

Dann wieder Abend Eine hohe Brücke
Und unten bunte Lichter, grün und rot.
Viel Schienen, die weit in den Abend laufen,
Wer weiß, wohin. — Und da ein schwarzer Schlot,
Der gelbe Funken bläst und schwere, dicke
Wolken,

Und dort kommt gar ein ganzer Zug heran!
Ach Mutter, du, das sind doch Herrlichkeiten,
Die man nie wirklich fertig schauen kann.

Dann gingen wir betäubt von soviel Wundern
Nach Haus. — Am Beirand sahest du noch lang
Und mußttest mir noch schrecklich viel erzählen
Von Eisenbahn, Signal und Schienenstrang

Und fremden Ländern, Meer und Menschenfressern
Und, weiß Gott, auch noch vom Kastanienbaum.
Zuletzt ein „Gute Nacht", und alles wurde
Zu einem einzigen, reichen, großen Traum. —

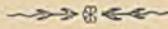
Ich denke oft an jene lichte Zeit,
Als noch die Stunde voller Märchen hing — —
So gottesnah und rein ist keiner mehr,
An dem das Leben schon vorüberging,
Wenn auch nur fern mit dumpfem, gleichem
Schritt

Und wie mit finst'rer, drohender Gebärde. —
So gottesnah glänzt nur das Kinderaug'
Beim ersten Gang auf frühlingshalter Erde. —

Wenn jetzt der Tag verklingt und leichte Wolken
Ein stilles Abendrot mit Gold verbrämen,
Dann möcht ich manchmal vor dir niederknie'n
Und deine Hände in die meinen nehmen
Und möchte so zutiefst für meine Kindheit
Dir danken, doch es stirbt das schönste Wort
Vor Mutterlieb' und Mutterseelengröße.
Und nur im Herzen lebt der Segen fort,
Den du in lang' entschwind'nen, seligen Tagen
Gestreut auf alle Wege um mich her. —
Hoch schäumt das Leben. — Doch ich weiß es,
Mutter,

So schön wie damals wird es nimmermehr! —

Das Grab des Pharao



Der Bericht des Entdeckers des Grabes Tut-ench-Amuns, Howard Carter, ist vor kurzem in vorzüglicher deutscher Übersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Das Buch, das den Titel trägt „Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab“, ist mit den Originalbildern ausgestattet und äußerst stilvoll gebunden. (Preis in Ganzleinen 13 Goldmark).

Kein Großer längst vergangener Zeiten hat in den letzten Jahren die Welt so mit dem Zauber seines Namens gefesselt wie der jugendliche König Tut-ench-Amun, der vor drei Jahrtausenden über das Nilland herrschte. Howard Carter und seinem hochherzigen Freund Lord Carnarvon ist es geglückt, das Geheimnis des Grabes des Pharao und seiner kostbaren Schätze zu enthüllen. Gebrochen ist der Bann, der über dem Grab so lange gelegen, ein neues Reich ungeahnter Schönheit hat sich der staunenden Welt enthüllt. Die altägyptischen Herrscher ließen Berge von Steinen über ihre Leichen häufen, um sich den letzten Frieden zu sichern. Angstlich wurden Verstecke ausgesucht und die Arbeiter am Grabe getötet, damit sie nicht verraten konnten, wo sich der letzte kostbare Schimmer der Majestät verbarg. Aber schon vor Jahrtausenden spürten Grabräuber die aufgehäuften Schätze auf. Nur ein Grab war der Ausplünderung fast ganz entgangen, obwohl seine Reichtümer größer waren, als habgierigste Phantasie ausdenken konnte. Über dem unerkannt in der felsigen Tiefe ruhenden Heidenkönig lebten fromme christliche Fremden, die sich vor dem Prunk der antiken Welt in die Armut der Wüste geflüchtet hatten.

Dreißig Pharaonen hatt. die moderne Wissenschaft im „Tal der Könige“

bei Heben aus ihrer letzten Ruhe aufgestört; seitdem galt die Gegend als hoffnungslos leer. Trotzdem hatte Howard Carter jahrelang die Hoffnung genährt, daß gerade dort der Erfolg winken müsse. In fünf Tagen eines letzten Versuchs im November 1922 wurden die kühnsten Träume übertroffen. Mit einem Schlag tat sich der Blick auf in eine der anziehendsten Zeiten der Geschichte Altägyptens. In greifbarer Nähe steht der jugendfrohe König vor uns mit seiner anmutigen Gemahlin im vollen Liebreiz trauten Familienlebens. Abenteuerliche Erlebnisse begleiten diese erfolgreiche unterirdische Entdeckungsjahre, die nach dem Urteil hervorragender Gelehrter eine der größten archäologischen Entdeckungen aller Zeiten gebracht hat. Überall in den Grabkammern gleißt es von Gold, und die herrlichsten Kunstschöpfungen eines erlesenen, edeln Geschmacks sind in unglaublicher Fülle angehäuft. In der Vorkammer allein fand Carter nicht weniger als 700 Gegenstände. Die technische Ausführung all der vielen Prunk- und Gebrauchsgegenstände steht auf einer unerwarteten, auch heute nicht zu übertreffenden Höhe. Auf Jahre hinaus gewinnen Kunst und Kunsthandwerk Anregungen vornehmster Art. Die lebendige Schilderung des Originalberichts führt von Spannung zu Spannung.

Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus entnehmen wir dem wichtigsten Abschnitt „Das Öffnen der versiegelten Tür“ die nachstehende Schilderung. Die Öffnung fand am 17. Februar 1923 in Gegenwart von etwa 20 geladenen Personen statt.

„Dort vor uns war die versiegelte Tür, und wenn wir sie jetzt öffneten, so würden wir Jahrtausende über-



Im Tal der Königsgräber bei Theben. A. Grab Tut-ench-Amun's. B. Grab Ramses' VI

brüden. Wir würden uns in Gegenwart eines Königs befinden, der vor 3000 Jahren herrschte. Als ich die Plattform bestieg, waren meine eigenen Gefühle seltsam gemischt, und meine Hand zitterte, als ich den ersten Schlag führte. Zuerst suchte ich den hölzernen Querbalken über der Tür, brach dann den Mörtel sehr vorsichtig ab und nahm die kleinen, die oberste Schicht bildenden

Steine heraus. Die Versuchung, jeden Augenblick innezuhalten und hineinzuschauen, war unbezwinglich! Nachdem ich, nach ungefähr zehn Minuten, ein Loch gemacht hatte, das groß genug war, führte ich eine kleine elektrische Lampe hindurch. Staunenerregendes enthüllte ihr Licht! Kaum ein Meter von der Tür entfernt stand dort etwas, was sich so weit, wie man nur sehen



Der goldene Schrein in der Sargkammer. Rechts und links die beiden Wächterstandbilder

konnte, erstreckte und den Eingang in die Kammer versperrete. Allen Anschein nach war es eine Mauer aus massivem Gold!

Für den Augenblick wußten wir nicht, welche Bewandnis es mit dieser Mauer habe. Ich fing deshalb an, das Loch so schnell zu erweitern, wie ich es nur wagen konnte. Das war ziemlich schwierig, da die Mauer nicht aus gleichförmigen, viereckigen und gleichmäßig aufeinandergelegten Steinblöcken bestand, sondern aus rohen Stücken in verschiedener Größe, einige so schwer, daß man alle Kraft anwenden mußte, um sie zu heben. Wenn das auf den Steinen von oben ruhende Gewicht entfernt wurde, kamen viele in eine so gefährliche unsichere Lage, daß die geringste falsche Bewegung sie hätte ins Innere auf den Inhalt der Kammer stürzen lassen. Außerdem

versuchten wir die Siegelabdrücke auf dem dicken Mörtel der Tür zu erhalten, was die Schwierigkeit bedeutend erhöhte, die Steine zu entfernen. Mace und Callender halfen mir jetzt, und jeder Stein wurde nach einem regelrechten Plan entfernt und aus dem Grabe hinauszgeschafft.

Nach der Entfernung einiger weniger Steine war das Geheimnis der goldenen Mauer gelöst. Wir waren am Eingang der Sargkammer des Königs! Was uns den Weg versperrete, war die Wand eines riesigen Schreines, erbaut, um den Sarg zu decken und zu schützen. Jetzt konnten auch die Zuschauer in der Vorkammer diesen Schrein im Schein der Lampen sehen. Wie ein Stein nach dem andern entfernt und die goldene Außenseite des Schreines allmählich sichtbar wurde, konnten wir wie durch eine elektrische Leitung das

Prickeln der Erregung spüren, in das die Zuschauer hinter der Schranke gerieten. Wir, die wir arbeiteten, waren wahrscheinlich weniger erregt, denn unsere ganze Kraft wurde durch unsere Aufgabe in Anspruch genommen — die Mauer ohne Unfall einzureißen. Wenn ein einziger Stein auf die empfindliche Oberfläche des Schreines gefallen wäre, hätte er unersehbaren Schaden anrichten können. Sobald daher das Loch groß genug war, sorgten wir für vermehrten Schutz, indem wir eine Matraze hinter die Tür hingen. Zwei Stunden schwerer Arbeit brauchten wir, um die versiegelte Tür oder wenigstens soviel davon, als für den Augenblick nötig war, niederzureißen. Nun lag der Weg in die innerste Kammer offen vor uns.

Während wir die Steine der versiegelten Tür forträumten, hatten wir bereits bemerkt, daß der Boden der Sargkammer über einen Meter tiefer als der der Vorkammer lag. Da sich zwischen Tür und Schrein nur wenig Raum befand, war es also keineswegs leicht, die Sargkammer zu betreten. Zum Glück war dieser Teil der Kammer frei von Fundstücken. Ich konnte mich deshalb hinablassen und rückte mit der tragbaren Lampe in der Hand vorsichtig bis an die Ecke des Schreines vor und schaute dahinter. An der Ecke versperrten zwei schöne Mabaistergefäße den Weg. Aber ich sah, daß wir ungehindert bis an das Ende der Kammer gelangen konnten, wenn diese entfernt wurden. Ich nahm sie daher weg, nachdem ich sorgfältig die Stelle, an der sie standen, bezeichnet hatte — mit Ausnahme des Prunkbechers des Königs waren sie aus schönerem Material und von anmutigerer Form als irgendein bis jetzt entdecktes Fundstück — und reichte sie rückwärts in die Vorkammer. Lord Carnarvon und Lacau folgten mir jetzt. Wir tasteten uns vor-

sichtig in dem engen Gang zwischen Schrein und Mauer entlang und ließen den Draht unserer Lampe nachlaufen.

Es war ohne allen Zweifel die Sargkammer, in der wir standen. Vor uns türmte sich einer der großen vergoldeten Schreine auf, unter die die Könige gelegt wurden. So ungeheuer war dieses Bauwerk (wie wir später fanden, 5,00: 3,30 und 2,73 Meter hoch), daß es fast die ganze Kammer ausfüllte; nur ein Zwischenraum von ungefähr 65 Zentimeter trennte es an allen vier Seiten von den Wänden, während sein Dach fast bis zur Decke reichte.

Von oben bis unten war es mit Gold überzogen, und in seine Seiten waren Füllungen aus leuchtend blauer Fayence eingelassen, auf denen wieder und wieder die Zauberzeichen dargestellt waren, die ihm Stärke und Sicherheit verleihen sollten. Auf dem Boden rund um den Schrein standen Totengaben, und an der Nordseite fanden sich die sieben magischen Ruder, die der König brauchte, um sich über die Gewässer der Unterwelt fahren zu lassen. Die Wände der Kammer waren, ungleich denen der Vorkammer, mit bunten Darstellungen und Inschriften in leuchtenden Farben, aber anscheinend etwas flüchtig in der Ausführung, geschmückt.

Diese letzten Einzelheiten müssen uns erst später aufgefallen sein, für den Augenblick war unser einziger Gedanke nur der Schrein und seine Unversehrtheit. Waren die Diebe in ihn eingedrungen und hatten sie die Grabstätte des Königs erbrochen? An der Ostseite waren die großen Flügeltüren verschlossen und verriegelt, aber nicht versiegelt. Sie mußten uns die Frage beantworten! Eilig zogen wir die Querriegel zurück und schlugen die Türen auf. Im Innern befand sich ein zweiter Schrein mit ähnlich verriegelten Türen, und auf diesen Türen



Der König und die Königin. Rückentafel des Thronesessels

befand sich ein unversehrtes Siegel! Wir beschloßen, die Siegel nicht zu erbrechen, denn unsere Zweifel waren behoben, und wir konnten nicht weiter eindringen, ohne das Denkmal zu gefährden. Ich glaube, in diesem Augenblick wünschten wir garnicht das Siegel zu lösen, denn schon beim Öffnen der Türen fühlten wir uns als Eindringlinge. Dieses Gefühl wurde

vielleicht durch den ergreifenden Eindruck eines mit goldenen Rosetten verzierten leinenen Bahrtuches verstärkt, das über den inneren Schrein herabhing. Wir fühlten, daß wir in Gegenwart des toten Königs waren und ihm Ehrfurcht erweisen mußten. In unserer Phantasie konnten wir die Türen der nachfolgenden Schreine sich eine nach der andern öffnen sehen, bis der



Alabastergefäße

allerinnerste den König selbst enthielt. Sorgfältig und so leise wie möglich schlossen wir die große Flügeltür und schritten weiter zum andern Ende der Kammer.

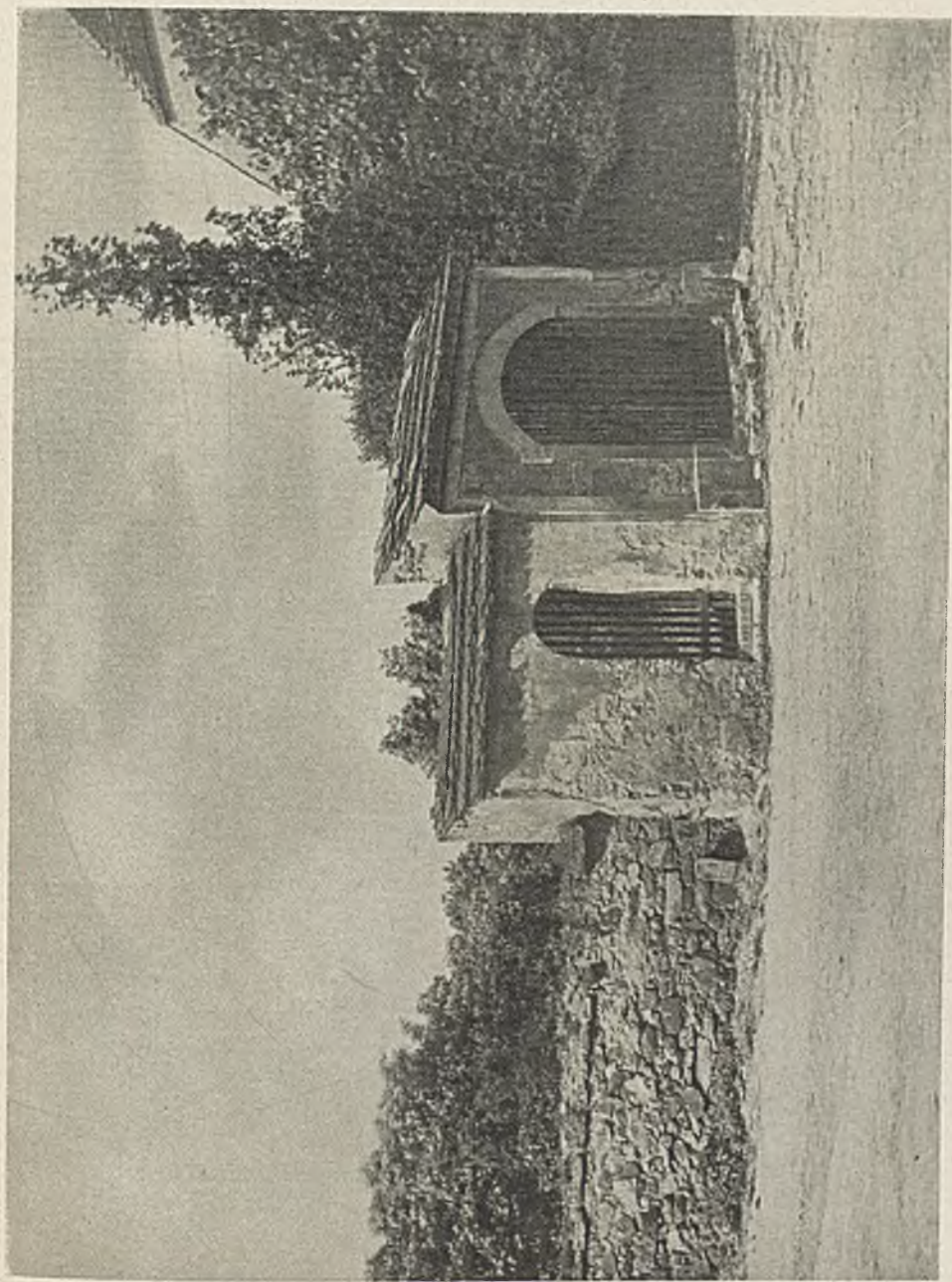
Dort wartete unserer eine Überraschung, denn östlich von der Sarkammer gewährte eine niedere Tür Einlaß zu einer weiteren Kammer, die kleiner als die äußeren und nicht so hoch war. Dieser Durchgang war, ungleich den anderen, weder verschlossen noch versiegelt. Von unserem Standpunkt war es möglich, eine genaue Übersicht über den Inhalt dieser neuen Kammer zu gewinnen. Ein einziger Blick genügte, uns zu zeigen, daß sich hier die größten Schätze des Grabes befanden. Dem Eingang gegenüber, an der anderen Seite, stand das schönste Denkmal, das ich jemals gesehen habe — so wunderbar schön, daß man vor Staunen und Bewunderung den Atem anhielt! In der Mitte dieses Denkmals

stand ein großer schreinartiger Kasten, der ganz und gar mit Gold überzogen und oben von einer Hohlkehle aus Uräus-
schlangen abgeschlossen war. Ihn umgaben freistehende Standbilder der vier Schutzgöttinnen der Toten, anmutige Gestalten mit schützend ausgebreiteten Armen, so natürlich und lebendig in der Haltung, so voll Mitgefühl und Erbarmen im Ausdruck ihrer Gesichter, daß man das Anschauen fast als Entweihung empfand. Jede dieser Schutzgöttinnen schützte den Schrein an einer Seite. Während aber zwei ihren Blick fest auf das ihrer Obhut Anvertraute gerichtet hielten, war den andern beiden ein Ausdruck ergreifender Natürlichkeit verliehen. Sie schauten, ihre Köpfe

zur Seite wendend, über die Schultern nach dem Eingang, als ob sie vor einer Überraschung Wache hielten. Es liegt eine schlichte Größe über diesem Denkmal, und ich schäme mich nicht, einzustehen, daß es mir unmöglich war, auch nur ein Wort herauszubringen . . .“

* * *

Der Altmeister der deutschen Ägyptologen, Geheimrat Steindorff, hat dem Werk eine Einleitung beigegeben, die ein lehrreiches Bild der Geschichte Altägyptens vor Tut-ench-Amun bietet und in eine politisch und religiös unruhige Zeit einführt. Bis zur letzten Seite fesselt das Werk durch Wort und Bild jeden, der Sinn hat für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit, für die Entfaltung bezaubernder Kunst und auch für abenteuerliche Erlebnisse. 104 Abbildungen nach Aufnahmen von Harry Burton, eine Karte und ein Lageplan des Grabes sind dem prächtig ausgestatteten Buche beigegeben.



Serbert W. Friedrich:

Dritter photographischer Wettbewerb. Zweiter Preis.

Gartenmauer im Frühling

Von Gestern und Vorgestern

Erinnerungsblätter von Charlotte Niese

2. Fortsetzung



Nun muß ich berichten, wie mein Unterrichtsgang war. Er war anders als der der meisten Kinder, und es hat später Stunden gegeben, in denen ich traurig war, nicht nach der damals üblichen Schablone unterrichtet zu sein, die trotz vielem Älterischen doch ihre Vorzüge hatte.

Zu allererst habe ich stricken gelernt und zwar bei Tante Grete und Tante Friederike. Das waren zwei alte Schwestern, die schon unserer Mutter Stricken und Nähen beigebracht hatten und nun am Abend ihres Lebens noch immer unterrichteten. Tante Grete hieß Fräulein Wigger und ihre Schwester Frau Kolbye. Letztere hatte ein sanftes Gesicht, während Tante Grete durchaus nicht sanft war, sondern noch sehr kriegerisch auftreten konnte. Sie war klein, hatte unzählige Runzeln und kohlschwarze, vorgebundene Seitenlocken, die sich manchmal verschoben, um dann einige weiße Haare zu zeigen. Die meistens unter einer großen Haube versteckt waren. Hier saß man auf kleinen Stühlen, lernte mühsam die Nadeln bewegen, um ein Strumpfband für einen unglücklichen Anverwandten zu stricken, und erhielt eine Reihe von Ermahnungen. Ich habe einmal meine erste Strickstunde bei den sogenannten Tanten geschilbert; damals benahm ich mich ungehörig und wurde gleich bestraft; denn Tante Grete war für Strafen. Nachher bin ich wohl etwas artiger geworden, habe die Regeln des Strickens gelernt und irgend einer langweiligen Stimme zugehört, die aus einer Kindergeschichte vorlas. Dies Vorlesen fiel den größeren Mädchen zu, die sich bei dieser Gelegenheit im Lesen

übten. Da ich nun frühzeitig durch Großvaters Vorlesen verwöhnt war und außerdem schon etwas Französisch sprechen konnte, so fand ich manchmal etwas Lächerliches bei diesem Vortrag. Fremdwörter gab es damals in vielen Kinderbüchern, und natürlich wurden sie nicht richtig ausgesprochen. Da ist denn mancher Strauß mit Tante Grete die Folge gewesen. Aber es waren doch gute alte Wesen, und als es eines Tages hieß, sie legten ihren Unterricht nieder, weil sie zu alt wären, da waren wir doch etwas betrübt. Obgleich Pine und Trine Fehrs viel jünger waren und in der Handarbeit viel fortgeschrittener. Die sogenannten „Tanten“ haben dann aber noch manches Jahr gelebt, und man hat ihnen gelegentlich etwas Gutes zu Essen gebracht, was immer ein Vergnügen war, weil sie sich so sehr freuten. Sie wohnten am Bergende, und man ging hinten um die Stadt über den Börnstieg, um zu ihnen zu gelangen. Hier standen herrliche alte Kastanien, die im Frühsommer, wenn sie blühten, wie Weihnachtsbäume aussahen, und irgendwo plätscherte ein Brunnlein.

Inzwischen lernte ich nicht nur stricken. Tante Lucie hatte frühzeitig mit Lesen und Schreiben sowie mit Französischsprechen begonnen. So war es in ihrer Jugend gehalten worden, so hatte sie den Unterricht in einigen adeligen Familien fortgesetzt, so war es Sitte am dänischen Hofe gewesen, wo sie die Familien der Beamten kannte. Lesen und Schreiben zu lernen ist leicht, ebenso einige französische Sätze zu sprechen und zu verstehen. Diese Wissenschaften haben mich nicht angestrengt, eher der kleine Katechis-

mus, den ich auch frühzeitig lernen mußte, und der mir nicht ganz leicht wurde. Tante Lucie war eine zarte Dame, die morgens spät aufstand, sich dann Kaffee bereitete und erst gegen die Mittagstunde zum Unterricht bereit war. † Der Vormittag lag also gewissermaßen frei vor mir, und ich empfand es schmerzlich, daß mir diese Freiheit zuerst durch die alten Tanten mit Stricken und Nähen genommen und daß ich nach ihrer Untsniederlegung gleich zu Pine und Trine Fehrs geschickt wurde, die mich „privat“ unterrichteten. Denn am Vormittag gingen die andern Mädchen in die Schule und konnten weder nähen noch stricken lernen. Und dann kam auch Herr Erichsen an die Reihe. Herr Erichsen, der Elementarlehrer der Schule am Bollbergsohl. Auch er gab Privatstunden. Im Sommer vormittags von elf bis zwölf, im Winter nachmittags von vier bis fünf. Während es bei Trine und Pine wieder die langweiligen Handarbeiten gab, ging es bei Herrn Erichsen bedeutend vergnüglicher zu. Da schrieb man Hauptwörter aus den Versen ab, die in dem damals geltenden Gesangbuch meistens klein geschrieben wurden. Da lernte man rechnen und hörte die Geschichten von König Darius und seinem Pferde, von Alexander dem Großen, von Romulus und Remus. Ja, man durfte über diese schönen Geschichten sogar einen kleinen Aufsatz schreiben. Diese Privatstunde bei Herrn Erichsen gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Herr Erichsen selbst war so gut und freundlich, daß man ihn lieb haben mußte. Ein kleiner, ziemlich beleibter Mann mit rotem Backenbart und einer großen Stirn, auf der eine blaue Ader wohl schwellen konnte, wenn er böse wurde. Es gab oft Gelegenheiten zum Bösesein, wir waren alle keine Tugendbolde, und besonders auf der Knabenseite — Mäd-

chen und Knaben wurden gemeinsam unterrichtet — mußte manchmal der Bakel regieren. Der Bakel war eine scharf und dick gedrehte Hansschuur, die pfeifend auf den Übeltäter hinabsahren konnte. Aber Herr Erichsen mißbrauchte ihn nicht, wenn aber die Ader auf seiner Stirn sehr blau wurde, dann ging's los. Und wir kleinen Mädchen, die wir hinten auf den Bänken saßen, sahen die Strafe mit einem Gemisch von Grauen und Befriedigung. Denn zu uns kam der Bakel nicht geflogen, Mädchen wurden nur in den seltensten Fällen geschlagen, und so unartig war ich nie, daß ich solche Strafe verdient hätte. Das Höchste meiner Unart bestand darin, daß ich gern einmal den Finger hob: „Herr Erichsen, darf ich mal heraus?“

Diese Bitte fand immer Gewährung, Ich aber eilte geflügelten Fußes zu Peter Beier, dem Krämer, um mir Schokolade zu kaufen. Sie war ausnehmend billig und schmeckte großartig. Leider wurde ich einmal bei diesem Ausfluge von einer uns besuchenden Tante gesehen und nachher sehr ins Gebet genommen. Da habe ich dann diese Sache unterlassen. Was meine Mitschülerinnen sehr bedauerten, weil ich ihnen immer etwas abgab.

Sehr viel Wissenschaft wurde in dieser Privatstunde nicht verlangt; allmählich wuchs ich aus ihr heraus und kam zu Herrn Ruser, dem Kantor und Hauptlehrer an der Knabenmittelschule. Seine Schule lag dicht neben Großvaters Haus, und in seiner Privatstunde wurden gleichfalls Mädchen und Knaben in gereifteren Jahren unterrichtet. Es waren ungefähr dieselben Fächer wie bei Herrn Erichsen, nur etwas mehr ausgebaut: Schönschreiben, Rechnen, etwas Vorlesen, kleine Aufsätze. Herr Ruser war ein ausgezeichnete Lehrer, der seine Schüler so in der Zucht hielt, daß er niemals den Bakel zu benutzen brauchte. Er ver-

stand es, die Schüler nicht allein zu unterrichten, sondern ihr Interesse durch die ganze Stunde wachzuhalten, daß man sie immer zu kurz fand. Ich bin viele Jahre zu ihm in die Privatstunde gegangen, ebenso viele Jahre zum Nähen und Stricken zu Pine und Trine Fehrs. Diese vergeudeteten Morgenstunden von neun bis elf haben mir später immer sehr leid getan. Als ich größer wurde, kürzte ich sie ab, indem ich sehr spät kam und unter irgend einem Vorwand immer um halb elf wieder ging. Die Privathandarbeitsstunde bestand darin, daß ich allein in der Schwester Fehrs Zimmer am Fenster saß und meistens auf die Straße blickte. Pine und Trine hatten in ihrem kleinen Hausstand zu tun; gelegentlich kam eine ins Zimmer und sah nach mir, kontrollierte auch wohl meine überwendliche Naht oder meine Säume, ging aber bald wieder fort. Ich zog das Buch, das ich mir mitgebracht hatte, wieder aus der Tasche, um weiter zu lesen. Als ich größer wurde, hatte ich einen guten Freund, Herrn Polaschek, der ein Schreibwarengeschäft hatte und eine Leihbibliothek; ach, ich habe viel in mich hineingelesen: Luise Mühlbach, geschichtliche Erzählungen aus allen Zeitaltern. Herr Polaschek hat mir niemals das, was man heute Schundliteratur nennt, in die Hand gegeben. Vielleicht hat er sie nie gehabt. Wenn es gegen ein Uhr wurde, begann der Unterricht bei Tante Lucie. Französische Grammatik, Biblische Geschichte, Katechismus, Geographie. Leider ließ sie mich nie viel auswendig lernen. Nur ganz gelegentlich ein kleines Gedicht, eine Fabel. Das muß in ihrer Jugend nicht Mode gewesen sein, und so habe ich erst, als ich erwachsen war, die Gedichte von Goethe und Schiller für mich gelernt. Die Unterrichtsstunden waren kurz, wenn Tante Lucie krank war, fielen sie aus; dann las ich in

Nösselts Weltgeschichte oder später in der von Boß übersehten Odyssee. Ich las auch Reisebeschreibungen und Forschungsreisen. Dieser mein Bildungsgang erstreckte sich über meine ganze Kindheit. Solange die Brüder und die Eltern auf der Insel waren, hatte ich nie viel Zeit, besonders nachmittags nicht. Dann mußte ich eilig ins Pastorat und nach allen Lieben sehen, mich von den Brüdern necken lassen, von Papa ausfragen, von Mama gelegentlich ein wenig schelten lassen wegen schlecht sitzender Haare oder irgend eines Kleidermangels. Aber es war alles schön. In den Wintermonaten saß unsre Mutter mit ihrem Stopf- und Flickkorb im Wohnzimmer und um sie herum die ganze Jungenschar. Sie machten ihre Arbeiten oder prügelten sich. Mama regte sich nie sehr über die Balgereien auf. Mein Bruder Vene und der gleichaltrige Vetter Magnus Riese, der bei uns erzogen wurde, neckten und balgten sich beständig. Wurde es zu arg, griff Mama sich einen der Jungen und schüttelte ihn. Das war ihre Strafe. War nicht so angenehm, wie die Jungen später gestanden, obgleich sie damals erklärten, es täte nicht weh. Aber die Ruhe wurde dann doch hergestellt. Den Kleinen mußte Mama Geschichten erzählen oder etwas vorsingen. Besonders in der Dämmerung, wenn das Feuer im Ofen brannte und es sonst dunkel war. Unser Jüngster, Bernhard, war ein Mamakind, wie die älteren Brüder eiferfüchtig sagten. Er saß meistens hinter der Mutter und fühlte sich dort so geborgen, daß er freche Bemerkungen machte, die ihm dann später heimgezahlt wurden. Er war noch sehr jung, als unser Christian von uns ging. Das war der Vorjüngste und ein zartes Kind, dessen ich mich noch dunkel entsinne. Er starb am Keuchhusten. Einmal war er noch gesund und lustig gewesen,

dann kamen ernsthafte Tage, und eines Winterabends wurde ich über den Kirchhof getragen, um den kleinen Bruder noch einmal zu sehen. Er lag still und friedlich zwischen Tannen- zweigen und Schneeglöckchen. Als ich bitterlich weinte, streichelte mein Vater meinen Kopf. „Nicht so sehr weinen!“ sagte er. „Eure Mutter dürft ihr nicht noch trauriger machen!“ Da bin ich denn nachher wieder über den Kirchhof getragen worden, habe die Sterne flimmern sehen, und es ist mir gewesen, als sähe ich einen kleinen Schatten leise nach oben steigen. Wir sind damals alle sehr traurig gewesen und wir haben dies kleine Leben niemals vergessen. Wie oft haben wir noch vom kleinen Christian gesprochen. Noch heute steht bei uns ein silberner Becher auf dem Tisch, der der Paten- becher des kleinen Christian war, und mein Bruder Benediktus, der nun auch schon heimgegangen ist, hat ihn oft in die Hand genommen und gesagt: „Der gehörte dem kleinen Christian! Weißt du noch, unser kleiner Christian?“

Und doch spielten wir bald nach seinem Tode wieder fröhlich, besuchten sein Grab, legten Blumen darauf und sprachen mit einiger Wichtigkeit von unserm verstorbenen Bruder, wie wir es von den Erwachsenen hörten. Man sollte denken, ein so kleines Leben sollte auf immer ausgelöscht sein, so bald es wieder von der Erde verschwindet. Das ist nicht der Fall. Eine Menschen- seele ist eben unsterblich.

Wie merkwürdig war es, als es hieß, daß die Eltern Burg verlassen würden! War es zu glauben? Ich erfuhr es erst allmählich, aber denken konnte ich es mir nicht. Es war doch wahr. Die Gemeinde zu Nieseby, in der schles- wigischen Landschaft Schwansen ge- legen, hatte unsern Vater zu ihrem Pastor erwählt. Die dänische Regierung hatte diesmal, weil das Pastorat in

Schleswig lag, nichts gegen die Wahl einzuwenden, und so kam es zur Ab- reise. Ich glaubte es erst, als unser Vater mir die Nachricht bestätigte, als die Leute in Burg aufgeregt wurden und mich auf der Straße anhielten, eben- so wie sie die Brüder anhielten. „Unser Pastor geht weg! Das kann doch nicht angehen!“ Es ging eben an, aber es war schrecklich, obgleich mir die große Schrecklichkeit erst klar wurde, als wir die geliebten Menschen an den Sund brachten, über den sie zu Land weiter bis nach Kiel reisten. Ein stürmischer Novembertag mit Schnee und Regen. Die Brüder wichtig, diese große Reise zu unternehmen, die Eltern sehr ernst- haft, und ich? Die Brüder neckten mich, ich sollte als Geißel auf Fehmarn bleiben. Aber, als sie meinen trostlosen Jammer sahen, wischte sich einer und der andre doch die Augen. Als das Boot vom Lande abstieß und mir mein Lieb- stes entführte, stürzte ich in Großvaters Kutsche, und Hinrich, der gute Hinrich, fuhr mich ganz allein nach Haus. Die andern, die gleichfalls begleitet hatten, stiegen in den zweiten Wagen.

Wie die erste Zeit ohne die Eltern, die Brüder verging, weiß ich nicht. Tante Lucie war gut und liebevoll wie immer, vielleicht noch liebevoller. Großvater rief nach mir, daß ich bei ihm sitzen sollte, wenn er die Zeitung las, die Privatstunden nahmen ihren Fortgang, und allmählich gewöhnte ich mich wohl. Der Winter ging vorüber, es kam ein neues Frühjahr, und dann durfte ich im Sommer mit Tante Lucie nach Nieseby reisen. Es war etwas ganz Neues. Zwar war ich schon einmal mit Tante Lucie in Hamburg gewesen, aber das war halb vergessen über das große Glück, die Eltern, die Brüder wieder zu sehen. Das Niesebyter Land- pastorat lag mitten in einem großen Garten. Es war Landwirtschaft dabei, Pferde, Kühe, Schweine, Hühner. Der

Haushalt hatte sich vergrößert, es gab einen Hauslehrer für die Brüder und einige fremde Knaben, die den Unterricht mit ihnen teilten. Es gab eine Haushälterin, die unsrer Mutter bei der Wirtschaft zur Seite stand, es gab Besuche aus der Nachbarschaft, und alles war anders als auf der kleinen Insel. Nieseby lag eine Wagenstunde von der Stadt Eternsörde, in einem großen Güterdistrikt. Es lagen hier sogenannten adlige Güter, die wieder Pachtböfe hatten, und deren Bewohner gleichfalls eifrigen Verkehr pflogen. Schwansen ist eine schöne Landschaft. Die Schlei trennt es von Angeln und dem übrigen Schleswig. Hier sind stattliche Gutshäuser, schöne Felder, große Wälder zu finden. Damals waren die Landwege noch von sogenannten Knicks eingerahmt, Wällen, die mit Weißdorn, mit Felsängerjelleber, mit blauen Fliederbüschen und Hollunder bewachsen waren. Hier blühten viel mehr wilde Blumen als auf Fehmarn, und hier gaukelten Schmetterlinge, deren Arten wir nicht kannten. Das Pastorat lag übrigens im Dorf Norbj, während die Kirche, Nieseby genannt, nur aus dieser, einem Schul- und einem Gasthaus bestand. Hier in dieses Gasthaus brachte der Bote die Posttasche fürs Pastorat, und diese Posttasche nachmittags zu holen, war für uns ein großes Vergnügen, da die Wirtsfrau, die zugleich einen Laden hatte, ganz ausgezeichnete Zuckerkringel buk, von denen sie uns gern welche schenkte. Es war eine herrliche Ferienzeit, die ich hier verbrachte, und wenn ich auch gelegentlich etwas lernen mußte, so griff mich diese Beschäftigung nicht weiter an. Wie alles, so nahm auch diese Zeit ein Ende, plötzlich war man wieder auf der Insel, und ein neuer Winter lag vor einem.

Inzwischen wurde ich älter und verständiger. Jede Woche mußte ich

einen Brief schreiben nach Nieseby, ich begann mich selbst eifriger mit Politik zu beschäftigen. Tante Lucie bat mich sehr, dies nicht zu tun, aber die Politik lag in der Luft. Es gab dänische Beamtenkinder, die einen durch höhnische Bemerkungen reizten; dazu kam Besuch, der von den Ungerechtigkeiten der dänischen Regierung erzählte. Da vergaß man manchmal alle angelebte Vorsicht, und es gab einen heftigen Wortstreit in der Privatstunde oder vor ihr. Auch in Kindergesellschaften drängte sich die Politik. Eine Bemerkung genügte, um einen Wortwechsel zu veranlassen, den alles Bemühen des Gastgebers mit Butterbrot und Glühwein manchmal nicht dämpfen konnte. Da war es das Beste, zu den altbekannten Spußgeschichten zu greifen, die nie eines gewissen Zaubers entbehrten.

Auf Fehmarn gab es viele Spußgeschichten und viele gläubige Seelen. Einige unserer Freunde legten sogar Wert darauf, daß bei ihnen ein Hausgeist war, der zu bestimmten Zeiten erschien, um irgend ein Ereigniß, meistens war es natürlich ein Todesfall, vorauszusagen. Gewöhnlich wurde man so graulich gemacht, daß es gar nicht leicht war, am Winterabend allein auf die dunkle Straße zu gehen, und daß man sich zusammentat, um keine schreckhafte Begegnung zu haben. Ich mußte dann allerdings in mein Spußhaus, wie einige gute Freundinnen höhnisch sagten; ich aber entgegnete gleichmütig, daß es bei uns nicht spuke und daß ich überhaupt an solche Dummheiten nicht glaube. Eine Behauptung, die nicht ganz der Wahrheit entsprach; denn welches Kind ist nicht graulich, wenn es eine Reihe von Gespenstergeschichten angehört hat? Je älter ich wurde, desto mehr nahm ich mich zusammen, und ich bin selten sehr furchtsam gewesen. Denke ich zurück an diese

Spitzgeschichten, so muß ich sagen, daß sie alle meistens sehr gegenstandslos und unglaubwürdig klangen. Meistens auf dieselbe Melodie gestimmt — eine weiße Frau, ein schwarzer Mann, rasselnde Knochen, irgend ein gräßlicher Schrei, das waren die Hauptthemen. Von den „kleinen Männern“, von denen mir später ein alter Fehmaraner erzählte, und von denen Großmutter behauptete, sie hätten ihr in der Hausarbeit geholfen, habe ich damals nichts gehört. Diese netten kleinen Männer könnten in heutigen Zeiten sehr gern wieder erscheinen. Vielleicht würden sie sogar ohne Tarif arbeiten.

Es verging die Zeit. Mit den Jahren wurde ich selbständiger und wahrscheinlich auch selbstbewußter. Fräulein Diehl, die Hausdame, hatte im Hause keine rechte Autorität, was zum Teil daher kam, daß sie die Angewohnheit hatte, ihre Sätze und Anordnungen nicht zu Ende zu sprechen. Ich wurde manchmal von Großvater zum Kutscher Hinrich geschickt, um irgend einen Auftrag auszurichten. Dann erschien ich in der Küche und bestellte mir irgend ein Gericht, das mir schmeckte. Erfuhr „Tante Marie“ diesen Übergriff, gab es eine Szene, aber meistens erfuhr sie es nicht. Im Gegenteil, es kam die Zeit, wo es hieß, Herr Justizrat hätte gesagt, Klein Botte sollte ihren Willen haben. Ich bezweifle, daß Großvater jemals so etwas gesagt hatte, aber immerhin konnte man eine Ausrufung vielleicht so wenden. Jedenfalls merkte ich, daß ich nicht die Null im Haus war, zu der die gute Hausdame mich machen wollte. Großvater wollte meine Gesellschaft, Tante Lucie wollte sie auch, und es war ungemein unpädagogisch von Fräulein Diehl, eigentlich beständig unfreundlich gegen mich zu sein. Dadurch machte sie mich rebellisch und erreichte es, daß ich, je älter ich wurde, desto weniger tat,

was sie wünschte. Es war ein Glück, daß die zwei Alten, Großvater und Tante Lucie, immer gut mit mir waren, immer geduldig. Großvater hat mich nie gescholten, und wenn Tante Lucie es tat, dann merkte ich ihr an, wie schwer ihr die Moralpauke wurde. Sie war eine tief gläubige Christin; was ich an Sünden beging, sagte sie immer von der religiösen Seite auf. Es war immer Gott, den ich betrübte, und ich wollte doch ein Gotteskind sein! Auf diese Weise erreichte sie sehr viel. Wenn ich einmal einen dummen Streich begehen wollte, dann war es mir immer, als wenn irgend jemand hinter mir stände und mich zurückhielt. Ich bin nicht immer zurückgehalten worden, aber ich habe hinterher oft eine entsetzliche Reue gehabt, unter der ich sehr litt. Aber um Verzeihung zu bitten, gehörte gleichfalls nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Als ich Dora Spanier auf dem Eise zugerufen hatte: „Feiere du deinen Sabbat anderswo!“ erging über mich eine sehr ernste Rede. Dora Spanier war eine sehr hübsche, kleine Jüdin, und ihren Bruder Hermann hatten wir alle gern. Aber daß Dora viel besser Schlittschuhe lief als ich, war sehr verdrießlich, und ich hatte mich schon einige Male über sie geärgert. Es erschien bei Tante Lucie Großvaters Sekretär, „Onkel Ernst“.

„Ich wollte nur sagen, was Herr Moses Spanier mir erzählt hat —“ Mein Sündenregister, merklich bereichert, wurde aufgerollt, und Tante Lucie war sehr traurig. Ihr Hauptvorwurf war: „Wie sollen die Juden die Christen schämen lernen, wenn die Christen sich so lieblos benehmen?“

Ich wollte eigentlich gar nicht von Dora Spanier geschäht werden, aber ich mußte doch zu Herrn Moses Spanier gehen und Dora sagen, daß ich es nicht böse gemeint hätte. Herr Moses saß in Schlafrock und Pantoffeln vor einem

gemüthlichen Kaffeetisch, und ich mußte neben ihn auf's Sofa. Dora lachte, schenkte mir Kaffee ein und gab mir ein Stück Kuchen. Durch diese Freundlichkeit fühlte ich mich mehr gedemüthigt, als wenn die Kinder Israels böse mit mir gewesen wären. Seit der Zeit bin ich niemals wieder ungezogen gegen Dora Spanier gewesen, und keine meiner Altersgenossinnen ist von mir so höflich behandelt worden wie sie. Aber als Dufel Ernst mich teilnehmend nach meinem Sühnebesuch fragte, wandte ich ihm in wortloser Verachtung den Rücken. Es hat lange gedauert, bis ich wieder mit ihm gesprochen habe. Darüber hat er sich dann bei Tante Lucie beklagt, und sie ermahnte mich: „Rächet euch nicht, meine Lieben!“ Ich aber entgegnete mit blühenden Augen: „Aber gebt Raum dem Zorn!“ Eine Antwort, die ein betroffenes Schweigen hervorrief. Umsonst hatte ich nicht viele Kapitel der Bibel lesen und manche Sprüche auswendig lernen müssen.

Noch einmal besuchte ich meine Eltern, und dann kam jener Novembertag, an dem König Friedrich der Siebente in Glücksburg an der Gesichtserose und wohl auch infolge seines unmäßigen Alkoholgenußes starb. Plötzlich läuteten die Glocken täglich zwei Stunden, es kamen allerlei Verordnungen heraus, wie man sich in der allgemeinen Landestrauer zu benehmen habe, und die Frauen der dänischen Beamten trugen schwarze Kleider. Wir deutschen Kinder waren natürlich nicht traurig. Daß wir von diesem König viel gehört hatten, weiß ich nicht mehr. Er hatte eine ehemalige Fußmacherin geheiratet, die jetzt Gräfin Danner hieß, und er hatte sich in Schleswig viel mit der Öffnung von sogenannten Hünengräbern beschäftigt. Im ganzen war er wohl gutmüthig gewesen, aber ganz in den Händen der dänischen Partei, die Schleswig von Holstein

trennen und das ganze schöne Land dem Dänereiche einverleiben wollte. Nun wurde von König Friedrich erzählt, daß sein Riesensarg nicht die Treppen des Schlosses in Glücksburg hinunter gebracht werden konnte, sondern daß ein Fenster im obern Stock des Schlosses erweitert werden mußte, um die Leiche hinauszubringen. Das war sehr interessant. Ein Junge, der grade in Flensburg gewesen war, wußte dies zu erzählen und auch, daß die Gräfin Danner sehr eilig nach Dänemark gereist wäre, weil sie fürchtete, die Schleswig-Holsteiner würden sie schlecht behandeln. Aber die Schleswig-Holsteiner dachten nicht an die morgantische Gemahlin ihres letzten Herzogs. Sie dachten daran, daß Schleswig-Holstein nach dem Eidschwur des ersten Königherzogs aus Oldenburger Stamm „up ewig ungedeckt“ bleiben sollte, daß in Schleswig die weibliche Linie des Königshauses kein Erbrecht besaß und daß König Christian, der jetzt Dänekönig wurde, der weiblichen Linie entsprossen war. Also wollten die Schleswig-Holsteiner jetzt den Augustenburger Herzog zum Herzog haben, der dem Mannesstamm der Oldenburger angehörte. Tante Lucie hatte gut predigen, daß Kinder nichts von Politik verstanden und nicht darüber sprechen sollten — sie predigte tauben Ohren. Außerdem las Großvater mir alles vor, was jetzt in den Zeitungen stand. Von Lord Palmerston hörte ich nicht mehr viel, es handelte sich um Friedrich von Augustenburg auf Schloß Dolzig, um einen Pöbelaufstand in Kopenhagen, der künstlich angestiftet war, um die Dänen des Reiches Dänemark aufzuheben gegen Schleswig-Holstein. Es nützte nichts, daß Herr Ruser in der Privatstunde ernste Worte sprach, daß wir der Obrigkeit gehorchen sollten, daß der neue Dänekönig unsere Obrigkeit wäre und dergleichen mehr. Ob Herr Ruser an seine Worte glaubte, weiß ich

nicht. Jedenfalls hörten wir seine Ermahnungen in Andacht an, um sie draußen gleich in den Wind zu schlagen. Der neunte Christian war nicht unsre Obrigkeit, wir erkannten keinen Dänenkönig als Herrscher über uns an, unser Herzog hieß Friedrich der Achte.

Es war eine sonderbare Zeit. Täglich läuteten die Glocken für den toten König, und unter diesem Glockenläuten brach der Jörn des an Dänemark ausgelieferten Schleswig-Holsteins immer mächtiger hervor. Die Dänenherrschaft war zu Ende, nun brauchte man kein Dänisch mehr in der Schule zu lernen, nun konnte man den verhassten Danebrog zerreißeln und die leuchtenden Farben Schleswig-Holsteins wieder flattern lassen. Nun konnten die wieder zurückkehren, die der Däne rücksichtslos vertrieben hatte.

Großvater wurde wieder jung. Sein Gang wurde straffer, seine Augen heller. Er sprach von alten Zeiten. Von den Augustenburger Herrschaften, die er so gut gekannt hatte, von Freunden, die jetzt wieder ins Land kommen durften, von seinem Sohn, der fürs Vaterland gefallen war. Er war nicht umsonst gefallen, sein Gedächtnis blieb in Ehren. und wenn damals Schleswig-Holstein dank der Großmächte im Staube lag, so wuchs doch aus diesem Staub der Baum der Erkenntnis, die Doppeleiche, unter der die zwei ungeteilten Länder wachsen und deutsch gedeihen sollten.

Halblaut wurde gesungen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“, und wenn wir an die Schlusszeile kamen: „Schleswig-Holstein, stammverwandt, wanke nicht, mein Vaterland!“ dann kam es uns vor, als wüchsen wir und würden niemals wanken.

Friedrich der Siebente starb im November, die Perücken bei den Großmächten und im Frankfurter Bundestag schüttelten die Köpfe und hielten einen Rat nach dem andern. Ein Mann war da, der war keine Perücke: Otto von

Bismarck. Aber vorläufig hielt er sich zurück.

Großvater mag von ihm als einem sehr gefährlichen Ministerpräsidenten gesprochen haben, ich kann mich dessen nicht entsinnen. Für uns Kinder lag Preußen sehr weit weg. Wir waren natürlich Sonderbündler und wollten nur unser einiges Schleswig-Holstein. Die andern Länder waren uns gleichgültig, nur Dänemark wünschten wir viel Unangenehmes. Und das Unangenehme für Dänemark kam. Der deutsche Bundestag befahl die Besetzung Holsteins durch Bundesstruppen, durch Hannoveraner und Sachsen, und die Dänen zogen sich langsam nach Schleswig über die Eider zurück. So langsam, daß bei mehreren Städten die Sachsen auf dem einen Ende einmarschierten, während die Dänen noch nicht aus dem anderen Ende hinaus waren. Und eines Tages flatterten sächsische Fahnen an der holsteinischen Seite des Sundes, während bei uns der Danebrog am Mast hing. Wer konnte, der marschierte nach dem Sund, um die Sachsen wenigstens aus der Ferne zu sehen, ihre Kanonen, die gelegentlich in der Wintersonne aufblinkten. Sie sollten auf unsere Insel gerichtet sein. Damals wurden wir von Holstein abgeschnitten. Die Post kam, wenn sie überhaupt erschien, über Kopenhagen und die dänischen Inseln, ebenso die Zeitungen. Die Bundesstruppen besetzten Holstein im Januar, wenn ich nicht irre. Ende dieses Monats hatte sich Otto von Bismarck entschlossen, gleichfalls in der schleswig-holsteinischen Frage mit Osterreich zusammenzugehen. Am ersten Februar gingen die Preußen über die Eider ins Schleswigsche, und die Osterreichler folgten ihnen. Wir wurden sehr erregt, Bruder Heinrich und ich; denn Bruder Heinrich war wieder auf Fehmarn, war eben konfirmiert, wollte Chemiker werden und lernte erst einmal bei Onkel Anton Wisser, dem

Apotheker. Wenn aber die Preußen über die Eider gingen, dann kamen sie auch bald nach Nieseby ins Pastorat. Diese Nachrichten müssen uns sehr schnell erreicht haben, auf welche Weise, weiß ich nicht mehr. Wir waren bekanntlich von Holstein abgeschnitten, aber einer seefahrenden Bevölkerung stehen manche Wege offen, und wenn auch ein kleines dänisches Kriegsschiff um die Insel herumkreuzte, so konnte es nicht überall sein. Jedenfalls erhielten wir Zeitungen, und erfuhren, daß die Preußen im Gefecht bei Missunde auf heftigen Widerstand der dänischen Truppen gestoßen waren. Missunde lag aber an der Schlei und eine Stunde von Nieseby. Da war es verständlich, daß die Handarbeitsstunden bei Trine und Pine Fehrs geschwänzt wurden und auch die Privatstunde bei Herrn Ruser nicht mehr so aufmerksame Schüler fand, wie er gewohnt war. In dieser Zeit erschien auch eine dänische Besatzung. Hundert gutmütige Landwehrmänner, die keinen sehr kriegerischen Eindruck machten. Sie waren größtenteils aus Nordschleswig gebürtig, sprachen deutsch und platt-dänisch und machten einen durchaus harmlosen Eindruck. Aber unser Amtmann Knudsen, der sich in den letzten Wochen wenig ich der Öffentlichkeit gezeigt hatte, kam wieder zum Vorschein, ging mit strenger Amtsmiene umher und betrachtete sich die Auslagen der Läden. Es sollte nämlich vorgekommen sein, daß ein Kolonialwarenhändler blaue, weiße und rote Bonbons so nebeneinander gelegt hatte, daß die schleswig-holsteinischen Farben dabei herauskamen. Und ähnlich sollte es mit Seidenbändern beim Manufakturisten gewesen sein. Solche schreckliche Verbrechen mußten natürlich bestraft werden. Der Bürgermeister ging mit sorgenvoller Miene umher und sein Polizeidiener, Herr Petersen, tat es noch mehr. Als geborener Däne mußte er sehr strenge sein und alles anzeigen,

was dem Staate Dänemark Schaden könnte. Folglich mußten auch die Bonbons und die Bänder in den verbotenen Farben angezeigt und bestraft werden, aber so ganz leicht werden diese Strafen den Polizeiorganen nicht. Kannten sie doch die Bevölkerung und ihre Meinung. Selbst ein Polizist konnte trotz seines Säbels in einer dunklen Straße häßlich angerempelt werden, und der Bürgermeister hatte vielleicht dieselben Gedanken. Jedenfalls waren diese beiden Vertreter der Polizeigewalt so duldsam wie möglich, während es von Broder Knudsen hieß, daß er sich überhaupt niemals des Abends hinaus wagte. Dies war nicht der Fall; denn er kneipte allabendlich mit den dänischen Offizieren der Landwehrkompanie, und als erst die Dragoner kamen, wurde er noch mutiger. Es kamen nämlich auch dänische Dragoner, allerdings ohne Pferde. Die Pferde sollten sie sich aus den Ställen der fehmarnschen Hofbesitzer holen. Ein Rittmeister, etliche Leutnants kamen mit, und Herr Knudsen hatte gute Tage in Wiffers Gasthof, wo die Herren alle wohnten.

Der Amtmann wurde übermütig, wie die Kinder sagten, ging öfters durch die Stadt oder hintenum, wie der Weg hieß, der hinter den Straßen entlang führte, und seinem scharfen Auge entging sogar nicht, daß auch ich einen weißroten Schal trug, um den ich das blaue Band meines Hutes gelegt hatte. Der Pastor Jessen in Bannesdorf, noch etwas mit uns verwandt, mußte mir sagen, daß der Amtmann sich sehr über mich gewundert hätte und mich ersuchte, diese Farben nicht mehr zu zeigen.

Wie wichtig kam ich mir vor! War der Staat Dänemark wirklich in Gefahr, weil ich die schleswig-holsteinischen Farben trug? Aber Großvater, dem ich triumphierend meine Verwarnung mitteilte, schüttelte den Kopf, und Tante

Lucie war betrübt. Kleine Mädchen täten besser, ihren Katechismus zu lernen, als sich mit der leidigen Politik zu beschäftigen. Aber damals konnte man nichts anderes denken als Politik. Hörte man nicht, daß die Dänen das befestigte Danewirke bei Schleswig geräumt hatten, daß die Österreicher bei Deversee die Dänen schlugen und immer weiter nördlich zogen? Wir hatten auch Briefe aus dem Niesebyer Pastorat. Dort war nach Missunde eine Flut von Preußen eingebrochen, Infanterie und Husaren. Ein aufgeregter preußischer Major hatte meinen Vater fast erschießen lassen, weil er hoch zu Pferde in die große Scheune eingekritten war und mit dem Kopf gegen eine harmlose Wäscheleine gestoßen war. Er vermutete ein Attentat, und es bedurfte des lächelnden Erscheinens unseres Vaters, um den erregten Herrn davon zu überzeugen, daß hier keine Stricke für die Preußen gedreht wurden. Im Gegenteil, die Schleswiger begrüßten die Preußen als Befreier, während die Holsteiner ihnen sehr mißtrauisch gegenüber traten. Die Holsteiner hatten die zweideutige Haltung Preußens in den achtundvierziger Kriegsjahren nicht vergessen, während die Schleswiger durch die schlechte Behandlung der Dänen mürrisch geworden waren.

Die Preußen merkten es bald, daß sie willkommen waren, der zornige Major wurde bald mit unsern Eltern sehr befreundet und hat noch lange nach der Einquartierung mit ihnen in Beziehungen gestanden. Für das südliche Schleswig war's natürlich eine aufregende Zeit! Während hier die Truppen durchzogen und es viel wechselnde Einquartierung gab, saßen wir auf Fehmarn wie eingefroren. Kalt und häßlich war das Februarwetter, manchmal schneite es, dann kam wieder ein scharfer Ostwind. Der Verkehr mit

Holstein ging nur durch Schleichwege oder vielmehr durch Schleichfahrten. Die Schiffer fuhr in der Nacht nach Heiligenhafen oder Großenbrode und brachten dann von dort Nachrichten. Sonst kamen die Zeitungen über Kopenhagen, und in ihnen stand nur das, was für den beschränkten Untertanenverstand gut und nützlich zu lesen war. Im Fehmarnsund fuhr ein kleines dänisches Kriegsschiff umher. Es paßte auf, daß nichts von Holstein zu uns kam, aber gelegentlich war ein Teil der Mannschaft auf Landurlaub, oder es fuhr grade dahin, wo nichts passierte. Jedenfalls verbreitete sich Anfang März bei uns Schulkindern das Gerücht, daß die Preußen uns sehr bald erobern würden. In meiner „Dänischen Zeit“ habe ich bereits berichtet, wie es damals bei uns zuging. Niemand wußte, wie das Gerücht entstanden war, und wer es zuerst verbreitete. Die Preußen sind in Heiligenhafen, werden bald über den Sund setzen! Paßt nur auf! Kleine Kerls sind es, haben die Hosen in den Stiefeln. Natürlich sprach man nicht weiter darüber. Großvater werde ich's anvertraut haben, aber er schüttelte ungläubig den Kopf. Er war mißmutig in dieser Zeit, was man ihm nicht verdenken konnte, und Tante Lucie war gleichfalls traurig. Sie konnte sich nicht mehr recht in die Welt mit ihrer Boshaftigkeit, ihrem politischen Hader finden; als ich ihr anvertraute, daß die Preußen allernächstens landen würden, seufzte sie nur.

Am fünfzehnten März früh morgens kamen die Preußen. Die Nacht vorher hatte ich nicht geschlafen und war sehr früh aufgestanden. Draußen auf der Straße war's kalt und windig. Die Ostsee mußte sehr unruhig gewesen sein, aber die kleinen untersehten Soldaten, die plötzlich auf der Straße auftauchten, machten einen muntern Eindruck. Im kurzen Lauffschritt kamen

sie mit gefälltem Bajonett gezogen, hier und dort knallte ein Schuß. Beim Schmied, uns schräg gegenüber, stand ein Pferd, das beschlagen werden sollte; ein Däne stürzt darauf zu und will es besteigen. Da knallt ein Schuß, er stürzt vom Pferd und bleibt liegen. Die Soldaten eilen weiter, einige Jungen zeigen ihnen den Weg — Wissers Hotel, da wohnen die Offiziere, da haben sie gestern abend mit dem Amtmann furchtbar getrunken. Sollte doch heute der erste Transport der requirierten Pferde nach Dänemark gehen. Diese Heldentat mußte gefeiert werden. Natürlich laufe ich mit den Jungen. Bruder Heinrich ist gleichfalls unterwegs. Er ist sehr bekannt bei den Burger Jungen — „Heinniese“ weiß immer genau, was er zu tun hat.

„Habt ihr keine Dänen hier?“ fragen die Soldaten. Verschiedene Volksbedrückter im Schleswigschen sind sanft aus ihren Pründen hinaus gewiesen worden. Die Preußen sind bereit, den Fehmaranern denselben Gefallen zu tun, Also geht's nach dem Amtshaus, wo Herr Knudsen noch im Schlummer liegt. Sein Erwachen ist nicht grade reizvoll — als ich ihn sehe, geht er zwischen einigen Soldaten und scheint seetrank zu sein. Heinrich bringt ihn nach der Apotheke und sucht einige derbe Handgreiflichkeiten von ihm abzuwehren. Er ist auch derjenige, der es dem Probstern erspart, gleichfalls aufgeweckt zu werden. Das Hauptinteresse konzentriert sich auf Wissers Gasthof. Die meisten dänischen Offiziere haben sich rasch in ihr Schicksal, gefangen genommen zu werden, gesunden; aber ein Dragonerleutnant klettert im leichtesten Kostüm auf dem Dach umher, schießt in die immer größer werdende Volksmenge und ergießt sich erst, als einige Soldaten ihm nachklettern und er sich festgeflichtet hat. Und noch einmal knallen Schüsse. Der dänische

Wachtmeister, der schon außer Dienst war, irgend ein Amt in Burg bekleidete und nur seinem ehemaligen Rittmeister zu Ehren seine blaue Uniform an diesem Morgen angezogen hatte, stürzt den Preußen mit geschwungnem Säbel entgegen und wird sofort erschossen. Da lachten wir nicht mehr über den Leutnant im Nachtkamisol, da klagten wir laut. Herr Erikoe war ein guter Mann, und seine Kinder hatten wir gern. Lag er da wirklich blutend und regungslos auf der Erde? Zornig schalten wir auf die Soldaten ein, die achselzuckend weiter eilten. Krieg war Krieg.

Krieg war Krieg. Unser Großvater spürte es auch. Er stand im leichten Nachtgewand an seinem Schlafstubensfenster und blickte auf die unruhige Straße, als es wild aus Haus pochte und die Preußen eindrangten, um ihn gefangen zu nehmen. Die Soldaten dachten, jeder, der nicht ordentlich angezogen war, wäre ein dänischer Offizier. Großvater hatte immer eine großartige Ruhe. „Ich möchte mich erst in Ruhe anziehen und dann Kaffee trinken!“ meinte. „Dann kann ich ja mitgehen!“

Aber schon stürzte der Sekretär herbei, der Gerichtsdiener war gleichfalls im Hause. Bedauernd zogen die jungen Leute ab — Gefangene zu machen, war doch ein wundervolles Vergnügen.

Dieser Tag war sehr aufregend. Nicht allein, daß wir Kaffee aufs Rathaus bringen mußten, wo die erschöpften Soldaten gelobt wurden, wir erhielten sehr schnell Einquartierung, und in der Küche saßen Offiziersburtschen, die unsre aus dem Häuschen gebrachten Mädchen zu beruhigen suchten. Daß man an demselben Tage schon die schleswig-holsteinischen Farben trug und Nadeln dazu, auf denen stand: „Up ewig ungedeelt“ oder „Frei bis zur Königsau“, war selbstverständlich. So glücklich wie an diesem Tage bin ich

niemals gewesen. Nun waren wir freie Schleswig-Holsteiner und kriegten unsern angestammten Herzog. Das war der Hauptgedanke. Nun, wir haben unsern Herzog nicht bekommen, und sehr frei unter preussischer Hand sind wir auch nicht geworden. Besser war diese Hand, weil sie eine deutsche war, aber sie hätte gern etwas linder sein dürfen. Es sind doch manche Enttäuschungen über die Schleswig-Holsteiner gekommen, die nicht nötig gewesen wären. Die preussischen Assessoren haben manches Unheil angerichtet, an das sie in aller Harmlosigkeit nicht glaubten. Der Gedanke: „Wir haben das Land erobert, es muß uns gehorchen!“ lag ihnen mehr in den Kno-

chen, als daß es ein befreites Land war, das ihnen die Hände entgegenstreckte. Schließlich war die Eroberung der Herzogtümer durch zwei mächtige Staaten kein allzu schweres Stück Arbeit, und wenn man gerecht sein will, so muß man zugeben, daß sich das kleine dänische Volk tapfer genug gewehrt hat. Die Dänen haben verschiedene Bilder von den verlorenen Schlachten gemalt, und man kann sie nur mit Teilnahme betrachten. Sie sind wirklich tapfer gewesen. Gegen eine Übermacht kann das tapferste Volk zuletzt nicht mehr streiten — im Weltkrieg hat Deutschland dieselbe Erfahrung machen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst im Frühling

Von Carl Viberfeld

Das ist das Trübste mit im Leben,
Wenn du nur noch in Trümmern wühlst,
Wenn in des Lenzes jungem Weben
Du deines Herbstes Schauer fühlst.

Wenn dir der Himmel nicht mehr offen,
Zu dem der Schwarm der Träume flog,
Wenn dir ein letztes stolzes Hoffen,
Ein letztes Mädchenlächeln trug.

Du siehst die Flur in Blüten flammen,
Du siehst beglückt die Paare gehn, —
Doch dir trampft sich das Herz zusammen,
Und traurig mußt du abseits stehn — —

Vielleicht, daß dir ein Sonnenschimmer
Noch eine Stunde flüchtig hellt —
Er blendet dich, doch weckt er nimmer
Die Blumen deiner Frühlingswelt.



Aus Nürnberg
Rohzeichnung von Traude Nagel

Professor Paul Hielscher.

Gestorben am 18. Februar 1924.

Mit einem Bildnis.

Vor dem Altar der Nikolaikirche in Brieg stand der Sarg. Klagende Orgeltöne senkten sich vom hohen Chore auf ihn herab; dann stuteten die Klänge des Deutschen Requiems von Brahms durch die weiten, gotischen Hallen, die eine Trauergemeinde bis zum letzten Platz füllte. Weiche Mädchenstimmen sangen Palestrinas „Hungrige Seelen füllest du mit Gütern“; ein voller Männerchor ließ mit Bachs „Komm, süßer Tod“ die Seelen in trauernder Andacht erheben. Als der Sarg zum Gottesacker überführt wurde, da standen Tausende mit entblößten Häuptern an den Straßenseiten und neigten das Haupt in stummer Ehrfurcht, und zuletzt schaute viel echte Liebe mit umflorten Augen in das Grab.

Die Ehren galten dem verstorbenen Kantor der Kirche, dessen Ruf bis weit ins deutsche Land hinein gebrungen war.

Kantor einer Provinzstadt — und Deutschland?

Es gab einmal Zeiten, da wuchsen unsere Großen in Kleinstädten und fühlten sich wohl darin, weil sie ihnen Sammlung und Zusam-

menfassung der Kräfte verbürgte. Die Zeiten scheinen vorbei. Was die Großstadt nicht abstempelt, gilt irgend sonst wenig; und doch wäre es ein Segen, wenn sich die Provinzstädte zu größerer Selbständigkeit und Freiheit durchringen würden. Freilich gehören hohe Einsätze dazu, und auch hier mußten schon starke Kräfte im Spiel sein, um dem Kantor der Brieger Nikolaikirche solchen Aufstieg zu ermöglichen.

Paul Hielscher wurde am 5. Februar 1864 in Breslau geboren, besuchte das Johannesgymnasium und trat nach der Reifeprüfung bei der Steuerverwal-

tung ein. Doch bald drängte es ihn zur Musik. Er studierte diese Kunst bei Adolf Fischer in Breslau und auf dem Akademischen Institut für Kirchenmusik in Berlin. Dann war er kurze Zeit Kapellmeister an irgend einem kleinen Theater, das ihm für seine musikalische Fortbildung vielleicht herzlich wenig bedeutete, aber manchen praktischen Wink fürs Leben mitgab. Unvorhergesehene Zwischenfälle, wie sie sich so gern bei feierlichen Auf-



Professor Paul Hielscher
Aufnahme von Johanna Pistorius in Brieg

führungen einstellen, konnten ihn nie verblüffen oder erschrecken. Er überwand sie mit Lächeln, wo sich andere die Haare ausraufen. Im Theater war ihm der Begriff des Unmöglichen abhanden gekommen.

1891 wurde er Kantor an der Nikolai-Kirche in Brieg, wo er 33 Jahre gewirkt hat. Sie waren kein Idyll voll behaglicher Ruhe. Sie waren Kampf mit dramatischer Steigerung bis zum Schluß. Der junge Musiker brachte frische Luft in die Blasebälge seiner Orgel. Bach und Palestrina mit ihren großen Nachfolgern zogen in die ehrwürdige Kirche ein. Nicht alle stimmten dem zu; es gab da manchen Widerstand zu überwinden, der heute lächerlich erscheint, vor dreißig Jahren aber noch Hemmung genug bedeutete. Das allgemeine Vertrauen in seine Kunst war indessen stark genug, ihn zum Leiter der Singakademie zu machen. Was er in dieser Stellung geleistet durch Erstaufführungen, durch glänzende Darbietungen klassischer Werke, ist in ganz Schlesien bekannt worden. Dazu erschienen auch Gäste von weither aus dem Reiche. Es sei nur erinnert an dem „Franziskus“ von Tinel (1898), an die Matthäuspassion von Bach (1901), an Beethovens IX. und „Sulamith“ von Wolf-Ferrari (1903), an Glucks „Draufheus“ und Händels „L'Allegro“ (1904), an Mahlers zweite Symphonie (1905), an die „Missa solemnis“ von Beethoven (1909) und die „H-moll-Messe“ von Bach.

Ein Zug ins Große zeichnet seine Taten, selbst da, wo es um scheinbar Geringes geht. Ob er im Lyzeum Gesangunterricht erteilte oder sonstigen Musikunterricht an seine Schüler, immer drängte sich das Gefühl des Außerordentlichen auf. Viele schöne Talente sind unter seinem heiteren Himmel zur Edelreife gelangt; mancher angesehenere Organist nennt ihn mit Stolz seinen

Lehrer. Trotz des Dranges ins Weite blieb er äußerst gewissenhaft in der Beobachtung des Kleinen. Nie auch machte er einem herabwürdigenden Geschmach Zugeständnisse; nie gestattete er sich oder andern, auf Kosten innerer Wahrheit durch äußere Mittel zu blenden. Sein überlegener Geist hatte bald Einsicht in die seelische Tiefe der Schüler und wußte die Grenzen ihrer Begabung mit Sicherheit abzustechen. Ein guter Kunsthandwerker war ihm lieber als ein schlechter Künstler. Gewissenhaftigkeit und sittlicher Ernst trieben ihn nicht nur zu peinlicher Vorbereitung für die Proben seiner Sänger, er suchte auch in den Zuhörern Verständnis und Stimmung durch geeignete Abhandlungen in den Zeitungen zu wecken.

Siebzehn Jahre war er Vorsitzender des Evangelischen Kirchenmusik-Vereins, den er bei innerer Kräftigung zu stetem Aufstieg führte. Im Bunde mit Derds und Lubrich gab er das Choralbuch zum Schlesischen Provinzial-Gesangbuche heraus.

Seine musikpädagogische und literarische Tätigkeit machten seinen Namen überall bekannt. Als Liedmeister des Schlesischen Sängerbundes war er einer der Festdirigenten des 7. Deutschen Sängerbundesfestes in Breslau. Es war kein leichtes Stück, mit eilig zusammengestellten Vereinen und Bänden den „Bardengesang“ von Richard Strauß zur ersten Aufführung zu bringen. Manch anderer wäre an dieser Riesenaufgabe gescheitert. Er wagte — und durfte es tun, weil er der Gefolgschaft seiner Getreuen im Schlesischen Bunde sicher war und die übrigen durch seine Führerkunst sofort fest in der Hand hatte.

Zum vierten Wettzingen deutscher Männergesangvereine um den Kaiserpreis wurde er als Preisrichter nach Frankfurt a. M. berufen, der einzige aus einer kleinen Stadt. Er galt den

Beretretern größerer Wirkungskreise darum nicht weniger und wußte sich zur Geltung zu bringen. In den letzten Jahren war er auf Grund ministerieller Bestimmung Fachberater im Gesangsweisen der höheren Schulen.

Was verschaffte dem Brieger Kantor diese überragende Bedeutung? Wer unter Paul Hielscher gesungen hat, der wird wissen, welche fortreißende Wucht seine Leitung besaß. Auch aus bedachtsamen Naturen schlug seine glühende Leidenschaft noch Funken. Dieses prachtvolle Temperament ist ihm bis zuletzt geblieben. Er ist eigentlich nie alt gewesen; Bewegung, Haltung, Sprache, alles sprühte Leben. Diese Blut des Herzens in Verbindung mit dem klugen Kopfe sicherte ihm die Herrschaft über Chor und Orchester, ohne die kein Erfolg möglich ist. Seine Überlegenheit würde niemand anzutasten gewagt haben. Er besaß auch, was Goethe als immer vorhandenen Bestandteil des Genies anspricht, ein gutes Maß Humor, der ihm erlaubte, die Aufregungen eines Chorleiters ohne Magenverstimmung zu schlucken und Gegensätze auszugleichen, ohne zu verlegen.

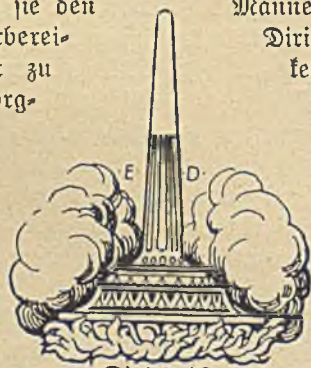
Dazu half ihm die Gabe der Rede, die er in ungewöhnlichem Grade beherrschte. Nie machte sie den Eindruck peinlicher Vorbereitung; es ist überhaupt zu bezweifeln, ob er eine sorgfältig einstudierte Rede hätte halten können. Ein wehmütiges Lächeln möchte einem bei diesem Gedanken kommen. Seine Worte spru-

delten wie ein natürlicher Quell, nicht wie künstlich hochgedrücktes Leitungswasser. Ihrer Heilwirkung konnte sich niemand entziehen. Bei aller Neigung zu fröhlichem Scherz ging seine vornehme Natur dem Gemeinen, auch wo es sich in lachende Gewänder hüllte, weit aus dem Wege. Eine eifige Pälte schreckte jede Fote ab, die sich etwa herandrängen wollte.

Bei seinen Schülern genoß er eine Verehrung, die nicht nur in jugendlicher Schwärmerie wurzelte. Seine uneigennütige Weitherzigkeit erkannte jede rechte Tat an und stellte sie in geeignete Beleuchtung, mochte er dabei auch selber in den Schatten rücken. Neid lag dieser gütigen, großzügigen Künstlerseele fern.

Eine Menge Anekdoten liefen über ihn um, schon zu seinen Lebzeiten. Auch das ist bezeichnend. Die Anekdote geht nur auf den Spuren des Außergewöhnlichen. Sie verstärkt in liebevoller Anerkennung hervortretende Charakterzüge zu plastischer Deutlichkeit, die auch dem Fernerstehenden einen Aufschluß, ein Verständnis ermöglicht. Die Anekdote hat Paul Hielscher auch dort bekannt und beliebt gemacht, wohin sein künstlerisches Wirken nicht mehr drang. So galt die Trauer bei seinem Scheiden dem Musiker wie dem trefflichen Manne. Die Nachwelt flücht dem Dirigenten wie dem Mimen keine Kränze. Aber die reine Freude am Schönen, die er verbreitet hat, wird sich weiterhin auswirken in guten Herzen und sein Andenken nicht untergehen lassen.

Felig Janoske.



.ENDE.



Wie einst im Mai . . .

Erinnerungen an Hermann v. Gilm († 31. Mai 1864).

Von Anton D ö r r e r.



Weil Frühlingswonne auf den Hügeln
 lag,
 Glaubst' ich, daß auf den schönen Tag
 Die Sonne eine Blume aufgefüßt;
 Die hätt' ich dann in diesem Strauß ge-
 wunden.
 Doch hab' ich keine einzige gefunden,
 Weil Du die erste Frühlingsblume bist.
 Gilm an Josephine (Dobler Handschrift).

Es war am 1. Mai 1837. Die Jugend des Innsbrucker Städtchens erging sich im Freien. Die Mädchen und Freundinnen Josephinens neckten das Töchterchen des Polizeigewaltigen Rogler, banden sie mit Blumenkränzen, bewarfen sie mit Rosenblättern und hießen sie ihre Maienkönigin. Ihr aber sprang der erste Maitag ans Herz wie ein goldener Knabe mit Pfeil und Bogen und küßte ihr die Lippen wund, und sie erstrahlte im Glücke, als ob sie mit Himmlischen verkehrte und von ihrem überirdischen Glanz verklärt wäre. Ihr jugendfrisches Gesichtchen durchflutete und durchquoll das Licht der Liebe, und sie erschien dem liebenden Kandidatus der Rechtspraxis Hermann von Gilm mehr als ein anderes Menschenkind.

Wonnetrunken kehrte er armschlän-
 lernnd mit ihr neben den anderen des

Abends ihres ersten Maien in die alte, enge Hofgasse zum Deutschordenshaus zurück, wo er selbst einmal in den Windeln gelegen und nun die „Seine“ mit ihren Eltern und Geschwistern hauste. Und während Pepi noch ein letztes Mal vom Erker ihres zweiten Stockwerkes auf die in Abenddunkel getauchte Gasse schaute, träumerisch versonnen, im Schmucke ihrer langen, blonden Lockenrollen, kitzelte Hermann in der gegenüberliegenden Gaststube zum „Tschiderer“ (heute zum Hummel) auf ein Blättchen Papier ihr noch einen Gruß: „Wie verschieden wirkt doch das Glück auf den Menschen! Außert bey diesem sich durch geräuschvolle Freude, schafft bey jenem Silber der glänzendsten Zukunft! Macht übermütig-sicher den einen, argwöhnisch den andern! Anders als bey allen ist es bey mir! Mir erregt es den Wunsch, so selig zu sterben, ich gäbe alle Schätze der Welt für diesen köstlichen Tod. Glücklicher fühle ich mich nie, als an Deiner Brust ich mich fühle, um in solch heil'gem Momente still an ihr zu vergeh'n.“ (Dobler Handschrift.)

Und die alte Nanni schmuggelte das Zettelchen des ihr schon wohlvertrauten

Schwärmer's ins Haus und Stübchen seiner Pepi.

Des andern Tags saß Hermann von Gilm als dienstbeflissener Aspirant der politischen Beamtenlaufbahn hinter Akten des Stadt- und Landrechtes, den Kopf in die Linke gestützt und die Gedanken in der Hofgasse bei seiner Maienkönigin. Und ehe er sich selbst versah, stand auf seinem Konzeptbogen statt einer Erledigung:

An Josephine.

Machte Dich gestern nur der liebliche Maitag so felig? —

Stimmte Dein Herz nur so weich die Zaubergewalt der Natur?
Dein ganzes Sein schien aufgelöst in Wehmut und Freude,
Deine Blicke trugen der tiefsten Gefühle Spur! —

Die Strahlen, die Dich verklärten,
Die Sonne, die Dich entzückt —
O leugne es nicht, sie entsprüheten
Dem Auge, das Du erblickt!

(Dobler Handschrift.)

Und so slog nun fast täglich ein Billett vom Stadt- und Landrecht am alten Stadtplatz in die nahe Hofgasse, und so manches erinnerte: „Wie herrlich war der erste Mai! . . .“

Den ersten Mai des Jahres 1842 beging der nunmehrige Praktikant am Kreisamt in Schwaz in arger Verwirrung des Herzens. Seine Pepi hatte er vor kurzem nach siebenjähriger Bekanntschaft endgültig verloren — eine tiefere Stimme sagte ihm: durch eigene Schuld! — und die rasche Wendung zu Theodolinden, der Nichte des neuen Amtsvorstandes, war nicht mit Bravour gelungen. In einem Kranz von Liedern „Lezte Liebe“ klagte er seiner Pepi nach:

Der erste Tag im Mai! Ich freue
Mich auf den Himmel nicht, wie auf den
Tag

Ich mich gestrent, mein Lieben, meine
Treue

Und alles, was mir längst im Herzen lag,
Ich hätt' ihr's zugespelt, wie die Winde

Die ersten Blüten reißen von dem Baum!
Du bist mein Tag, mein Licht . . .
Mein Leben und mein Traum.

Wer wird wohl heute Dich an mich er-
innern?

Schaust Du wohl auf zum blauen Him-
melszelt?

Geht Deine Seele wohl aus ihrem
Innern

Hinaus in diese blütenvolle Welt?

Dann ist mir wohl — ich weiß Dich bei
Bekanntem

Von mir, am Abendhimmel ist ein Stern,
Der liebt mich, und im Wald hat den
Verbannten

Auch manches kleine Blümchen gern.

Wär' ich bei Dir! Sieh, manchmal will
mir dünken,

Dein Lieben sei nicht von der rechten Art,
Verwandte Seelen ineinander sinken,
Der Mann, mit seinem Gegenpaar ge-
paart,

Ist erst der Mensch, und sich als Ganzes
wissen

Ist göttlichen Bewußtseins Seligkeit!
So lang der Mensch geteilt ist und

zerrissen,
Ist in ihm Sünde nur und
Streit.

Der Abend naht! Ich bin mit meinem
Leide

So ganz allein; im Grab wär' Fried'
und Ruh!

Ich und das Lied, wir schlummerten
dann beide

Und hielten uns die müden Augen zu.
O! Wenn es wieder Frieden wird, wenn
wieder

Der erste Mai Dich, Heißgeliebte, weckt,
Knieest Du vielleicht vor einer Blume

nieder,

Die Deines Dichters Grab bedeckt...

(Bintler Handschrift.)

Zwei Jahre später! Schwaz ist ver-
schmerzt. In hellem Maienjubiläum zieht
Bruneds Verein zum geselligen Ver-
gnügen, voran „seine Gnaden der Herr
Richter“ mit seinem neuen Freunde
H. v. Gilm, hinaus zur altbischöflichen
Kehlburg, um unter Sang und Klang
ein Maifest zu begehen, wie es die
erlauchte Gesellschaft der Damen und

Herren des Bruneder Kasinos noch nicht gesehen. Geschmauset wird und getanzt, deklamiert und musiziert, und des Dichters erregbares Herz erfährt einen kleinen Kampf zwischen dem herzlieben Naturkinde Kathi, des Bräuers und Bürgermeisters saugesfrohem Töchterlein, und Sophie, Gilms Partnerin auf den Brettern, die dem Dichter und Darsteller nun ein großes Stück Welt bedeuten. Und es dünkt ihm selbst, daß auch Sophie ein Auge und Herz für den hageren schwarzen Dämon Hermann habe, der so begeisternd vorzutragen und so einschmeichelnd geistreich und liebenswürdig die Gesellschaft zu amüsieren weiß. Aber erst im Herbst 1844 reißt ihm ihre Liebe bis zur Gewißheit, und seiner Lieder Quellen rieseln und sprudeln in freudigen Stimmen hervor. Am ersten Oktober erhält seine Sophie mit bedeutamen Fragezeichen ein Erinnerungsge dicht an den ersten Mai:

Stell' auf den Tisch die blühenden Re-
leben,

Die Rosen und die Nelken trag' herbei
Und laß' uns still von unsrer Liebe reden,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich
drücke,

Und sieht man es, so ist's mir einerlei,
Gib mir nur einen Deiner lieben Blicke,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Nicht, daß ich mich zu Größerem erdreiste,
Doch die Gedanken waren immer frei,
Auf Deine Stirne küß' ich Dich im Geiste
Und denke mir, es ist der erste Mai.

(Vanoni-Handschrift.)

Fast neun Jahre sind vergangen und vergangen das reine Glück von Bruned. Das Bild von der treuen, innig-tiefen Tirolerin ist untergetaucht in Freuden und Erwartungen und Verirrungen zu Wien. In der Erinnerung an die herzlieben Maitage aber krampft sich doch des Dichters Seele zusammen, als er seine Feile an das Gedicht für die

geplante erste Drucklegung anlegen soll . . . ein Friedhofswandler ist er sich geworden in dem Capua der Geister, und sie, seine geliebten Mädchen? Die eine, Josephine, im stillen Frieden der Ehe, Häuslichkeit und Selbstbescheidung; die andere, Sophie, hat auch schweren Herzens einem anderen Manne die Hand zum Lebensbunde gereicht, aber rasch legte sich eine Nacht über des letzteren Geist, und in Trauer und Gram haust sie nun in Gilms Vaterstadt. Wie war es doch im ersten Mai, und wie hätte alles anders werden können . . . Das Fragezeichen über dem Gedichte hat die Zeit aufgelöst. Soll er es „Der erste November“ betiteln? Der erste Mai — der erste November, welche Wendung! Nein, beider Allerseelenfest soll es feiern.

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Re-
leben,

Die herbftlich blassen A stern trag' herbei
Und laß' uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich
drücke,

Und wenn man's sieht, so ist's mir einer-
lei,

Gib mir nur einen jener warmen Blicke
Wie einst im Mai.

Es blüht und funktelt heut auf jedem
Grabe.

Sprich, werden heut' die Toten alle frei?
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder
habe

Wie einst im Mai.

(Kink-Handschrift.)

Zehn Jahre weiter, und in der eigenen Brust mahnt ein früher — Tod. Der Dichter sucht Erholung bei den Lieben in der Heimat, sammelt und säubert seine Blumen zu einem Strauß für die Freunde seiner Muse. Zum letztenmal wird er an die ersten Maitage, an seinen Liebesfrühling in Innsbruck und Bruned gemahnt. Sein ganzes Herz

schwingt nochmals in der Melodie seines
Gedichtes mit, das sein bekanntestes
werden soll, in der Elegie seines Liebes-
lebens:

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Re-
den,

Die letzten roten Aftern trag herbei'
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich
drücke,

Und wenn man's sieht, ist es mir einerlei,
Gib mir nur einen Deiner süßen Blicke
Wie einst im Mai.

Es blüht und junkelt heut' auf jedem
Grabe,
Ein Tag im Jahr ist ja den Toten frei;
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder
habe

Wie einst im Mai.

(Eigener Handschrift*).

*) Sämtliche hier veröffentlichte Gedicht-
fassungen und Briefstellen sind bisher in
keiner Gilm-Ausgabe veröffentlicht worden.
Sie sind entnommen dem Buche „Ger-
mann von Gilm's Weg und Weisen“ von
Anton Dörner. (Zürich, Throia, 1924.)
Das Werk enthält eine Darstellung des
dichterischen Werdens und die wertvollsten
Dichtungen Herm. v. Gilm's.

An den Frühling

„An den Frühling“ von Orleg
Spieltest du, sinnende Sehnsucht.
Draußen frohlockte der Mai.
Im Pfingsthut pilgerie waldbwärts
Schwägender Schwarm.

Der Apfelbaum, unser Freund,
Warf die Blüten auf Nasen und
Hände.

Der Südwind, unser Gespiel,
Sank nieder vorm Fenster und
Schwieg.

Und plötzlich hing selber am Simse
Mit lodern den Schelmenaugen
Lachsender Lenz.

„An den Frühling“ von Orleg
Spieltest du, lächelnden Mundes.
Deine zierliche Hand
Wackte die Tasten kaum.
Deiner Locken Geflecht
Streichelten Lichter und Schatten,
Zwischen Klavier und Organe
Webte der Sonnenstäubchen
Tänzelnder Tanz.

„An den Frühling“ von Orleg
Spieltest du, seltsame Sehnsucht,
Selber ein Lied an den Frühling.
Selber im Pöan der Schönheit
Reizender Reim!

Das sind die grünen Tage —

Das sind die grünen Tage,
Die wuchernd im Kalender stehn;
Nun ist die Welt ein Blumenkorb
Voll Augentrost und Tausendschön.

Nun geht durch rote Tulpen
Die gottesjunge Gärtnerin,
Die ewige Liebe lächelt zart
Unter der ersten Schwalbe hin.

Nun ist mein Werk und Wesen
Erlöst aus alten Todes Schoß;
Es ward das Herz in meiner Brust
Wie Gottes gutes Herz so groß . .

Kurt Arnold Finselsen.

Bergstädters Bücherstube

Svend Fleuron — Hermann Löns

Eine Studie von Friedrich Caspelle

Es ist nicht eine Laune des Zufalls, daß zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine ganz neue Art der Natur- und Tierdichtung lebendig wurde. Sie ist vielmehr die erste und selbstverständlichsie Auswirkung und Folgeerscheinung der in allen Kunstbestrebungen eingetretenen Rückkehr zur Natur. Die sogenannte Heimatkunst lenkte in der Literatur zum Urquell alle menschlichen Kräfte zurück. Die Malerei folgte. Die Naturwissenschaft selbst ging rüstig und mutig voran, indem sie statt der mikroscopischen Erforschung des Toten die biologische Erkenntnis des Lebenden forderte. Der Menschheit wurden die Augen wieder geöffnet für das Werden und Wachstum des organischen Lebens.

Aus dieser Umwälzung wuchs bei uns Deutschen der Dichter Hermann Löns. Er ist wie die Verkörperung dieser Natursehnsucht der Menschheit. Er trägt von Jugend an diese Sehnsucht in seinem Blute. Er ist wie seine große Landmännin, die Drosche, durch eine urnatürliche dichterische Veranlagung der Natur verbunden und hat ohne Studium und Forschung, denen er sein Leben lang leidenschaftlich oblag, das Auge und Ohr, den feinsten und geheimnisvollsten Offenbarungen der Natur zu lauschen.

Freilich: die Natur selbst gewinnt bei ihm wiederum nur Farbe und Fülle durch die Lebewesen, die in ihr haufen. Das Tier ist ihm die Sprache der Natur, während ihm die Blume nur Farbe ist. Das Tier trägt die Stimmungen in die bewegte Umwelt seiner schweifenden Augen, wird ihm zum Sinnbild der Freude und der Not, wird ihm Ausdruck seiner eigenen Sehnsüchte und Gefühle. Der Schrei des Bussards ist ihm die Fanfare des Helden. Das Rufen der Kiebitze klingt ihm wie das Wimmern armer Seelen: „Arme Seelen haben wir alle. Ob die Gesichter noch so blühend, die Augen noch so hell, die Mienen noch so heiter sind, arm bleibt die Seele doch in ihrer Sehnsucht, arm und allein. . . Und darum schreit und ruft ihr in euren einsamen Stunden und klagt wehmütig und sehnsuchtsvoll, wie die Kiebitze rufen nachts auf dem Felde. . .“

Das ist der Drang nach bildnerischer Gestaltung, eben die höchste Forderung, die der schöpferische Mensch an sich und sein Wert erhebt. All die Wesen in Wald und

Heide sind ihm nicht nebensächliche, anecdotische Erscheinungen, sondern wirkende Kräfte, die uns in ihrer Umgebung, in ihrem Leben und Leiden, in ihrem Selbsterhaltungskampfe unter einander und mit dem mordgierigen Menschen als ganze, leibhaftige Geschöpfe, als müde Unterlieger oder als dämonische Sieger eingetreten.

Aus dieser Umwälzung kommt auch Svend Fleuron in unsere Zeit und Literatur hinein. Man nennt ihn gern den „dänischen Löns“, und doch wissen wir aus seinem eigenen Munde, daß er von Löns erst erfahren und gelesen hat, als seine eigenen Bücher ihm schon den Brudernamen des deutschen Dichters eingebracht hatten. Beide haben die gleiche Jugendentwicklung. Von Löns ist sie uns heute aus seiner eigenen kleinen Lebensbeschreibung „Von Ost nach West“ bekannt. Wir wissen, daß er in den Wäldern und an den Seen von Deutsch Krone in Westpreußen seine ersten Natureindrücke leidenschaftlich sucht und empfängt, daß sie sich aber erst in ihm sammeln und bewußt gestalten, als er in die westfälische Heimat der Eltern kommt und sich einem alten Stamme verwachsen fühlt. Durch erstaunlich vielseitige und tiefe Einwirkungen des Studiums der Naturwissenschaft, namentlich der Zoologie und Botanik, kommt er zur Journalistik und findet hier die leichte, schwingende Form für seine Natur- und Tierplaudereien. Aber immer bleibt das Gegengewicht der Wissenschaft, immer auch das Gleichgewicht des gesunden Naturerlebens auf Wanderungen und Märchgängen. Immer auch bedrängt ihn die Sehnsucht nach Kampf und Erlebnis in der Natur. Er war keiner jener Massentöter, die sich das Wild von Treibern vor den Lauf bringen lassen. Aber wo ein einsamer fester Bod stand, den keiner fassen konnte, da lag Hermann Löns tagelang und Nächte durch in Kälte und Regen, bis der zähe Bod auf der Dede war.

Svend Fleuron hat uns seine Entwicklung zum Naturdichter auch in einer kleinen Selbstbiographie erzählt: „Ich bin geboren am 4. Januar 1874 auf dem Rittergute Cathrinabal auf der kleinen dänischen Insel Møen, das meinem Vater gehörte, und habe auf seinen Feldern, in seinen Wäldern und an seinem herrlichen Strande meine Kindheit verlebt. Das

berühmte Möbels Klint und die Dfsee waren die Ziele meiner frühesten Ausflüge. Als ich daran denken sollte, etwas zu werden und einen Lebensberuf zu wählen, war ich anfangs sehr ratlos. Ich hatte große Lust zur Landwirtschaft und zum Forstwesen, aber ebenfogern wäre ich Offizier geworden. Eines Tages, als ich zu einem Entschluß kommen wollte, ging ich einsam in den Wald. So deutlich, als wäre es heute, erinnere ich mich, daß ich in meiner Unschuld den lieben Gott um ein Zeichen bat. Wenn ein Fuchs über den Weg schlüpfte dort oben an jener Anhöhe, so nahm ich mir vor, sollte mir das ein Zeichen sein, daß ich Forstmann werden sollte. Aber kein Fuchs schlüpfte an dem Tage über den Weg, und ich verließ den Wald und das flache Land, das ich so innig liebte, und ging in die Stadt mit ihren Steinmauern und Pflastersteinen. Ich lebte da wie der Hund in der Koppel, machte schließlich mein Examen für die Offizierschule und wurde Herbst 1896 Premierleutnant in der dänischen Artillerie. Dann heiratete ich, vielleicht etwas zu früh, mußte Extracinnahmen beschaffen, und so glitt mir die Feder wie von selbst in die Hand, da ich immer Lust und Drang zum Schriftstellern gehabt hatte.

Die Jagd hatte mich immer mächtig angezogen, und 1906 sammelte ich meine besten Aufsätze in einem kleinen Buch „Jagdbriefe“. Das Buch hatte Erfolg. Ein neues folgte, und wieder ein neues. Ich bekam etwas Ruf, auf den ich weiterbauen konnte. Aber die Wildkrallen juckten mir an den Füßen, ich mußte hinaus, mußte Großwild sehen und Waldwildnis erleben. So nahm ich Urlaub und hielt mich, obgleich schon Premierleutnant, beinahe ein ganzes Jahr als Jagdschüler bei dem bekannten Oberjäger Saurbrey in der Grasschaft Bregentrab auf. Jetzt verstand ich das Weidwerk von Grund auf, und meine ersten Erzählungen, „Winter im Jägerhose“ und „Der Alte in den Wäldern“, sahen das Tageslicht. Aber je mehr ich in das Jägerleben eindrang, desto mehr interessierte mich das Wild an sich. Ich wurde noch ein weiteres Jahr Jagdschüler bei dem Schützen im königlichen Tiergarten und pürschte dort mit ihm auf Edelhirsche und Damhirsche. Hier schrieb ich die Bücher, durch welche ich mir einen Namen schuf, nämlich „Kalbs“ Lebensgeschichte. Seitdem haben die Tiere ganz und gar mein Inneres gefesselt und sind die Seele meiner Dichtung geworden. Meine Tierromane sind ja auch in deutschem Gewand erschienen, und ich bin stolz darauf, daß das große deutsche Volk mich gern liebt. Die deutschen Übersetzungen haben mir große Freude gemacht, und sie sind mir eine wertvolle

Hilfe gewesen. Ich werde mich immer dem deutschen Volke verpflichtet fühlen, das mich so verständnisvoll aufgenommen hat.

1911 wurde ich zum Hauptmann befördert, 1921 nahm ich meinen Abschied aus dem dänischen Heere, um nur meiner dichterischen Arbeit zu leben.“

Die äußere Abschilderung dieses Lebenslaufes und seine Einmündung in das freie Wald- und Jagdleben schildert Fleuron in seinem Buche „Ein Winter im Jägerhose“. Es ist das Erlebnisbuch des erwachenden Dichters, der mit abenteuerlicher Lust die neue Welt umfängt. Schilderungen des äußeren Lebens, der seltsamen, uns fremden Jagden zu Pferd, die Kämpfe mit Wilderern und andere Geschehnisse stehen im Vordergrund, runden sich freilich oft schon zu meisterlichen künstlerischen Gebilden. Und der Ausklang des Buches ist wie ein Stück Løns: „Schlechte Gedanken und weiches Hinterräumen, oh, geht zum Teufel . . . nein, aber die Stimme, die im innersten Herzen wohnt, die uns an unsere Stellung zu der Natur erinnert. Horch — die Nadeln flüstern, die Tannen reden — — der ganze große Wald erschallt: die alten, halberstickten Eichen, die zusammengepackten Buchen, das dicht bepflanzen Land, die beschnittene Heide, der Fuchs im Eisen, der Warber in der Falle, der angeschossene Dackel, der an den Flügeln gestukte Habicht — alles, dessen Herr man sich nennt und dessen Leben man nimmt — ruft: Weh und wehre dich! Weh und wehre dich, du selbstverdamnte ewige Seele!“

Hier schon tritt die innerlichste Kraft im Schaffen von Fleuron so zu Tage wie bei Løns. Beide lieben die wilde Kraft, die sich aufseht gegen feigen Mord und hinterlistige Überwindung. Beide lieben das Tier um seiner Kraft, seiner Berschlagenheit, seiner Schönheit willen. Den Bussard, der die Fasanenhenne kröpft, schießen sie nicht, weil ihr Auge sich weidet an dem kühnen Spiel des Falken in den sonnigen Lüften. Das angeschossene Reh aber töten sie mit mildem Kugelschuß, weil sie es nicht quälen sehen können.

Was hier bei Løns nur immer in kurzen Zügen und flüchtigen Strichen skizzenhaft eingestreut wird, das gestaltet sich in Fleuron zur stärksten Kraft der künstlerischen Darstellung. Fleuron ist mehr als Løns Tierbildner im eigentlichen Sinne. Welch ein köstlicher Kerl ist der Held seines Dackelromans „Schnipp Fidelius Abelzahn“: „Er stand im allerersten Beginn des Hündchenalters. Die Läufe mochten einigermaßen hingehen; sie waren, wie sie sein sollten: vorn Kommodenbeine, hinten gewöhnliche Hundbeine; aber die Gelenke, in denen sie hingen, säßingerten und wrickten, und die

Pfoten waren unverhältnismäßig groß. Sein Leib glich etwa einer kleinen roten Tasche, wie man sie zu Beforgungen in der Stadt gebraucht; Brust und Taille fehlten. Er sah aus wie ein von einem Kinde gezeichnetes vergnügtes Ferkelchen: nur ein Rechteck mit vier krummen Hölzchen darunter — von der einen Ecke ragte ein Schwänzlein auf, und an der anderen stellte ein Dreieck den Kopf vor.“ Dieser kleine Kerl von echtem alten Textelabel entwickelte sich nach vielen traurigen Erfahrungen und Erlebnissen bei einem alten Jäger endlich zu einem Kleinod: keiner weiß wie er den Fuchs im Bau zu jagen. Die Schilderung einer seiner berühmtesten Fuchsjagden ist von so einer dramatischen Kraft und mittelebenden Leidenschaft des Dichters, daß man dieses Kapitel ohne Einschränkung zu den Meisterschöpfungen der Tierdarstellung in der Weltliteratur zählen kann. Und nachdem er bei einem „Weidmann“, der Fuchse austopfen läßt, „in lauernder Naturstellung, mit einem Aschenbecher zwischen den Vorderpfoten“ oder „mit elektrischem Licht in den Augen“ ein wenig ruhmwürdiges Scheinwesen als — Filmhund verbracht hat, flüchtet der alte Dadel sich in einen verlassenen Fuchsbau, und dann preßt nach einem letzten Fuchskampf „die Majestät der Tiese den Sohn an ihre Brust“. Das ganze Buch ist ein leidenschaftlicher Ausschrei der gefesselten Tierseele, und hier berührt Fleuron sich weniger mit Löns als mit dem Amerikaner Ernest Seton-Thompson, dessen Bücher „Bingo“ und „Tierhelben“ in der gleichen meisterlichen Art das Durchbrechen des gefesselten Tieres zur Natur und Selbsterhaltung schildern, — freilich noch ein wenig mehr im Stile der älteren Tieranekdote, wie sie sogar Kipling noch in seinem „Dschungelbuch“ pflegt, weil beide, der Amerikaner und der Engländer, noch zu sehr in der Außerlichkeit der rein tatsächlichen Geschehnisse und Erlebnisse haften bleiben.

Fleuron aber dringt hier und von nun an immer tiefer in die Tierseele ein. Es ist in ihm das große franziskanische Mitleid mit jeder Kreatur, so in seiner Hasengeschichte „Feldbürger Lampe“, die mit dem Hasenroman von Francis James den Vergleich aushält, in der lachenden Satire auf die Menichenkultur „Wie Kalb erzogen wurde“, in der liebenswürdigen und doch wieder heroisch gewaltigen Familienchronik „Rasenvoll“. In diesen Büchern kommen sich Fleuron und Löns wieder näher in dem Kampf für das Lebensrecht jedes Lebewesens, in der Verachtung aller Modenkultur, in der Hinnahmeigung zu jener Ursprünglichkeit, die im Wildtier höchste Kraft und Ausbeutung findet. Das ist „die innere Seite der

Natur, diejenige, die nur der Forscher sieht“. Das ist das Messen der Tierkraft an der Überlegenheit des Menschen, der bessere Waffen hat als die Kreatur. Nur ein Tier kommt dem Menschen an List und Schlaueheit gleich: der Fuchs, und bei beiden Dichtern ist der Fuchs daher auch der Liebling. Löns wird nicht müde, immer wieder den Helden der alten Tierdichtung, den Meister Reineke, in seiner List und Verschlagenheit zu schildern. Fleuron aber hat diese merkwürdige Wahlverwandtschaft in seinem Fuchsroman „Die rote Koppel“ ganz klar im Vergleich umschrieben: „Der Fuchs hat das vor anderen Raubtieren voraus, daß er mit einer Verschlagenheit begabt ist, die aller Berechnung trotzt; nur er hat von dem ganzen größeren Raubtierchor dem rückichtslosen Tun der Menschen standzuhalten vermocht. Der Fuchs ist mißtrauisch — wie der Mensch. Sieh, darin liegt die Lösung des ganzen Rätsels, warum Fallen, Eisen und das niederträchtige Gift verhältnismäßig so wenig helfen. Der Mut des Bären, die Stärke des Elchs, die Grimmigkeit des Vielfraßes und das Gemeinschaftsgefühl der Wölfe — was hat das ihnen allen auf die Dauer geholfen? Von der ganzen Schaar ist nur der Fuchs übrig geblieben, der schlaue, verschlagene Fuchs; er hat gegenüber der Kultur gesiegt — durch das Mißtrauen!“

Neben, nein, über die Verschlagenheit aber stellt Fleuron wie Löns die wilde, ungebärdige Kraft, die sich lieber selbst zerstört als unterwirft. „Striz“, die Geschichte eines Uhus, ist die künstlerische Ausbeutung dieser höchsten Tugend. Baumhoch über alle anderen Schöpfungen Fleurons wächst dieses Profabuch zu einer Tierdichtung von gewaltiger Wucht und leidenschaftlicher Fülle empor. Hier ist jenes Ungeheure, jenes Naturerlebnis im höchsten Sinne gebannt, das Löns in seiner schönsten Naturskizze „Um die Wenslucht“ gedichtet hat, jene Schauer der Urnatur, deren Verkörperung für beide Dichter der unheimliche Uhu ist. Der Kampf dieses Ungetüms mit dem Adler oder mit der Schlange, die wilde Wut des alten weiblichen Schauerovogels gegen die Menschen, das Weichen vor der rohen Macht, das Vertriehen in tiefster Einöde, das Hinziehen auf dem alten versauften Vergangenheitsbaum, — das alles sind Heldenlieder einer gewesenen großen Zeit, deren letzter, unheimlicher Rest der Uhu war.

Heute ist er fast gänzlich ausgestorben, und immer wieder klagen Fleuron und Löns über diesen Verlust, die unerjehliche Preisgabe eines der kühnsten und gewaltigsten germanischen Vögel. Freilich: „Die Natur soll in die Stube hinein —

tot oder lebendig — aber in die Stube hinein soll sie! Auf Kommoden und Bücherchränken, in Naturalienammlungen der Schulen oder in den Glaskästen der Museen erblickt man die letzten Überreste der ursprünglichen Fauna des Landes; hier sieht sie ausgestopft mit starren Glasaugen. Jeder zweite, dritte Vogel, der früher so allgemein war, daß er in die Sagen des Landes verwoben wurde, ist jetzt bald selbst nur noch eine Sage. Sie werden zu Geld gemacht, werden aus den Wolken und von den Baumwipfeln herabgeholt, um die Taschen der Leute mit klingender Münze zu füllen, der letzte Adler wie die unverklich erklärten Störche! Die Menschen wollen die seltenen Exemplare besitzen, wollen sie in die Hand nehmen und vorzeigen können.“

Dennoch erneuert sich auch heute noch die Natur immer wieder in sich selbst und durch sich selbst, wie in jenen Zeiten, da die Kultur vordrang und vernichtend verjüngen mußte. Worte von Fleuron klingen da an wie Deutungen von Vöns: „Es gab einige Tiere, die sich nach der Kultur einstellen konnten. Füchje und Dachs zum Beispiel, Marder und Wiesel, die konnten sowohl in der zahmen Natur wie in der Wildnis gedeihen. Und da waren andere, die den wilden unangebauten Gegenden ganz entsagen konnten, die Vorteil zogen aus der stark um sich greifenden Urbarmachung und ihr Leben danach einrichteten. Da waren Rebhuhn, Hase, Reh, Krähe und Elster; die wuchsen förmlich aus dem Boden, wo die Art rodet und der Pflug kam.“ — Das ist jene Gefolgschaft des Menschen, für die

Vöns die heute von der ganzen wissenschaftlichen Welt übernommene Bezeichnung „Quintärfauna“ gebildet hat. Das ist jene letzte Lösung des großen Rätsels von der ewigen Verjüngung der Natur.

Dieses Rätsel aber ist für Fleuron wie für Vöns tiefstes Geheimnis und Wunder, ist jene Naturmythik der ewigen Erneuerung im Vergehen, das Fleuron einmal in schöne Worte gekleidet hat: „Die Morgenstunde dämmert herauf . . . Die Wolkenhügel im Osten bersten und zerspringen, werden durchfurcht von langen, schmalstreifigen Himmelstätern. Und während die Sonne emporsteigt, werden die Täler zu Schüsseln, zu langen Reihen riesiger Gefäße, die sich anfüllen mit dem Blute aller vergangenen Geschlechter. Da ist Blut vieler Menschen- und zahlloser Tierarten. Da ist Blut aller Wesen vom ersten Tage an, da Blut geschaffen ward. Stärker und stärker, röter und röter strömt es in die Schüsseln hinein, quillt auf aus Myriaden von unsichtbaren Quellen und füllt ein Himmelsgefäß nach dem andern. Der alte Heide, der Gigant dort oben, opfert!“

Wie das Raunen der Eddagefänge klingt diese Sprache, und in den naturtrunkenen Schöpfungen von Vöns hallt das gleiche Raunen vernehmlich auf. Beide Dichter sind eben von jener urgermanischen Kraft und Art, die nur eines kennt, auch in der Vernichtung: Kraft und Gesundheit. Und so werden beide zu lauten, eindringlichen Mahnern unserer Zeit, zu Sinnbildern des gewaltigen Ringens, in dem heute die germanischen Stämme Europas wieder emporsteigen zu Freiheit und Ehre!

Werke von Svend Fleuron: Ein Winter im Jägerhose. Skizzen aus dem Jagdleben. 9. Tausend. — Wie Kalb erzogen wurde. Geschichte eines Hirschkalbes. 5. Tausend. — Strix. Geschichte eines Uhus. 5. Tausend. — Die rote Koppel. Geschichte einer Fuchsfamilie. 5. Tausend. — Schnipp Fidelius Adelszahn. Ein Dadelroman. 5. Tausend. — Meister Lampe. Ein Hasenroman. 5. Tausend. — Sämtlich bei Eugen Diederichs in Jena.

Vom Büchertisch

Daumers „Dichtungen des Morgenlandes“.

Von Dr. Herbert Stegemann.

Seit mehr als hundert Jahren ist uns Deutschen das Tor zum Osten und seiner reichen Kultur aufgetan. Schon 1792 bot Herder seine „Blumen aus morgenländischen Dichtern“ dar, Friedrich Schlegel erforschte 1808 „Sprache und Weisheit der Indier“, 1812/13 erschien die Hafsische Übersetzung Hammer-Burgstalls, und dann leuchtete Goethes „Westöstlicher Divan“ wie ein Stern am Himmel zum Entzücken der ganzen Welt auf. Nun folgten in Deutschland Übertragungen orientali-

scher Dichtungen und verständnisvolle Nachbildungen Schlag auf Schlag: 1823 besetzt Hammer-Burgstall den Deutschen seine Übersetzung der Märchen aus 1001 Nacht; 1821—23 entstehen Platens wundervolle Ghafasen; Rückert gibt 1826 die Matamen des Hatiri, und 1836 die „Weisheit des Brahmanen“; dann folgt Daumer: 1846 erscheint sein „Hafis“, 1848 der „Mohamed“ und 1852 eine neue Auswahl von Gedichten des Hafis. Aber an Erfolg wird er von Bodenstedt geschlagen, der 1851 mit den so berühmt gewordenen „Viedern des Mirza Schaffy“ auf den Plan tritt und damit zugleich

vorläufig die Entwicklung der orientalischen Poesie in Deutschland abschließt. Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts stand zu sehr unter dem Zeichen des Rationalismus und platter Nützlichkeits, als daß man Zeit und Stimmung gehabt hätte, sich in die Tiefen orientalischer Weltanschauung und Dichtung zu versenken.

Gerade in der Gegenwart bemerken wir nun charakteristischerweise eine Wiedergeburt orientalischer Kunst und Dichtung in Deutschland. Kein Wunder angesichts der Tatsache, daß die Kultur des Abendlandes durch den Weltkrieg in einer die schlimmsten Befürchtungen übersteigenden Weise erschüttert worden ist, so daß wir unwillkürlich wieder zu den tiefen Quellen der Weisheit und der Lebensfreude, wie sie gerade im Orient fließen, zurückkehren. Unter den vielfachen Neuauflagen orientalischer Dichtwerke, die uns die neueste Zeit gebracht hat, hebt sich die vortreffliche Neuauflage der bereits erwähnten Daumerschen „Dichtungen des Morgenlandes“, die Jacob Dr. Leopold Hirschberg im Verlage Trovitsch u. Sohn in Berlin SW. 48 herausgegeben hat, auf des Vorteilhafteste ab. Der Text bietet zunächst Daumers Nachdichtung nach Hafis, dann die Abteilung „Mahomed und sein Werk“, die der Weisheit des Koran gewidmet ist, und zum Schlusse „Die Weisheit Israels“, Nachdichtungen aus dem Hohen Liede, den Propheten und späteren dichterischen und moral-philosophischen altjüdischen Schriften. Die liebebestrunkenen mystischen Lieder des Hafis, der von Goethe als das erlauchteste Vorbild gefeiert wurde, treten uns hier in ihrer ganzen Vollendung entgegen und nehmen uns immer aufs neue gefangen. In diesen Dichtungen, die an Glanz erotischer Leidenschaft und an mystisch tiefer Versenkung in das Herz des Weltalls vielleicht noch über Goethes Westöstlichen Divan stehen, flammt die Sonne des Orients, duften die Rosen in den Gärten von Schiras, klingt das Lied der Nachtigall mit einer Süßigkeit, die in der Weltliteratur nicht ihresgleichen hat. An Hafis schließt sich „Mahomed“, und die arabische Poesie, von der schon Goethes Westöstlicher Divan so herrliche Proben gibt, glänzt uns hier in ihrer ganzen vornehmen Männlichkeit und ritterlichen Tapferkeit entgegen. Auch die „Weisheit Israels“ überrascht und fesselt durch den in ihr enthaltenen Schatz humanistischer Lehre und seiner Denkart und Sittenlehre, und insbesondere im Talmud begegnen uns Berken, wie man sie bei diesem von Nichtkennern oft geschmähten Buche kaum vermuten sollte. Der Band macht einen den Bibliophilen geradezu

entzündenden Eindruck in seiner geschmackvollen und sorgfamen Einkleidung.

„Junge Kunst“.

So betitelt sich ein Sammlung von Monographien über Künstler unserer Zeit, deren Herausgeber Professor Dr. Georg Biermann ist. Jeder Band hat ein farbiges Titelbild, 32 ganzseitige Tafeln und enthält im Textteil neben der Einführung eine Selbstbiographie des Künstlers. (Leipzig 1923, Verlag von Klinckschardt und Biermann.)

Der Zufall oder irgend eine Strebung des Publikums will es, daß Lebensbeschreibungen zurzeit mehr als Romane verlangt und gelesen werden. Vielleicht kommt das daher, weil in der Biographie für unsere nach Aktivität hungernde Zeit mehr Leben verörpert ist. Das biographische Prinzip klingt jedenfalls auch voll aus in der Sammlung „Junge Kunst“. Fast ausnahmslos enthalten diese Monographien neben ihrem beschreibenden Teil noch ein Wort vom Künstler selbst: Aphorismen, Briefstellen oder kurze Selbstbekenntnisse. Sie leuchten in persönliche Tiefen hinein, sind oft wertvolle Bausteine zu besserem Verstehen.

Wenn wir diese neue Schriftenreihe übersehen — es sind darin enthalten: Othon Coubine von Biermann, Alexander Archipenko von Wiese und als zweites Bändchen Paul Gauguin, Marc Chagall von Wirth, Christian Rohlfz von Uphoff, Cesar Klein von Däubler und eine zweite Auflage des Bändchens Ludwig Meidner, von ihm selbst geschrieben, nur eine Nachbemerkung des Herausgebers hinzugefügt — so finden wir, das alle diese Bändchen vertraut, verschwifert in einer Beziehung sich zusammensuchen und eine große seelische Provinz bilden. Sie sind alle Stilisten, diese Künstler, daß heißt fern von getreuer Naturnachahmung. Aber es ist kein Stil vergangener Jahrhunderte, sondern der Stil ihres eigenen starken Temperaments und eine von jeder Programmatik freie künstlerische Entwicklung, die sich hier offenbart.

Als erste greifen wir heraus zwei ganz verschiedene Vertreter unserer jüngsten Malerei in Deutschland: Cesar Klein und den ewig jungen, nun 74jährigen Christian Rohlfz. Däubler spricht in seinen vortrefflichen Ausführungen von der „unausgesprochenen pathetischen Rhythmil“ in den Werken Cesar Kleins. Er bezieht sich damit auf das farbige Element, das selbst in den Schwarz-weiß-Werken dieses Künstlers rhythmisierend in Erscheinung tritt. Auch Rohlfz' stärkste, ureigenste Leistung beruht auf der Ausprägung des Farblichen; Uphoff nennt seine Malereien „Lichtgebilde“, die sich auf dem Gipfelpunkt des malerisch Möglichen behaupten.

Ludwig Meidners künstlerische Sprache, die sich in den vergangenen Jahren in Ausdrucksübersteigerung gefiel, scheint nun abgelöst durch eine zur Ausgeglichenheit hinführende Wendung. Das barocke Ruckeln seiner Linie schwächt sich ab zu schwellender Kurve, und ganz besonders in den Köpfen zeigt sich eine maßvolle Auswirkung dessen, was gesagt werden soll. Künstler wie Paul Gauguin und Dion Boucicault reden von vornherein schon eine beruhigte, klare Formsprache. Die Wiedergabe einzelner ihrer in der „Jungen Kunst“ reproduzierten Werke muß als Inbegriff einer dekorativen und malerischen Einheit auch denen Erlebnis werden, die der modernen Kunst bisher ferngestanden haben.

„Die Kunst ist für alle geschaffen, doch sind nicht alle für die Kunst geschaffen“, diese Worte Archipenko werden manch einen begleiten, der sich in seine Skulpto-Malereien zu vertiefen sucht, und doch müssen auch jene zugeben, daß der stark geometrische Aufbau seiner Plastiken einer schmiegsameren, gegenstandsähnlichen Form zu weichen beginnt. Er und der zweite Russe dieser Sammlung, Marc Chagall, werden es schwerer haben, trotz ihrer ausgezeichneten Interpreten, Wiese und With, dem deutschen Gemüt verständlich zu werden. Archipenko durch die starre Abstraktheit seiner Kunst, in der er immer nur „Kräfte des Geistes in Leistungen“ umzusetzen sucht, Chagall in seiner „überreife Schwere“ durch sein hassidisches Fühlen und visionäre Schauungen, die seine Bilder fremd zu uns herübersehen lassen.

So ist Georg Biermann bestrebt, uns in diesen geschmackvoll ausgestatteten Bändchen, die nun schon die Zahl 40 erreicht haben, die Welt der „Jungen Kunst“ immer in einem besonderen Fall vor Augen zu führen. Jedes Bändchen ein Akkord in einer harmonisch fließenden Folge.
H. Heine.

Die gotische Holzfigur. Ihr Wesen und ihre Technik. Von Hubert Wilm. Mit 86 Abbildungen im Text und 226 Abbildungen auf 196 Tafeln. Leipzig 1923, Verlag Klinckschmidt u. Biermann. In Halbklein 36 M.

Hubert Wilm erfährt in diesem Werk den Fluß des plastischen Lebens in der Zeit der Gotik, hebt Welle für Welle an das Licht; sein kritisches Auge zerperlt diese Wellen in ihre ungezählten Einzel-tropfen, und unter der Lupe seines sehlegenden Blickes werden Schönheit und Schäden im Geformten und Gefärbten des mittelalterlichen Holzbildwerks dem Mitgehenden fraglos klar. Von den Werkstätten und dem Werkstoff ausgehend, von

der Arbeit des „Faschmalers“, der Vergoldung und Bemalung kommt Wilm zu den heute noch erhaltenen gotischen Holzbildwerken, ihrer ursprünglichen Fassung und ihrem augenblicklichen Zustand. Ein Beobachter und Ausschneider, gibt der Verfasser den zusammenfassenden Rat, den er nicht stark genug betonen zu müssen glaubt: Hinweg mit aller Restaurierung, herunter mit der die ursprüngliche Tönung und oft auch die Form verderbenden Ausbesserarbeit. Ein Kapitel „Fälschungen“ gibt konzentrierten Aufschluß über Raffinement und manchmal auch verblüffende Einfachheit der Betrugsmittel, mit denen der heutige Mensch — der Geschäftspraktiker — die Spuren des Alters und die vielen technischen Eigenarten der gotischen Holzplastik künstlich herzustellen weiß, so daß selbst kunstgeübte Augen oft gefälscht von echt nicht unterscheiden können. Ein reiches Bildmaterial ist den Ausführungen beigelegt. Wilm gibt in vorzüglicher Ausführung 226 ganzseitige Abbildungen, von denen nahezu die Hälfte noch nicht reproduzierte Kunstwerke sind. Sie bestätigen das Gesagte und geben uns klare Anschauung von der Größe mittelalterlichen Kunstlebens, obwohl der Verfasser im Einzelnen nicht auf sie eingeht.
Hel. Heine.

Michelangelo Buonarroti. Von Georg Brandes. Mit vielen Bildern. Erich Reiß Verlag, Berlin 1924. 448 Seiten.

Michelangelo als geistige Einheit und zugleich in geschichtlicher Verbundenheit aufgefaßt, ist das Thema dieses in die großen Michelangelo-Biographien sich würdig einreihenden Buches. Wenn ein Mann wie Georg Brandes sich eine solche Aufgabe stellt, können wir von vornherein einer vorzüglichen Charakterisierung gewiß sein. Zugleich ist Brandes insofern gute alte Schule, als er die Persönlichkeit des Künstlers nicht umbichtet oder mythisiert, sondern sich so viel wie möglich auf eine objektive Basis zu stellen sucht. Was wir dabei an Bewegtheit und Impulsivität der Schilderung einbüßen, gewinnen wir an Klarheit und Abrundung der Charakteristik, sowie an der durch den Gegenstand normierten Wissenschaftlichkeit, die uns eine zeitgeschichtliche Einreihung des Meisters ermöglicht, der unter dreizehn Päpsten gelebt und geschaffen hat. Wir wandern ihn mit, den Weg der Geschichte, und streifen dabei viele gewichtige Persönlichkeiten, wie Papst Julius den Zweiten, Raffael, Bramante, Vittoria Colonna u. a., die irgendwie bedeutsam mit Michelangelo verknüpft waren. Im Mittelpunkt seines Lebens aber standen die beiden Grundkräfte: „Sella und Paläpina“. Wir erleben das an der Hand von Gedichten des großen Meisters, die uns Brandes als

ausschlußreichste Dokumente dieses Künstlerlebens vermittelt. Selbstverständlich hat sich Brandes auch mit allem einschlägigen Material vertraut gemacht; er zieht zeitgenössische Quellen, wie Vasari und Condivi heran und setzt sich zugleich mit ganz modernen Anschauungen auseinander. So z. B. mit Rodin, der in Michelangelo — dem Repräsentanten der italienischen Renaissance — „einen Fortsetzer gotischer Bildhauerkunst“ gefunden zu haben glaubt. Die wichtigste Einstellung des ganzen, vom Verlage nach seiner Bedeutung gewürdigten Buches aber scheint mir diese, daß wir Michelangelo als „eigentlichstes und tiefstes Wesen als Schöpferkraft“ erleben; denn nur diese weit über alles Maß hinausreichende Kraft hat es ihm ermöglicht, Gott als Weltenschöpfer — als Demiurgos — darzustellen. Hel. Heine.

Länder der Zukunft. Von Vilhalmur Steffanson. Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden. Zwei Bände. Mit 119 Bildern und 8 Karten. Leipzig, F. A. Brodhäus 1923. Gr. 8°. 743 S. geb. Gz. 30, in Ganzleinen 34 M.

Ein kanadischer Amerikaner norwegischer Abkunft schlägt zuerst die Schuldbirektoren-Laufbahn ein, befinnt sich aber rechtzeitig auf das Wikingerblut in seinen Adern und wird Polarforscher. Noch jung, macht er seine erste Nordpolexpedition 1906/07, seine zweite 1908/12 (mit der literarischen Frucht: „Mein Leben mit den Eskimo“), seine dritte 1913/18. Deren Buchergebnis liegt in den obengenannten zwei starken Bänden vor; die rein wissenschaftlichen Erzeuße der von Steffanson als Oberkommandant geführten Expedition veröffentlichte in 15 Bänden die Regierung Kanadas, das diesem einen Mann die Angliederung vieler tausender Quadratkilometer neuen Gebietes mit noch unübersehbaren wissenschaftlichen und praktischen Werten dankt. Bei der Rückkehr von seiner erfolgreichsten Ausfahrt begrüßten Steffanson höchste Ehrungen, übernimmt durch die drei dazu berufensten Vertreter seines Landes: den kanadischen Ministerpräsidenten und die zwei bisher ragendsten Helden amerikanischen Polarforschung: General Greely und Admiral Peary. Dieser, schon schwerkrank, hielt auf den jüngeren Freund und Nachfolger seine letzte Rede, in der er feststellte: Steffanson habe als der erste den Sinn der Tätigkeit im Polargebiet erfaßt, habe durch seine reichen ausgewerteten Erfahrungen Kraft seiner großen natürlichen Anlagen, körperlichen und geistigen, jedes Problem des Nordens gelöst, vor allem dieses: in Verbindung der Intelligenz und der Willenskraft des Weißen mit der Weidmanns-, der Polar-kunst des Eskimo vom Lande selbst zu

leben. Damit habe er einen „unübertrefflichen“ Rekord aufgestellt. — Wie ist uns denn? Weidmannskunst in der „oben Region ewigen Schweigens, ewigen Eises, bar alles Lebens?“ Jawohl. Da nimmt dieser kühne Entdecker ein paar tüchtige, seiner Führung zuversichtliche Männer der Expedition mit, eine Anzahl erprobter Hunde und leichte Schlitten, nötige Waffen und Geräte zum Vorstoß in die gefrorene, „gänzlich leblose“ Beaufortsee. Ohne andere sogenannte Provisionen! Die „Zurückgebliebenen“ schauen dem „verrückten, andere verführenden Selbstmörder“ in der festen Überzeugung nach, die kleine Schar nie wiederzusehen. Und nach einem reichlichen Jahre des Totgefangenseins kehren sie zurück, gesünder und wohlgenährter denn je! — Einsteilen „marschieren“ sie 93 Tage lang auf Treibeis. Dann eröffnet sich ihnen ein immer reicher und interessanter werdendes Leben. Mit Land-, Insek- und anderen Entdeckungen. Steffansons Schlußfolgerung bewährt sich: Da das Tierleben von den Tropen bis zu den Polarkreisen in der Raumeinheit immer mehr zunimmt, muß es auch hier ein solches geben, und es wurde nur deshalb nicht beobachtet, weil man es als ausgeschlossen betrachtete und darum nicht nach ihm ausschaute. So verließ er sich hinsichtlich der Lebensmittel und Brennstofffrage völlig auf die Gflichkeit der Arktis. Und durfte es. Eisbären und Seehunde sorgten für Licht und Wärme; für Ernährung taten es außer der Anzahl von Seehunden die Rubel von Neuntieren (Karibus) und Herden von Dribos: Woll- oder Schafrindern, fälschlich Moschusochsen genannt. Außerdem Fische, Hasen, Gänse, Schneehühner zur Abwechslung. Stets also frisches Fleisch. Und daher kein Skorbut! — Dann viel Material für leicht zu erbauende warme Schneehäuser zu behaglichem Ausruhen, nachts in Schlaffäden, tags sogar „in Hemdsärmeln!“ Dazu das den arktischen Jäger kennzeichnende „Übermaß von Gesundheit“. Für ihn zudem eine Fülle von Berufszielen: Wolfs-, Eisbär-, Seehund-, Karibus-, Fuchs- und Hasenjagden. — So lag das klassisch-romantische „Selbenlied“ der Arktis verwandelt da: anstatt ewigen Winters Jahreswechsel mit mildem Frühling, köstlichen Sommerreisen, heißen Tagen und Nächten; anstatt unvergänglicher Schnee- und Eisregion reich und vielblumige Wiesen, prärieähnliches Gefilde mit Duzenden von Schmetterlingsarten; anstatt tödlichen Schweigens zwitschernde Vögel und, leider! summende Moskito; anstatt ständig drohenden Verhungerns überreichliche frische Nahrung. Seitdem er selbst, sagt Steffanson, die alten eingewurzelten Vorurteile mäßig

verloren und den Norden wirklich kennen gelernt habe, sei er sich dessen Schönheit, Freiheit und Güte mehr und mehr bewußt geworden.

Dementprechend liest man das hochwichtige, fesselnde Werk, das von Überzeugungskraft leuchtet, weil es durchaus den Eindruck gewissenhafter Gründlichkeit, klarer Sachlichkeit, gültiger Gerechtigkeit, schöner Begeisterungsfähigkeit und schließlich Bescheidenheit macht. Für eben diese zeugt schon die eine Tatsache, daß unter den sämtlichen (von ihm und Wilkins aufgenommenen) Bildern keines seine eigenen deutlich erkennbaren Züge trägt. Besonders anziehend ist seine Volksliebe: hier zu den ihm außerordentlich anhänglichen Eskimovölkchen, unter denen er das „Blonde“ entdeckte. — Manches Schwere hat auch ein Steffansson zu tragen gehabt. Aber er hat es siegreich bestanden und wird just dieses des ferneren tun. E. M. Hamann.

Vorfrühling. Roman von Alfred Frankhauser. Grethlein u. Co., Zürich und Leipzig. 8°. 332 S.

Ein charakteristisch ausgeprägter Schweizer schuf hier einen Kindheitsroman, wie er eigenartiger kaum gedacht werden kann. Als Gesamtergebnis seiner Lebensüberschau stellt der Verfasser fest: Das Häßliche und Unerlöste darin war seine eigene „wilde“ Natur; das Schöne und Vollenbete darin stieg über diese Natur hinaus wie der Himmel über dunkle Landschaft. Von früh an lebte im Knaben die Sehnsucht, im Lebenslied als Saite mitzuklingen. Aber das erwähnte Wilde in seinem Wesen widerstrebt immer solcher Schönheits-erfüllung. Verwirklichte sie sich dennoch, so erkannte er dies als „Wunder“, das dann auch mit anderen gleicher Art den Vorfrühling seines Daseins reich und schön zu machen bestimmt war. Aus diesem kindlichen Erfahrungsleben heraus hebt das Buch neun Kapitel. Sie lesen sich wie Dichtung und bedeuten ergreifende, erschütternde Wahrheit. Wieder einmal enthält sich uns das Drama einer auf jauchzende Freude und Schmerzburchbehte Trauer eingestellten begabten Kindesseele, die unverstanden bleibt und auch sich selber nicht versteht. Das ganze Buch ist Abglanz einer drängenden Schönheits- und Gütesehnsucht, die sich einstweilen an Wundern der Natur und des großen Du im ihr nahekommenen Menschlichen von Erfahrung zu Erfahrung erfüllt. Durch zu rasches Wachstum in den Nerven überstark gespannt, fühlt sich der in Traumleben und Verjüngtheit eingegründete Knabe mythisch gewedt zum unmittelbaren Verstehen der Natur. Wie von Persönlichkeit zu Persönlichkeit offenbart sie sich ihm. Aber fern hält sich seine nächste Umgebung,

der Kreis seiner Altersgenossen. Sie wittern Hochmut in dem immer sauberen Sohn eines einfachen Käfers und richten zwischen sich und ihm eine Trennungsmauer auf, die ihn fast das Leben kostet. Ein ausländischer Fremder ruft in ihm zuerst die Sehnsucht nach dem Weiten, Geahnten, Namenlosen wach. Von da ab trägt auch er das Heimweh in sich, ein Fremder der innersten Veranlagung nach zu sein — die Tragik eines jungadeligen Gemüts, dem aber auch das Schicksal, wie immer es sich gestalte, nichts Wesentlichen anhaben kann. E. M. Hamann.

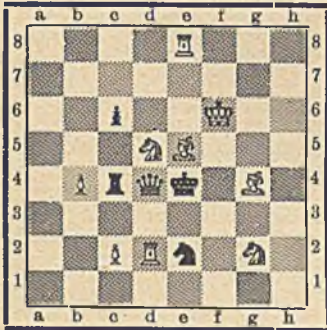
* Die „Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei“ hat ihren Mitgliedern als Jahresgabe für 1922/23 anlässlich des 50. Geburtstags von Börries, Freiherrn von Münchhausen am 20. März d. J. drei bisher unveröffentlichte „Ibhyllen“ des Dichters dargeboten. Es gewährt einen ganz besonderen Genuß, von dem Dichter der kraftvollen „Mitterlichen Lieder“ und „Balladen“ so zarte und innige Töne zu vernehmen, wie er sie in diesen „Ibhyllen“ anschlägt, zu deren Veröffentlichung er sich lange nicht entschließen konnte. Die von Boeschel u. Trepte gewählte Ungerfraktur und das gefällige kleine Format erhöhen den intimen Reiz des Buches noch ganz wesentlich. Die Gesellschaft betritt mit dieser Jahresgabe einen neuen Weg, auf dem sie unter den großen bibliophilen Vereinigungen Deutschlands noch keine Vorgänger gehabt hat; es soll fortan jedes Jahr den Mitgliedern ein bisher unveröffentlichtes Werk eines lebenden deutschen Dichters übermitteln werden. Da die Jahresgaben der Gesellschaft nicht in den Buchhandel gelangen, sondern nur an die Mitglieder verteilt werden, sind sie auch ein sehr wichtiges und wertvolles Werbemittel für die Gesellschaft, deren Aufgabe es ist, die Bestrebungen der Deutschen Bücherei, ihre Entwicklung als nationale Bibliothek großen Stils zu unterstützen und zu fördern. Der Jahresbeitrag beträgt mindestens 10 Mark. Von den älteren Jahresgaben der Gesellschaft sind noch folgende in wenigen Exemplaren erhältlich: Jahresgabe 1917, Faksimiledruck von Heinrich von Kleists Ode „Germania an ihre Kinder“, mit einer Einleitung herausgegeben von G. Minde-Pouet (Preis 10 Mark). Jahresgabe 1918, „Aus den Briefen der Götzensammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler“, herausgegeben von J. Goldfriedrich (Preis 20 Mark). Jahresgabe 1919/20, Ludwig von Hoffmanns Wandgemälde aus dem Großen Besenfaal der Deutschen Bücherei. Zwei Vierfarbendreproduktionen mit Text von G. Minde-Pouet (Preis 10 Mark).



Bearbeitet von Otto Adermann.

Aufgabe Nr. 423.

Einar Lehn. 1. Pr. Sydsv. Dagbl. 1923/4.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 424.

Dr. G. W. Bettmann
1. Pr. Good Comp. 22. 2. 24.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Lösungen.

Nr. 408 von W. Neichert: 1. Sd5—f4.

Nr. 409 von L. Schwarz
1. Da3—a8.

Nr. 410 von J. Rduch:
1. Lg3—d5, K : d4, 2. Sc4; 1... e : d6, 2. Dg5+; 1... e : d5, 2. S : g6+; 1... Kf6, 2. Dh8+; 1... e6, 2. Sc4+; 1... g : h5, 2. D : e7+; 1... bel., 2. Te4+.

Nr. 411 von W. Dreifert: 1. Ld5—e6, Kd4, 2. Dd5+; 1... Kb4, 5, 2. Dbl+; 1... b5, 2. c3.

Nr. 412 von J. Rduch:
1. f3—f4, g : f5, 2. Dh5; 1... e : f5, 2. De2; 1... e : d4, 2. T : d5; 1... e4, 2. De2; 1... e : f4, 2. T : f4. Wurde wegen eines Doppelzuges (für den man noch immer in England besonders empfänglich ist) ihres Preises verlustig erklärt.

Liste der Löser.

Dr. Kreyher in Sangerhausen, M. Döschler in Weiskirchen, F. Altmann in Soest, W. Dreifert in Dortmund, A. Sandgathe in Oberhausen.

Aufgabe Nr. 425. Erstabdruck.
F. Cumpe, Bohumilice.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 426. Erstabdruck.
F. Palas, Hamburg.



Weiß nimmt seinen letzten Zug in Soest, W. Dreifert in Dortmund, A. Sandgathe in Oberhausen.

Zu unseren Aufgaben.

Die schwedische Aufgabe (423) empfing ihre Auszeichnung in einem Turnier, bei dem die Löser über die Rangfolge der Bewerbungen abstimmten. Das zur Bearbeitung gestellte Thema lautete: Mattveränderung. Der amerikanische Zweizüger (424) ist gradlinig und nicht schwer zu durchschauen (teilweise allerdings eine Folge der für seine Klasse vorgeschriebenen Höchstzahl von 12 Steinen). Aber er ent-

sen, A. Wolf in Buchau-Karlsbad, A. Althoff in Siegburg, D. Bergmann in Frankenberg: 408/9, 411/2; K. Gedrich in Hamburg 24, Vikar G. Jansen in Essen-Vielinghausen 408/9, 411; Rgbmstr. P. Schwerin in Lausenburg, W. Schneider in Heidersdorf 408/9; F. Verhausen in Wipperfurth 408/10, 12; B. Koffler in Wien, D. Fellner in Hermsdorf, A. Nahl in Braunau, W. Kanzler in Hindenburg, D. Hofmeister in Neuenburg: 408; C. Schwarz in Horb 402/8, 11. G. Fehl in Griesheim 408/9.

hält eine Scheinlösung, die ihn als Prüfling in einem Lösungsturnier vorzüglich geeignet macht.

Wie denken unsere Leser aber über die Besonderheit, denen folgender, aus demselben Wettbewerb stammender Zweizüger seine Schwierigkeit verdankt? Nr. 427 von N. G. Stubbs: Weiß Kh7, Dg5, To8, Lf5, Sb4, e4, Bc3, g6; Schwarz: Ko5, To7, Se7, g4.

Der liebenswürdige Stil unseres böhmischen Mitarbeiters verleugnet sich auch in seinem neuen Beitrag nicht. Von

schwererem Kaliber, aber großartiger Vollkommenheit ist der Dreizüger Nr. 428, mit dem Dr. J. J. D'Neese eine ehrende Erwähnung im Februar-Turnier des Good Companion-Club erstritt. Der australische Komponist ist seit einigen Jahren zu einem der bedeutendsten Problemlöser englischer Zunge aufgerückt. Die Aufgabe verlangt, aber verbietet auch grünlichstes Studium. Weiß: Kh8, Df8, Tf6, Lg7, g8, Se2, f1, Bo2, d4, g2, g3; Schwarz: Ke4, Ta3, Le1, h7, Sd2, h1, Bc3, e6, d7, e5, g5, g6, h2.

Schachliteratur

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien von Dr. Max Lange, 4. Aufl. 112 S. 8°. Geb. 1,60 M. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Nr. 281 der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ ist in vierter Auflage der Lehrgang von Dr. Max Lange (dem Jüngeren) erschienen. Es handelt sich um einen für den völligen Neuling im Spiel bestimmten und durch klare, knappe Darlegungen für diesen Zweck gut geeigneten Leitfaden. Der Untertitel ist allenfalls geeignet, Erwartungen zu erwecken, die bei dem Umfange des sehr preismäßigen Werkchens unmöglich erfüllt werden könnten. Auch der Endspieltitel, d. h. die Umsetzung des im Laufe der Partie errungenen materiellen Überwichts in den endlichen Gewinn, bedarf in einer neuen Auflage unseres Trachtens größerer Ausführlichkeit und wäre es auch auf Kosten einiger der vorgeführten Meisterpartien.

Die hypermoderne Schachpartie, 2. Folge. 64 S. Gr. 8° (cf. April 1924). Verlag Wiener Schachzeitung, Wien IV, Schafferg. 13a.

Der vorzügliche Eindruck, den die bereits besprochene erste Lieferung des Tartakowerschen Schachlehr- und Lesebuches machte, wird durch die jetzt vorliegende erste Fortsetzung noch verstärkt. Des Autors Vortragsweise ist so anziehend, um nicht zu sagen ergötlich, daß der Leser ohne Ermüdung in Tiefen schachtheoretischer Erörterungen folgt, denen er sich bei einem systematischen Lehrbuche sehr wahrscheinlich von vornherein entmutigt abgewendet hätte. Die Kapitel: „Lehre von den Schwächen“ oder „Was ist Fehler?“ erscheinen uns u. a. besonders anregend. Für einen strebsamen Spieler mittlerer Stärke gibt es gar keine bessere Förderung als diese Plauderstunden mit Meister Tartakower.

Eurt von Bardleben, Sonderheft 2 zu Kagans Neuesten Schachnachrichten. 20 S. Gr. 8°. Einzelpreis 0,50 M., sämt-

liche Sonderhefte des Jahres 1924 zusammen 4 M. Verlag B. Kagan, Berlin W. 8.

Das Heft enthält die eingehende Biographie des vor kurzem gestorbenen Berliner Meisters und Analytikers aus der Feder F. Mieses nebst Porträt und sechs ausgewählten Partien mit Erläuterungen. Sonderheft 3 bringt einen Bericht über Dr. Em. Laskers Schachreise nach Rußland, Partien vom Meraner Turnier, insgesamt 22 Meisterpartien.

Minneskritik herausgegeben von der Schachgesellschaft zu Eskilstuna (Schweden) zur Feier ihres 15jährigen Bestehens. 20 S. Gr. 8° mit mehreren Gruppenbildern und Porträts.

An Goethes Spruch: „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß,“ fühlten wir uns lebhaft erinnert, als wir die schmutze Festschrift in die Hand nahmen, die die Schachgesellschaft eines kleinen südschwedischen Städtchens (Eskilstuna) zur Feier ihres ersten Jubiläums herausgibt. Aufsätze, ausgewählte Partien und Probleme legen bereites Zeugnis ab von der liebevollen Pflege, die das Schach dort erfährt.

Feenschach.

Die Februar-Aufgaben haben uns zwei Einsendungen gebracht; wir hoffen aber, daß in Zukunft ein erheblich größerer Teil unserer Schachfreunde an diesen sehr geistreich erfundenen Schachrätseln Gefallen finden wird. Der Erstabbrud Nr. 426 rührt von einem der ideenreichsten deutschen Verfechter der neuen Kompositionsrichtung her. Es sandten ein: N. Hedrich im Hamburg: 413, M. Dischler in Triberg: 412. Lösungen: 412: 1. Weiß nimmt folgenden Zug zurück: Kg6 : Th5; 2. Schwarz nimmt mit dem wiedergegebenen Turm zurück Th8 : Dh5 und 3. rochiert; jetzt endlich gibt Weiß 4. Dh5—h7 Matt. Ein wahres Kolumbussei.

413: Schwarz beginnt: e2 : f1 wird Läufer, nun zieht Weiß 1. Dh2, Schw. So4, worauf 2. Td3 mattsetzt. D. N.

Rätsellecke

Stiefel-Räffelsprung mit Königszug.

			krat-	ne	be
			in	hän-	sen
			mäh-	bir	dann
			mach-	der	ren-
			dem	nar-	ein
			tat-	und	fei
			zen	ne	zi-
			zet	en-	wenn
			bet-	ge	sal-
				de	feu

Palindrom.

Gleich einem Firsterne am Firmamente
Stand sie im Kreise ihrer Zeit,
Sie hatte Geist und manche Talente.
So steht's im Buch der Vergangenheit.

Dreh' um den Nam', ein neuer wird ersteh'n,
Er zeigt den Schöpfer leichter Musik.
An seinen Melodien, die nicht verweh'n,
Abst du, bist du Kenner, gute Kritik.

M. Th. Morgenroth

Anderrätsel.

Leber, Eiger, Bruch, Nabe, Keim, Rinne,
Gran, Kind, Birne, Feige, Gras, Rost,
Star, Tal, Kiel. Es ist je ein Buchstabe
derart zu ändern, daß die wegsfallenden
Buchstaben der Reihe nach eine Skizze
und die neuen nach Ordnen deren böhmischen
Dichter nennen. M.

Rätsel.

Von Heinrich Minden in Dresden.

1.

Ein's hüllt dich ein zur Ruhezeit,
Zwei während deiner Tätigkeit.
Frühmorgens, just um Tagbeginn,
Steckst du vielleicht in 1, 2 drin.

2.

Der dritte soll den Wandrer kleiden,
— so mag's gewöhnlich richtig sein.
Ist er bestimmt den ersten beiden,
Dann ist er's Ganze und sehr klein.

Federhantel.

	o							o	
o	o	o	o	o	o	o	o	o	o
	+			+				+	
	+			+				+	
o	o	o	o	o	o	o	o	o	o
	o							o	

Die Hantelbalken nennen:

1. eine Naturerscheinung,
2. einen Floß.

Die Federreihen von oben nach unten:

1. einen Beruf,
2. einen König im alten Rom,
3. ein Volk des Alten Testaments.

Nach Zusammenbrücken der Hantel,
also ohne Kreuze:

1. die Befehlsform eines Zeitwortes,
2. eine Interjektion,
3. einen Berg in Tirol.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 7

Räffelsprung.

Umsonst suchst du des Guten Quelle
Weit außer dir, in wilder Luft;
Zu dir trägt Himmel oder Hölle
Und deinen Richter in der Brust.

Silberrätsel.

Mühlborn, Anaximander, Rimini, Imme,
Abälard, Manometer, Ni, Georgenbach,
Deborah, Ampère, Zeitgeb, Eierstab, Niere,
Admiral: „Maria Magdalena“, Friedrich
Hebbel.

Anagramm.

plus, Puls.

Scherzrätsel.

10 Finger, 10 Behen.

Rätsel.

1. Zuchthaus.
2. Postam(en)t.
3. P(lund)er; Lund — Peru.

Von der Schnurrpfeifergilde

Der neue Mieter.

Von Curt Seibert.

Herr Glodentür hatte einen neuen möblierten Herrn, seitdem der letzte sein Studium beendet hatte und fortgezogen war. Nun wohnte seit zwei Tagen Herr Blümchen in dem schönen, neu tapezierten Balkonzimmer. Er studierte Philologie und war augenblicklich nicht zu Hause, so daß Herr Glodentür ungestört sein Mittags-schläfchen halten konnte. Er schlief ruhig; denn Herr Blümchen hatte die Miete schon im voraus bezahlt. Das Sofa, auf dem er ruhte, stand quer vor der Tür zum Balkonzimmer, und Herr Glodentür hatte die Angewohnheit, während dieser Zeit seine Uhr an die Türklinke zu hängen, die sich über der Mitte des Sofas befand.

Leider hatte er vergessen, diese Gewohnheit dem neuen Mieter mitzuteilen und ihn zu bitten, doch ja nicht auf der anderen Seite auf die Klinke zu drücken. Sein Schlaf wurde daher etwas unruhig, und ab und zu öffnete er die Augen. Trotzdem schien er die Rückkehr des Studenten überhört zu haben; denn plötzlich vernahm er ein Geräusch, und wenn er nicht sehr schnell zugefaßt hätte, wäre die Uhr auf die Erde gefallen. Man hatte nämlich drüben die Klinke niedergedrückt.

Der fängt ja gut an, dachte Herr Glodentür, hängte die Uhr wieder an ihren Platz und rief hinüber:

„Nicht auf die Klinke drücken, wenn ich bitten darf!“

Die Antwort war scharf und kurz. Sie lautete:

„Quatschkopp—!“

Herr Glodentür traute seinen Ohren kaum. So etwas war ja noch nicht vorgekommen, seit seine Frau tot war. Das hätte er dem jungen Mann mit den guten Manieren gar nicht zugetraut. Wie man sich doch irren konnte! Aber dem würde er Bescheid sagen, sobald er ihm auf dem Gang begegnete. Vorläufig hatte er genug zu tun, um schleunigst wieder seine Uhr zu retten, da man drüben wieder auf die Klinke drückte.

„Herr, lassen Sie diese Späße,“ rief er wütend und klopfte an die Türe, „glauben Sie, ich bin ein . . .“

„Quatschkopp,“ klang es nebenan.

Gleichzeitig ging die Klinke herunter. Zum drittenmal hing er die Uhr kunstgerecht auf, hing sie aber alter Gewohnheit gemäß mit zitternden Händen wieder an ihren schwankeu Ort. Dann erhob er sich, stellte sich vor die Mitte der Tür und sagte

langsam in ruhigem Tone, einem Tone, der größeren Wutausbrüchen voranzugehen pflegte:

„Wenn Sie nicht Ihre Mädchen aufgeben, fliegen Sie am Ersten!“

„Schmeiß den Kerl raus!“ war die Antwort von nebenan.

Das war der Tropfen am Eimer, der die Geduld des sonst gutmütigen Menschen zum Überlaufen brachte. Mit großen Schritten eilte er aus dem Zimmer und wollte zu seinem neuen Mieter hinein. Aber der hatte abgeschlossen. Also zuerst frech und dann noch feige. Das paßte ja zusammen. So trommelte er mit beiden Fäusten heftig gegen die Tür und verlangte Öffnung in kürzester Frist. Aber im Balkonzimmer regte sich nichts. Dafür ging die Korridortür auf, durch die Herr Blümchen hereintrat. Vergnügt und heiter, sein Stöckchen schwingend . . . Im Nu schlug die Stimmung bei Herrn Glodentür um.

„Herr Blümchen,“ rief er atemlos, „ein Einbrecher ist in Ihrem Zimmer. Schließen Sie auf, ehe er entwischt.“

Mit vereinten Kräften traten sie ins Zimmer. Es war leer. Nur ein verängstigter Papagei, den der Student vor kurzem erstanden hatte, flatterte aufgeregter hin und her und ließ sich gerade wieder auf der Türklinke nieder, während nebenan die Uhr endgültig am Boden zerschellte.

* * *

Vor hundert Jahren geschrieben —

Wis heute gültig gelieben!

Unsere Friedensschlüsse sind nur die Regenbögen zwischen zwei Gewittern.

Die Sonne des deutschen Volksgeistes ist in tausend Sterne von Menschengestirnen zerprungen.

Das deutsche Volk ist Münchhausens Bär, der an der mit Honig bestrichenen Deichsel des letzten Friedenswagens sich fortgeleckt und dann eingepfählt wurde, so daß jetzt jeder Türke über ihn lachen kann.

Unser Volk ist ein Stodfisch; erst wird er geprügelt und dann gar aufgeessen.

Die deutsche Kaiserkrone ist der Ribbelungenhort und liegt so tief im Rhein begraben, daß sie zwar kein Fremdling rauben wird, der Deutsche selbst sie aber nicht mehr findet.

(Aus den „Streckerken“ von Wolfgang Menzel, Heidelberg 1823.)



Willy Siebjen:



In der Schwemme

Der teuflische Torwart

Roman aus den Kärntner Bergen

Von Gustav Renker



Der Postwagen rumpelte vorbei. Auf dem holperigen, steinigen Weg tanzten seine Räder abwechselungsweise in die Luft und plumpften wieder zur Erde nieder, das hohe Verdeck schwankte wie ein Segelboot im Winde, und der Schwager auf dem Vord ließ jetzt eben die lange Peitsche über die schweißnassen Rücken der Pferde hinschlagen; denn nun ging es bergan und jenseits wieder bergab, dann neuerdings hügelan, immer den steilen Hang entlang auf schmaler Straße. Ein massiges Holzgeländer trennte den Weg von dem Abgrund, in dessen Tiefe die Liefser gischtete und brüllte. So laut, daß das Rütteln und Poltern des hinter einer Waldecke entschwindenden Postwagens bald von dem starken Lärmen des Wildflusses aufgejogen wurde.

Tobias Kallerer war wieder allein. Mit raschem Blick hatte er gesehen, daß seine beiden Reisekoffer auf dem Deck des Wagens aufgeschwallt waren. Wenn das Behältnis unterwegs nicht irgendwo in die Lieferschlucht stürzte, konnte er also sicher sein, daß sein Gepäck in Gmünd vor dem Postgasthof abgeladen und ihm dort erwarten würde. Er selbst hatte in Spittal, dem Städtchen am Draufusse, genug gehabt von dem zweifelhaften Hochgenuß des Postkutschensfahrens. Am Morgen war er von Klagenfurt in einem solchen Schleuderkasten abgereist. Bis Villach war es noch halbwegs gegangen. Nur gab es hier zwei Stunden Aufenthalt. Französische Soldaten hatten die Reisenden auf Herz und Nieren geprüft. Denn jeder, der jetzt die Draufwärtsfuhr, aus Kärnten dem Tirolerlande zu, war verdächtig, geheime Briefe und Aufstandsbeehle bei sich zu tragen. Besonders, wer aus Klagenfurt kam. Denn diese Stadt galt den napoleoni-

schen Offizieren als besonderes Nest heimlicher Verschwörung. Andreas Hofer war zwar tot, und die Franzosen waren Herren im Alpenland. Aber irgend etwas lag in der Luft, das wußte man. Nur war dieses Etwas wie Wasser, das man hell und klar vor sich sehen sieht, das aber, wenn man darnach greift, unter den Fingern zerrinnt. Bei Tobias Kallerer beruhigten sich die Späher rasch. Er konnte eine Verordnung der Schulbehörde vorweisen, nach welcher er, Sohn des Aktuariums Franz Kallerer aus Klagenfurt, dreiundzwanzig Jahre alt, ledig, katholisch, von Beruf Schulmeister, zwecks Übernahme einer Lehrstelle nach Gmünd im Liefertale reise. Das gleiche bestätigte ein Paß, vom politischen Departement Klagenfurt der Provinz Illyrien ausgestellt. Provinz Illyrien — dazu gehörte jetzt Kärnten. Napoleon hatte es so gewollt, und was der wollte, geschah.

Tobias mußte, als er dem nachsah, ein wenig vor sich hinlachen. „Vous venez de Klagenfurt, Monsieur?“ hatte ihn der Franzose gefragt. Und Klagenfurt hatte er so ausgesprochen: „Claschankür.“ Dazu seine Geiernase in den Reisesack gesteckt. „Qu'est ce que ça?“ Wie Krallen waren die hageren Hände auf ein Notenblatt losgefahren, ein unschuldiges Papier, auf dem Kallerer ein Lied geschrieben hatte, das ihm just in den Sinn gekommen war. „Ah, vous êtes musicien, compositeur?“

„Non, pas compositeur. Seulement un maitre, qui aime la musique.“

Daraufhin hatte ihn der Franzose in Ruhe gelassen und sich um die anderen Reisenden gekümmert. Seine geübte Menschenkenntnis hatte wohl nach dem flüchtigen Blick auf das Notenpapier und einem bedeutend

schärferen in das verträumte Gesicht des jungen Lehrers erkannt, daß der nichts mit Politik zu tun habe. Und wahrhaftig, darum hatte sich Tobias Kalterer auch nie gekümmert. Gerade angenehm war auch ihm die Franzosenherrschaft in Kärnten nicht, aber mit der Unbekümmertheit der Jugend fügte er sich in das Unabänderliche; und jetzt reiste er einem neuen Ziele zu. Zuerst nach Villach, dann mit dem Buxtertaler Postwagen weiter nach Spittal. Hier war ihm das Stoden und Rütteln in der engen Kabine zu arg geworden; er hatte sein Gepäck dem Postknecht des Wagens nach Gmünd übergeben und war mit leichtem Mäntel talein gewandert. Durch die enge Tieferschlucht empor, an der grünen Talweite des Millstätter Sees vorbei, nun wieder in die Röhle des tiefeingeschnittenen Grabens, den sich der Fluß, von der Urkraft weißquellender Gletscherbäche genährt, im Laufe der Jahrtausende durch das Gestein genagt hatte.

Die Straße wand sich immer höher über die zerklüfteten Felsen des dampfenden Grundes, dessen Ufer zeitweise zitternde Regenbögen wie bunte Eisenbrücken verbanden. Über den Wänden der Schlucht begann der Wald, dicht und zähverwurzelt, sich an Felsblöcken klammernd, aus toten, sturngerissenen Stämmen neuen karglichen Nährboden schaffend. Man sah kein Ende des Waldes; seine zerackte Linie schnitt scharf in den blaulichten Himmel ein. Doch darüber, das wußte Tobias und hatte es von Spittal aus gesehen, ging es immer weiter in die Höhe. Hoch über der Schlucht, von hier aus unsichtbar, hörte das Reich der Bäume auf, kamen kurze, grüne Weiden, dann Geröll und endlich die Todesstille einsamer Felskare, deren Schneefelder auch sommerüber wie große, seltsame Blumen weiß niederleuchteten.

Tobias Kalterer liebte den Wald und die sonnigereite Weite der Felser, er liebte die Natur der Klagenfurter Ebene, des hügeligen Unterkärnten, wo die fruchtbare Erde in willig ge-

löster Hingabe sich dehnte. Aber die starre Ode der talernen Gipfel war ihm unverständlich, er sah ihre Notwendigkeit in der für den Menschen geschaffenen Zweckmäßigkeit der Erdkugel nicht ein. Dennoch war eine Neugierde in ihm, einmal in den Felsenfaal des Leblosen einzubringen.

Er sann dem stürzenden Wildwasser der Lieser nach, flog in Gedanken aufwärts, das enge Tal entlang — immer kleiner wurde der Bach, immer spärlicher der Wald. Jetzt kamen Weiden, dann Geröll, Stein an Stein, dann ein riesiger Wurm aus Eis, dessen weitgeöffnetes Maul das Wasser ausspie. Und, noch immer hoch über ihm, dunkle Felsen, aus weiten Schneefeldern aufwachsend, zur Höhe getürmt, zu Gipfeln zusammenstrahlend.

Ob da oben wirklich nur Tod und Vernichtung war? Oder irgend etwas ganz Neues, ganz Fremdes, das man mit Alltagsmaß nicht werten konnte? Tobias entfann sich eines Mannes aus seiner Jugend, den er längst vergessen hatte, so vergessen, daß ihm nicht einmal mehr der Name gewärtig war. Nur die Erscheinung sah er plötzlich vor sich: groß, mit wehendem Rothbart und braunem Gesicht. Der hatte viel Leid erlebt, sein Sohn war ihm gestorben, die Frau im See ertrunken, sein Vermögen hatte er verloren — und dennoch entfann sich Tobias, daß der Mann jeden Sonntag froh und glücklich aus den Bergen, in denen er seine freie Zeit zubrachte, heimgekehrt war. Die Leute hatten ihn einen Narren und Spinner geheißen und nie begriffen, was er oben im wilden Gewand der Karawanken gesucht hatte. Einmal kam er auch wieder, an einem Frühlingsmorgen; aber da trugen ihn vier Männer. Jemandwo im Gebirge war er erfroren. Und ein Leuchten stand auf seinem Gesicht, als hätte er in der letzten, einsamen Stunde noch einmal alles Liebe und Schöne, das ihm das Leben geraubt hatte, wieder geschaut. Er war der erste Tote, den Tobias je sah; aber die Seligkeit

dieses starren Antlitzes lebte noch heute so stark in ihm, daß er vor dem Tod nur Ehrfurcht, nicht aber Grauen empfand. Tobias Kalterer fuhr auf; denn über das Rauschen des Wassers hoben sich, langsam näher kommend und stärker werdend, Schritte. Ein Männlein kam des Weges, die Straße von Spittal daher und war lustig anzuschauen. Es trug einen breiten Hut, der oben spitz und steil zusammenlief, hatte die Krempe des Hutes mit vielerlei Wurzelzeug und etlichen bescheidenen Wiesenblumen überladen und ein verschliffenes Gewand, das über und über mit Pech beschmiert war. Vom Gesicht des Menschen waren nur eine große, gurkenförmige Nase, an der Spitze hübsch violett mit kleinen Aderchen, und zwei immer zinkernde, wasserhelle Auglein zu sehen. Alle andere, was etwa Haut, Mund und Ohren hätte darstellen können, verschwand in einer Fülle braunen Haares, das Kinn, Wangen, Lippen und Schläfen bedeckte und unter dem Hut in die Stirn niederquoll. Auf dem Rücken trug der Mann einen schlaff niederhängenden Zwickhsack. Es war Tobias als Kind des Landes unschwer erkenntlich, daß der kleine Kerl, der ihm kaum zur Schulter reichte, ein Wurzelgräber und Pechsammler war, der wohl in Spittal seine Ware zum Markt gebracht haben mochte. Und da ihm der Wildbärtige schon von weitem fröhlich zuwinkte wie einem alten Bekannten, wartete er sein Nahen ab, gab Gegengruß und ging dann neben ihm her.

Das Männlein war von höflicher Art; es entschuldigte sich seines Winkens, der Herr habe ganz recht, wenn er denke, er sei ein großer Schwäher, der nicht die drei Stunden Weg geschlossenen Mundes ziehen könne — aber das sei nun einmal so; er könne es wirklich nicht, und wenn er niemanden zum Plaudern habe, rede er mit sich oder mit dem Getier, das sein Wandern umschwirre — etwa den Falkern und Mücken, umkrieche — etwa einer Eidechse oder Schlange — und überhüpfe, wie

Rehe, die sich aus dem Dickicht über den Menschenpfad schnellen. Im übrigen heiße er der Wurzelmaz, und der Herr sei wohl ein vornehmer Fremder, der vor den unruhigen Zeitläuften Frieden in der Bergstadt suche. Da habe er ganz wohl getan; denn nirgendwo sei es stiller als in der Gmündnerstadt, besonders jetzt, wo Handel und Wandel wegen dem Krieg stoppe und nur selten mehr ein Planwagen vom Ratschberg nieder licherab radle.. Früher sei das anders gewesen eja, früher! Er entfinne sich noch — — —

Tobias schnitt den Redestrom mitten durch: „Und jetzt kommt Ihr aus Spittal. Gute Geschäfte gemacht?“

„Laufig, laufig! Die Fremden bringen allerlei Gewürz mit sich, sonderlich jene Soldaten des Napoleon, die aus Italien kommen. Und auß Fremdländische fliegen die Leute. Meine Bergarzneien schauen sie kaum mehr an.“

„Und dennoch habt Ihr den Sack leer?“

„Weil ich mit Schaden verkaufe, damit ich's nicht wieder heimischleppen muß. Ist aber noch etliches darin. Da, ein Büchsel Schlangenschmalz! Das hat mir niemand abgekauft und ist doch so gut gegen die Lungensucht. Ein Flascherl Edelrautenwasser, hilft bei der Gicht. Aber's ist just so, als hätt' der Herrgott das Gliederreißen abgeschafft von der Erde — niemand will das Wasser. Und da“ — er warf hurtig den Sack von der Schulter und wühlte darin — „ein Mraunmanderl. Wer das im Haus hat, wird nie arm. Und was haben sie mir gesagt, wie ich's angeboten hab'? Brennholz haben sie selbst in Spittal, haben sie gesagt. Ja, Herr, die alten Bräuch' kommen ab und der alte Glauben.“

„Ob's nicht doch Aberglauben ist, das mit dem Wurzelmanderl?“ lächelte Tobias.

Der Kleine wurde noch eifriger. „Ich tät's nicht sagen an Eurer Stell', ich nicht. Hier in den Bergen ist's

anders als bei Euch im Unterland. Hier haben die Sachen, die aus der Erde kommen, noch geheime Kraft, die keiner ergründet hat. Und gar der Altraun da beim Goldbergwerk im Radlgraben hab ich ihn ausgescharrt; na, und dort, wo Gold im Boden ist, muß ein Wurzelmandel doch Kraft haben. Und wie ich's grad in die Taschen steck', kommt oben aus der Wand der teuflische Torwart heraus, schreit wie ein Vieh und schmeißt Steine nach mir. Der wird schon gewußt haben, was das Altraundel wert ist, und hat mich verjagen wollen. Aber ich hab's schon im Sack gehabt und bin gelaufen, ujjeh, gelaufen!"

Jetzt blieb Tobias stehen und lachte aus vollem Halse. „Wurzelnaz, die Zunge geht Euch schneller als der Gedanke. Ihr erzählt da Kunterbuntes und vergeßt, daß ich fremd bin. Ich weiß weder etwas von einem Goldbergwerk hier herum noch von einem Radlgraben. Und wer Euer teuflischer Torwart ist, kann ich mir schon gar nicht denken.“

Der Pechknisternde sah den jungen Mann hilflos an und zwinkerte mit den Augen, als seien die Lider ein Uhrwerk, das unaufhörlich in Bewegung sei. Den Mund hatte er vor Verlegenheit weit aufgesperrt, daß zwischen den strähnigen Bartflechten ein mächtiges, gelbbraunes Gebiß sichtbar wurde. „Ja, ja!“ meinte er dann und kraute sich an der Stelle, wo etwa das rechte Ohr sitzen mußte. „So bin ich halt — nehmt's nicht für übel. Im Erzählen vergeß ich immer, was man zuerst bedenken muß. Ihr seid ja nicht von da.“

„Aber ich werd's bald werden. Wir werden uns oft sehen, und einmal berichtet Ihr mir in Ruhe, was da in den Bergen los ist.“

„Wollt Euch bei uns ansiedlig machen?
„Der neue Lehrer bin ich.“

Jetzt wurde der Naz wieder froh. „Lieb ist mir das, gerade lieb. Da tann ich Euch sagen, daß Ihr auf mein Hansel schauen sollt. Den schick ich heuer das erste Jahr in die Schul.“

„Ist's Euer Bub?“

Wieder kratzte er sich. „Just meiner nicht. Hab aber noch drei, den Cyprian, den Anastas und die Frida. Die sind jünger, das Mädal hat erst drei Jahr. Die kommen dann später zu Euch.“

„Die drei sind also Eure rechten Kinder — der Hansel wohl ein Stiefkind?“

Der Naz machte ein betrübtes Gesicht. „Daß Ihr mich aber auch gar nicht versteht! Mein sind alle vier; aber von mir sind sie nicht.“

„Ich muß schon sagen, ich versteh Euch nicht.“

„So ist die Sach: ein Kindernarr bin ich, aber bei den Weibern hab ich kein Glück. Werdet's wohl verstehen, wenn man eine solche Nase hat! Aber dabei bin ich gar nicht so alt, erst dreißig vorbei. Die Nase kommt nicht vom Schnapseln, meiner Seel nicht. Erfroren hab ich sie mir einmal im Schneesturm auf dem Tschirnock. Groß ist sie schon immer gewesen; aber danach ist sie noch gewachsen und so blau geworden. Das sind jetzt schon zehn Jahre her. Und seitdem, wenn ich mich hab beweiben wollen, haben die Mädal immer auf die Nase geschaut und — das andere könnt Ihr Euch eh denken. Eine hab ich gern gehabt — natürlich hat sie einen andern genommen. Der ist ihr mit einer Kellnerin durchgebrannt und sie ist in die Diefen gesprungen. War ein Kind da, mutterseelenallein; das ist der Hansel, der heuer zu Euch in die Schul kommt. Der Cyprian ist von einer andern, die mich auch nicht gemocht hat. Sie hat den Buben lebig gekriegt vom Wirtsohn aus Trebesing und ist dann fort. Das Kind hab ich behalten. Der Anastas ist von meiner dritten. Die ist nach kurzer Eh' mit dem Gmünder Postkutschner gestorben und ihr Kind hatte eine böse Stiefmutter gekriegt. Na, ich hab ihn genommen. Und mit der Frida war's so: Da hab ich die Grubenbauerliesel gern gehabt um alles in der Welt. Nicht zu denken, daß der Pechschaber die Bauerntöchter kriegt! Einmal kommt sie zu mir,

weint und schreit, sie will in die Diefen springen. Warum denn? Mit dem ersten Knecht von ihrem Vater hat sie was gehabt, und, wie's schon so ist, jetzt soll was Kleines kommen. Der Knecht aber war ein Lump, und es war gut, daß die Diefen das beizeiten erkannt hat. Einen rechtschaffenen Burschen hätte sie gern, den Sommereggersohn. Aber, wenn der von der Gesicht was hört! Na ich, bin schon einmal ein nützlicher Kerl und hab ihr einen Schelmenrat gegeben. Eine Tant' hatt's in Billach, bei der soll sie entbinden. Und das Kind werd' ich nehmen. Do hat sie's in der Nähe und kann's sehen, wann sie will. Da hab ich also auch die Frieda gehabt. Die Diefen hat nach einem Jahr, wie sie von ihrem Mann einen festen Buben gekriegt hat, dem Sommeregger alles gebeichtet, und er hat ihr verziehen. Nur das fremde Kind hat er nicht im Haus haben wollen. Hätt' es nicht hergegeben, das Würmel."

Tobias Kalterer wollte etwas entgegenen, wollte dem Naz sagen, daß er gar kein Nichtsunk, sondern ein edler Mensch sei. Aber der Wurzelmann sprang von seiner Erzählung alsogleich auf anderes über, indem er mit der Hand nach vorne wies, wo sich dunkle Tannen einer Schlucht, die sie eben auf einer Holzbrücke überquert hatten, gleich einem Vorhang auseinander taten und ein weiter, grüner Talkessel sichtbar wurde. Dort stand, hoch über den aus zwei Gräben zusammenströmenden Wildflüssen Diefen und Malta, ein mächtiges Gebäude, das hell und leuchtend durch die einsetzende Dämmerung schien.

„Das ist das Gmündner Schloß. Und die Stadt sehen wir auch schon — sind schon Lichter in den Fenstern.“

Die Straße senkte sich rasch nieder; erste, kleine Häuser standen am Weg, und verspätetes Schellenläuten von Vieh, das noch auf der Weide war, schwebte hell und fein über dem Rauschen des hier beruhigten, breit hinströmenden Flusses. Im Norden dunkelten die Wälder tiefblau an den

Hängen; über ihnen aber hing ein rötlich zitterndes Leuchten in dem grünseideneen Abendhimmel wie eine ruhig verlöschende Fadel. Das war der letzte Sonnenstrahl auf einem der hohen, rätselhaften Berge, deren Kronen ewiger Schnee ist.

Schwer und trozig baute sich uralter Stein auf, ein Tor, durch dessen hallende Wölbung sie schritten. An seinem Ausgange wurden sie angerufen, sahen Bajonette im trüben Licht einer Öllampe blinken und auf wildbärtigen Gesichtern hohe Mützen aus Bärenfell. Die Soldaten Napoleons hielten auch hier Wache und prüften des Fremden Paß, während der Naz ohne weiteres durchkam. Aber er wartete, etliche Schritte von den Franzosen entfernt, des Lehrers und geleitete ihn zu dem Gasthof, über dessen Türe ein Posthorn in einem holzgeschnittenen Eichenkranz hing.

Dann ging der Mann ein wenig bekümmert den langgestreckten, mit zwei Baumreihen bestandenen Platz hinauf, dem oberen Tore zu, über dem das Schloß wie ein großer weißer Marmorblock in den Abend leuchtete. Etliche Münzen klinkerten in des Naz Hosensack; aber es waren ihrer gar wenige für vier hungrige Kindernäuler. Dazu war der Wurzelmann seiner leichtfertigen Art gemäß noch verschwenderisch gewesen; denn er hatte aus Spittal den drei älteren je eine karminrote Orange mitgebracht, wie sie der Handel des kleinen Gmündnerstädtchens nicht führte; dem Nestling Frieda aber hatte er eine rotweiß bemalte Zuckerstange erstanden. Allerdings hatte er dafür auf ein richtiges Mittagessen verzichtet und nur von seinem herben, harten Roggenbrot gekaut.

Und der Naz entsann sich zu seinem Troste, daß er einmal die Kunst des Schusterns gelernt habe. Das Stillsitzen an einem Fleck taugte ihm zwar wenig; aber wenn's nicht anders ging — „In Gottes Namen, tun wir halt wieder zerrissene Stiefel fliden!“ beschloß er sein Sinnen mit einem laut gesproche-

nen Saße und öffnete die Türe der etwas wackeligen Hütte, die seine und der Kinder Behausung war.

* * *

Auch in der „Post“ waren Franzosen einquartiert. Offiziere aus der Gascogne, übermütige, junge Leute, die an einem großen, langen Tisch gezedet hatten, als Tobias Kalterer abseits in der Ofenecke sein Nachtmahl eingenommen hatte. Und einer hatte dem Fremden höflich-ironisch zugebetrunken: „A votre santé, monsieur!“

Der Lehrer hatte dem Spott die Spitze abgebrochen, indem er in gleicher Sprache für den Zutritt dankte. Daraufhin waren etliche Redensarten herüber und hinüber geflattert — woher, wohin, wie langes Verweilen. Ganz belanglos; aber der Lehrer merkte doch eines: denen da saß das Mißtrauen ebenso im Nacken wie den Fremden im Unterland. Und er sah nicht, wie der Blick des Schankknechtes, der im Hintergrunde saß, aufflammte, als er sich mit den Franzosen in ihrer Muttersprache unterhielt, düster und feindselig aus dem Halbdunkel zu ihm herüberbrannte, bis Tobias seine Kerze nahm und zur Ruhe ging.

Anderntags war von Düsterteit und Schatten keine Spur. Die Sonne spiegelte auf dem taufrischen Pflaster des Platzes, die Sperlinge waren früh wach und lärmten in den Kastanienbäumen, auf dem Schneegipfel im Norden aber lag das Licht wie ein Netz aus silbrigen Spinnwebfäden.

Es war noch recht still in der kleinen Stadt. Vor den beiden Toren gingen die bärenmüßigen Grenadiere auf und ab, mit verschlafenen Gesichtern, die Gewehre unter dem Arm. Wie Maschinen waren sie; zehn Schritte gingen sie aufeinander zu, bis sie fast zusammenprallten, standen dann einen Augenblick still, schmissen sich herum und gingen wieder auseinander.

Unter dem weit vorspringenden Hausbache der „Post“ saß auf einer Bank der Schankknecht von gestern abend, hatte eine Reihe zierlich be-

spornter Offiziersstiefel vor sich stehen und rieb sie mit der Bürste blank. Auch das geschah so mechanisch wie das Patrouillieren der zwei Soldaten, daß es den Frieden des morgendlich stillen Dorfplatzes nicht störte. Die abgerissenen, fast uhrwerksmäßigen Bewegungen des Knechtes und der Wachen paßten ebenso in die Ruhe der alten Häuser mit ihren vorgezogenen bunten Vorhängen wie das langsame, träge Kreisen des Turmhahnes über dem einen Tore oder das gleichmäßige Rauschen des Flusses.

Tobias Kalterer warf dem Knechte einen freundlichen Morgengruß hin und bekam ein mißmutiges Anmurren als Antwort zu hören. Trotzdem trat er auf ihn zu und fragte nach der Wohnung des Stadtpfarrers, an den er vom Domdechant in Magesfurt ein Empfehlungsschreiben hatte.

Der Knecht wies mit der Stiefelbürste nach dem Nordtor. „Dort und dann rechts. Neben der Kirche ist der Pfarrhof.“

„Danke.“ Aber er ging noch nicht. Jrgend etwas reizte ihn an diesem Menschen, vielleicht das Abweisende, Herbe, das ganz so war wie die Natur dieser Berge. „Eine schöne Reihe Stiefel habt Ihr da zu putzen.“

„Das ist meine Sach.“

„Freilich, ich habe auch gar nicht gesagt, daß ich Euch helfen will. Aber hört, seid Ihr gegen Gäste Eures Hauses immer so höflich?“ Jetzt endlich sah der Mann auf. Er hatte einen auffallend langen, wie ein Ei geformten Schädel mit spärlichen Haaren, eine plattgedrückte Nase und nur ein dunkles, leidenschaftliches Auge. An Stelle des anderen war eine rote Höhle. Von dieser lief eine tiefe Narbe der Nase entlang und über die Lippen, die dadurch in zwei ungleiche Hälften gespalten waren. Der Mann war von wahrhaft riesigem Körperbau, seine Hände glichen großen Schaufeln und waren bis zu den Fingervurzeln dicht behaart. Jetzt stand er auf und überragte den Lehrer fast um zwei Köpfe.

„Ich tu meine Arbeit und fürs Reden werd' ich nicht gezahlt.“

„Und wie muß ich Euch rufen, wenn ich Eure Dienste will?“

„Urs Lahner heiß ich.“ Eine Weile sah das eine Auge den Fremden prüfend an. „Ihr seid auch einer aus dem Lande, Herr?“

„Ja, aus Alagenfurt. Der neue Lehrer bin ich.“

„Gar der Lehrer seid Ihr! Ja, ja, traurig ist's schon.“

„Was ist da Trauriges daran?“

Der Riese schupfte die Achseln, setzte sich wieder und begann an einem der Stiefel zu reiben. Es sah ganz so aus, als würde er nunmehr kein Wort reden, und Tobias Kalterer ging seines Weges. Er wußte zwar, daß das Bergvolk Fremden gegenüber mißtrauisch und verschlossen ist; aber diese Art der Ablehnung sah wie offenkundige Feindschaft aus, deren Grund er sich gar nicht denken konnte.

Er sagte das auch dem Stadtpfarrer, einem freundlichen alten Herrn, den er gerade beim Morgenessen antraf und dem er nach den üblichen Verußgesprächen das Vorkommnis erzählte.

„Ja“, sagte der alte Herr besinnlich, „daran werden Sie sich gewöhnen müssen. Das Volk hier ist wie seine Berge, steckt voll tiefer Geheimnisse, die ich auch nicht kenne. Manchmal huscht mir blitzschnell ein Lichtlein vorbei, so daß ich irgend eine bestimmte Ahnung bekomme. Aber noch lange kein Wissen. Was fremd oder über ihren Kreis hinausgewachsen ist, dem verschließen sie sich. Ich bin selbst ein Bauernsohn, vom Ossiacher See. Aber dort ist das Land heller und die Sonne reicher, dort gibt es über dem Kloster Ossiach auf dem Tauernberg Laubwälder, die im Frühling lichtgrün und duftig sind wie ein helles, liebes Lied. Und der See ist ein zweiter blauer Himmel, rundum mit flüsterndem Schilf bekränzt, in dem weiße Wasserrosen leuchten. So sind auch die Menschen dort — froh, ein bißel leichtsinnig, aber herzensoffen gegen jeden. Hier aber! Gehen Sie nur eine Stunde

talauf, dann ist das Tal ganz eng, die Wälder fressen jede kümmerliche Wiese, darüber stehen die schwarzen Gratsfelsen, und von den Eisströmen weht ein so kalter Wind, daß einem das Lachen auf den Lippen gefriert. Dort beginnen die Geheimnisse und das viele Seltsame, das wir uns nicht zu denken wissen. Es ist, als sei in den Bergen ein verstecktes Leben und als seien die Menschen aus diesen Bergen nur düstere Boten und Sendlinge, die ins Tal vorgeschickt werden, um uns Andere zu warnen, die Finger von Dingen zu lassen, die wir nicht fassen können. Auch Urs Lahner ist einer aus der Ode zuhinterst im Tale. In der Brandstatt, der allerletzten Siedlung, ist sein Vaterhaus gestanden, bis es vom Hochwasser zugebedeckt wurde. Da ist er dann hierher gekommen.“

„Wahrscheinlich ein Kaufbold und wüster Gesell?“

„Ganz im Gegenteil. Die gräßliche Wunde im Gesicht hat ihm eine stürzende Fichte beim Holzfällen geschlagen, er aber, der Urs, tut seine Arbeit und hat nur ein Steckenpferd: er sammelt merkwürdige Steine, wie man sie oben in den Wänden findet, Krystalle, Granaten und solches Zeug. Wenn Sie einmal einen Gang in die Berge machen wollen, kann ich Ihnen keinen besseren Führer empfehlen. Er kennt jeden Fußbreit Boden da oben.“

„Nun nach der Abweisung, die ich jetzt erfahren habe, bezweifle ich, ob er mich führen wird. Da will ich schon lieber allein gehen.“

„Da haben Sie recht, junger Freund. Holen Sie sich aus den Bergen die nötige Lebenskraft. Wir haben sie bitter nötig in diesen traurigen Zeiten.“

Der Pfarrer war ans Fenster getreten und sah zum Tor hinab, vor dem die beiden Soldaten nach wie vor wie aufgezogene Spielpuppen hin- und hertrippelten.

„Ich möchte heute schon etwas von der Gegend kennen lernen“, sagte Tobias. „Ein komischer Kauz, den ich gestern traf, der Wurzelnaz, hat mir etwas von einem alten Goldbergwerk

erzählt, das sich da oben befinden soll — im Radlgraben, glaube ich, sagte er. Wo ist das wohl?“

Der Pfarrer wandte sich rasch um, und auf seinem zarten, feingeaderten Greisengesicht stand plötzliche Bestürzung. „In den Radlgraben wollen Sie — und gar zu dem alten Goldbergwerk? Tun Sie das nicht.“

„Warum denn? Etwa wegen des — wie sagte der Naz nur? — ja, des teuflischen Torwarts?“

„Das wissen Sie auch schon?“

Tobias erzählte in kurzen Worten die Mär, wie der Wurzelnaz sein Alträuschen gefunden haben wollte. „Und das,“ schloß er, „kann doch nur eine Spukphantasie des Volkes sein.“

Der Pfarrer wiegte bedenklich den Kopf. „Ich sagte Ihnen ja schon — die Berge hier herum haben ihre Geheimnisse. Es ist nicht gut, wenn man sie enträtseln will.“

„Wissen Sie, Hochwürden, was das ist — der teuflische Torwart?“

„Soviel ich Ihnen sagen kann, sollen Sie erfahren. Hoch oben im Reißeckgebirge, dessen Ausläufer Sie hier vom Fenster aus sehen, steht zwischen zwei Bergen, welche die Leiern heißen, ein seltsames Felsgebilde. Ich selbst habe es noch nie gesehen, nur Gemsjäger kommen dort hinauf. Aber dieser Stein mitten in einer Scharte soll unverkennbare teuflische Züge tragen, und weil er just in dem Felsentor steht, das ins Drautal hinüberführt, heißt er der teuflische Torwart.“

„Vor Steinen habe ich mich nie gefürchtet,“ lachte Tobias Kalterer.

„Warten Sie ein wenig — die Sache geht noch weiter. Ich erzähle Ihnen alles so, wie sich's die Leute sagen. Manchmal kommt in den Stein wirkliches Leben und er wandert. Wird ganz zur menschlichen Gestalt und steigt in den Radlgraben nieder. Dort war früher wirklich ein Goldbergwerk, und wo Gold ist, hat der Böse bekanntlich reiche Ernte. Wie ein wildes Tier, das an einem Plage gutes Futter gefunden hat und nun immer wieder zu diesem Plage zurückkehrt, lauert der teuflische

Torwart in den Felsen über dem Goldbergwerk, dessen Stollen schon halb zerfallen sind, nach vorwizigen Menschenkindern. Darum ist es im Radlgraben und sonderlich beim alten Bergwerk nicht geheuer. So geht die Mär im Volk um.“

„Und die Lösung?“

„Die kann ich Ihnen nicht sagen.“

Kurzes Schweigen folgte. Tobias Kalterer wußte nicht, ob die letzte Antwort des Pfarrers darum erfolgte, weil er selbst diesen Dingen wissenlos gegenüberstand oder ob ihm vielleicht eine Pflicht seines Amtes Schweigen auferlegte. Jedenfalls hatte der Bescheid so geklungen, als sei darin die Mahnung versteckt: nun frag' nicht weiter.

Aber wie war es doch? Der Pfarrer hatte ja selbst gesagt, daß ihm als Kind einer anderen Gegend vieles hier verborgen sei. Andererseits konnte er als gebildeter Mann kaum an die Wirklichkeit einer alten Volksfrage glauben. Warum aber dann die Warnung, den verrufenen Radlgraben zu besuchen?

Das Unbefriedigende der Unterredung wühlte noch in ihm, als er wieder den Hauptplatz hinabschritt, um im Gasthose einen Bergstock zu entleihen. Fester denn je war er entschlossen, das geheimnisvolle Bergtal zu besuchen; an Spuk glaubte er nicht und gegen menschliche Widersacher hatte er ein gut geladenes, doppelläufiges Terzerol in der Tasche.

Urs Lahner saß nicht mehr vor den Franzosenstiefeln auf der Bank. Er war jetzt in der Gaststube beschäftigt und hob eben ein Faß Wein auf den Schanktisch. Tobias bemerkte, daß der Knecht unter die beiderseitigen Ränder des Fasses nur je einen Finger eingehakt hatte. Dennoch klappte er das bis obenan gefüllte Gebinde wie eine Kegelfugel.

Ob er einen Bergstock haben könnte, klopfte er dem Riesen auf die Schulter.

Der fuhr herum und sah mit gerunzelter Stirn auf den Gast nieder. Ja, erklärte er borstig, das könne er haben.

„Hättet Ihr nicht Lust, mich gegen großes Trinkgeld ein wenig zu führen? Ich möchte die Gegend kennen lernen.“ Es stichelte Tobias, zu erfahren, ob die Feindseligkeit des Knechtes auch bei der Aussicht auf Verdienst nicht zer-schmelze wie Märzschnee vor der Sonne.

„Hab' keine Zeit.“

„Ich bitt' Euch vom Wirte los. Und 's ist ja nicht weit, nur ein wenig in den Radlgraben.“

Die Züge des Knechtes veränderten sich jäh. Das Auge begann zu funkeln und an den Schläfen wuchsen die Adern heraus. Er hob seine furchtbaren Pranken ein wenig, als wollte er dem Lehrer an die Gurgel fahren. Dann aber ließ er sie wieder sinken, trat ganz nahe heran und zischte Tobias heiser zu: „Wollt Ihr jetzt schon mit Eurer verdammten Schnüffelei anfangen?“

„Ich versteh' Euch nicht.“

„Tut nur nicht so. Aber ich rat' Euch eins: mischt Euch nicht in unsere Sachen, sonst kann's ein schlimmes End' nehmen mit Euch.“

„Untersteht Ihr Euch, mir zu drohen? Ich werd' es dem Wirt klagen.“

„Klagt, wem Ihr wollt. Geht gerade hinauf zu den französischen Offizieren und laßt Euch ein paar Soldaten mitgeben. Aber mich laßt in Ruh. Wenn Euch das Gold Ehr' und Scham nimmt — mir kann's nicht mein Seelenheil rauben.“

Er wandte sich und polterte zur Türe hinaus. Tobias stand noch eine Weile in der Gaststube und versuchte, seine Erregung über das ungebührliche Benehmen des Knechtes zu meistern. Es war ihm ebenso unerklärlich wie des Pfarrers räthelhafte Worte, wie des Wurzelnaz abenteuerliche Erzählung. Nur eines begriff er: ein Zusammenhang mußte da sein, vom Golde hatte ja auch der Urs Lahner gesprochen. Hatte wohl gemeint, er, Tobias, wolle in dem alten Bergwerk nach Schätzen suchen und hatte gefürchtet, daß dabei vielleicht das Ortsgepenst des Torwartes entlarvt werden könnte. Auf wie schwachen Beinen mußte dieser Spuk stehen, wenn ihm von einem zu-

gewanderten Schulmeisterlein Gefahr drohte!

Tobias Malterer vergaß über diesem Gedanken, der ihn sogar belustigte, den Groll gegen den groben Knecht und beschloß mit der Zähigkeit seines Willens, die er von jeher bewiesen hatte, nun erst recht den Radlgraben zu besuchen.

Auf dem Stadtplatz war es lebendig geworden und die wenigen Geschäfte, die sich dort befanden, öffneten ihre Thüren in Erwartung von Kunden. In einem der Läden kaufte er einen Bergstock und ließ sich den Weg zum Radlgraben beschreiben. Das leise Staunen in der Stimme des Händlers hatte er nach den bisherigen Erfahrungen erwartet und überhörte es absichtlich.

Er schritt die Strecke zurück, die er gestern an der Seite des Wurzelnaz gegangen war, und bog dann bei einer kleinen Siedlung ab. Daß dem Wildbach entlang ein Weg führte, der sogar Gleis Spuren zeigte, wunderte ihn nicht. Das war wohl noch von früher her, als die Erzfarren vom Bergwerk in das Tal fuhren. Jetzt waren die Gleisfurchen verwachsen, stellenweise gänzlich eingeebnet; auf dem Wege wucherten Büsche, sogar junges Fichtenvolk sog aus dem steinigem Boden kärgliche Nahrung. Unaufhaltsam rückte der Hochwald gegen das schmale Band Erde vor, das man ihm einmal entrisßen hatte, sandte als Vorposten Moose, Gräser und Büsche und ließ durch junge, dem Untergang geweihte Bäume den hartgetretenen Boden lockern für neue Saat, die dann hier wachsen und gedeihen würde. So dicht und hoch war der Wald, daß man von der Umgebung fast nichts sah. Nur über den Wipfeln, gleichsam aus dem krausen Gewirr der Fichten selbst hervorschauend, ragten schwarze Zacken und Hörner der Berge empor.

Die Sonne fiel in zerfurchten Lichtbündeln durch das dichte Geäst auf den Moosboden — es war, als hingen von den Zweigen durchsichtige Schleier, aus allerfeinsten Goldfäden gewebt nieder. Zeitweilig rauschte es im Unterholz, ein Reh sprang langsam über den Weg

und sah aus großen, dunklen Augen den Eindringling erstaunt an, um dann in schnelleren Schritten im Tann zu verschwinden. Auf einer steinigten, von den Pflanzen noch unbezwungenen Stelle des Weges lag, zu einem Kränzchen zusammengerollt, eine braune Schlange. Gerade auf diesen Platz fiel die Sonne freier nieder und umgrenzte einen großen Kreis, der nach dem laugen Dämmern des Waldganges wie ein Teich voll gelber, sich leise wiegender Wasserrosen schien. Auf diesen Rosen lag die Schlange gleich einer metallisch schimmernden Krone. Als Tobias näher trat, hob sie das feine Köpfchen mit den strahlend schwarzen Augelaugen, züngelte lebhaft, löste ihren Ring und wand sich gemächlich in ein Dickicht von Farnkräutern. Noch lange sah man die raschelnde Bewegung der Blätter, als ob durch grünleuchtendes Wasser ein unsichtbares Schiff seine Kielfurche zöge. Dann verhallte das Rascheln und es wurde wieder sehr still. Nur irgendwo abseits des Weges rauschte der Bach, und sein Brausen versing sich in den Wipfeln, wurde dort im Echo gleichmäßig und sanft hinschwellend, als sei der Wald eine einzige tönende Orgel.

Eine sonnige Wiese kam, um deren tiefblaue Genzianen das Summen von Bienen und Hummeln läutete. Hier verlor sich der Weg. Tobias Kalterer schritt den ganzen Waldbrand ab und konnte keine Fortsetzung des Pfades finden. Überall standen junge Fichten, ihnen vorgelagert dornige Gesträuche. Dem jungen Lehrer war, als beginne hier das Reich der Geheimnisse. Die alte, aus fernen Zeiten stammende Bergwerksstraße mußte unbedingt ihre Fortsetzung haben, die dort ihr Ende fand, wo einmal Schlägel und Hammer im Gestein gedöhnt hatten. Fast war es Tobias, als ob das Rätselhafte des Grabens nun auch auf ihn seine Wirkung ausübe. Hatte vielleicht der unheimliche Herr dieser Gegend den Weg mit Bäumen und Sträuchern verammelt? Aber nein, der hatte ja nur Wohlgefallen daran, wenn sich Menschen, vom Goldfieber getrieben, dem alten

Stollen näherten. Oder waren es freundliche Waldgeister gewesen, die dem teuflischen Torwart die Beute nicht gönneten und den Weg versperrt hatten, damit die törichten Menschenkinder nicht ins Unheil liefen?

„Die Stille macht mich närrisch,“ sagte Tobias laut vor sich hin. Von neuem suchte er. Ein rotes Ding an einem Busch, wie eine fremdländische Blume, weckte seine Aufmerksamkeit — da hing, an Dornen gespickt, ein Fehlein Tuch. Und nun, solcherart auf die Stelle hingewiesen, sah er beim Auseinanderbiegen der Sträucher, daß zwischen den jungen Fichtenstämmen ein schmaler, nur spärlich ausgetretener Pfad hinführte. Er wand sich, manchmal kaum kenntlich, durch den Hochwald nach links, schlüpfte oft zwischen mächtigen, uralten Fichtenstämmen hin oder führte durch eine von zwei großen, moosüberwachsenen Felsblöcken gebildete Gasse. Der Bergwerksweg war es nicht, das stand fest; denn hier hatte nie ein Erzkarren fahren können. Aber es war wenigstens die Spur eines Weges und Tobias verfolgte sie weiter.

Es mochten über dem mühseligen, steilen Wandern bald zwei Stunden vergangen sein, seitdem der junge Lehrer von der Tiefertalstraße in den Graben abgebogen war. Außer großer, unentweichter Stille der Bergwelt und spärlichen Spuren seltener Besucher dieses Ortes hatte er nichts gefunden, das ihm irgendwie fremd und unerklärlich vorgekommen wäre. Tobias Kalterer war noch nie so selig einsam gewesen wie in diesen Stunden. Die Berge sprachen zu ihm und weckten etwas in ihm auf, das er als Kind eines Bergvolkes wohl von jeher unbewußt in sich getragen hatte. Er sah die zerhackten wilden Grate, über die jetzt dufftweiße Wölklein flogen, sah aus ihnen Gipfel emporsteigen, die ewiger Schnee mit gleißenden Silberreifen umspannte, und ertappte sich plötzlich dabei, wie seine Augen ratlos in den zerfurchten, düsteren Wänden hin und her liefen, um den Weg zu einer der sonnenflammenden Spitzen zu suchen. Aber

für seinen bergungewohnten Blick sah es ziemlich trostlos aus — furchtbar stürzte der Stein von den Graten in die Tiefe, dunkel eingekerbte Schluchten und Risse funkelten von blauem Eise, und manchmal ging ein dumpfes Dröhnen durch die Wände, als schriegen Unsichtbare in verbissener Wut auf. Dann knatterte und knallte es in den Schluchten, Staub wirbelte auf, Steintrümmer spritzten umher, man sah mächtige Blöcke niederpoltern und Geschossen gleich unten im Geröll aufschlagen, daß ringsum die Splitter aufwirbelten. Wie Wellen, die von einem Ufer an das andere geworfen werden, hallte der Donner zwischen den beiden Talseiten und erstarb schließlich im Rauschen des Baches.

An einer kleinen Dichtung endete auch der letzte, spärliche Pfad. Das Gras der Dichtung war stellenweise zertreten und in der Mitte war eine, nicht sehr umfangreiche Feuerstelle in den Boden eingebrannt. Nichts deutete auf einen Grund hin, der Menschen bewogen haben könnte, gerade bis hierher zu gehen. Holzfäller konnten es nicht gewesen sein; denn die letzten geschlagenen Bäume oder deren Strünke hatte Tobias unmittelbar hinter dem Ausgang des Grabens gesehen. Auch Hirten dürften dem spärlichen Gras dieser Dichtung zuliebe kaum ihr Vieh bis hierher getrieben haben. So blieben also nur Jäger oder Wildschützen übrig, die hier nach der Pirsch im Fels Nest und sogar Nachtlager abgehalten hatten.

Tobias' kalterer zerbrach sich darüber nicht weiter den Kopf. Wenn das ganze Geheimnis des Nadelgrabens darin bestand, daß hier Wilderer ihrer Beute nachgingen, war es ein recht armseliges Geheimnis. Denn daß in den Bergen gewildert wurde, kam wohl überall vor, wo uraltes Jägerblut rebellisch wurde bei dem Gedanken, daß der Reichtum der Wälder nur etlichen hochgeborenen Herren zur Luft und graufamer Treibhah aufgespart werde.

Der einsame Wanderer hatte den Zweck seines Weges, dem Geheimnis nachzuspüren, fast vergessen. Ein an-

deres größeres Geheimnis enthüllte sich ihm von Schritt zu Schritt — die ihm bisher unbekannt Welt des Hochgebirges öffnete ihre Pforten und zeigte ihre Wunder einem, der wohl geeignet war, so Schönes und Reiches aufzunehmen. Ohne lange auf der Dichtung zu verweilen, drang Tobias nun unaufhaltsam weiter vor. Eine fiebernde Hast war in ihm, aus dem Bereich des dichten, neugierige Blicke so oft verhängenden Waldes zu kommen, höher empor zu steigen bis zu den leuchtenden Kästelaugen der Farnflecken, die am Fuß der Wände lagen.

Das beengende Unterholz hörte mächtig auf, die Fichten standen in größeren Abständen voneinander, waren windzerzaust und mit langen grauen Bärten behangen, ihre Äste oft nährisch verbogen und verwachsen. Ein kühler Wind sprang auf und trug fernes Klagen stürzender Wasser herbei. Dann wieder war es, als ob Menschenstimmen verstoßen murmelten, als ob hinter den grauen Felsklößen Berggnome säßen und das herumirrende Menschenkind auslachten. Raunend und flüsternd kamen von überall seltsame Laute, oft so deutlich, daß Tobias stehen blieb und sich umsah. Auch jetzt wieder — das war doch eine Frauenstimme, die sang.

Und jetzt stöhnte es in der Nähe, als liege ein Mensch in Todesnot. Aber nein — dort an der Fichte rieb der Wind einen Ast gegen einen andern. Das klang wie Stöhnen. Aber die Frauenstimme kam wieder, unirdisch, aus den Lüften herabschwebend, ein klarer, heller Gesang. Immer näher, je höher Tobias vordrang. Nun verstand er auch etwas wie Worte, wenn sie gleich einer fremden Sprache anzugehören schienen.

Etliche Atemzüge schweig der Wind — da kam der Gesang deutlich und rein, sank in einer Folge von Trillern nieder und verklang. Der Wind pfauchte wieder und trug auf seinen Schwingen einen hellen Ruf herbei, wie ihn Hirten ausstoßen, die ihr Vieh heimtreiben. Und das mochte stimmen; denn die Sonne hatte den Boden des Nadel-

grabens verlassen, und Schatten schwebten wie große, dunkle Falter an den Felsen empor.

Tobias stand am Fuße eines kleinen Wandgürtels und überlegte eben, wie er den Fels am bequemsten überlisten könnte. Da riß eine Erscheinung seine durch die Stille und das Fremdartige des Wanderns schon aufgepeitschte Phantasie zu fesselloser Raserei empor: über dem Wandgürtel erschien ein zottiger Kopf mit spitzem Bart, Hörnern und schrägen, bernsteingelben Augen. „Das ist er —“ vermochte Tobias noch zu denken, dann war ihm, als ob sich ihm alles im Kreise drehe. Ein Geräusch, ein Laut brachte ihn wieder zu sich und zeigte ihm, wie lächerlich seine Aufregung gewesen war: das Phantom begann zu meckern, aus dem Kopf wuchs ein Ziegenleib, und das ganze, harmlose Geschöpf hüpfte in mutwilligen Sprüngen den Felsrand entlang bis zu einer flach eingeschnittenen Rinne. Dort tauchten jetzt auch fünf andere Ziegen auf, und die ganze Herde segte im Nu die Rinne hinab, daß Steine und Grasbüschel flogen.

Tobias wollte den Geißenweg benützen, um über den Wandabsatz zu gelangen. Schon stand er auf der ersten Felsstufe, als oben neuerlich eine Gestalt auftauchte. Wie ein Schatten kam sie, hastig den Ziegen nachlaufend, stolperte über eine Wurzel, glitt aus, taumelte die Rinne herab und wäre unten gestürzt, wenn sie der junge Mann nicht mit ausgebreiteten Armen aufgefangen hätte. Da lag es nun an seiner Brust: ein wildzerzaustes Köpfschen, dessen Scheitel noch viel dunkler war als die schwarzen Felsen des Reißedgebirges. Darunter ein schwer atmender Körper von weichen Formen, in einen arm-seligen, grobgewebten Kittel gekleidet. Der Kopf hob sich, zwei nächtig schwarze Augen sahen auf, und über feingeschwungene Lippen flog ein Zittern. „Was wollt Ihr da? Wer seid Ihr?“

Tobias ließ die Arme von dem fremden Körper sinken und sah ein wenig belustigt auf die Hirtin: „Dich auffangen, sonst hättest du dir den Hals gebrochen.“

„Ja, ich bin ausgeglitten,“ sagte sie und blickte zur Rinne empor. „Die Sesa — das ist die Leitgeiß — ist immer so schlimm. Die ist mir durchgebrannt, und die andern sind ihr nach.“

„Ich will dir helfen, die widerpenstige Bande heimzutreiben. Wohin soll's denn gehen?“

„Ach, wenn Ihr so gut sein wollt. Allein krieg ich sie nicht wieder die Rinne hinauf. Da müßt ich den Dunkel Rochus rufen.“

„Einen Onkel hast du auch da?“

Sie beachtete seine Frage nicht.

„Treibt Ihr von dort aus, ich von da — so müssen sie wieder durch die Rinne.“

Er tat, wie sie ihm hieß, und bald stockte das zottige Bölkchen meckend und zeitweise ein Gräsklein rufend die natürliche Treppe empor, Tobias und die Hirtin ihnen nach.

Oben am Felsrand bot die Gegend plötzlich ein ganz verändertes Bild. Ein ausgedehnter Wiesenplan lag da, der Wald war zurückgetreten und schloß sich erst weit rückwärts wieder zu wipfeltrauser Gemeinsamkeit. Der Hintergrund des Grabens wurde vollends sichtbar: Grate, die ausfahen, als hätte eine Riesenart sie zerplittert und zerrissen, ein hoher Gipfel, auf dem ein blankduftiges Neß von neuem Schnee lag, und unter ihm eine tiefe Scharte, von der ein breiter Geröllstrom, mit Schneereften untermengt, zur Tiefe des Radsgrabens floß.

Tobias wandte sich zu der Hirtin. „Ich bin hier zum erstenmal — du lebst aber wohl da. Kannst du mir sagen, wohin man kommt, wenn man zu dieser Scharte hinaufsteigt?“

„Wollt Ihr dorthin?“

„Heute nicht mehr, ein andermal vielleicht.“

„Da kommt Ihr in einen großen Felsen-saal, wo böse Geister zur Nacht tanzen. Wer kein gemeihtes Amulett am Halse trägt, wird von ihnen zer-rissen.“

„Was du nicht sagst!“ spöttelte Tobias und dachte: jetzt kommt gleich die Geschichte von dem teuflischen Torwart.

Aber sie kam nicht. „Jäger steigen immer einmal hinauf,“ fuhr das Mädchen fort. „Aber sie haben im Gewehrschaft ein Kreuzel eingeschnitten und tragen was Geweihtes bei sich. Sind froh, wenn sie wieder unten auf dem Almboden stehen. Weiter droben — man sieht's von da aus nicht — ist ein See. Der ist verwunschen. Es lebt ein Nock darin, und auf seinem Grunde ist eine Alm. Die ist vor vielen hundert Jahren versunken, weil die Samen den lieben Gott, der sie als Bettler hat prüfen wollen, von der Schwelle gestoßen haben. Jetzt hört man an stillen Tagen die Herdenglocken aus der Tiefe läuten und die Hirten nach Erlösung schreien. Aber wer sie erlösen will, muß erst mit dem Nock kämpfen, und das kann nur ein Jüngling, der noch nie was mit einem Weib zu tun gehabt hat, noch nie eine heilige Messe versäumt und noch nie gelogen oder sonstwie Unrecht getan hat. Und das wird's wohl heut' nicht so leicht geben.“

„Hast du eine so schlechte Meinung von den Menschen? Du kennst sie ja wohl kaum hier in der Einsamkeit.“

„D ja,“ entgegnete sie lebhaft, „ich geh' doch jeden Sonntag nach Gmünd hinaus in die heilige Messe. Mit dem Dufel Rochus. Und dann rasten wir immer ein bißel ab in einem Wirtshaus, ich krieg einen Zuckerwein zu trinken, und der Dufel verhandelt seine Felle.“

„Was für Felle?“

„Je, was man so fangt mit dem Schlageisen: Marder, Füchse, weiße Winterwiesel oder manchmal auch eine Wildkatze. Im vorigen Jahr haben wir auch einen Luchs gefangen — von dem Geld haben wir viel kaufen können. Und vor drei Jahren hat der Dufel einen Bären geschossen, ganz oben beim hohen See. Aber damit ist jetzt nichts mehr — wir haben nie mehr einen gespürt. Und das ist gut wegen der Geißen. Drei Stück hat uns der Braune damals gerissen, ehbevor ihn der Dufel kriegt hat.“

„Du sprichst immer vom Dufel — hast du sonst niemand da?“

Sie zögerte mit der Antwort und

über ihr Gesicht wellte es rot. „Nein!“ antwortete sie endlich kurz.

„Und du — wie heißt du?“

„Mena heißt ich.“

„Das ist ein fremder Name.“

„Berena bin ich getauft. Ich bin hier geboren, und die Mutter ist an mir gestorben. — Der —“ sie unterbrach sich, als wäre ihr Unüberlegtes fast entglitten. „Der Dufel,“ setzte sie fort, „ist aus dem Welschen eingewandert, wie er noch ganz jung war.“

„Wichtig! Du hast ja früher ein Lied gesungen — das war wohl italienisch?“

„Ja, es war ein Lied vom Meer. Ich möchte gerne einmal das Meer sehen. Der Dufel erzählt so viel davon, und einmal hat er Tränen in den Augen gehabt, wie er mir alles geschildert hat: das weite, weite Wasser, die warme Sonne, jahraus, jahrein Blumen an den Ufern und süße Früchte, nie Schnee, Lawinen und Wildwasser. Daß es eine solche Welt überhaupt geben kann!“

„Warum geht Ihr dann nicht wieder in Eure Heimat? Arbeit und Brot findet sich dort leichter als hier.“

Sie senkte den Kopf, und eine tiefe Traurigkeit war in ihrer Stimme. „Das kann nicht sein, und — das versteht Ihr nicht, Herr!“

Unter solchem Gespräch waren sie über den Wiesenplan gewandert, und plötzlich hob sich aus einer Mulde eine fest gezimmerte, geräumige Hütte auf. Ihr zur Seite stand ein niederer, langgestreckter Stall, in den die Geißen alsogleich hineinflüchten. Eine Rauchfahne schwälte aus der Hüttentür, und das Innere des Gebäudes schien wie ein großes glühendes Auge, das in das beginnende Dämmern funkelte. Ein Feuer brannte dort an offener Herdstelle, neben ihm gewahrte man die Umrisse einer menschlichen Gestalt, die in einem großen Kessel mit einem Holzstab rührte.

Eine italienische Frage kam von dort aus Männermund. Die Hirtin zuckte zusammen, als sei das Gesprochene nicht für fremde Ohren bestimmt, und rief rasch in deutscher Sprache: „Ein Fremder ist da, Dufel Rochus.“

Der Schatten drinnen löste sich vom Feuer, gewann Form und trat in die Türe. Tobias sah einen mittelgroßen Mann mit grauem Bart, verwildertem, hartem Gesicht und einer mächtigen Hakennase vor sich. Der Gegengruß war ziemlich unfreundlich und sofort von der Frage begleitet: „Was wollt Ihr hier?“

Das klang so barsch, daß Tobias gereizt erwiderte:

„Eure Hütte könnt Ihr mir verwehren, aber im Tal kann, glaub' ich, jeder gehen, der dazu Lust hat.“

„Ich wehr's Euch nicht. Aber daß es hier nicht geheuer ist, habt Ihr wohl schon unten gehört.“

„Ich fürchte mich nicht. Und schließlich — Ihr lebt ja auch da.“

„Ja, wir!“ kam es gedehnt zurück. Und dann plötzlich losbrechend: „Der Teufel soll diesen kalten Graben holen! Lieber heut' als morgen möchte ich fort.“

Neuerlich tauchte in Tobias die Frage auf: warum geht er dann nicht in seine Heimat? Aber er sprach sie nicht aus, denn ehe er noch zu Worte kam, wollte der Mann wieder in fremder Zunge etwas von dem Mädchen wissen. In ihre hellen Züge trat Schatten einer schweren Kummernis, und sie schüttelte verneinend den Kopf. Der Italiener wandte sich wieder zu Tobias und sagte nun etwas höflicher: „Wenn Euch mit einem Imbiß von Milch und Käse gedient ist, tretet ein.“

„Ich darf eigentlich nicht lange weilen, sonst überrascht mich die Dunkelheit. Und ich weiß ja den Pfad ins Tal nicht.“

Ein kurzes kollerndes Lachen. „Es ist ja schon fast dunkel. Die Rena muß Euch ohnedies den Weg weisen. Also kommt es auf eine halbe Stunde nicht mehr an.“

Jetzt, da Tobias in die Hütte trat, zeigte sich bei dem Italiener die Liebenswürdigkeit seiner Rasse. Er lud den Gast mit einer graziösen Handbewegung zum Vortritt ein und verbeugte sich, als Tobias über die Schwelle schritt.

An der steil und ruhig aufsteigenden Herdflamme saßen sie, tranken einen

scharfen, beißenden Beeren Schnaps, schnitten mundgerechte Stücklein von einem Käselaiß und tunkten Brocken des harten, grauen Brotes in eine Milchschüssel. Das Feuer überzuckte den Wildmenschen Rochus mit purpurnem Netz und vertiefte die scharf geschnittenen Falten seines Gesichtes. Etwas im Hintergrunde saß Rena, an ihrer Gestalt hatte das Feuer schon seine Kraft verloren, und nur ein matter Schein wie von blühenden Alpenrosenfeldern leuchtete über das feine Gesicht und lohte in dem tiefschwarzen Haar. Über die Flamme hinweg trafen sich die Blicke der beiden jungen Menschen immer wieder, und Tobias war es, als sei das Wunder Weib, an dem er bislang achtlos vorbeigegangen war, wie eine Offenbarung dieser Berge selbst zu ihm gekommen. Er war sich wohl im Klaren darüber, daß es das Ungewöhnliche war, auf dem ein Gutteil des großen Eindruckes beruhte, den diese arme Hirtin auf ihn machte. In der Stadt, in modischer Kleidung, wäre sie ihm gewiß kaum aufgefallen. Hier aber war sie plötzlich vor ihm gestanden, als hätten die Berge selbst allen Reichtum ihrer Formen geschenkt, um daraus den Leib eines Menschenkindeß zu bilden, als hätten die Felsen ihr Schwarz für die Farbe des Haares und der Augen gegeben, der Schnee sein strahlendes Weiß für die Blütenreinheit des Gesichtes und das Abendrot der letzten Sonnenstrahlen den Purpur der Lippen.

Eine törichte, jugenhafte Freude war in dem jungen Mann, wenn er an den bevorstehenden Weg durch die Nacht dachte, auf dem ihn Rena geleiten würde.

„Ihr habt Euch also ein wenig die Gegend ansehen wollen?“ begann Rochus nach dem schweigsamen Mahl und schob Tobias die Branntweinflasche hin.

„Ja. Und auf das Goldbergewert hatte ich es besonders abgesehen.“ Tobias sah erstaunt auf — mit schwerem Strach war der Stuhl des Italienerß hingepoltert, dieser aber war aufgeschnellst, und in seinen Augen stand fun-

kelnde Wut. Rena packte ihn am Arm und flüsterte ihm etwas in ihrer Sprache zu. Das schien ihn ein wenig zu beruhigen. Er hob den Stuhl auf und setzte sich wieder. Mit mühsam gebändigter Ruhe sprach er: „Nehmt's nicht übel, aber ich mag das nicht leiden, wenn man immer und immer wieder dem verdammten Gold nachläuft. 's ist ja auch keines mehr in den Stollen.“

„Mir ist's nicht ums Gold zu tun. Eine närrische Geschichte hat man mir erzählt, von einem Gespenst, das dort umgeht. Und ich glaube nun einmal nicht an Geister.“

„Was man Euch erzählt hat,“ sagte der Mann schwer, „das ist wahr.“

„Die Geschichte vom teuflischen Torwart?“

„Ja.“

„Den möchte ich einmal sehen.“

„Seid froh, wenn Ihr ihn nicht zu Gesicht bekommt. Es soll keiner an das Goldbergwerk herangehen, Ihr nicht und kein anderer, sonst geht's Euch wie dem Eggerjohn aus Trebesing.“

„Was war mit dem?“

„Vor etwa zehn Jahren war's. Der hat Gold suchen wollen, ist mit zwei Freunden zum Bergwerk gegangen. Die beiden anderen haben Angst gekriegt und sind zurückgeblieben. Haben's aber gehört, wie alles gekommen ist: die Schritte des Eggerjohnes haben sie gehört im Geröll, dann plötzlich einen furchtbaren Schrei und Krachen von Steinen. Zum Ende das Lachen des Torwartes. Auerntags haben sie den Eggerjohn mit zerschmettertem Kopf gefunden. Seither traut sich keiner zum Bergwerk. Ihrer etliche haben's wohl versuchen wollen, aber da ist irgendwo hoch im Fels der Rabenwand der Torwart aufgetaucht, als hätte ihn der glatte Stein herausgespußt, und hat geschrien. Wißt Ihr, wie der schreit, so schreit kein Mensch — 's sind keine Worte, ist kein Ruf, es ist wie das Heulen eines wilden Tieres. Und dann das Lachen! Manchmal in Sturmnächten hören wir's hier bis in unsere Hütte. Ich kann Euch sagen, Herr, die Rena und ich, wir nehmen

dann die geweihte Kerze hervor und fangen zu beten an. Wenn ich Euch raten soll — geht nicht dem Bergwerk in die Nähe.“

Er sprach hastig und sich überstürzend, mit solchem Eifer, daß in Tobias plötzlich ein Gedanke aufsprang, den er aber nicht verriet. Der Weg zu zweit mit Rena würde ihm immer noch Gelegenheit zur Frage geben.

Nun ergriff das Mädchen das Wort, gleichsam, als wollte sie den Oheim von seinem auffallenden Eifer ablenken: „Es ist nicht allein der Torwart. Vor dem kann man sich hüten, wenn man einfach nicht in die Nähe der Stollen geht. Aber auch im Wald ist es nicht geheuer — ich geh' nachts, wenn sich eine Ziege verlaufen hat, nie aus, ohne den Rosenkranz um die Finger geschlungen zu haben. Schatten gehen hin und her, sind wie Menschen, haben aber keinen Tritt, den man hört, und einen schwarzen Klumpen als Kopf.“

Jetzt war verhaltenes Grauen in des Oheims Stimme, als er leise fragte und dabei einen Blick in die Nacht tat, die vor der geöffneten Hüttentür wie ein bodenloser Schlund dunkelte: „Hast sie wieder gespürt?“

„Jetzt nicht, aber vor acht Tagen. Ich hab' dir's ja gesagt. Die Braungesleckte hat sich verlaufen, ich ihr nach, hab' laut nach ihr gerufen. Da kommen zwei an mir vorbei, ganz schwarz und lautlos. Keinen Schritt hat man gehört und sind doch auf dem Boden gegangen wie ich, dann verschwunden wie ein Nebel. Die Knie haben mir gezittert, und ich bin heim gerannt.“

Rochus sah scheu um sich. Irgendwo im Gebälk krachte es, der starke Mann zuckte zusammen. Rasch erhob er sich und schloß die Hüttentüre. Nun, da das Licht nicht mehr von der Finsternis aufgesaugt wurde, ward es in dem Raum heller und behaglicher.

„Ja, ja, 's ist ein ungutes Leben da,“ meinte Rochus und ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder. „Steinschlag, Lawinen, Hochwasser, im Winter Schnee, daß man darin ersaufen könnt', und unsaubere Geister dazu.“

„Was der teuflische Torwart bedeutet,“ sagte Tobias, „versteh' ich noch nicht recht. Aber das andere — das werden wohl Wildschützen sein.“

„Eben nicht, Herr, eben nicht. Es ist fast seltsam: überall in den Bergen wird gewildert, aber hier im Radlgraben fällt kein Schuß. Ich hab' einmal den Bindersepp gefragt, der ist einer der schneidigsten Wilderer. In den Radlgraben geht er nicht, hat er gesagt; da hat ihn der Böse gleich beim Genick. Nein, Wilderer sind es nicht.“

Rena erhob sich, öffnete ein wenig die Türe und lauschte in die Nacht hinaus. „Völlig Angst getriegt hab' ich jetzt bei all' dem Reden. Mir graut es schon, wenn ich an den Heimweg allein denke.“

„Der Herr könnt' hier ein Heulager haben, wenn er wollt',“ sagte Rochus.

„Nein, das geht nicht. Ich muß morgen mein Amt antreten. Aber ich geh' schon allein, wenn sich das Mädel fürchtet.“

„Daß Ihr in den Bach fallt oder Euch zum Bergwerk hin verirrt und dem Torwart begegnet! Nein, die Rena muß mit. Kannst ja im Radlbad schlafen und morgen früh wieder da sein.“

„Ist auch recht,“ meinte das Mädchen und erhob sich. „Licht werden wir keines brauchen — der Mond geht grad über dem Stoder auf.“

Sie schritten über den Wiesenplan und sahen noch eine Weile das Herdfeuer, in ihm, sich groß abhebend, die Gestalt des Rochus. Dann erlosch es jäh — der Mann hatte wohl Angst bekommen und rasch die Türe zugeschlagen.

Langsam stieg der Mond über dem Berg empor, den Rena den Stoder genannt hatte. Sein Licht flutete wie flüssiges Elfenbein an den Wänden hin, und dort, wo im Gefels Firn lag, war ein zitterndes, seltsam lebendiges Leuchten, wie es auf dem Meere ist, wenn dessen Oberfläche nachts zu glühen beginnt. Tobias, der das Meer schon gesehen hatte, erzählte dies Rena, und sie freute sich, etwas aus dem nie geschauten Reiche ihrer Sehnsucht zu

hören. Eng nebeneinander gingen sie hin; denn der Pfad, den das Mädchen verfolgte, und der sich in der Mitte des Tales hinzog, war schmal. Einmal stolperte Rena über einen Stein — da nahm Tobias ihren Arm unter den seinen, und so schritten sie, Körper an Körper geschmiegt, dahin. Ihr Reden erstarb, als empfänden sie beide, wie wenig es in die stumme Größe dieser Bergmondnacht und in das beseligend Neue paßte, das in ihnen lebendig wurde.

Nur einmal brach Tobias das Schweigen, das war an einer Stelle, wo eine Lichtung im Walde Ausblick nach rechts gab und aus dem dunklen Gestein der Felsen eine hellere Masse aufwuchs.

„Das ist das Bergwerk!“ antwortete Rena auf die Frage.

„Und dort also soll der teuflische Torwart hausen?“

„Einmal dort, einmal oben in den Karen — niemand weiß es.“

Tobias blieb mit einem Kuck stehen.

„Höre, Rena. Ich mag nicht haben, daß du mich anlügst. Den ganzen Schwindel mit dem Torwart hab' ich schon durchschaut. Ich werde dir sagen, wie das ist. Dein bitterer Onkel Rochus sucht dort nach Gold, findet vielleicht auch hie und da etwas. Und um die anderen abzuschrecken, spielt er das Gespenst.“

„So glaubt Ihr auch,“ sagte sie mit weher Stimme, „daß Onkel Rochus den Eggersohn erschlagen hat?“

„Das kann Steinfall aus der Wand gewesen sein.“

„Nein, es war kein Steinfall.“

„Rena, du weißt von den Dingen mehr, als du sagst. Schau, mir ist's nicht um Gold zu tun. Ich bin zufrieden mit dem, was ich verdiene. Aber klar sehen möchte ich. Ich bin immer den Dingen auf den Grund gegangen, soweit es mir möglich war. Sage mir, daß es Onkel Rochus ist, und ich will nie den Fuß in das Goldbergwerk setzen.“

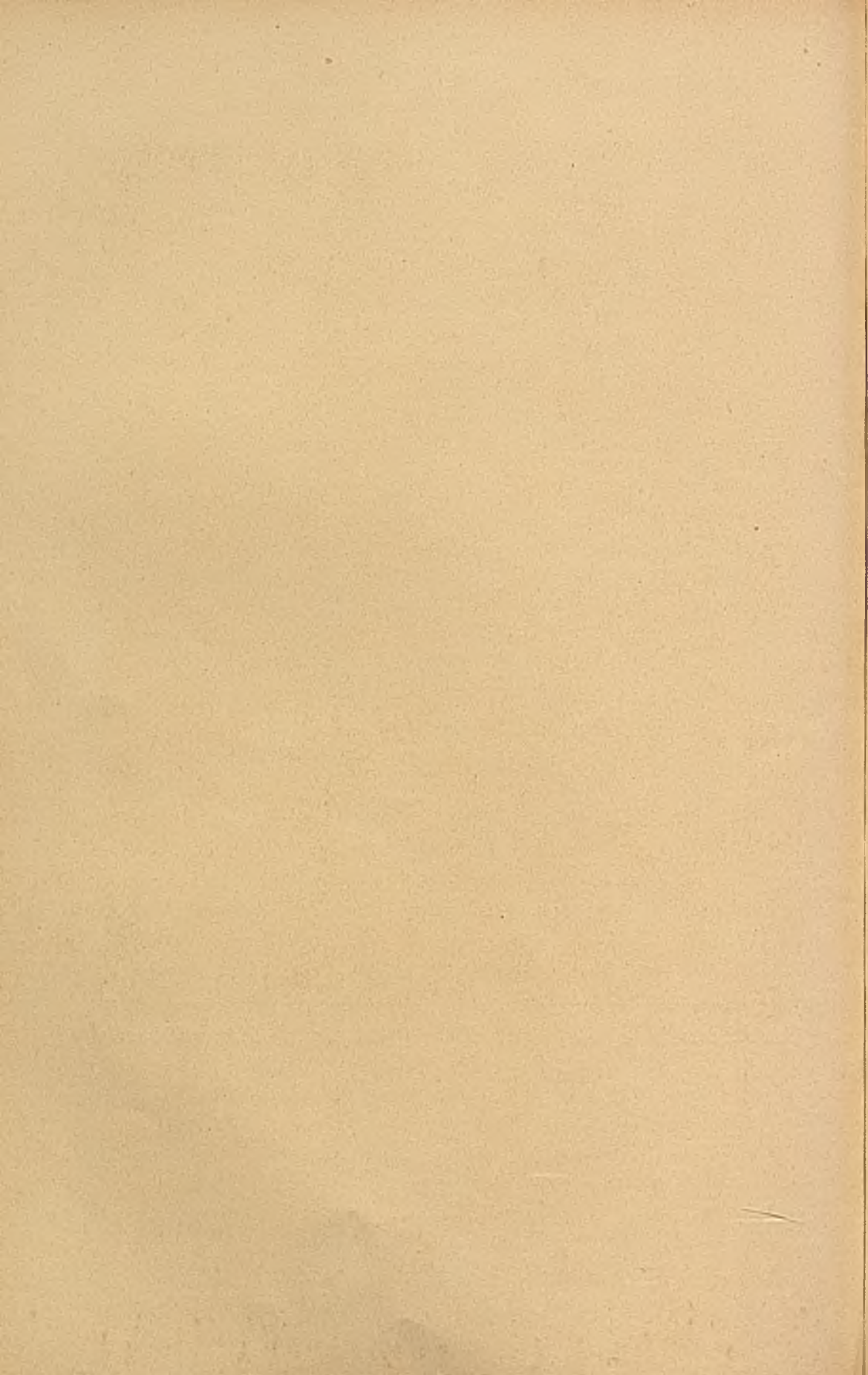
Der Mond schien voll in das Gesicht Renas. Aus ihm las Tobias, daß sie nicht log, als sie jetzt fast feierlich sprach: „Ich belüge Euch nicht, und ich schwöre Euch bei der Madonna, daß ich wahr



Ernst Heer:

Glarer Bäuerin





spreche. Onkel Rochus hat nichts mit dem Bergwerk zu tun. Es ist etwas anderes, etwas Furchtbares, Entsetzliches. Und niemand ist auf der Welt, der sich davor mehr fürchtet als wir beide. Glaubt Ihr mir?“

„Ja, ich glaube dir! Und darum muß ich versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen.“

„Tut es nicht, Herr! Wenn Euch was geschähe . . .“ sie brach jäh ab; denn so laut hatte sie das gerufen, daß das Echo ihrer Stimme von den Felsen des Bergwerkes widerhallte.

Und gleichsam als Antwort daraus wuchs dort, wo im Mondlicht der schemenhaft weiße, im Unbestimmten verschwimmende Fleck des hellen Gesteins war, ein Ton auf: ein Brüllen, Gurgeln, Krächzen, das keiner Menschenkehle entströmen konnte, dann ein langgezogenes, gräßliches Lachen, wie Wiehern eines Pferdes, langsam ebte es ab, verhauchte im Fernen.

Die Wände ringsum gaben Antwort, in allen Schluchten, allen Winkeln schien es lebendig zu werden, spottete, äffte und blökte es nach: das furchtbare Lachen des teuflischen Torwartes, der in den verfallenen Stollen auf goldgierige Menschenseelen lauerte.

Und nun empfand es auch Tobias: das eiskalte, lähmende Grauen, das ihm durch alle Glieder rann, seinen Mund schloß, die Zunge stocken ließ. Er packte Rena um die Hüfte, trug sie mehr, als er sie führte, den schmalen Pfad hinab.

Erst weit unten, als das schimmernde Erzgestein schon längst hinter den Fichten verschwunden war, verhielten sie ein wenig den Schritt. Aber sie fanden nur wenig Worte.

„Das war es?“

„Ja.“

„Du hast recht. Das war nicht der Hirte von oben.“

Ruhiger gingen sie nun durch den Wald, sahen verstreute Lichter des Tales schon unter sich. Einmal noch suchte Rena zusammen. Im Dunkel eines Buschwerkes raschelte etwas, ein Schatten stob auf und verfielerte wieder in der Nacht.

„Das — das waren — die andern.“

„Ein Reh wird's gewesen sein.“

„Vielleicht. Aber hört — es geht was durch die Büsche.“

Sie standen still, lauschten.

Rechts und links knackte und raschelte es in den Zweigen. Dann ward's wieder still.

Tobias hatte in der Rechten das gespannte Terzerol, mit der Linken hielt er Rena umfaßt. So gingen sie schweigend den alten Bergwerksweg hinab. Nachtvögel rauschten ab und zu durch die Zweige oder aufgeschrecktes Wild brach in den Busch.

Dann wuchsen Lichter auf, ein Gebäude — das alte Bauernbad am Ausgang des Radlgrabens. Draußen donnerte schon die Pflaster den späten Wanderern ihren Gruß entgegen.

Hier nahmen sie Abschied. Scheu strich er ihr über das im Mondlicht leuchtende Haar, dankte ihr.

„Kommt Ihr wieder mal zu uns?“

„Ja, gewiß. Und du — wann kommst du ins Tal?“

„Am Sonntag, zur Messe.“

„Ich erwarte dich vor der Kirche.“

Sie nickte ihm zu und huschte fort. Er sah ihre zierliche Gestalt schattenhaft über den beküsten Weg zugleiten, hörte eine begrüßende, rauhe Weiberstimme — das war wohl die Badwirtin. Dann schlug eine Türe zu.

Mondüberglänzt führte der nun breitere Weg zur Lieserstraße hinab, und wie ein wimmelndes Nest feuriger Ameisen zitterten drüben die Lichter der Stadt Gmünd.

Mit dem Pfarrer sprach Tobias. Der kannte natürlich die Rena und ihren Onkel Rochus. „Gregori heißen sie und gehören tatsächlich nach Italien. Es leben ja viel Italiener landauf, landab, die einen als Maurer, die anderen als Holzhändler, wieder andere als Gemüsegärtner. Die Gregoris sind brave, ehrliche Leute, still und zurückgezogen. Da läßt sich nichts sagen, gar nichts. Und Ihnen werde ich einen guten Rat geben, junger Mann: lassen Sie die Dinge laufen, wie sie sind, und kümmern Sie sich vorderhand in erster Linie um

Ihr Amt. Es kommt gewöhnlich nichts Gutes dabei heraus, wenn man von den Geheimnissen der Berge die Schleier lüpfen möchte. Und gerade in diesem Falle kann es böß ausgehen.“

Das war deutlich gesprochen und ein Wink für Tobias; denn ihm als Lehrer war der Pfarrer Vorgesetzter. Aber der alte Herr schien so freundlich, jeder kleinlichen Schifane unfähig, daß er doch noch ein Wort wagte. Zumal ihm neuerdings ein schon Rena gegenüber ausgesprochener Gedanke aufstieg, als der Pfarrer seine Warnung in einem Ton aussprach, der klang, als wüßte auch er mehr von diesen Sachen.

„Sie sind mir recht böse, Herr Pfarrer, wenn ich trotzdem dem Räffel auf den Grund gehen will?“

Der alte Herr stand vor einem Käfig, in dem zwei Zeisige auf Sprießlein hüpfen, steckte die Finger durch die Drahtstäbe und ließ sich die Fingertappe lächelnd mit den kleinen Kegelschnäbeln bearbeiten. Dieses Lächeln eines Mannes, der die Jugend und ihr rastloses Fragen kennt, stand auch jetzt auf dem Gesicht, als er sich Tobias zuwandte.

„Fragen Sie nur, junger Freund, aber bedenken Sie, daß es für den Menschen manchmal besser ist, wenn er nicht zuviel weiß. Ich habe auch mal einen gekannt, der zuviel wissen wollte und, als er das Wissen endlich gefunden hatte, darüber fast verzweifelte. Ja,“ setzte er fort und kam vom Vogelkäfig wieder zum Tische zurück, „es ist eine sehr einfache, aber belehrsame Geschichte. Dieser Jemand hatte ein Mädel lieb, das mit seiner Mutter plötzlich im Ort aufgetaucht war. Frau und Tochter taten einen kleinen Kramladen auf, lebten fast nur für sich, und niemand war, der ihnen irgend was Böses hätte nachsagen können. Der junge Mann nun verliebte sich in das Mädel und sie sich in ihn. Natürlich plagte ihn das Woher und Wohin, er war mit dem Tauschein, wonach sie die eheliche Tochter ihrer Mutter und ihres vor Jahresfrist gestorbenen Vaters war und aus Wien stammte, nicht zufrieden,

bohrte und quälte mit Fragen, wandte sich schließlich an den Magistrat der Stadt Wien, und da erfuhr er's: der Vater hatte einen umgebracht und war auf dem Schaffott gestorben. Der Bursche tat Erdenlieb und hohe Wünsche von sich und wurde Priester. Nach vielen Jahren kam er zufällig wieder in den Ort und traf seine Jugendgeliebte als alte Jungfer noch hinter der Budel des Kramladens. So lieb hatte sie ihn gehabt, daß sie alle anderen Bewerbungen ausschlug und ledig blieb. Da erkannte der Mann, daß eine solche Liebe Gewähr für Glück gewesen wäre, auch wenn der Vater des Mädchens viel Böseres getan hätte, als in unbedachtem Jähzorn einen zu erschlagen.“

Der Greis schwieg und wandte sich in stummer Ergriffenheit wieder seinen Vögeln zu. Er öffnete die Lüre des Käfigs und streckte die Hand hinein. Im Nu saßen die beiden Zeisige auf seinem Arm, rückten von da auf die Schulter und ziepten mutwillig an dem schütterten Weißhaar des Geistlichen.

„Jetzt hat er mir die Geschichte seines Lebens erzählt,“ dachte Tobias. „Seltsam, wie selbst ein so ruhiges, abgeklärtes Dasein auch durch Stürme zu diesem Frieden schreiten mußte.“

Er sah aus dem Fenster des hochgelegenen Pfarrhauses über die winzig kleine Stadt mit ihren enge aneinander geschachtelten Dächern, dachte der geruhfamen, fleißigen Bürger, die so zufrieden ausfahen, als ob ihr Leben stets wie das Räderwerk einer Uhr abgelaufen sei — und doch, irgend ein Ereignis, wenn auch der großen Welt unbedeutend und belanglos, hatte selbst sie einmal aufgepeitscht. Draußen schlug der eiserne Hammer der Weltgeschichte krachend wider die Tore Europas, das gigantische Lebensschicksal Napoleons spielte sich vor aller Augen ab — hier war es vielleicht eine helle oder traurige Liebesgeschichte, eine unüberlegte Tat, irgend ein kleines Geschehen, das Schicksale bestimmte. Und im Grund war es doch stets das Gleiche: der Federstrich des Korfen, als er den Tilsiter Frieden unterzeichnete, oder

irgend eine zerstückte Liebe eines Gmündner-Handelmannes. Am Straube Norddeutschlands rauschte das Meer — hier sahen Eisgipfel über die Wälder ins Thal hinein. Das war Ewigkeit, vor der jedes, selbst des gewaltigsten Menschen Schicksal nichtig wurde.

„Fragen Sie jetzt, wenn Sie wollen,“ riß ihn die Stimme des Pfarrers aus seinem Sinnen. „Oder besser: sagen Sie ungeschent Ihre Meinung.“

Tobias fuhr auf. „Ja, richtig, ich hatte das über Ihrer Erzählung ganz vergessen. Nun, Herr Pfarrer, ich verstehe Ihre Zurückhaltung und ver-lange keine Bestätigung meiner Vermutung, die gegen die Schweigepflicht Ihres Amtes verstößt. Aber ich glaube eines: es sind doch Wildschützen.“

„Wer? Der Torwart?“

„Nein, über den bin ich mir noch nicht im Klaren. Aber — die anderen.“

„Welche anderen?“

„Die Vermummten. Und die werden, um Jäger zu verschrecken, wohl auch die Rolle des Torwartes übernommen haben.“

„Jetzt verstehe ich Sie wirklich nicht. Wer sind die Vermummten, wie Sie sagen?“

Das Erstaunen des Pfarrers war so echt, daß ihm Tobias ohne weiteres glauben mußte. Mit kurzen Worten erzählte er von der Beobachtung der Hirtin und schloß: „Ob sie auf dem Heimweg wirklich um uns gespuht haben, weiß ich nicht genau. Ich habe Rena gesagt, es sei Wild. Und es hat sich auch so angehört. Erst Tags darauf ist mir eingefallen: Wild flüchtet auf und davon, neben uns im Busch aber ist tatsächlich etwas hergegangen.“

Der Pfarrer schritt aufgeregt im Zimmer umher. „Das ist böse — sehr böse,“ murmelte er unausgesetzt. Es war ersichtlich, daß ihm diese Nachricht völlig neu war.

„Wenn's nicht doch eine Täuschung war — die Phantasie arbeitet nachts rascher.“

„Ich behaupte es ja nicht bestimmt, kann mich getäuscht haben. Aber was wäre da Böses daran?“

Der Geistliche blieb vor Tobias stehen. „Ich will's Ihnen sagen. Wenn es den Franzosen zu Ohren kommt, daß im Radlgraben vermummte Leute herumgeistern, vermutet der Kommandant sofort irgend eine Verschwörung. Sie sind kühle Realpolitiker, die Soldaten Napoleons, glauben nicht an Gespenster. Und dann gab' es eine Razzia im Graben, und das wäre eine böse Sache.“

„Warum denn? Den Gregoris in ihrer Alpkütte werden sie nichts zu Leid tun, und sonst lebt niemand dort.“

„Doch noch jemand ist dort. Sollten Sie das vergessen haben?“

„Wer denn?“

Der Pfarrer neigte sich gegen Tobias und sagte mit halblauter, aber sicherer Stimme: „Der teuflische Torwart!“

Wieder rieselte das Grauen durch Tobias. Wenn dieser klare, ruhige Mann so eifrig daran glaubte, mußte es doch wahr sein. Wie aus weiter Ferne hörte er das Lachen jener Nacht, sah Renas weitauferissene, entsetzstarre Augen.

Die Stimme des Pfarrers fuhr in das Schweigen: „Vorderhand ahnen die Fremden nichts davon. Die Soldaten werden tagaus, tagein auf den Wiesen gedrillt, und der Kommandant ist im Schlosse Gast des Grafen. Es geht ihm dort zu wohl, als daß er sich über ein Volksgerücht sehr aufregen würde. Je mehr Wein er im Schlosse trinkt, desto weniger wird diese stille Stadt unter Schikanen der Fremden zu leiden haben. Aber das Geisterspielen im Radlgraben werde ich den Leuten austreiben — ja, das werd ich!“ Der alte Herr wurde ganz heftig. „Ich erfahre es schon, das ist sicher. Was wird's auch sein? Ein Haberfeldtreiben, wie sie's im Bayrischen machen. Oder ein Wilderer-spizbüberei. Sei's, was immer; wenn die Fremden davon erfahren, kann's eine böse Geschichte geben.“

Tobias vermochte das nicht einzusehen und erkannte bald, daß der Pfarrer Gründe zur Besorgnis hatte,

die er ihm nicht sagen wollte. Aber er fühlte, daß es eine Grenze gab, über die hinaus er nicht fragen durfte.

Eine allerdings fragte er wohl immer wieder von neuem. Das war Rena. Aus der Kirche trat sie, den Hut mit den langen, schwarzen Seidenbändern nach Landestracht auf dem Kopfe. Vom Chor herunter polterte in der Schar der Männer und Burschen Rochus Gregori, heute von einer etwas gravitätischen Sauberkeit, die sogar vor der Zähmung des widerborstigen Haares durch Glattschmierern mit Fett nicht zurückgeschreckt war. In der „Post“ tranken sie Wein und tunkten Weißbrot dazu. Dann nahm Rochus seinen

Paß mit Fellen und ging zu dem Händler. Tobias schritt mit Rena aus der Stadt, dem niedertanzenden Eiswasser entgegen. Der Sonntag war so licht und froh, daß keines von ihnen auf den Gedanken kam, von den rätselhaften Dingen zu sprechen, die sie bei ihrer ersten Zusammenkunft beschäftigt hatten. Ein Süßes, Geheimnisvolles war um die zwei jungen Menschenkinder — sie verloren sich im Gespräch über Wichtigkeiten des Weges, eine absonderliche Blüte, einen bunten Falter, und kreisten im Geheimen jedes Wortes doch um sich selbst und ihr schon erwachtes Fühlen zueinander.

(Fortsetzung folgt.)

Sommermorgen / Friedrich Castelle

Dämmerdunkle Morgenweiten,
Kauschen fern wie Meergetön.
Erste Rosenlichter gleiten
Über die erhellten Höhen.

Berge, Wälder, Ebenen rauchen
Feierlich wie Opferbrand.
Städte, Ruppeln, Türme tauchen
Aus dem nebelweißen Land.

Sonne hebt die goldene Schale,
Blutend strömt ihr Morgengold;
Über die beglückten Tale
Glanz und Perleschimmer rollt.

Wogend dröhnen dunkle Glocken,
Erd und Himmel sind geschwellt,
Und in jubelndem Frohlocken
Wandelt die bewegte Welt.

Stimmen im Äther

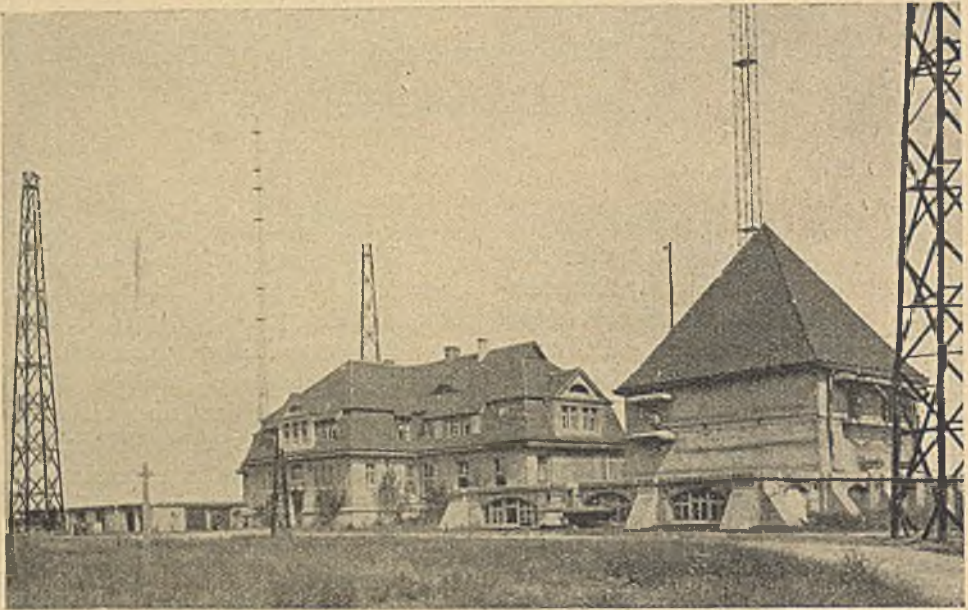
Der Deutsche Rundfunk und seine Entwicklung von G. Schmitz.

Mit neun Abbildungen.

Als der geniale deutsche Physiker Heinrich Herz im Jahre 1887 in seinem Bonner Laboratorium die Entdeckung machte, daß bei elektrischer Funkenentladung Wellen erzeugt werden, die sich dem Lichte gleich durch den Äther in den Raum hinaus fortpflanzen, ahnte er nicht, daß er damit den Grundstein zur Radiotechnik gelegt hatte, die eben ihren ersten Gipfelpunkt erreicht hat. Um so mehr ist es in diesen Notzeiten deutscher Wissenschaft Pflicht, die Erinnerung daran wachzuhalten, daß es deutscher Forschergeist war, der zuerst in den Ozean der elektrischen Wellen vorgedrungen ist und die Menschheit „sehend“ gemacht hat auch für diese Art Strahlen. Denn im Grunde sind elektrische Strahlung und Lichtstrahlung dasselbe, nur daß beim Licht die Wellen unendlich klein sind (unter $\frac{1}{1000}$ Millimeter), während die elektrischen Wellen Längen von einigen Metern bis zu 25 Kilometer aufweisen. Mit dieser größeren Länge hängt einer wesentlicher Unterschied zwischen beiden Strahlungen zusammen: während sich das Licht nur gradlinig fortzupflanzen vermag, sind die elektrischen Wellen infolge ihrer Länge imstande, alle Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen, zu umgehen. Einen Lichtstrahl von Europa nach Amerika zu schicken, ist auch theoretisch völlig unmöglich; denn der Wasserberg des Atlantischen Ozeans, der sich mehr als 200 Kilometer hoch über der geraden Linie, die man sich zwischen beiden Kontinenten gezogen denkt, emportürmt, stellt ihm ein unüberwindliches Hindernis entgegen, während die elektrischen Wellen

an diesem Wasserberg entlang wandern. Auf den Herzschen Versuchen hat zehn Jahre später Marconi die drahtlose Telegraphie aufgebaut. Der um die Entwicklung der Radiotechnik hochverdiente deutsche Professor Slaby hat in seiner anschaulichen Art den ersten Versuch Marconis, eine drahtlose telegraphische Verbindung über 5 Kilometer hinweg herzustellen, geschildert. Mit Marconi und noch drei Männern vom Fach saß er am 11. Mai 1897 auf Lavernock Point an der Küste von Wales in einer Kiste und wartete gespannt auf die Zeichen, die ein kleiner Funkeninduktor ihnen von der 5 Kilometer entfernten Insel Flatholm über das Meer hinweg senden sollte. Zwei Tage lang hatte man schon vergebliche Versuche gemacht; nun endlich glaubte man die richtige Anordnung gefunden zu haben, und die Erwartung der Männer in der Kiste war aufs höchste gespannt. Plötzlich stieg auf Flatholm die rote Flagge hoch als Zeichen für den Beginn des Versuchs. Im gleichen Augenblick begann in der Kiste der Morfeschsreiber zu ticken, und sein Farbrädchen schrieb immer wieder drei Punkte und einen Strich, das verabredete Morsezeichen V. Lautlos und unsichtbar kamen die Wellen über das Meer gewandert, getragen von jenem unbekanntem, geheimnisvollen Medium, das wir Äther nennen.

In dem guten Vierteljahrhundert, das seit diesen weltberühmt gewordenen Versuchen auf Lavernock Point vergangen ist, hat die drahtlose Telegraphie die Welt erobert. Es gibt heute keinen



Die Großfunkstelle Königswusterhausen.

Die Anlage wurde während des Krieges als Geheimsfunkstelle errichtet und später vom Reichspostministerium als Hauptfunkstelle übernommen und ausgebaut. Sie enthält alle drei Arten neuzeitiger Sender, nämlich Hochfrequenzmaschinen (kleinerer Ausführung), Lichtbogen sender und Röhrensender und hat eine neuartige Antennenanlage. Hier befindet sich auch die deutsche Sendestelle für den radiotelegraphischen Wetterdienst. Diese Meldungen werden täglich um 735, 940, 340 und 810 Uhr ausgegeben. Königswusterhausen sendet ungedämpfte Wellen, deren Länge 5250 m, für den Wetterdienst 5700 m und für den Wirtschaftsgrundrundspruch 4000 m beträgt. Das internationale Rufzeichen der Sendestelle Königswusterhausen ist L. P.

Aus dem „Radio-Kurier“ (Berlin, Stürchsen & Deppe)

Punkt der Erde mehr, der nicht von den Wellen einer der zahlreichen großen Sendestationen bedeckt wird. Nauen kann heute mit seiner Stimme praktisch überall hindringen, verkehrt es doch seit einiger Zeit in völlig einwandfreier Weise drahtlos mit Honolulu über eine Entfernung von 18 000 Kilometer hinweg. Trotz diesen staunenswerten Erfolgen vermochte die drahtlose Telegraphie die große Menge nicht in ihren Bann zu schlagen, da der Empfang hier an die nicht ganz leichte Erlernung der Morsezeichen gebunden ist. Das änderte sich mit einem Schlage, als es gelang, auch das gesprochene Wort drahtlos zu übertragen und einfache Apparate zu seinem Empfang zu konstruieren. Vor fünf Jahren tauchten in Amerika die ersten Sendestationen

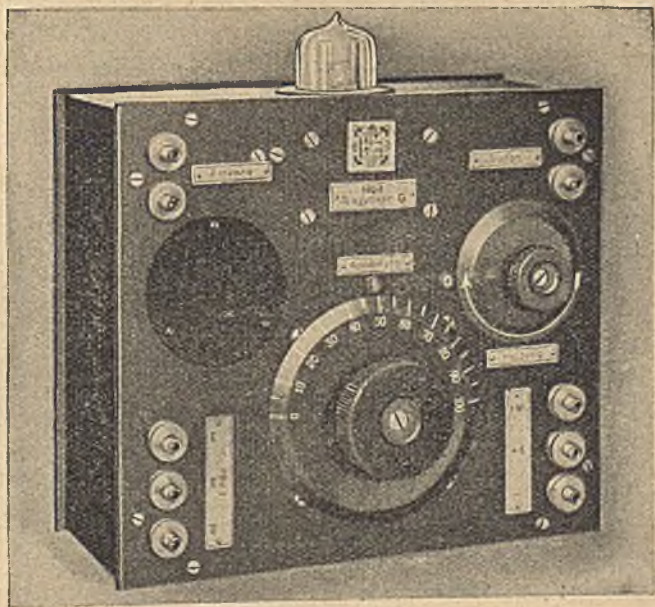
auf, die es sich zur Aufgabe machten, auf drahtlosem Wege Nachrichten, Vorträge und Konzerte zu verbreiten. Die Sache fand Anklang beim großen Publikum und das „Broadcasting“ (broadcast: weitverbreitet, allgemein), die „Radio-Telephonie für jedermann“, wurde die große Mode. Heute gibt es in den Vereinigten Staaten beinahe 800 verschiedene Radio-Sendestationen, von denen etwa 500 jeden Tag von 3 Uhr nachmittags bis 11 Uhr abends ununterbrochen einen bestimmten Unterhaltungs- oder Belehrungsstoff darbieten. Dazu kommt dann noch bis Mitternacht die Tanzmusik. Die Zahl der Empfänger schätzt man auf etwa 4 Millionen, unter denen sich eine große Anzahl „Amateure“ befinden, die ihre Empfangsapparate selbst her-

gestellt haben. Unterstützt wurde diese Entwicklung in den Vereinigten Staaten durch die verhältnismäßig dünne Bevölkerung des Landes und die geringe Anzahl von Kulturzentren. Gibt doch die Radio-Telephonie auch dem Dörfler und dem einsam wohnenden Farmer die Möglichkeit, denselben Größen des Konzertsaals, der Vortragskunst und der Wissenschaft zu lauschen, die sonst nur der Großstädter zu hören bekommt. Auch die Wetterberichte werden auf diesem Wege verbreitet, und der Farmer erfährt nicht erst aus der Zeitung, daß es Regen geben wird, wenn dieser längst über seine Felder niedergegangen ist. Und wieder ist es der Farmer, der meilenfern von einer Ansiedlung lebt und den sonntäglichen Kirchenbesuch vermißt, an den man vor allem denkt, wenn man auf radiotelephonischem Wege die Predigten berühmter Kanzelredner verbreitet. In den amerikanischen Spitälern ist die drahtlose Telephonie der liebste Zeitvertreib der Kranken. Den Fernhörer über den Kopf gestreift, liegen sie im Bette und lauschen den Harmonien eines Orchesters oder der Stimme einer Sängerin, die viele Kilometer entfernt in einem Konzertsaal vor andächtigen Zuhörern singt.

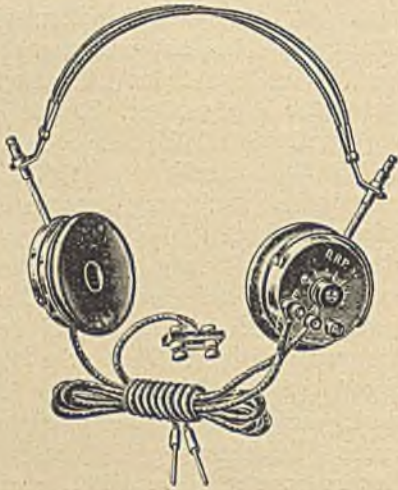
Von Amerika griff das Interesse an der drahtlosen Telephonie auf England über, um sich von dort aus einer ansteckenden Krankheit gleich über ganz Europa zu verbreiten. In Deutschland, dessen Wissenschaftlern und Ingenieuren die Radiotechnik bahnbrechende Erfindungen zu

danken hat, stand, auf ihre Monopolstellung gestützt, die Postverwaltung der Freigabe der drahtlosen Telephonie lange ablehnend gegenüber. Es gab seit dem Jahre 1922 lediglich den sogenannten „Wirtschafts-Rundspruchdienst“. Dieser verbreitet von der Sendestation Königswusterhausen bei Berlin aus wichtige Wirtschaftsnachrichten, vor allem die wechselnden Börsenkurse, an die Teilnehmer in über 500 Orten auf dem Wege der drahtlosen Telephonie. Zunächst lediglich auf Deutschland beschränkt, umfaßt er jetzt die wichtigsten Staaten Mitteleuropas.

Erst zu Ende des Jahres 1923 wurde die Radiotelephonie wenigstens teilweise durch die Reichstelegraphenverwaltung freigegeben, allerdings nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Es durften zunächst nur von der Post zugelassene Empfangsapparate, die auf die Wellenlängen zwischen 300 und 700 Meter begrenzt sind, benutzt werden, und diese Benutzung war an eine der Post zu zahlende Gebühr von 60 Mark jährlich gebunden. Vor einiger Zeit



Rundfunk-Empfänger der Telefunken-Gesellschaft

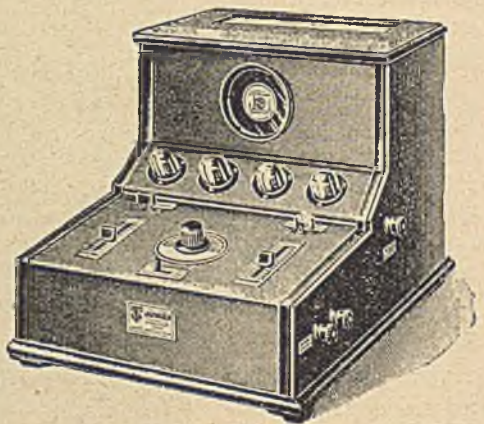


Detektor-Apparat,
der Empfänger und Telephon in einem
Doppelkopfhörer vereinigt

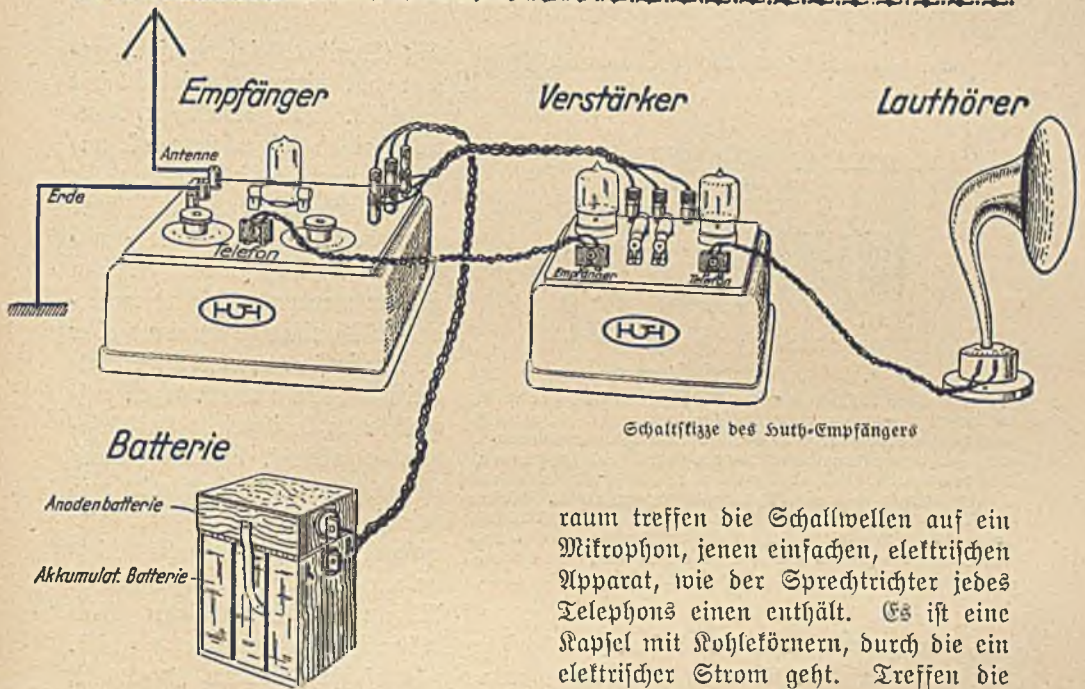
ist die Gebühr auf monatlich 2 Mark ermäßigt und eine wesentliche Erleichterung für die Benutzung selbstgebafter Kristalldetektoren geschaffen worden. Der Betrieb des „Deutschen Rundfunks“, wie man die neue Einrichtung taufte, wurde der Gesellschaft „Radio-Stunde“ übergeben, und diese hat zu Anfang des Jahres ihren ersten Sender in Berlin errichtet. Im Laufe des Frühjahrs sind dann Sendestationen auch in Leipzig, Frankfurt a. M. und München errichtet worden, während die Sender für Breslau, Stuttgart, Königsberg und Hamburg sich im Bau befinden. Nach ihrer Fertigstellung wird es keinen größeren Ort mehr in Deutschland geben, der nicht irgendwie an das Rundfunknetz Anschluß erlangen kann.

Die Berliner Sendeanlage befindet sich im Vorhaus in der Leipziger Straße nächst dem Potsdamer Platz. In dem Senderaum, dessen Wände mit dicken Polstern belegt sind, um jede Reflexion von Schallwellen möglichst zu vermeiden, wird es früh um 10 Uhr lebendig: den Hausfrauen in und um Berlin, soweit sie mit Empfangsappa-

raten ausgerüstet sind, werden die neuesten Marktpreise mitgeteilt. Um 10,15 Uhr folgt die Bekanntgabe der neuesten Nachrichten, um 12,15 Uhr ein kurzer Tendenzbericht der Vorbörse, um 12,55 Uhr die Übermittlung des Zeitzeichens, um 1,05 Uhr noch einmal kurzer Nachrichtendienst und um 2,15 Uhr der Tendenzbericht der Börse. Nachmittags um 4½ Uhr beginnt ein Streichorchester mit seinen Weisen und unterhält dann auf anderthalb Stunden die Zuhörer. Von 8,30 bis 9,45 Uhr lassen sich täglich Musikvirtuosen, Sänger und Vortragskünstler von Rang hören. Da singt z. B. an dem gleichen Abend Frau Flocke-Hagemann die Arie „Eines Tages sehen wir“ aus der „Butterfly“ von Puccini und Konzertsänger Hermann Scheu das herrliche „Vor dem Fenster“ von Brahms und Schumanns „Talisman“. Die Schauspielerin Vicki Werckmeister vom Staatstheater folgt mit Rezitationen aus den Werken älterer und neuerer Dichter, und ihr schließt sich der Kammervirtuose Bernhard Gehwald mit dem Andante aus dem Violinkonzert von Rubinstein und dem Spanischen Tanz Nr. 22 von Sarasate an. Die „Radio-Stunde“ bemüht sich, das abendliche Programm möglichst abwechslungsreich zu gestalten.



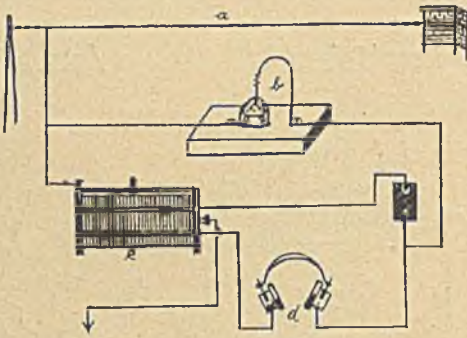
Röhrenempfänger,
dessen Betriebsstrom aus der Lichtleitung
entnommen werden kann



Selbst der Versuch, die Radiofreunde an Opern- oder Operettenaufführungen teilnehmen zu lassen, wurde wiederholt gemacht, wenn auch nicht immer mit ganzem Erfolg. In einzelnen Abenden finden um 7 1/2 Uhr Vorträge belehrenden Inhalts durch Männer der Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens statt. Den Schluß des abendlichen Unterhaltungsprogramms bilden die neuesten Presse- und Wetternachrichten zuweilen noch eine flotte Tanzmusik folgt. Neuerdings werden die Berliner Darbietungen der „Radio-Stunde“ auf den großen Telephoniesender der Station Königswusterhausen übertragen und von diesem verstärkt weitergegeben. Dadurch ist es den Radiofreunden in ganz Deutschland, sofern sie nur ihre Empfangsapparate auf die richtige Welle einstellen, möglich, das, was im Box-Haus in Berlin gespielt, gesungen oder gesprochen wird, mit anzuhören.

Wie vollzieht sich nun das Wunder der Übertragung der Schallwellen auf den Empfangsapparat? Im Sende-

raum treffen die Schallwellen auf ein Mikrophon, jenen einfachen, elektrischen Apparat, wie der Sprechtrichter jedes Telephons einen enthält. Es ist eine Kapsel mit Kohlekörnern, durch die ein elektrischer Strom geht. Treffen die Schallwellen das Mikrophon, so bewegen sich die Kohlekörner und bieten damit dem elektrischen Strom, der sie durchfließt, einen ständig im Rhythmus der auftretenden Wellen wechselnden Widerstand, ändern also seine Stärke. Das akustische Bild wird dadurch in ein elektrisches Strombild verwandelt und dieses den durch die Antenne vom Sender ausstrahlenden Wellen ausgeprägt. Graf Arco, einer der Bahnbrecher der Radiotechnik, pflegt diesen Vorgang, der sich im einzelnen dem Laien nur schwer klarmachen läßt, seinen Zuhörern durch folgenden Vergleich zu verdeutlichen: Das Strombild des Mikrophons wird auf die vom Sender ausstrahlende elektrische Welle gesetzt und reitet nun auf dieser in die Ferne. Das an der Empfangsstation Ankommende ist zweierlei: die elektrische Welle und das auf ihr reitende Strombild. Aufgabe des Empfangsapparates ist es, erstens die elektrische Welle aufzunehmen, die in Form eines elektrischen Stromes erscheint, und zweitens die Veränderungen des Stromes wahr-

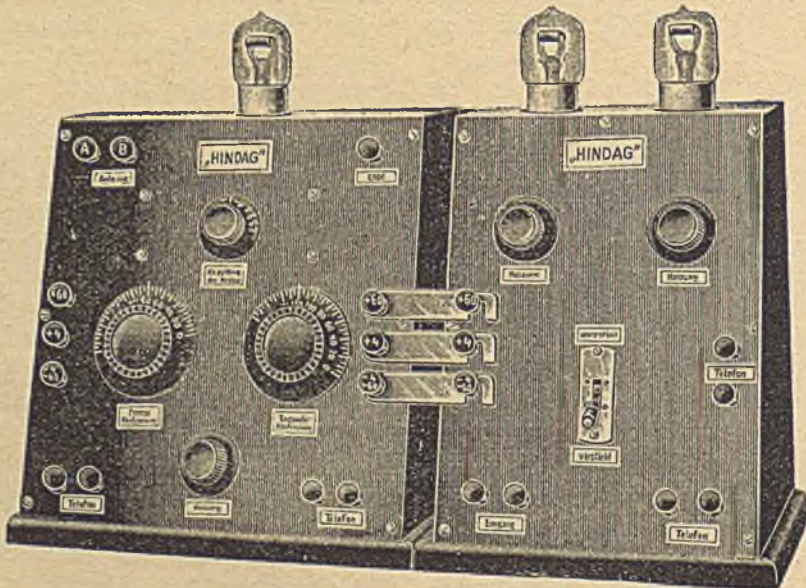


Schema eines Kristallempfängers einfacher Art, wie er in Ländern, in denen der Radioempfang völlig frei ist, vielfach von Liebhabern selbst gebaut wird. Die von der Antenne a aufgefundenen Schwingungen werden über die Abstimmspule c, mit deren Hilfe sich der Empfänger in „Resonanz“ mit dem Sender bringen läßt, dem Kristalldetektor b zugeleitet. Dieser, ein Stückchen Bleiglanz oder Pyrit, auf dem eine Drahtspirale lose auflegt, wandelt die ankommenden Schwingungen so um, daß sie im Telephon d als Töne hörbar werden. Die Leitung e verbindet die Antenne über die Abstimmspule mit der Erde.

nehmbar zu machen, die er dadurch erlitten hat, daß das Strombild auf ihm angeritten gekommen ist. Der Aufnahme der elektrischen Wellen an der Empfangsstelle dient die Antenne, ein zwischen zwei Punkten isoliert aufgehängter Draht. An die Antenne ist der Empfangsapparat angeschlossen, in seiner einfachsten Form ein Stückchen

Erz (Pyrit, Bleiglanz usw.), gegen das eine Metallspitze leicht andrückt. Ein derartiger Kontakt hat die Eigenschaft, die ankommenden Schwingungsimpulse gleichzurichten und in ihrer Schwingungsfolge soweit herabzuwandeln, daß sie im Telephon hörbar werden. Dieser außerordentlich einfache Apparat aber ist nur imstande, elektrische Wellen auf kurze Entfernungen aufzunehmen, da ihm jede Verstärkungswirkung abgeht. Die Entwicklung der drahtlosen Telephonie, wie wir sie jetzt erleben, wäre unmöglich gewesen, wenn es nicht gelungen wäre, im sogenannten Röhrenempfänger einen Em-

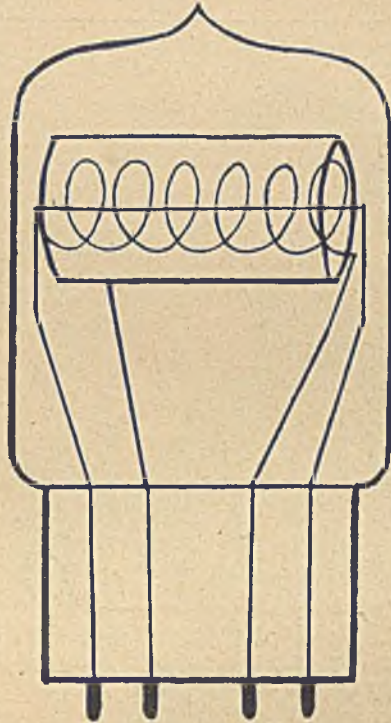
pfangsapparat zu konstruieren, der nicht nur die schwächsten Wellen aufnimmt, sondern sie auch zu intensivster Wirkung verstärkt. Ströme, die so schwach sind, daß sie sich selbst mit den empfindlichsten Spezialinstrumenten nicht nachweisen lassen, werden mit diesem modernen Zauberapparat so verstärkt, daß sie selbst einen Morse-schreiber zu betätigen im-



Radio-Empfangsapparat „Hindag“

stande sind. Dieser Zauberapparat ist die Kathodenröhre (Audion), die auf eine Erfindung des Wiener Physikers von Lieben zurückgeht. Es ist ein luftleerer, glühbirnenförmiger Glaskörper und enthält einen dünnen Glühdraht, Kathode genannt, der von einem metallischen Zylinder, der Anode, umgeben ist. Wird die Kathode stark erhitzt, so wandern von ihr Elektronen, kleinste Teilchen der Elektrizität, zur Anode hin und stellen zwischen beiden eine elektrische Verbindung her, so daß ein eingeschalteter Strom von der Kathode zur Anode übergehen kann. Zwischen Kathode und Anode hat man nun ein sogenanntes Gitter, meist in Form einer Drahtspirale, gesetzt. Werden diesem Gitter die Antennenschwingungen zugeleitet, so zeigt sich der seltsame Vorgang, daß selbst ganz geringe Ströme instande sind, dem Anodenstrom ihren Rhythmus aufzuzwingen, sich sozusagen in diesen weit stärkeren Strom zu verwandeln, und sich nun im Telephon in die gleiche Laute umzusetzen, die das Mikrophon des Senders aufgenommen hat. Beim Durchgang des Stromes durch eine Röhre tritt eine 50 bis 100 fache Verstärkung ein. Es können mehrere Röhren benutzt und die Verstärkerwirkung entsprechend gesteigert werden. Der Betrieb des Röhrenempfängers wird dadurch für den Laien etwas umständlich, daß dazu zwei Batterien nötig sind, eine Sammlerbatterie von 6 Volt zur Heizung der Glühkathode und eine Batterie von 40 bis 50 Volt, meist aus kleinen Trockenelementen bestehend, zur Speisung des Anodenstromes.

Aber auch der beste Empfangsapparat wäre zwecklos, wenn er in gleicher Weise allen Schwingungen zugänglich wäre. Denn der Äther ist ständig von einer Unzahl elektrischer Wellen erfüllt, die einander stören würden, wenn es nicht möglich wäre, den Empfangs-



Schema einer Kathodenröhre, die heute in der drahtlosen Telephonie fast allgemein zum Empfang und zur Verstärkung der ankommenden Schwingungen benutzt wird.

apparat auf ganz bestimmte Wellen „abzustimmen“. So wie eine angeschlagene Stimmgabel eine zweite in ihrer Nähe dann am stärksten zum Mitschwingen bringt, wenn diese die gleiche Eigenschwingung besitzt, so tritt auch im Empfänger die stärkste Erregung dann ein, wenn er die gleiche Eigenschwingung wie der Sender hat, den man hören möchte. Dessen Schwingung aber ist durch die Wellenlänge, die er ausstrahlt und die bekannt ist, gegeben. Die Abstimmung des Empfängers erfolgt durch veränderliche Selbstinduktionsspulen oder Kondensatoren.

Wir stehen auch in Deutschland zweifellos vor einer Entwicklung der drahtlosen Telephonie, wie selbst die größten Optimisten sie noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätten. Die Begeisterung für diesen neuen Unter-



Eine der großen Senderöhren mit denen die „Deutsche Stunde“ ihre Berichte und Unterhaltungen verbreitet
4,5 Kilowatt, 16 Ampère, 1000 Volt Anodenspannung
Aus der „Radio-Anschau“ (Frankfurt a. M., S. Wechholz)

haltungssport hat weite Kreise erfaßt. Viele kommen mit überspannten Hoffnungen und wenden sich dannenttäuscht

ab, weil sie nicht bedacht haben, daß die Technik des Unterhaltungsrundfunks bei uns noch in den Anfängen steckt und mit mancherlei Kinderkrankheiten behaftet ist. Außerdem haben Mikrophon und Telephon noch ihre Schwächen. Beide weisen Massen auf, und diese sind zu träge, als daß sie den feinsten Schwingungen des Schalls wie der Elektrizität zu folgen vermöchten. Hierdurch treten nur zu oft Verzerrungen der Töne auf, die sich im Lautsprecher, einem Telephon mit großem Schalltrichter, leicht bis zur Unerträglichkeit steigern, zumal da hierbei auch alle Nebengeräusche mit verstärkt werden. Jedem, der zum ersten Male der neuen Technik naht, sei daher geraten, dem Lautsprecher fürs erste aus dem Wege zu gehen und statt dessen den Kopfhörer umzulegen. Dann wird dieselbe Erwartung, die einst das Herz der fünf Männer auf Lavernoc Point höher schlagen ließ, auch in ihm wach werden, und voll Staunen wird er dann den geheimnisvollen Stimmen im

Äther lauschen, von der Technik mit einem neuen Sinn begabt, den die Natur uns Menschen versagt hat.

Schulgarten

Elemens Heydkamp

Junge Mädchen unter alten Bäumen,
Junge Herzen, die vom Leben träumen,
Lichte Kleider, helles Lachen:
Mädchenschule — Lenzerwachen.
Würdevoll dazwischen schreitet,
Die die Schar in Treuen leitet,
Denkt zurück so manches Jahr,
Da sie selbst noch Knospe war,

Voll Erwartung, sorglos jung . . .
Selige Erinnerung.
Durch der mächtigen Buchen frisches Grün
Einst wie heut die Morgensonne schien,
Und die Amsel singt ihr altes Lied —
Sehnsucht bleibt, wenn auch die Jugend schied.
Muntres Treiben unter alten Bäumen,
Und von Lenz und Glück sie alle träumen.

Von einem König ohne Land

Von Lisa Lehner

Aus dem Wandertagebuch: „Als Märchenerzählerin durch Deutschland“



Wir leben in der Zeit der deutschen Republik. Bei gewissen Menschen ist es strafbar, von Königen zu sprechen. Der Leiter einer sozialistischen Jugendgruppe, die mich zum Märchenerzählen eingeladen hatte, gab mir vor der Türe zu verstehen, ich möchte um alles keine Märchen erzählen, in denen Könige vorkämen. Ich lächelte still und sagte ihm, es müßte doch beruhigend für ihn und seine Genossen sein, die Könige nur noch im Märchen zu finden. Und ich legte zu seiner Befriedigung die ganze Betonung auf das: „Es war einmal ein König...“.

Ja, sie waren, und nun gehören sie ins Reich der Legende und Vergangenheit. Vom Volke verlassen, thronen sie auf ihren Schlössern und versuchen ihr Leben in neue Bahnen zu lenken. Es gibt ihrer genug, königliche und unkönigliche. Generationen stehen hinter ihnen, Massenkultur hat sie verfeinert bis zur Ermüdung, hat sie verbraucht bis zur leeren Erstarrung. Viele von ihnen haben dabei jene aristokratischen Züge bekommen, das Edle in Haltung und Geste, das den Vertretern des Volkes fehlt. Aber neue Zeit steigt auf, wir stehen in ihrem Anfang, neue Kultur will sich bilden, sucht Wege und Formen und kennt das Ziel noch nicht. Die Fürsten stehen abseits davon und schauen auf die ihnen fremde Zeit. Viele von ihnen sind so geartet, daß sie warten, man werde sie wieder rufen, denn sie sind gewohnt zu regieren, das sitzt im Blut und verlernt sich nicht von heute zu morgen. Andere wieder sehen in stiller Trauer dem Entschwundenen nach.

Ich bin auf meinen Wanderungen zu Fürsten und Königen gekommen, und immer fand ich ein Stück stiller Tragik um sie.

* * *

Es war an einem Johannistag. Es war hoch oben in den Bergen, mitten in den Wäldern. Ich lebte noch in der Gemeinschaft der „Neuen Schar“*). Es war Johannisnacht und die Sonnenwendfeuer sollten brennen. Der Holzstoß war gerüstet, alle waren in Festkleidern und in bunten Kränzen, denn die Nacht sollte besonders feierlich werden. Der König wurde erwartet. Wie kam der König in diese Schar? fragt ihr. Nun, der König hatte in der Stadt, als die Schar vor den Toren des Schlosses mit dem Volke tanzte, Freude an ihr gewonnen, und sein Wunsch war, einen Abend mit ihr zu verleben. Dieser Abend ist da. Es ist ein durchsichtiger, unendlich zarter Abend. Die Vögel gingen spät zur Ruh, und der Mond stieg früh über den Bergen herauf. Der Wald stand in schwarzem Schweigen, und aus den Wiesen unten im Tal wallten feine, dünne Nebel zur Höhe. Alles duftete nach Sonnenwärme, Kräutern, Lenzwuchs und Blüten. Die braunen, gesunden Gestalten der Mädchen und Burschen in ihren frohen Farben saßen erwartend um den Holzstoß.

Endlich nahte in der Ferne das königliche Auto. Man hörte es in der Abendstille den Berg hinaufsteigen. An der

*) Eine von Muck Lamberty ins Leben gerufene Gemeinschaft von Wandervögeln.

letzten Wegbiegung hielt es an. Der König wollte wohl die Reststrecke zu Fuß zurücklegen.

Und bald erscheint er, hochaufgerichtet, barhäuptig, auf seinen Stock gestützt, zwischen den Tannen. Ein frohes „Heil“ begrüßt ihn, er ist umringt von allen Seiten, und lächelnd hebt er die Hände zum Gegengruß. Er hat nur einen einzigen Begleiter hinter sich, der, eine Reisebede über dem Arm, in dem pflichtschulbigen Schrittabstand folgte. Als er so im Kreise steht, geht sein Blick fast zärtlich über die jungen Gestalten.

„Da treffen wir uns also fern des Ortes wie nächtliche Verschwörer wieder.“ Er streckt seine Hände aus, als wollte er sie jedem Einzelnen reichen. Dann sibt er auf dem Holzstamm mitten in der Schar. Der Begleiter steht, die Decke noch immer über dem Arm, mit gelangweiltem, gezwungenem Gesicht hinter ihm. Der Tanz auf der Waldwiese beginnt, so ganz deutsch, sehrend, innig:

„Rundinella, rulla,
Und ich steh und spiele mitten im
Gewühle,
Rundinella rulla.“

Die Gestalten heben sich, drehen und biegen sich, Rhythmus schmeichelt sich ein, bunte Kleider wehen, hauschen sich zart und flüchtig um schlanke Jünglingskörper, „rundinella, rulla“. Der Mond leuchtet darüber und wirft lange Schatten auf die Waldwiese. Der König hat seinen Kopf auf beide Hände gestützt, er wendet keinen Blick von den Tanzenden, er lächelt und summt die Melodie mit ihnen. „Ihr tanzt eure Tänze gut, sie sind besser als die Tänze in den Stadtsälen. Das ist Verheißung von Volksgefundung. Aber“ — seine Stimme senkte sich — „ihr hättet mein Volk tanzen sehen sollen,

wenn bei uns die Feuer brannten. Da war Wildheit und urwüchsige Kraft, und wenn sie dazu ihre bunten, farbigen Trachten trugen, das gab Bilder, wie man sie hier nicht kennt. Doch“ — er bricht ab, als wollte er die Gedanken zurückdrängen — „tanzt und spielt weiter!“

Aber Stille ist eingetreten, die Schar hat sich geseht. Sie warten auf etwas und sehen bittend nach mir. Ich sitze neben dem König und denke einen Augenblick nach. Dann beginne ich zu erzählen. Die Gänsemagd! Ist es nicht das schönste Märchen, das wir haben? Liegt nicht das ganze echte, ver-gewaltigte Königtum, das sich auch im Elend noch durch seinen Glanz offenbart, in ihr?

„Da sibe ich nun, von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königsjungfrau. Aber eine falsche Kammerfrau hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen und diese schlechten anlegen, derweil sie meinen Platz einnimmt.“

Ich erzähle gut heute, ich weiß es. Ich spreche nur für den, der da neben mir sibt und auch ein vertriebener König ist. Kein Lüftchen regt sich. Eine verscheuchte Amsel schlägt flüchtig an. Der Holzstoß liegt noch stumm und tot. Der König hat die Hände um den Griff seines Stockes gefaltet, und er sieht still vor sich hin. Ich fühle jedes Wort erstehen und erkenne seinen Sinn dahinter neu.

Jetzt kommt die tiefste Stelle. Die Falsche muß ihr eigenes Todesurteil sprechen. Was gibt es wahreres, als daß jede Tat ihren Lohn in sich trägt, ihr eigenes Urteil, das einmal laut werden muß, um diesen Lohn zu empfangen?

Als ich geendet habe, steht der Mond groß und voll über dem Wald und beleuchtet die Gruppe um mich. Der Bediente gähnt schläfrig hinter der

vorgehaltenen Hand. Über dem Holzstoß schwingt sich eine Fledermaus auf und nieder.

Ich fühle des Königs Hände auf meinem Arm.

„Ich danke dir, o ich danke dir sehr, ich wußte nicht, wie schön dieses Märchen war. Bitte erzähle mehr!“

Ich erzähle weiter, fröhlicher werden die Geschichten. Ich werde übermütig dabei, alle Schalkregister müssen heraus. Auch königliche Majestäten sind ansehnbar und lächerlich. Er lacht hell in die Nacht hinein und ruft hinter sich:

„Hören Sie, Mühling, so geht es den Königen, so zum Spaß für das Volk sind sie da.“

Mühling ist aufgewacht, er verzieht ein wenig das Gesicht und verbeugt sich zustimmend.

Doch da flammt der Holzstoß auf. Undächtig treten Burschen und Mädchen zum Feuer. Auch der König ist aufgestanden. Und als das Feuer weithin sichtbar brennt, beginnt er laut zu reden:

„Junge Menschen, ich liebe euch. Ich glaube an eure Kraft und Reinheit. Ich glaube an eure Idee der Volksgemeinschaft, denn ehe sich nicht das ganze Volk über Parteilich und Hader hinweg zur Einheit findet, eher wird Deutschland nicht genesen. Zieht weiter eure Straßen durch die Lande, ruft die Menschen auf und seid ein lebendig Beispiel eures Glaubens! Werdet nicht müde, sie zu ermahnen, ihnen Gemeinschaft vorzuleben, sodas es später heißen kann: Die deutsche Jugend voran!“

Mächtig schlug das Feuer zum Himmel. Die Hände schlossen sich zum Kreis, und das alte Feuerlied hub an. Der König stand allein im Kreis, doch dann trat der Führer der Schar zu ihm, und er sprach durchglüht von seinem Willen und in der heiligen Ekstase, in der die Schar seit Wochen lebte, sprach von dem neuen Menschen, der da kommen

wird, vom wahren Glauben, vom reinen Leben und vom Lebendigsein aller.

Wahrlich, schwer und schmerzhaft ist später die Idee zusammengebrochen, weil der Führer versagte, als Schurke und Narr stand er vor der Welt. Waren es wirklich nur Narren, schlechte Propheten und falsche Heilige? War die Begeisterung dieser Stunde nicht echt und rein? Wer ihn da stehen sah, die kleine, gedrungene und doch so aufrechte Gestalt, mit dem eigenwilligen Zug um den Mund, dem scharf zurückgekämmten Haar, das dem Gesicht jene offene, strenge Kühnheit gab, und wer die gesunden, klaren Gesichter seiner Schar sah, in deren aller Augen der reine Wille zur großen Idee glühte, der mußte davon ergriffen werden, mußte es glauben und fühlte den neuen Menschen der da kommen wird, und dem sie nur die Wege bereiten wollten.

„Und der Geist der Zeit wird ein anderer sein, und man wird an ihm erkennen, wie lange man in der Finsternis gelebt hat, ohne das Licht zu erblicken. Dann wird auch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen... Bis zu der Zeit aber muß dieses Zeichen behütet werden, und wenn es auch nicht anders geht, so muß doch von Zeit zu Zeit wenigstens ein Mensch durch sein Beispiel die Seele aus der Isolierung befreien und ihr den Weg zur allgemeinen Bruderliebe zeigen, und wenn er auch damit sich dem aussetzt, daß er als Geisteschwacher verschrien wird. Wenn nur der große Gedanke nicht stirbt...“

Der König hatte lange still im Kreis gestanden und war sehr ernst geworden, dann trat er leise zu seinem Platz zurück. Sein Blick umfaßte jeden Einzelnen, und plötzlich, während die anderen dem Brauch gemäß durchs Feuer sprangen, da faßte er in tiefer Bewegung nach meinen beiden Händen und hielt sie fest.

„Das da habe ich meinem Volke geben wollen, den Glauben und die frohe Kraft zur großen Idee. So habe ich in den Sonnenwendnächten mit ihnen am Feuer gestanden und habe gehofft, daß es in ihren Seelen zünden möge. Aber vieles davon blieb tot und leer, denn sie sind wie Kinder und zerbrechen alles, sie reißen es eigenwillig an sich, sie wissen nicht, was sie tun, sie werden von Dämonen beherrscht, die Masse regiert, sie glaubt jedem Schreier, und sie hören meine Worte nicht mehr.“

Um den Holzstoß waren die Stimmen immer lauter und froher geworden, keiner sah sich mehr nach dem König um, der abseits voll Sehnsucht auf seinem Holzstoß saß. Auch der Bediente war nun ganz wach und sprang mit der Schar durch die Flammen. Der König sah's in tiefem Nachdenken und schien meine Antworten nicht zu hören, sondern er sprach leise und abwesend vor sich hin, manchmal nickte er mir zu:

„Ja, ich habe es gut mit ihnen gemeint und wollte ihr Bestes.“

Er dachte noch immer an sein fernes Volk, das ihn verstieß. Die Welt ist undankbar, und Zeiten, die gegen uns stehen, sind schwer zu begreifen.

Als das Feuer am Verlöschen war, als alle müde vom Tanzen, Singen und Springen, wir standen schon tief in der Nacht, da schien dem König zu frösteln. Er stand auf.

„Nun will ich sie allein lassen,“ sagte er leise.

Er hatte mir angeboten, ihn zu begleiten. Ich mußte ohnedies zur Stadt zurück. Unbemerkt von der Schar war er weggegangen. Am Waldrand sah er noch einmal zurück auf die Gruppe junger Menschen. Sein Gesicht war

schmerzlich verzogen, und doch lächelte er gütig väterlich.

„Nun erwarten sie den Morgen am Feuer, ja, so taten sie es auch bei uns. Sie fürchteten Tau und Morgenkühle nicht, denn sie sind jung und wärmen sich gegenseitig.“

Ruhig glitt das Auto bergab. Der König saß still in seiner Ecke und hatte die Augen geschlossen. Hielten ihn noch Bilder aus seinem Königreich?

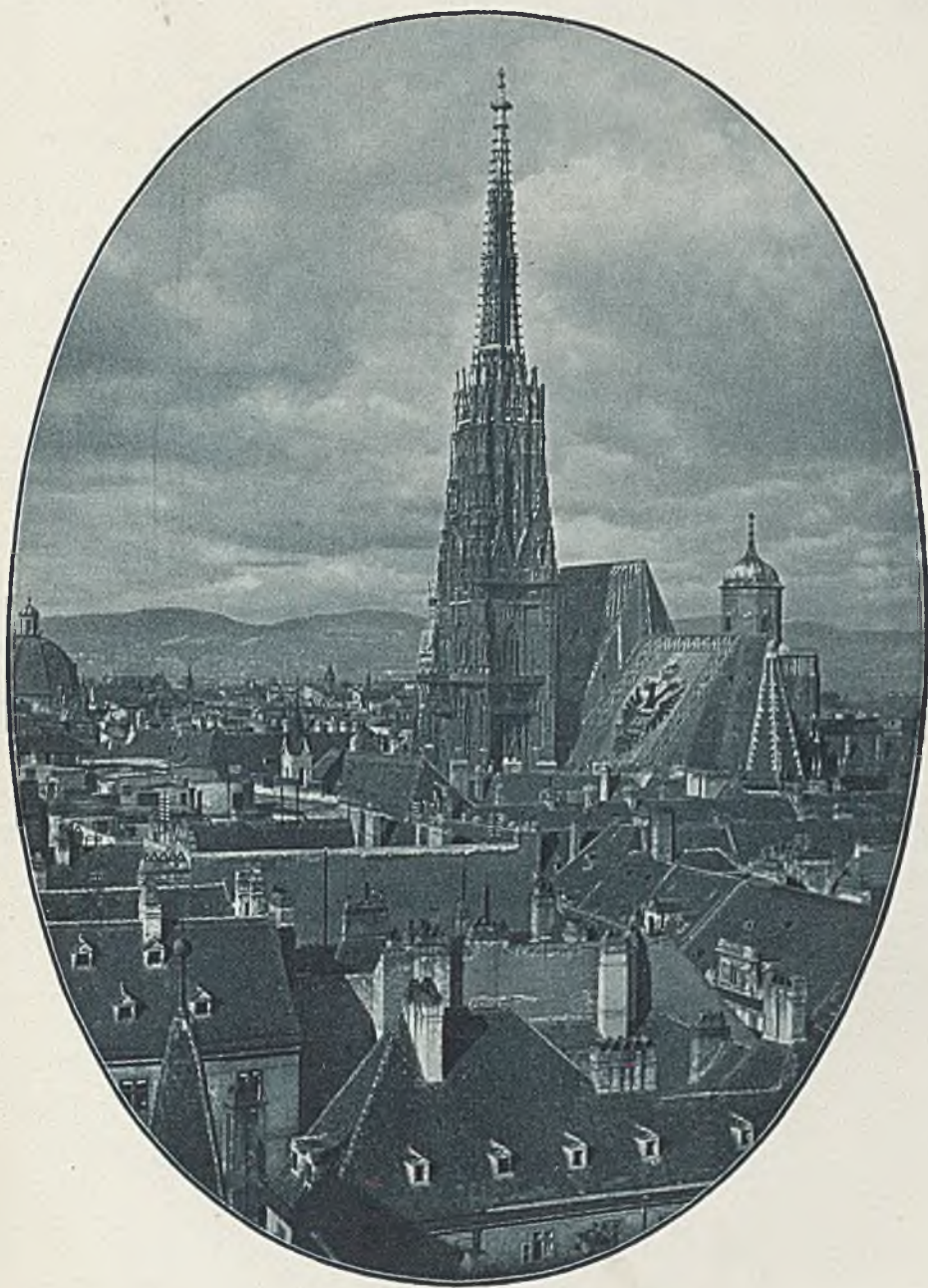
Die Kornfelder und die weiten Wiesen mit den auf- und abschwingenden Wälderlinien glitten an uns vorüber in schlafender Nacht. Einzelne Luftwellen trugen noch den Geruch von verbranntem Holz. Der Mond war untergegangen. Als die Umrisse des Schloßberges auftauchten und wir in die ersten Straßen des Ortes bogen, verabschiedete ich mich und stieg aus. Er reichte mir noch einmal die Hand.

„Ich habe heute etwas sehr Verheißungsvolles gesehen und erlebt, das will ich nicht vergessen. Sie sollen das auch den anderen sagen. Ihnen aber, mein gnädiges Fräulein, danke ich ganz besonders.“

Er sagte noch einiges, aber alles war wieder konventionell, und die Grenze, die noch vor kurzem wie ausgelöscht schien, war wieder aufgerichtet. Er war wieder ganz Haltung, ganz Majestät. Und das war wohl besser so.

Ich sah dem Auto nach, wie es langsam in den Schloßhof einbog, und wie es Licht darin wurde. Diener nahmen ihn in Empfang. Er war wieder in seine angeborene Welt zurückgekehrt. Die alte Majestät mit den sonderbaren Launen und Einfällen. Ich aber zog durch die kleinen Ortsstraßen in meine Welt, während über dem Schloßberg im Osten der Tag dämmerte.





Jos. Lindinger:

Stefansturm in Wien



Noch 540 Meter!

Die beiden ersten Mount-Everest-Expeditionen
Von Dr. Carl Hauns Pollog in München

Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen der Expeditionsteilnehmer
und einer Kartenskizze



Im Jahre 1893 ging eine englische diplomatische Mission nach dem Himalayastaat Tschitral, um dort einen neuen, den Engländern genehmen Maharadscha einzusetzen. An dieser Mission nahmen zwei jüngere Offiziere teil, die sich bald genauer kennen lernten und nun natürlich auch über ihre Pläne für die Zukunft plauderten. „Wie wäre es mit einem Marsch nach der verbotenen Stadt Thassa?“ sagte der eine.

„Oder mit einer Besteigung des Mount Everest?“ meinte der andere.

„All things come to him who waits,“ heißt ein englisches Sprichwort, „alle Dinge kommen zu dem, der wartet.“

Der eine dieser beiden Offiziere war der heutige Leutnant-Colonel Sir Francis Younghusband, K. C. S. I., K. C. I. E., der 1904 an der Spitze englischer Truppen in Thassa einrückte und der als Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London die beiden ersten Mt.-Everest-Expeditionen aussandte. Der andere aber war der Brigadier-General the Honourable G. G. Bruce, der die Expedition von 1922 führte und auch dieses Jahr wieder der Leiter des Unternehmens ist, dessen Ziel die Spitze des höchsten Berges unserer Erde bildet. Allerdings ist er jetzt schon zu alt, um sich selbst an der Kletterei zu beteiligen.

Da wir nun wohl bald in der Zeitung lesen werden, daß der Mensch tatsächlich seinen Fuß auf den unberührten Schnee der erhabensten Bergspitze gesetzt hat, so ist ein Rückblick auf die Schicksale und Ergebnisse der beiden bisherigen Expeditionen wohl am Platze.

Mount Everest wurde im Jahre 1850 von den indischen Ebenen aus auf eine Entfernung von fast 250 km gesichtet und seine Höhe trigonometrisch bestimmt. Seinen Namen erhielt er acht Jahre später zum Gedächtnis des Obersten Everest, der zur Zeit seiner Entdeckung Leiter der indischen Landesaufnahme war. Der Berg ist von dem bekannten Luftkurort Dardschiling aus sichtbar, er liegt in 140 km Entfernung zwischen den beiden Höriern des ihm an Höhe nur wenig nachstehenden Makalu hervor. Bis zum Jahre 1921 hatte kein Europäer den Riesengipfel von größerer Nähe aus bewundern dürfen, das ganze Land in seiner Umgebung und besonders nördlich von ihm war eine terra incognita. In voller Würdigung dieser Schwierigkeiten veranschlagten daher die Geographische Gesellschaft und der Alpenklub in London, die eine gemeinsame Expedition zur Besteigung des Mt. Everest auszusenden beabsichtigten, die nötige Zeit auf zwei Jahre. Im ersten Sommer sollte eine Erkundungsexpedition die Umgebung des Berges genau kartieren und versuchen, eine Aufstiegsroute für die eigentliche Kletterexpedition im zweiten Sommer ausfindig zu machen. Auch waren erst noch diplomatische Schwierigkeiten zu überwinden. Mt. Everest liegt auf der Grenze zwischen Nepal und Tibet, beides Länder, die dem Europäer im allgemeinen verschlossen sind. Man hatte zunächst an den näheren Weg durch Nepal gedacht, doch die dort herrschende Adelskaste widersetzte sich dem Vorhaben. Der Dalai Lama in

Chassa aber zeigte sich entgegenkommender, er stellte Pässe zum Durchmarsch durch tibetanisches Gebiet aus und wies sogar die örtlichen Behörden an, der Expedition jede mögliche Hilfe zuteil werden zu lassen.

So versammelten sich denn Anfang Mai 1921 die Teilnehmer an dem Unternehmen in Dardschiling. Major Morshhead, dem zusammen mit Major Wheeler die Kartenaufnahme oblag, machte sich mit seinen eingeborenen Topographen am 13. Mai auf den Weg, die übrigen Europäer folgten unter der Führung von Oberstleutnant E. N. Howard-Bury in zwei Abteilungen am 18. und 19. Mai. Jede Abteilung führte 50 Maultiere und 20 eingeborene Träger mit sich.

Der erste Teil des Weges, im Staate Sikkim, führt durch das tropische Dschungel. Diese Gegend, die südliche Abdachung des Himalaya, ist dem Südwest-Monsoon frei ausgesetzt und infolgedessen eine der regenreichsten der Erde. Daher die üppige Vegetation, besonders in den tief eingeschnittenen Tälern. Lianen und Farne hängen von jedem Baum, weiße, orangen- und malvenfarbige oder purpurrote Orchideen leuchten aus dem Laubwerk, fleißig besucht von großen Schmetterlingen, und der Weg ist umräumt von bis zu sechs Meter hohen Dattelheden, die über und über bedeckt sind mit trompetenförmigen Blüten von 20 cm Durchmesser und 30 cm Länge, die in der Nacht einen betäubenden süßlichen Geruch ausströmen und in schwach phosphoreszierendem Licht leuchten. Die Schattenseiten der übermäßigen Feuchtigkeit zeigten sich in dem Vorhandensein einer ungeheuren Masse von großen Blutzegeln, die auf den Blättern saßen und den Reisenden Willkommen zuwinkten.

Weiter oben, in der Gegend von Sedontschen (ich habe die geographischen

Namen nach deutscher Schreibweise gegeben), kam man durch die Eichen- und Magnolienzone und betrat dann das Gebiet der Rhododendren, die auch gerade in vollstem Blüten Schmuck prangten, so daß die Berghänge wie mit einem einzigen farbenprächtigen Teppich bedeckt ausfahen. In Guatong betrat die Expedition das Gebiet der Alpenwiesen, auf denen große Mengen von Primeln wachsen, und in strömendem Regen wurde der Grenzpaß gegen Tibet, der Dschelep La (4386 m; das tibetanische Wort „La“ bedeutet „Paß“) überschritten. Einige hundert Meter unterhalb der Paßhöhe aber trat man in den schönsten Sonnenschein hinaus, die Herrschaft der regenbringenden Winde war hier schon gebrochen. Ein steiler Abstieg von mehr als 1500 Meter führte die Reisenden hinab in das Blumenmeer des Tschumbitales, das dicht besiedelt ist und mit seinen traulichen Dörfern die Kenner der Alpen lebhaft an Tirol erinnerte. Fremdartig berührten nur die buddhistischen Klöster, berühmt wegen ihrer großen Gebetsmühlen, die durch Wind- oder Wasserkraft getrieben werden. Bei jeder Umdrehung des großen Rades ertönt eine Glocke, und eine Million Gebete steigt zu den Wohnsitz der Götter empor. Im Kloster Donka machten die Engländer ihre erste Bekanntschaft mit dem berühmten oder vielmehr berühmten tibetanischen Tee, der ihnen noch oft als Willkommtrank kredenzet werden sollte. Er wird aus Ziegeltee zubereitet, das sind mit Tierblut zusammengepreßte Teeabfälle, und mit Salz und Butter zu einer Art Suppe verrührt. Selbst Tassen aus Achat und Silber machen ihn einem europäischen Magen nicht schmackhaft.

Am Fuß des Tschomolhari (7200 m) liegt die Pforte zum eigentlichen Tibet, dem Lande der weiten Hochebenen. Über einige Pässe, die bis zu 5270 Meter



Abb. 1: Das Kloster Schekar Dsong vom Dache des Haupttempels aus gesehen

hinaufgehen, erreichte die Expedition Kampa Dsong. Hier traf sie ein schwerer Schlag: Dr. Kellas war auf der letzten Paßhöhe einem Herzschlag erlegen. Kellas war ein schon älterer Herr, er galt als einer der besten Kenner des Himalaya. Die Nachricht, daß er zur Teilnahme an der Besteigung des Mt. Everest außersehen sei, hatte ihn in Indien gefunden; er war sofort in das Gebirge geeilt und hatte als Vorübung einige hohe Berge bestiegen. Von der letzten Kletterpartie zurückgekehrt, hatte er sich nur eine Woche Raft in Dardschiling gegönnt, und das war für sein Alter zu wenig. Nun ruht er dort, im Angesicht der drei gewaltigsten Berggipfel in Sikkim, die er zum ersten Male erstiegen hatte. Noch ein anderer Teilnehmer mußte wegen Krankheit umkehren.

Hinter Kampa Dsong hielt sich der Weg in einer durchschnittlichen Höhe von 4500 Meter; er führte teils durch gut mit Gerste angebautes Land, teils durch Wüstenstriche mit gefährlichem

Flugland über Linki Dsong nach Schekar Dsong (Bild 1). Dieses Kloster am Bergeshang ist ein bekannter Wallfahrtsort, sein alter Abt wird als heilig verehrt. Auf Zureden seiner Mönche ließ er sich von einem Expeditionsmitglied photographieren, und sein Bild erwies sich später von großem Nutzen für die Engländer. Überall wurden sie nämlich von den Eingeborenen um eine Kopie angebettelt, die diese dann in ihren Tempelschreinen anbeteten und sich natürlich für diese kostbare Gabe erkenntlich zeigten.

Genau einen Monat nach dem Abmarsch von Dardschiling erreichten die Reisenden die vorläufige Operationsbasis Tingri Dsong, 65 Kilometer noch vom Ziel entfernt.

Nun begannen die Erkundungen. Eile war geboten; denn der Ausbruch des Südwestmonsuns stand vor der Tür, und man hatte keine Ahnung, wie er sich hier auf dem Hochland äußern würde. Am 23. Juni brachen Mallory und Bullock auf, um nach einem eben-

tuellen Aufstiegsweg von der Nordwestseite des Berges her zu suchen (der dann im nächsten Jahre benutzt wurde), Wheeler und Dr. Heron wandten sich nach Südwesten, dem Tschombu-Paß zu. Das ist ein über 5700 Meter hoher Paß, über den etwas Handel nach Nepal getrieben wird. Er führt gerade zwischen den beiden Riesen Mount Everest (8840 Meter) und Gaurisankar (7044 Meter) hindurch (Bild 4); der letztere Berg wurde bekanntlich lange Zeit hindurch mit dem Everest identi-

der Göttin-Mutter des Landes“ (das bedeutet der tibetanische Name, Tschhomo-lungmo, des Everest), herrscht der Friede. Das Kloster Nongbuk ist die Grenze des heiligen Gebietes. Außer den Klosterinsassen haufen noch fast vierhundert Mönche und Nonnen als Einsiedler in kleinen Felshöhlen des Tales und geben sich in vollkommenem Frieden und völliger Weltabgeschlossenheit der Meditation hin. Kein Leben darf hier ausgelöscht werden, und so zeigen die wilden Tiere und Vögel des

Stipfel



Abb. 2: Bild den östlichen Nongbuk-Gletscher aufwärts

fiziert, obwohl er fast 30 Kilometer weiter westlich liegt und soviel niedriger ist. Alle Pässe in dieser Gegend bilden die Grenze des vegetationsarmen Tibet gegen das nepalesische Gebiet, das noch unter der Herrschaft der indischen Steigungsregen steht und daher den gleichen farbenreichen Blumentepich, den gleichen üppigen Urwald aufweist wie Sikkim.

Ende Juni und die erste Hälfte des Juli gingen mit der Erforschung der Nordwest- und Nordseite des Mount Everest vorüber. Mallory und Bullock hielten sich während dieser Zeit im Nongbuk-Tal auf, wo sie vom „Alpinen Lager“ aus die drei Gletscher des Tales kartierten und ihre Kulis im Klettern übten.

Das Nongbuk-Tal ist heiliger Boden. Hier, unmittelbar unter dem „Throne

Tales gar keine Furcht vor dem Menschen. Gewiß ein Ort, wo eine müde Seele Ruhe finden kann vor den Stürmen des Lebens, hier inmitten der großartigsten Gebirgswelt unseres Planeten, an den Ufern des rauschenden Gletscherstromes. Es spricht übrigens für die Engländer und ihre eingeborenen Träger, daß trotz eines mehrmonatigen Aufenthaltes in zwei Sommern, trotz der Unruhe, die eine derartige Expedition doch mit sich bringt, der Gottesfrieden nicht gestört wurde.

Von Nongbuk aus wandten sich der Leiter der Expedition und Dr. Heron nach Charta. Doch es ging ihnen beinahe wie in dem schönen Lied:

Hilbebrand und sein Sohn Hadubrand
Keiner die Seestadt Benedig fand —
denn die vorhandenen Karten wären
hoffnungslos falsch. Als sie dann das

Dorf oder besser die Anhäufung von Dörfern endlich gefunden hatten, mieteten sie ein Haus, um die Operationsbasis hierher verlegen zu können, und kehrten dann nach Tingri Dsong zurück. Inzwischen war es Mitte Juli geworden, die Regenzeit hatte allen Ernstes eingesetzt mit Gewittern, Stürmen und Schneefällen, sogar in dem nur 4500 Meter hochgelegenen Tingri Dsong. Am 24. Juli, wo der große Umzug nach Charta begann, wurden mehrere Engländer schneeblind.

Am 2. August zogen Mallory und Bullock aus, um einen eventuellen Weg zum Everest von Osten her zu erforschen. Howard-Bury folgte ihnen einige Tage später. Auf diesem Ausflug entdeckten die drei ein Tal mit einer Szenerie von derartig schaurig-wilder Schönheit, wie sie die Welt wohl nicht noch einmal bietet. Riesenhafte Felsen türmen sich über dem Rama-Tal auf, und von den Hängegletschern lösen sich große Eisstücke und fallen mit donnerndem Getöse in die Tiefe. Eingebettet zwischen die Giganten Mount Everest (8840 Meter) und Makalu (8518 Meter) liegt das Tal, und der letztere kehrt ihm eine ungebrochene Steilwand von 3300 Meter Höhe zu, die so lotrecht abstürzt, daß auch nicht das kleinste Schneeflecken an ihr haften kann. Vom Everest steigt der Kangschung-Gletscher in das Tal hinab, und der ihm entströmende Gletscherbach untertunnelt in einer riesenhaften Eishöhle den Kangdoschung-Gletscher, der, in einem

Gipfel Nordostschulter



Abb. 3: Die Nordostwand des Mount Everest

Seitentäl vom Makalu herkommend, sich wie ein Kiegel quer vor das Haupttal legt. Bis an das Eis heran reichen lachende Alpenweiden, besät mit großen Enzianen, und die Gletscher, die weiter unten aus den Nebentälern hervorbrechen, sind von Rhododendren, Birken und Föhren umrahmt. Noch weiter unten gedeihen Wacholderbäume, die in 15 Meter Höhe überhaupt erst Zweige ansetzen, und große Silberföhren, aber auch Blutegelein in solcher Menge, daß sich die Forscher gar nicht vor ihnen retten konnten. Sie gerieten sogar in die Kochtöpfe.

Nach der Rückkehr von diesem Ausflug wurde im oberen Charta-Tal in

einer Höhe von 5100 Meter ein Lager aufgeschlagen, um von hier aus doch noch den Versuch zu machen, dem Berge ernstlich zu Leibe zu rücken. Während der Vorbereitungen machten Howard-Bury, Mallory und Morshead eine Kletterpartie auf einen Berg von 6492 Meter Höhe. Über den Sonnenaufgang, den sie dort oben erleben durften, schreibt der erstere: „Die Täler in Tibet, die tiefen Schluchten des Krum-Flusses, die bewaldeten Täler Nepals, alles lag begraben unter einem weißen Meer von Wolken, aus dem die Gipfel der höchsten Berge emportauchten wie Inseln aus einer Märchensee. In dem hellen Mondlicht waren Berge wie der Kangtschindschanga, mehr als 150 Kilometer entfernt, klar und deutlich zu sehen, und weit, weit im Süden, über den Ebenen Indiens, wetterleuchtete es. Hier auf dem scharfen Grat, fast 6500 Meter hoch, wo nichts den Blick hemmte, erlebten wir einen Sonnenaufgang in all seiner Pracht und Großartigkeit. Im Westen, ganz nahe, türmte sich Mount Everest auf, doch noch fast 2000 Meter über uns, zuerst kalt und grau wie ein Toter, mit einem Himmels hintergrund von tiefstem Purpur. Dann, ganz plötzlich, berührte ein goldener Blitz den höchsten Gipfel und verbreitete ein Glühen über den Schnee und die Grate dort oben auf diesem wunderbaren Berge, während das tiefe Purpur des Himmels in Orange überging. Dann erhaschte Makalu die ersten Sonnenstrahlen und glühte wie von innen heraus beleuchtet; dann traf das Licht das weiße Wolkenmeer, und es fing an zu leuchten, es stieg langsam in die Höhe und brandete gegen die Inseln der Berghäupter in großen Wogen von wolligem Weiß.“

Am 20. September waren sämtliche Expeditionsteilnehmer in einem Lager in 6000 Meter Höhe versammelt. Selbst in dieser eifrigen Höhe blühten noch

Blumen, lebten noch Ratten. Die Nächte sind hier natürlich bitter kalt, am Tage aber, in der Sonne, ist es unverhältnismäßig warm. „Man kann Frostbeulen an den Füßen und Sonnenstich zu gleicher Zeit bekommen,“ erzählt ein Expeditionsmitglied. Es wurde dann ein Lager nach dem Shakpa La (ein Paß von 6800 Meter) vorgeschoben, der Versuch der Ersteigung des Tschang La aber (Bild 8, der Nordpaß, der in dem Unternehmen des nächsten Jahres eine so große Rolle spielen sollte), mißlang. Das Wetter war zu ungünstig geworden; es herrschte ein Sturm, der den Schnee in großen Fahnen von den Bergen blies (Bild 9), und der das Leben in diesen Höhen fast unmöglich machte. Auch deuteten alle Anzeichen auf bevorstehenden schweren Neuschnee-fall.

So machte man sich dann auf den Rückweg. Der Winter kam schon mit Macht. Zwischen Kampa Dsong und Phari Dsong sank die Temperatur bereits unter -15° C, und die Reisenden hatten einen schweren Schneesturm zu bestehen. Am 25. Oktober erreichten sie Dardschiling; die Erkundungsexpedition war vorüber.

Sie hatte zwar keine größere Höhe, geschweige denn den Gipfel des Berges erreicht, aber das war auch gar nicht beabsichtigt gewesen. Ihre eigentliche Aufgabe, den Weg für den endgültigen Ansturm auszukundschaften, hatte sie voll und ganz gelöst. Der Mount Everest zeigt, wie die meisten Berge unserer Alpen, die Gestalt einer dreiseitigen Pyramide, eines sogenannten Karlings. Ein Anstieg über eine der drei Pyramidenflächen war von vornherein ausgeschlossen, sie fallen viel zu steil ab. Von den Ranten erwies sich nur die eine, der Nordostgrat, als gangbar (Bild 3); er führt vom Nordpaß oder Tschang La zur Nordostschulter, und von da ist in nicht mehr allzu-



Abb. 4: Gaurisankar von Westen



Abb 5: Eisturm auf dem östlichen Kongbuk-Gletscher
(Unten ein Mensch)

schwieriger Kletterei der Gipfel zu gewinnen.

Es handelte sich nur um die Anmarschrouten zum Tschang La. Zwischen Chakpa La und Tschang La liegt ein tief eingegriffenes Tal. Einer ermatteten Gesellschaft, die von der Forcierung des Gipfels zurückkommt, würde der Abstieg vom Nord-Paß in dieses Tal, der Aufstieg zum Chakpa-Paß und der dann erst folgende endgültige Abstieg verhängnisvoll werden. Denn in diesen Höhen von mehr als 6000 Metern

erquicht auch die Ruhe nicht, ganz im Gegenteil, jede dortverbrachte Stunde zehrt Kraft. Nun liegt aber in dem erwähnten Tal der Östliche Kongbuk-Gletscher, und damit war der einzuschlagende Weg festgelegt: vom Kongbuk-Tal aus über diesen Gletscher zum Tschang La.

Ein weiterer Erfolg der Vorexpedition bestand in der sorgfältigen Kartierung eines bisher so gut wie gänzlich unbekanntes Gebietes. Die Eingeborenen hatten allerdings gefürchtet, daß die Arbeiten mit den geheimnisvollen topographischen Instrumenten die Drachen, die unter den hohen Bergen hausen, stören und erzürnen würden, aber zu irgendwie ernsthafter Behinderung der Arbeiten der Kartographen war es doch nicht gekommen. Überhaupt kamen die Engländer mit den Einwohnern des Gebietes — von denen die allermeisten noch nie einen weißen Mann gesehen hatten — glänzend aus. Es gelang

der Expedition auch, die einheimischen Namen für mehrere Berge festzustellen, darunterden für Everest selbst: Tschhomolungmo, der Thron der Göttin-Mutter des Landes. Viele Berge, Pässe usw. hatten aber bei den Eingeborenen gar keinen Namen. Da versiel man nun auf den geistreichen und vorbildlichen Ausweg — in Verfolgung der Richtlinien der Geographischen Gesellschaft, daß dem Unfug, geographische Erscheinungen in bewohnten Gebieten mit europäischen Namen zu belegen, ein

Storden

Stfen



Lager II

Abb. 6: Panorama des westlichen Nongbuk-Gletschers, oberhalb des Lagers 2 aufgenommen

Stchang Ste



Lager III

Abb. 7: Bild vom östlichen Nongbuk-Gletscher auf den Stchang Sa (Nordpaß)

Ende gemacht werden solle — ihnen englische Namen zu geben, die dann ins Tibetanische übersetzt wurden. So wurde aus dem Nord-Paß der Tschang La, aus dem Nordgipfel der Tschang Tse, aus dem Südgipfel der Lho Tse, aus dem der Sonne ausgesetzten Paß der Napiu La, so bekamen Dingtren und Dingtren Nup ihre Namen usw.

Und endlich hatte die Vorexpedition die günstigste Zeit zur Besteigung festgestellt. Das ist die Zeit zwischen dem Nachlassen der großen Winterkälte und dem Ausbruch des Südwest-Monsuns, eine kurze Zeitspanne, die unserem Frühjahr entspricht.

So trat denn die zweite Expedition ihren Vormarsch von Dardschiling schon in der letzten Märzwoche des Jahres 1922 an. Nur zwei der Mitglieder der ersten Expedition waren diesmal wieder dabei, auch der Führer war ein anderer. Es war jetzt General Bruce, dem die schwierige Aufgabe der Leitung zugefallen war. Die Expedition nahm 70 eingeborene Träger und vier Gurkha-Unteroffiziere mit sich. Sämtliche Teilnehmer wurden am Vortage des Aufbruches von den buddhistischen Priestern und den tibetanischen Lamas gesegnet; und gerade in dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzte, wurde Bruce noch ein Telegramm des Papstes übergeben: „Möge Gott, der in der Höhe wohnt, die Expedition segnen.“

Wir treffen die Expedition im Kongbuk-Kloster wieder, das uns vom vorigen Jahre her schon bekannt ist. Der Abt dieses Klosters wird für besonders heilig gehalten und als eine Verkörperung des neugeburtigen Gottes Chongrahsay angesehen. Es geht die Sage von ihm, daß er einmal, in einer früheren Inkarnation, infolge einer Wette mit einem anderen Lama, auf einem Sonnenstrahl auf den Gipfel des Everest geritten sei. Trotz seiner Heiligkeit ist er ein recht freundlicher alter

Herr und nahm die Engländer sehr gut auf. Die Frage aber, aus welchem Grunde denn die Expedition den Berg eigentlich besteigen wollte, konnte er sich trotz aller Höflichkeit und alles Taktes nicht versagen. General Bruce klärte ihn dahin auf, daß die Engländer es als ihre heilige Pflicht ansähen, den höchsten Punkt der Erde, der dem Himmel am nächsten sei, zu erreichen. Zu seiner persönlichen Bequemlichkeit fügte er noch hinzu, daß er ein Gelübde getan habe, keine Butter zu genießen, bevor der Gipfel nicht betreten worden sei. Damit erreichte er, daß die Tibetaner, die ein Gelübde zu respektieren wissen, ihm von jetzt ab ihren scheußlichen Tee wenigstens ohne Beigabe von ranziger gefalzener Butter servierten.

In einer Höhe von 5030 Meter wurde dann in der Nähe des Klosters das Basislager aufgeschlagen. Von hier aus sollte eine Reihe von Lagern als Stappenstationen den Östlichen Kongbuk-Gletscher entlang zum Tschang La errichtet werden. Jedes dieser Lager sollte mit allem Nötigen, mit Proviant und sogar mit einem Koch ausgerüstet werden.

Die Arbeit begann am 2. Mai. An diesem Tage zogen Oberstleutnant E. L. Strutt zusammen mit Major Norton und Hauptmann Finch aus, um einen Platz für das Lager I ausfindig zu machen. Auf einer Talterrasse, hoch über dem rechten Ufer des Kongbuk-Gletschers, einer alten Seitenmoräne, strebten sie dem Seitental zu, in dem der Östliche Kongbuk-Gletscher liegt. Dieser Gletscher erreicht den Hauptgletscher, in den er einst mündete, heute nicht mehr, wie sich überhaupt vielfach Zeichen eines Rückganges der Berggletscherung bemerkbar machten. So wurde denn auf dem Boden des Tales, etwa 300 Meter von der Stirne des Gletschers entfernt, in einer Höhe von 5425 Meter das Lager I auf-

geschlagen. Die Kulis schafften alles Nötige aus dem Basislager herbei, und vier Tage später konnte dieses Lager schon als Ausgangspunkt für weitere Forschungen dienen.

Strutt, Longstaff, Morshhead und Norton zogen mit sechzehn Trägern weiter gletscheraufwärts. Sie hatten einen ziemlich rauhen Weg auf den Moränen; einmal mußte auch das glatte Eis eines Seitengletschers überquert werden. Die Nacht vom 6. zum 7. Mai verbrachten sie im Lager II in einer Höhe von 5900 Meter. Am nächsten Tage wurde der Aufstieg fortgesetzt. Nun begannen aber ernstliche Schwierigkeiten. Zunächst versperrte ein absolut unpassierbarer Nebengletscher den Weg; man mußte die Moränen verlassen und auf das Eis des Hauptgletschers hinausgehen. Es war nicht ganz leicht, sich durch die bis zu hundert Meter hohen Seracs oder Eisnadeln (Bild 5) einen Weg zu suchen. Doch wurde das Eis gegen die Mitte des Gletschers hin wieder besser, die Eistürme verschwanden. Dafür bot sich ein anderes Hindernis. Die Kletterer standen plötzlich am Rande eines vierhundert Meter breiten und dreißig Meter tiefen Grabens, der den Gletscher der Länge nach spaltete und das weitere Vordringen in dieser Richtung abschnitt. Man wandte sich daher wieder dem Ufer des Gletschers zu, mit dem Kurs auf eine Felsnase, hinter der der Gipfel des Everest zum Vorschein kommen mußte. Doch es erwies sich bald, daß

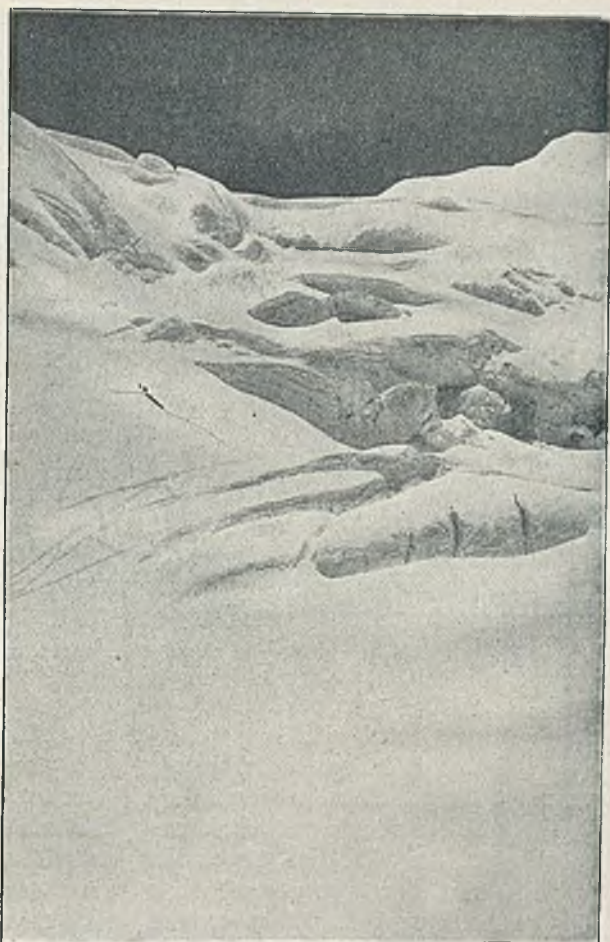


Abb. 8: Der Aufstieg zum Tschang La
(Links oberhalb der Mitte eine Trägerkolonne)

dieser Weg gänzlich ungangbar war, besonders für beladene Kulis. Man hatte sich regelrecht verfrachten, und es blieb nichts anderes übrig, als zum Lager II zurückzukehren und am nächsten Tage einen Übergang über die große Spalte zu suchen.

Dieser Übergang wurde von Morshhead noch auf dem Rückwege entdeckt; er erwies sich am nächsten Morgen als verhältnismäßig leicht zu begehen. Als man die oben erwähnte Felsnase rundete, bot sich ein überwältigendes Schauspiel dar: die gigantische östliche Schulter des Mount Everest (Bild 10), deren

Gipfel

Chakpa La



Abb. 9: Aussicht über den Charta-Gletscher zum Chakpa La und zum Gipfel
Auf den Bergen vom Wind aufgewirbelte Schneefahnen

eine Hälfte allein zwei bis dreimal so massig ist wie irgend ein Berg in Europa, zeigte sich in einer Entfernung von nur drei Kilometern. Gegen Mittag schon wurde der vorher nach der Karte ausgesuchte Platz für das Lager III erreicht (6400 Meter), unter dem Tschang Tse an den vereisten Abhängen des Tschang La (Bild 8) gelegen. Nach Einrichtung des Lagers kehrten die Europäer wieder zum Basislager zurück.

Doch schon einige Tage später ging es wieder bergwärts. Am 17. Mai wurde auf dem Tschang La selbst, ein wenig unter der Paßhöhe, um gegen den eisigen Westwind geschützt zu sein, in einer Höhe von 7000 Meter das Lager IV errichtet. Die Etappenstraße war bereit; der Sturm konnte beginnen.

Er begann am 20. Morshead, Mallory, Somervell und Norton mit neun Trägern hatten im Lager IV übernachtet und machten sich nun an den Aufstieg über den Nordostgrat. Sie hofften, noch am gleichen Tage auf 7900 Meter zu

kommen. Diese Hoffnung erwies sich aber als trügerisch, das Wetter widersetzte sich ihrer Erfüllung. Die Sonne hatte keine rechte Kraft, und ein eisiger Westwind sprang auf, so daß der Aufenthalt auf dem Grat alles andere als ein Vergnügen war. Zu allem Überfluß endete plötzlich der apere Teil des Grates, und das Stufenschlagen im Eis begann. Da die Träger noch am gleichen Tage zum Tschang La zurückkehren sollten, mußte schon früh am Nachmittag ein Platz für das Lager V gesucht werden. An ein Kampieren auf dem Grat selbst war nicht zu denken, man mußte nach Osten in die Wand hinaus traversieren, um in Windschatten zu kommen. Auf einer schmalen Felsleiste mit abschüssigem Boden wurden, durch zusammengetragene Steine gestützt, zwei Zelte errichtet. Die Träger machten sich von hier aus auf den Rückweg. Die Kletterer hatten schon ziemlich unter der Kälte gelitten. Norton hatte sich ein Ohr erfroren, und es war, wie Mallory erzählt, so groß geworden, daß

Lager V,
7620 mLager VI,
7770 mErster Aufstieg
höchster Punkt 8226 mZweiter Aufstieg
höchster Punkt 8300 m

Abb. 10: Die Nordwand des Mount Everest, vom Tschang La aus gesehen.

es den Platz für sie beide im Zelt beträchtlich einengte. Dieses Lager V (vgl. Bild 10) lag 7620 Meter hoch.

Die Nacht verbrachten die Bergsteiger reichlich schlecht, und am nächsten Morgen machten sich die Folgen darin bemerkbar, daß Morshhead erklärte, nicht weiter mitkommen zu können. Er wurde daher im Lager zurückgelassen, und die drei anderen machten sich allein auf den Weg. Sie mußten zuerst wieder den Grat gewinnen und dann auf diesem weitersteigen. Eigentlich bot der Berg selbst keine größeren Schwierigkeiten, wenn auch Neuschnee gefallen war und die Sedimentschichten, aus denen Mount Everest besteht, ungünstig

geneigt waren. Aber die gewaltige Höhe machte ihren Einfluß auf die Lungen der drei geltend. „Unsere Lungen zwangen uns, die schöne Aussicht öfter zu bewundern, als vom alpinistischen Standpunkt aus in der besten Gesellschaft üblich ist,“ schreibt Mallory. Da es mit Rücksicht auf Morshhead wünschenswert war, noch am gleichen Tage wieder Lager IV zu erreichen, und da es niemand riskieren wollte, seine Kräfte bis auf die Reize beim Aufstieg zu verbrauchen, für den Abstieg aber sich auf ein Stimulans wie Alkohol zu verlassen, wurde um 2,15 Uhr nachmittags das Zeichen zur Umkehr gegeben. Die Gesellschaft hatte



Abb. 11: Der Weg zum Gipfel vom höchsten Punkte des ersten Aufstieges aus (x höchster Punkt des zweiten Aufstieges, linker Rand der Schneehalde etwas rechts unterhalb des Gipfels).

eine Höhe von 8226 Meter erreicht (Bild 10), immer noch mehr als 150 Meter unter der Schulter. Der Weg zum Gipfel lag klar da (Bild 11) und bot anscheinend keine ernsthaften Schwierigkeiten mehr.

Der Aufstieg wurde durch den Neuschnee- und Schneefall der vergangenen Nacht weit gefährlicher gemacht als der Aufstieg gewesen war; die am vorigen Tage geschlagenen Stufen waren verschwunden und mußten neu geschlagen werden. So wurden die vier Morsheds (hatte sich natürlich wieder angeschlossen) von

der Dunkelheit überrascht und mußten sich ihren Weg bei dem ungewissen Licht einer Laterne suchen. Erst um 11½ Uhr nachts erreichten sie das Lager auf dem Tschang La. Hier war nun keine Menschenseele anwesend, und man hatte augenscheinlich vergessen, für Getränk und Feuerungsmaterial zu sorgen. So mußten sich die verdursteten Bergsteiger mit einem Gemisch von Marmelade, Schnee und gefrorener kondensierter Milch behelfen. Am nächsten Morgen begannen sie dann den Abstieg zum Basislager.

Inzwischen waren schon die Vorbereitungen für den zweiten Ansturm im Gange. Am 20. Mai waren Geoffrey Bruce (der Neffe von General Bruce), Hauptmann George F. Finch und der Gurkha-Unteroffizier Tejbir im Lager III angekommen. Diese Kletterabteilung wollte — im Gegensatz zu der ersten — eine Sauerstoffausrüstung mitnehmen. Innerhalb

der Expedition standen sich nämlich zwei Anschauungen schroff gegenüber: die eine, daß der Gebrauch von Sauerstoff unsportmäßig und gewissermaßen unfair dem Berge gegenüber sei, ein Versuch, den Berg zu betrogen; die andere aber, daß jedes Mittel, das zum Ziele führt, erlaubt sei. Versuche, die in der Druckammer in Oxford mit einigen Mitgliedern der Expedition vor der Ausreise angestellt worden waren, hatten die medizinischen Autoritäten veranlaßt, dringend den Gebrauch von Sauerstoff in Höhen über

7000 Meter zu empfehlen. Daraufhin waren in England einige Exemplare eines eigenen extra leichten und einfachen Sauerstoffapparates mit möglichst wenig wiegenden Sauerstoff-Stahlzylindern angefertigt worden. Auf dem langen Transport durch Tibet hatten diese Apparate aber gelitten und mußten in Lager III erst wieder in Ordnung gebracht werden. Einige Versuchsklettereien, die Finch und seine Begleiter vom Lager III aus unternahmen, zeigten deutlich den belebenden Einfluß des Sauerstoffs, der „englischen Luft“, wie ihn die Träger nannten.

Die Nacht zum 25. Mai verbrachten die drei zusammen mit Hauptmann Noel im Lager IV. Die Trägerkolonne, die ebenfalls hier übernachtet hatte, wurde am nächsten Morgen den Grat hinauf vorausgeschickt, aber von Finch, Bruce und Tejbir — Noel wurde zurückgelassen — bald wieder eingeholt, obwohl jeder von ihnen mehr trug als ein Kuli (über 30 englische Pfund). Zuerst ging alles gut; aber bald begann wieder das Wetter sich zu verschlechtern, es fing an zu schneien. Mit Rücksicht auf die Träger, die wieder am gleichen Tage noch ins Lager IV zurückkehren sollten, wurde schon in einer Höhe von 7770 Meter das Lager aufgeschlagen, auf dem schmalen Grat selbst, an einem furchtbaren Absturz von mehr als 1200 Meter zum Rongbuk-Gletscher (Lager VI, Bild 10). Es war bitter kalt und schneite heftig, kleine Eisnadeln wurden durch die Zeltwände getrieben und drangen überall hin. Mit Hartspiritus kochten die drei sich ein warmes Essen, aber ein wirklich heißes Getränk war nicht herzustellen, denn bei dem geringen

Geoffrey Bruce Finch



Abb. 12: Die englischen Teilnehmer am zweiten Aufstieg

Luftdruck in dieser gewaltigen Höhe siedet das Wasser schon bei einer Temperatur, wo man noch ungestraft die Hand hineinhalten kann.

Nach Sonnenuntergang frischte der Wind zum Sturme auf, und bald wehte es so stark, daß der Zeltboden mit den drei Männern oft ganz vom Felsboden abgehoben wurde. Daß sie unter solchen Umständen kein Auge zutaten, ist erklärlich, sie erwarteten, jeden Augenblick mitsamt dem Zelt in den Abgrund geschleudert zu werden. Erst nachdem es ihnen gegen Morgen gelungen war, das Zelt besser zu befestigen, konnten sie ein wenig ruhen. Zu der Morgendämmerung hörte zwar der Schneefall auf, aber der Wind ließ nicht nach; an einen Ausbruch war unter solchen Umständen nicht zu denken. Erst mittags gegen ein Uhr ließ der Wind ganz plötzlich nach, wenn er auch immer noch ziemlich stark blieb. Nun wäre der Augenblick gekommen ge-

wesen, schleunigst den Rückweg zum Nord-Paß anzutreten. Doch Finch wollte den Kampf nicht so schnell aufgeben. Zögernd eröffnete er den anderen seinen Plan, noch einmal hier zu übernachten und am nächsten Tage den letzten Ansturm zu versuchen. Bruce, dessen erste Hochgebirgstour dies war, stimmte begeistert bei, Tejbir grinst nur noch breiter als sonst, er vertraute seinen Sahib's. Nur der Proviant verursachte einige Besorgnis, da man sich nur auf eine Übernachtung gefaßt gemacht hatte. Doch da wurden gegen sechs Uhr abends auf einmal draußen Stimmen laut. Es waren einige Träger, die der besorgte Noel vom Tshang La ausgesandt hatte, und die Essen und Thermo's-Flaschen mit warmem Tee und heißer Fleischbrühe brachten.

Die nächste Nacht verbrachten die drei mit Sauerstoffatmung verhältnismäßig gut. Um 6½ Uhr am Morgen brachen sie wieder auf; mit Photographenapparat, Thermo's-Flaschen und Sauerstoffapparat trugen die beiden Europäer jeder über 40 englische Pfund, Tejbir, der zwei Sauerstoffzylinder mehr hatte und nur bis zur Nordostschulter mitkommen sollte, ungefähr 50 Pfund.

Das Wetter war klar, der Wind zwar sehr kalt, aber doch erträglich. Bald aber frischte er auf, und nun zeigte sich Tejbir den Strapazen doch nicht ganz gewachsen. In einer Höhe von 7925 Meter brach er zusammen. Die beiden Engländer nahmen ihm nun sein Gepäck ab und sandten ihn zum Zelt zurück.

Obwohl der Grat an und für sich dem Bergsteiger keine besonderen Schwierigkeiten bietet, ist er doch so exponiert, daß der immer mehr an Stärke zunehmende Wind sein Begehen bald zu gefährlich machte. In einer Höhe von 8080 Meter entschlossen sich daher Finch und Bruce, in die Nordostwand hinaus zu traversieren. Hier wurde

das Vorwärtkommen aber bald erheblich schwieriger. Der Boden bestand aus plattigem Gestein, das sich nach auswärts abachte, von trügerischem Neuschnee bedeckt. Daher beschlossen die beiden, nachdem sie 8230 Meter erreicht hatten, quer in die Höhe zu klettern, auf einen Punkt zu, der ungefähr die Mitte zwischen der Nordostschulter und dem Gipfel bildet.

Doch nicht einmal diesen Punkt, viel weniger den Gipfel sollten sie erreichen. Auch die Kräfte dieser beiden hartnäckigen Engländer gingen allmählich zur Neige, und sie mußten noch an den Rückweg denken. In einer Höhe von 8300 Meter versagte plötzlich Bruce's Sauerstoffapparat. Der Fehler konnte zwar rasch behoben werden, aber beide merkten, daß es jetzt Zeit zur Umkehr sei.

Aber zuerst sahen sie sich doch hier einmal um, an dem höchsten, vom Menschen bisher an der Erdoberfläche erreichten Punkt. (Der Ort ist auf Bild 10 kenntlich gemacht; in Bild 11, das vom höchsten erreichten Punkt des ersten Aufstiegsversuchs aus aufgenommen wurde, ist er durch ein Kreuz etwas rechts oberhalb der Mitte gekennzeichnet. Auf beiden Bildern ist der höchste sichtbare Punkt nicht der Gipfel selbst, sondern eine Felsnase, die zwar zur Gipfelpyramide gehört, aber nicht die höchste Erhebung darstellt, wenn sie ihr auch nur um wenige Zehner von Metern nachsteht). Sie standen höher als alle Berge, die sie sehen konnten — der Makalu, der noch höher ist, ist von diesem Punkt aus nicht sichtbar — nur zum Gipfel des Everest selbst mußten sie den Blick in die Höhe richten. Dort lag er, das Ziel ihrer Wünsche, zwar immer noch 540 Meter über ihnen, aber nicht mehr ganz ein Kilometer entfernt*),

*) Das ist weniger als die Entfernung von der Universität zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Breslau oder von der Universität zur Feldherrnhalle in München.

so nahe, daß sie die einzelnen Steine auf dem Gipfel unterscheiden konnten, und doch so unerreichbar fern.

Doch es half nichts, sie mußten umkehren.

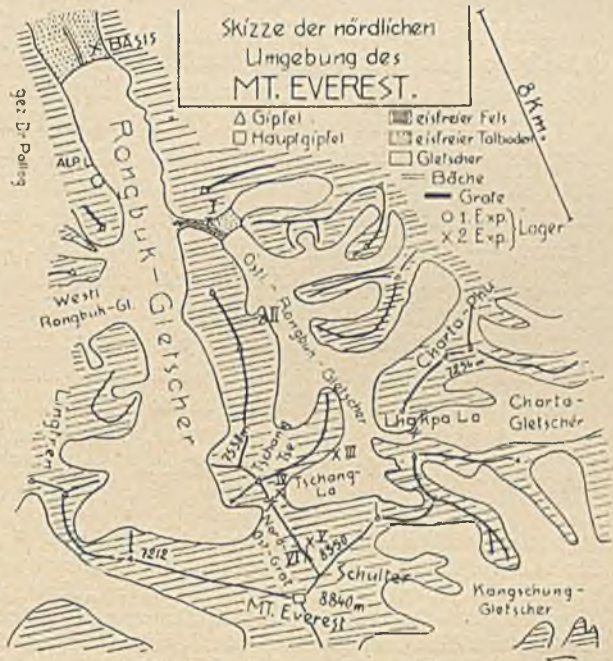
Das war gegen Mittag. Um vier Uhr nachmittags waren sie bereits wieder auf dem Tschang La, aßen hier etwas und machten sich nach dreiviertel Stunden schon wieder auf den Weg. Um 5 1/2 Uhr kamen sie in Lager III an, nach einem Abstieg von fast 2000 Meter in fünf Stunden.

Ein dritter Versuch, den Gipfel zu erreichen, kam nicht einmal bis zum Nordpaß. Der Monsun hatte inzwischen den Schnee in den höheren Regionen aufgelockert, und in der Nähe des großen Grabens im Östlichen Rongbuk-Gletscher ging eine Lawine nieder, die sieben Träger mit sich riß. Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, um noch eine Aussicht auf Erfolg zu gestatten, so wurden denn die Lager abgebrochen und der Rückmarsch angetreten. Es war noch nicht ein Jahr nach dem Ausbruch der ersten Expedition verfloßen, da befand sich die zweite schon wieder in Dardschiling und wurde hier aufgelöst.

Der Berg hatte gesiegt.

* * *

Und was hat es denn nun eigentlich für einen Zweck, auf den Mount Everest zu klettern? So werden viele Leser fragen; und diese Frage ist auch in England, ja im Schoße der Geographischen Gesellschaft selbst gestellt worden. Ge-
wiß, in Heller und Pfennig läßt sich der Nutzen eines solchen Unternehmens nicht ausdrücken, und wir können sogar sagen, daß es für die große Masse der



Menschheit herzlich bedeutungslos ist, ob dieser Berg bestiegen worden ist oder nicht. Der Zweck einer solchen Bergbesteigung ist — sie selbst, ihr Nutzen liegt auf ideellem Gebiet. Immer, wenn eine ähnliche Tat unter großem Einsatz von Leben und Gut vollbracht worden ist, muß ich an den herrlichen Roman von Kurd Laßwitz „Auf zwei Planeten“ denken, wo die hochentwickelten Marsbewohner ihren Planeten so genau kennen, seine Naturkräfte so zu beherrschen gelernt haben, daß ihre Jugend die Gefahren suchen muß draußen im Weltenraum. Solange aber noch Leute vorhanden sind, die die Gefahren um der Gefahren selbst suchen, solange ist, wenigstens meiner Ansicht nach, an einen „Untergang“ des Abendlandes oder der Menschheit noch nicht zu denken. Und das, was auf den ersten Blick eine öde Refexerei zu sein scheint, wird zum kräftigstehenden Kampfspiel und zu einer Willensschulung für Teilnehmer und Zuschauer. Als damals die zweite

Expedition erfolglos zurückkehrte, hieß es, daß die Versuche aufgegeben werden sollten, und in der Tat wurde 1923 keine neue Expedition ausgerüstet. Wer aber die Engländer kennt, dem kam dies Kleinbegeben unwahrscheinlich vor, und zu der Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe — Mitte April — ist denn auch die dritte Mount-Everest-Expedition schon auf dem Wege zwischen Dardschiling und der Operationsbasis.

Der junge Bruce hatte beim Abschied dem Thron der Göttin-Mutter etwas respektlos zugerufen: „Just you wait, old thing, you'll be for it soon!“ „Wart

nur, alter Kerl, dich kriegen wir doch noch bald!“ — und mit einem englischen Sprichwort, wie ich sie begann, darf ich vielleicht diese Ausführungen schließen. „Perseverance wins“ — „Beharrlichkeit führt zum Ziel“. Beharrlichkeit, das ist fester Wille und starke Nerven. Und wenn wir in den nächsten Wochen erfahren sollten, daß das Ziel erreicht worden ist, dann müßen sich alle, die es nötig haben, zum Bewußtsein kommen lassen, daß nicht der Wunsch allein zum Ziel führt, sondern daß man vor allem nicht fünf Minuten vor zwölf Uhr die Nerven verlieren darf.

Die deutsche Ausgabe des englischen Berichtes über die Expedition im Jahre 1922, der dem vorstehenden Aufsatz zugrunde liegt, ist soeben im Verlage von Benno Schwabe u. Co. in Basel erschienen unter dem Titel: „Mount Everest, der Angriff 1922. Von Brigade-General Hon. C. G. Bruce und andern Teilnehmern der Expedition. Deutsch von W. R. Rickmers. Mit 33 Bildtafeln und 2 Karten.“ General C. G. Bruce, der den Reisebericht über die Expedition von 1922 verfaßt, und Dr. L. G. Longstaff, der den Abschnitt „Naturgeschichte“ geschrieben hat, dürfen auf Grund ihrer über Jahrzehnte sich erstreckenden Wanderungen und Besteigungen in den verschiedenen Gebieten des Himalaya als dessen beste Kenner gelten. Herr H. Leigh-Mallory und Hauptmann Finch kommen persönlich im Buche zu Wort. Neben der Schilderung der bergsportlichen Erlebnisse und Leistungen findet man auch viele wertvolle Mitteilungen über die Sitten und Gebräuche der Tibetaner. Aber nicht nur im Wort, sondern auch im Bilde gelangt die Expedition von 1922 zu vollendeter Darstellung. Der Verlag hat dem Werke eine vorzügliche Ausstattung gegeben.

Verschlafenes Städtchen

Erika Schulz · Röbbelen

In die verschlafenen Giebel
Klettert der Mond hinein.
Schlummert am Flusse das Städtchen,
Bersteckt unter Efeu und Wein.
Rings aus vertuschlenen Gärten
Der Urgroßmutterzeit
Singen die alten Brunnen
Verstohlen von Luft und Leid.
Bier graue, bemooftete Türme
Hüten das liebe Jbyll.
Über die bröckelnde Mauer
Blüht der Hollunder still.
Wie alt die bemoofteten Türme,
Die schweigen so trotzig und grau, —

Da mußt du die Ruhme fragen,
Die weiß es ganz genau.
Sie kennt die verträumten Gärten
Aus der Urgroßmutterzeit,
Sie weiß, was die Brunnen rauschen
Von Freude und Herzeleid.
Nur darfst du sie jetzt nicht stören,
— Schließ mit Bibel und Brille ein.
In die verschlafenen Giebel
Klettert der Mond hinein. —
Zwischen den roten Geranien
Lausche ich heimlich her,
Was sich da drüben erzählen
Der Weidenbaum und das Wehr . . .

Das Horn von Heidideldum

Von Friedrich Castelle

Man kann auf die verschiedenste Art in der Welt berühmt werden: durch völkerbewegende Taten oder Revolutionen, die einen plötzlich siegessäulenhoch über das ganze Volk erheben, durch mehr oder minder laute und berechtigte Volksreden — ja, wer's lang hat, läßt's eben lang hängen — und wenn es auch nur eine Girlande bunter Redeb Blüten ist, mit taubem Tannengrün durchwirkt.

Das Horn von Heidideldum kam auf andere Weise zur Berühmtheit: es verfehlte nämlich seinen Lebenszweck, und das will bei einem Horn viel heißen. Es blies nämlich nachts nicht mehr. Oder vielmehr Eusebius Espenlaub, der mit 12 Talern und freier Wohnung, frei Licht und frei Brand städtisch angestellte Nachtwächter, blies nicht mehr auf ihm bezw. auf seinem Mundstück. Das mochte auch wohl so eine Art moderner Streifsucht bei dem alten Invaliden sein; denn das frei Licht war eigentlich ein Hohn auf die städtischen Behörden, indem Eusebius ja doch die für den Stundenrundgang gefüllte Pfunzel der Einfachheit halber auch zwischendurch weiter brennen ließ. Und der freie Brand äußerte sich auch in einer seltsamen Form, indem sich nämlich Eusebius seinen Rücken ohne Umstände an dem Magistratskamin wärmen ließ, der schon seit 1582 durch das Nachtwächterstübchen zum Himmel emporstieg, also — wegen der dicken Steinmauern des alten Rathauses — schon drei volle Jahrhunderte brannte. Das heißt, einmal war er doch ausgegangen, als nämlich Napoleon vom Magistrat von Heidideldum empfangen werden wollte und sich in der Ratsdiele einen so mordsmäßigen Schnupfen holte, daß er selbst in Moskau

noch in die Flammen der brennenden Stadt niesete, was wiederum zur Folge hatte, daß die Glut noch stärker und er noch schwächer wurde und in seinem Glendsschlitten fluchend und schimpfend um das vermaledeite Heidideldum herumfuhr, wovon eine Tafel auf der Dorfbrücke der Weltgeschichte Kenntnis gibt.

Aber seitdem waren schon wieder mehr als hundert Jahre in den Rachen der Vergangenheit hinuntergerollt und der Magistratskamin hatte durch alle großen Zeiten der Erhebung behaglich hindurchgewärmt. Doch jetzt — merkt auf, Zeitgenossen! — jetzt schreiben wir das berühmte Jahr 1919. Durch den Magistratskamin weht ein anderer Wind, der zwar nicht die Wärme, wohl aber geheiligte Jahrhundertüberlieferungen so einfach fortblasen will wie Rauchringel.

Auch das Horn von Heidideldum trieb eine Zeitlang in den Wirbeln des Umsturzes um die vor lauter Sorgen und Nachdenken rauchenden Köpfe der Magistratsglieder herum. Es sollte hinweggefegt werden, wie die ganze alte Zeit — „rabula tasa!“ hatte der Führer der Linken geschrien, meinte aber „tabula rasa“ und wollte damit sagen, daß der Linken nichts mehr heilig sei. Nur mit äußerster Lungenanstrengung hatte der Zimmermeister Hobelspan, der Besonnenste von der neuen Linkspartei, seine Kollegen davon überzeugen können, daß zwar die Kirchensteuer abgeschafft, dagegen das Horn beibehalten werden müsse, indem nämlich die besagte Steuer nur die geistliche Schulaufsicht vermehre, letzteres aber bei Brand und beim Wecken am großen Schützenfest unentbehrlich und außerdem Eusebius Espen-

laub der einzige sei, der darauf blasen könne, was ja für die nächtliche Ruhe und Sicherheit von Heibideldum unbedingt erforderlich sei.

Eusebius Espenlaub war nun keineswegs irgend so ein Mitteilskandidat der für das soziale Wohl besorgten Linkspartei, der obendrein seine Orden und Ehrenzeichen auf dem nächtlich durch die Straßen getragenen Blaurock noch ein sogenannter Dorn im Auge waren. Er war auch nicht so ein üblicher brummiger Nachtwächter, der nur den einen falschen Stundenton und einige andere Nebentöne und Worte von sich gab. O nein, Eusebius Espenlaub war ein wirklicher Tenorhornbläser gewesen, als er noch die gelbe Postkutsche fuhr. Und in früheren Zeiten, als der große Krieg noch nicht gewesen, ja, da war Eusebius im Blasen eine Weltberühmtheit. Da quollen zwischen dem Stundenruf seine alten Weisen lieblich durch die Maiennacht, vom Morgenrot bis zu den Rosen, bei denen die berühmigten und von Liebenden bekanntlich wenig geschätzten Dornen stehen.

Und einmal war einer der größten „Heimatsfreunde“ in Heibideldum zu Gaste gewesen und hatte im „Löwen“ so wundervoll ergreifend über die Poesie des Hornes gesprochen, daß allen Frauen über 30 Jahren die Tränen über die Blusen und Spizensischüs liefen, während der für diese feierliche Szene eigens bestellte Eusebius draußen sein „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ in rührender Ergriffenheit von sich gab. Die Schmeichelei des hohen Redners, der am Schlusse seiner Ansprache, indem er seine dicken Finger zwischen die Westenknöpfe schob, da wo die Brust sich zum Bäuchlein rundet, der da gerührt ausrief, ihm sei das Horn von Heibideldum lieber als die Pojaune des Jüngsten Gerichtes, quittierte Eusebius in seiner künstlerischen Begeisterung freudig und ausgiebig damit, daß er die Nachtstunden unter dem

Schlaffenster des hohen Besuches so eindringlich und anhaltend blies, bis der um 4 Uhr morgens endlich schimpfend das Waschgeschirr und damit die volle Schale seines Hornes über den Nachtwächter von Heibideldum ausgoß. So sind die Ansichten der Menschen über die gleichen Dinge oft merkwürdig verschieden. Und was einer von vorn belobt und besingt, bekrittelt und beklackert er nachher von der Rehrseite.

Dieser Schrecken aber, nämlich die aus dem Waschgeschirr auf ihn herniedergeprasselte Enttäuschung wirkte auf Eusebius Espenlaub nicht nur persönlich, sondern auch bezüglich seines Hornes ernüchternd und erkältend. Beide wurden stockheiser, Eusebius bei Tage, das Horn bei Nacht.

Die Bürgerschaft von Heibideldum hatte viel Geduld und schief auch erst besser wie vorher, als wenn das Horn des Nachts noch stöhnte. Aber allmählich konnten die Bewohner wirklich nicht mehr schlafen: es war in Heibideldum mit einem Male so entseßlich ruhig geworden, daß erst Schneider Zwirbelbart und dann langsam alle Honoratioren bis zum Totengräber ab- und bis zum Bürgermeister aufwärts ihr Tagewerk am verkehrten Ende anfangen, was sich besonders beim Schneidermeister Zwirbelbart und beim Totengräber Knochenhäufle auf die Dauer sehr unangenehm bemerkbar machte.

In dieser allgemeinen Geistesverwirrung konnte nur noch der Kommunismus helfen. Infolgedessen beantragte Zimmermeister Hobelspan eine außerordentliche Magistratssitzung mit dem einzigen Punkt der Tagesordnung: das Horn. Keiner ahnte die entseßliche Katastrophe, als Eusebius Espenlaub Punkt 5 Minuten vor 5 Uhr mit dem durch Geolin in seiner Leuchtkraft aufgefrischten, lieben Gesellen seiner einsamen Nächte die breite Matzstuppe emporhinkte. Nur einmal noch, als

er sich oben umwandte und einen Strahl der untergehenden Sonne von dem blinkenden Munde des tönenden Metalles über den Markt hinblitzen ließ, so daß die alte Majorin an ihrem Spionfenster wieder auf die bösen Duben mit den Spiegelchen zu schimpfen begann, ging es wie warme Lebensfreude über die ganze friedvolle Stadt.

Drinnen im Magistratsaal saß der Unfriede schon frostig zu Tisch und Gericht, obwohl der alte Kamin lustig prasselte. Nun begann die hochnotpeinliche Demütigung für Eusebius Espenlaub. Schneider Zwirbelbart erhob sich zu seiner ganzen Größe, die so bedeutend war, daß er eben über den schweren Eichentisch gucken konnte, und sprach von dieser Höhe herunter sehr von oben mit seiner Donnerstimme, die wie eine Tür quiekte:

„Eusebius Espenlaub, würdigster aller Diener des Staates, warum tußt du des Nachts nicht mehr deine Pflicht und Schuldigkeit gegen Obrigkeit und Öffentlichkeit?“

So schön hatte Zwirbelbart noch nie geföhelt, und Eusebius schwieg auf die dreimal je einen halben Ton höher wiederholte Frage, weil er ihren tiefen Sinn nicht verstand und den Schneider außerdem in der Seele nicht ausstehen konnte. Erst als der Bürgermeister ihm zuredete und ihn auch ganz schlicht und einfach fragte und zwar mit dem Wohlwollen, das den höchsten Beamten einer Stadt immer auszeichnen muß, wenn er nach 12 Jahren wieder gewählt werden will, warum er nachts nicht mehr blase, da schaute Eusebius Espenlaub bedächtig und listig in das Schallloch seines Hornes hinein, drückte letzteres an sein Herz und ersteres an sein Ohr und sagte und sprach

„Ja, ich weiß nicht, was das ist. Wenn ich da nachts so auf blase, dann macht das Horn immer bloß: Pfü-ü-ist! Es tut's nicht mehr!“

Da schlug Zwirbelbart mit seiner kleinen Männerfaust auf den Eichentisch, schrie zunächst vor Schmerz: „Au! Donnerwetter!“ und dann, schon etwas sanfter geworden: „Ja, das geht aber nicht, es tut's nicht mehr. Es muß es eben tun!“ Und dabei überschlug er sich schon wieder, weil er schwerhörig war. „Das ist Insubordination!“ Froh, daß er das gefährliche Wort richtig herausbekam, brüllte er es mit seiner hohen Stimme durch den Magistratsaal, daß die alten bleiverglasten Fenster klirrten. Auf dem Marktplatz blieben die durch den ungewöhnlichen Aufzug des Eusebius zu einem verbotenen Auf- lauf zusammengerohteten Bürger stehen, schauten sich verständnisinnig an und warfen sich in den Brustton der Überzeugung:

„Aha, hört ihr? Zwirbelbart! Der sagt's ihnen wieder einmal. Bei der nächsten Wahl wird er Stadtvorsteher.“ Da aber ein zukünftiger Stadtvorsteher nicht bloß laut und würdevoll im Reden, sondern auch wohlwollend und gütig im Handeln sein soll, so sänftigte Zwirbelbart seinen Zorn und seinen berechtigten Groll zu sanftem Säuseln und machte den Vorschlag, man müsse das Horn zum Instrumentenmacher in die Stadt schicken; der solle die Klappen, Ventile, und wie das Zeug sonst alles heiße, einmal gründlich nachsehen. Der alte Lehrer Glunz als Archibdirektor von Heibibeldum erhob freilich schüchtern Einspruch, das Horn, das einen hohen Altertumswert repräsentiere, könne dabei Schaden leiden. Lieber solle man ein neues Horn kaufen und ihm das alte zu den Uniformen der Bürgerwehr von Anno 1813 in Verwahr geben. Der arme Museumbdirektor kam aber schlecht an mit seinem bescheidenen, durchaus uneigennütigen Vorschlag. Seitdem er nämlich aus Anlaß seines 50 jährigen Dienstjubiläums und in besonderer Anerkennung seiner Verdienste

um die Begründung eines Orts- und Heimatmuseums den Roten Vogel vierter Güte bekommen hatte, während selbst Kaufmann Honigmann bei der Einweihung des Museums mit leerem Knopfloch ausgegangen war — seitdem kämpfte Lehrer Glunz gegen heimliche Widerstände. Und aus diesem Grunde und weil er sowieso schon auf der Abbauliste der Stadtverwaltung stand, schwieg er ergriffen, und das Horn wurde in die Stadt zum Instrumentenmacher geschickt.

Der besah sich das Horn acht Tage von hinten bis vorn, ließ Klappen und Ventile federn, blies „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ hell und ohne Widerstände auf dem alten Blasinstrument, fand also wirklich nichts daran, ölte die Scharniere ordentlich ein, gab das Horn gegen eine Gebühr von 10 M für gehabte Reparaturarbeit zurück.

Der Sparkassenrendant legte die quittierte Rechnung mit grimmigem Brummen in seine Mappe für erlebte Eingänge und schnaubte wütend über seine Brille, während der Bürgermeister dem alten Eusebius Epenlaub das Horn mit wohlwollender Vermahnung über nächtliche Pflichttreue usw. wieder eingehändigte. Und Eusebius Epenlaub schritt die Ratsstreppe feierlich hinunter und ließ die hinter den alten spitzen Giebelhäusern untergehende Sonne an dem blinkenden Mund des tönenden Metalles einen Strahl aufsehen, den er übermütig in das Spionfenster der alten Majorin jenseits des Marktes weitergab, so daß diese über die bösen Buben mit den Spiegeln schon wieder einen Anfall von Husten und Atemnot bekam.

Punkt 10 Uhr abends zog Eusebius Epenlaub mit dem neu erstandenen Horn in den Bereich seiner Tätigkeit, das heißt diesmal fing er zur Probe in der Feldmark draußen vor dem Tore an. Der alte Wehrturm schaute finster

auf den nächtlichen Gast. Der halbe Mond blinzelte listig durch die Laterne des Turmes. Eine Fledermaus strich über Eusebius Epenlaub dahin, gerade, als er seine Lippen liebevoll an das Mundstück des Hornes schmiegte. Und er blies und er blies, aber das verhezte Horn machte bloß: „Pfü-ü-i-t.“

Eusebius erstarnte zu einer Salzsäule, lief aber trotzdem erschreckt hinter dem ersterbenden Hauch her; denn er wußte, ganz Heidelsbun wartete auf die Posauntöne des für 10 Mark aus dem Steuersäckel der Bürgerschaft erneuerten Hornes. Und dieses Horn, das wertvoller sein sollte als die Posaune des Jüngsten Gerichtes, versagte nun auf so erbärmliche Weise.

Kein Mensch in Heidelsbun schlief diese Nacht, auch die folgende und die nächsten sechs Nächte nicht, und nach diesen ereignisreichen acht Tagen war Heidelsbun im Zustande völliger Anarchie, so wie das Zeitalter von 1919 es so mit sich brachte. Nur Eusebius Epenlaub und sein Horn schritten mit unschuldigem Achselzucken und in tiefem Schweigen ruhig durch das Rote Meer des Aufruhrs hindurch.

Als aber am Mittag des dreizehnten Unglückstages Eusebius Epenlaub wiederum 5 Minuten vor 5 Uhr die breite Ratsstreppe hinanschritt, da fing sich kein freundlicher Strahl der untergehenden Sonne an dem blinken Munde des tönenden Metalles, sehr zur Freude der alten Majorin; denn es kam jetzt Schwefel und Pech und Feuer auf Eusebius in Gestalt eines furchtbaren Wolkenbruches hernieder, der noch aus dem Mundstück des Hornes strömte, als Eusebius schon vor den Gewaltigen der Stadt Heidelsbun stand und unbeholfen sein altes, verlegenes Sprüchlein abhaspelte: „Jä, ich weiß nicht, wie das kommt. Wenn ich des Nachts da so aufblase, dann macht das Horn immer bloß: Pfü-ü-i-t. Es tut's nicht mehr.“

Diesmal nahm der Bürgermeister selbst das Wort und die Sache in die Hand, denn Schneidermeister Zwirbelbart hatte sich vor lauter Gift so verjagt, daß ihm das Wort im Halse hinterm Atem stecken blieb. „Ja, Eusebius,“ sagte der Bürgermeister mit seiner Würdestimme aus der Tiefe des Bauches, „das geht aber wirklich nicht mehr. Zehn Mark sind doch sozusagen kein Pappenspiel.“

„Ja, das kann man wohl sagen,“ brummte Kaufmann Honigmann im Hintergrunde und Zimmermeister Hobelspan nickte unter dem Beifall seiner Fraktionsgenossen gewichtig: „Sehr richtig!“

„Ja,“ fuhr der Bürgermeister fort, „und nun — mühte — das — doch — eigentlich — — — wie geschmiert . . .“

Die Rede des Bürgermeisters knarrte wie ein schlecht geschmiertes Wagenrad, das sich festfährt, immer langsamer und langsamer; denn Eusebius Espenlaub hatte jetzt wirklich sein Mundwerk zu einer wütenden Entgegnung aufgetan. Ein Glück, daß er die bekannte freundliche Einladung des Götz von Verlichingen nicht aussprechen durfte, was ja überhaupt nur ein Dichter wie Goethe darf.

Zu etwas ähnlichen Dingen gingen aber sicher seine sonst so zärtlich um das Mundstück seines Hornes sich wölbenden Lippen auseinander, blieben indes tonlos halboffen stehen, als der Bürgermeister mit seinen grünen Augen angstvoll in die dunkle Höhlung des Nachtwächtermundes hineintastete und erleichtert und triumphierend ausrief: „Eusebius, Mensch! Da haben wir es ja, das Ei des Kolumbus! Du kannst ja gar nicht blasen, du hast ja keine Zähne mehr! Wo hast du die denn gelassen?“

„Zähne, Herr Bürgermeister?“ stotterte Eusebius während des jähen Sturzes aus allen Wolken, „Zähne? Ja, so ein paar Stumpen hatte ich immer

noch, aber die sind mir auch langsam hinuntergelitten.“

„Was tun?“ sprach tonlos Meister Zwirbelbart und versank nun völlig in seinen großen Ratsfessel.

Tiefes Schweigen. Die Weltgeschichte stand still. Eben wollte Lehrer Glunz sie wieder in Gang bringen und das Horn für sein Museum erwerben. Da erhob sich Kaufmann Honigmann, der als praktischer Mensch immer erst im letzten Augenblick, aber dann auch um so energischer sprach. Außerdem war für ihn jetzt die günstigste Gelegenheit, seinen Stadtvorsteherehrgeiz leuchten zu lassen; denn Meister Zwirbelbart, sein gefährlichster Konkurrent, suchte noch immer unter dem Tisch nach seiner verlorenen Sprache.

„Meine Herren!“ so begann Honigmann bedeutsam und sehr ungewöhnlich. „Meine Herren, da hilft nun nichts mehr als neue Zähne!“

Allgemeines Erstaunen, und dieses Erstaunen nutzte Kaufmann Honigmann aus: „Ich habe da in der Stadt einen Better, der ist Zahnarzt . . .“

„Zahnathlet!“ kicherte der Handlungsgehilfe von Honigmanns Konkurrenz, der durch die neue Zeit und sein Mundwerk trotz seines grasgrünen Alters als Hecht in den stillen Karpfenteich des Magistrates von Heibideldum gesetzt worden war.

„Zahnarzt!“ wiederholte Honigmann wütenden Wortes und Blickes und betonte das Wort sehr nachdrücklich. „Er macht so Zähne von Porzellan, und ich beantrage, daß Eusebius Espenlaub bei dem neue Zähne angemessen bekommt.“

Eben wollte Meister Zwirbelbart, der wieder Luft bekommen hatte, die Konkurrenz mit dem schönen Wort „Geschäftspatriotismus“ zu Boden schlagen. Aber Honigmann merkte die Falle und sprang darüber weg mit der leichten Handbewegung:

„Für die Kosten der Porzellanzähne komme ich ganz allein auf!“

Tusch dem Retter von Heibideldum!

Gerührte Umarmung zwischen Bürgermeister und Honigmann, in die nur störend Meister Zwirbelbarts „Filou!“ hineinzißelte.

Eusebius Espenlaub ergab sich in sein Schicksal, begab sich in die benachbarte Stadt, ließ die neuen Zähne über sich ergehen und lief nach der Heimkehr acht Tage Spießruten durch ganz Heibideldum; denn jeder Bürger hatte doch ein Recht, zu sehen, wie Eusebius das ganze Maul voll von Porzellanzähnen hatte. Ja, der alte Nachtwächter wurde herumgereicht wie ein Geburtstagskuchen, zu dem die Gäste und auch er selber sehr viel sogenannten Alkohol tranken, so daß er die ganzen acht Tage aus einem stillen Freudenrausch nicht erwachte.

Als aber die Zeit gekommen war, nämlich die der Ernüchterung, da trat auch Eusebius Espenlaub mit seinem Nachtwächterdienst und seinem Horn wieder in den Vordergrund. Zur Feier dieses großen Ereignisses hatten Turnverein „Bauchwelle“ und Gesangverein „Halbe Zunge“ einen Fackelzug in Vorschlag gebracht, der Eusebius an den Ausgangspunkt seiner Tätigkeit bringen sollte, in die Feldmark am alten Stadtturm.

Gesagt, getan! Unter den Klängen des schönen Liedes „Muß i denn, muß i denn“, bei denen Eusebius schon heimlich Angst schwikte — denn er allein in dem bereits angeheiterten Festzuge mußte ja heute — ging's zum Städele hinaus. Es war eine erhebende, feierliche Stimmung, als ganz Heibideldum unter dem bescheidenen Teil des nächtlichen Sternenhimmels, der sich über der Stadt und der angrenzenden Feldmark wölbte, im Ring zusammentrat, magisch und malerisch beleuchtet von den unheimlich qualmenden und von schlechtestem Ben-

zolharz ruffenden Pechfackeln, die Kaufmann Honigmann zwar nicht gestiftet, aber geliefert hatte, und zwar — wegen der Zähne! — mit 20 Prozent Teuerungszuschlag. Der Bürgermeister trat vor, der Magistratsdiener hinter ihn. Von dem Sammetkissen, sonst dem Ruheplatz für Orden und Ehrenzeichen zu Grabe getragener Veteranen, nahm das Stadtoberhaupt jetzt das blinkende Horn und überreichte es Eusebius Espenlaub, dem dabei zumute war, als ob er jetzt auch heimlich zu Grabe gehen könnte. Eusebius Espenlaub hob das Horn zum Munde. Man sah, wie seine Lippen sich zärtlich wie zum Kuß um den Mund der treuen Geliebten schlossen. Feierliche Stille. Selbst die Fackeln hörten auf zu knistern und die Sterne sich zu drehen, soweit sie keine Fixsterne waren. Atemlos wartete alles auf das Dröhnen des zum Leben wiedererweckten Hornes. Eusebius hob einmal schwärmerisch, das heißt in Verzweiflung die Augen, schloß sie dann, dehnte, viel Luft einholend, seine eingefallene Brust, ganz Heibideldum holte mit Luft ein, ein mächtiger Windstoß schien aus seinen geblähten Backen in das geheimnisreiche Inwendige des gewundenen Hornes zu brausen und — ein faden dünnes, schwindstüchtiges „Pfü-ü-i-t!“ enthauchte ersterbend dem tönenden Metall.

Totenstille. Weltuntergang. Götterdämmerung. Und in diesen feierlichen Augenblick trat der in seiner höchsten Menschen- und Oberhauptwürde verlebte Bürgermeister, den die Horngeschichte allmählich von seinen wichtigsten Amtsgeschäften abhielt, mit der störenden Bemerkung:

„Eusebius Espenlaub! Nun schlägt's aber dreizehn! Erst die Kläppchen für 10 Mark, dann dank der Munizipenz des Herrn Honigmann“ — der Bürgermeister hatte zur Stärkung für den Abend bei Honigmann Schinken in

Burgunder geessen und außerdem noch viel Burgunder dazu getrunken — „dank der Munizenz des Herrn Honigmann (er wiederholte die Worte mit etwas schwerer Zunge so laut und eindringlich, daß Meister Zwirbelbart alle Aussichten auf den Stadtvorsteher davonschwimmen sah) dank der Munizenz des größten Wohltäters unserer Stadt die Zähne. . .“

Da fiel das Horn dem Eusebius aus den Händen. Ein großes Erkennen war über ihn gekommen. Entschlossen trat er dem Bürgermeister in die weitere Rede und antwortete und sprach:

„Jä, Herr Bürgermeister, jä, die Zähne, die Zähne! Das ist's ja gerade. Der Doktor in der Stadt, der hat mir gesagt, die Porzellanähne, die müßte ich nachts ins Wasser legen!“

Todeschweigen: Weltuntergang, Götterdämmerung in erhöhter Auflage. Aber solche Schrecknisse außerhalb Heibeldums waren nichts gegen dieses furchtbare Ereignis. Dann aber stieg ein Gelächter zum gestirnten Himmel empor, daß der alte Wachturm wie erschrocken aufuhr und einen neuen breiten Riß von unten bis oben bekam. Und in diese allgemeine Erschütterung trat freundlich lächelnd Lehrer Glunz: „Jä, wenn Eusebius nachts die Zähne ins Wasser legen muß, dann können wir auch sein Horn ruhig in den Glaschrank zu den Bürgerwehruniformen von 1813 legen. Die stört es mit seinem Pfü-ü-i-t wenig und gibt außerdem unserem Orts-

und Heimatmuseum eine neue Anziehungskraft. Unser Heibeldum, es lebe hoch, hoch, hoch!“

Lusch, „Heil dir im Siegerkranz“, großes Feuerwerk mit den zusammen- geworfenen Fadeln, Hohenfriedeberger und eine lange, lange Nacht mit viel Bier und mit feierlicher Verbrüderung zwischen Elpidius Zwirbelbart und Eusebius Espenlaub. Im Ortsmuseum von Heibeldum prangen heute neben Horn und Spieß und Laterne des Eusebius Espenlaub auch die berühmten Porzellanähne des letzten Nachtwächters von Heibeldum unter Glas und Rahmen; denn Eusebius Espenlaub ist, nachdem Kaufmann Honigmann durchgefallen und nicht Meister Zwirbelbart, sondern Zimmermeister Hobelspan von der äußersten Linken Stadtvorsteher geworden war, voll Zorn über diesen verkehrten Lauf der Welt- dinge in die ewigen Gefilde hinaus- gegangen und weidet heute auf den himmlischen Wiesen die sanften Lämm- lein, hat frei Licht und frei Brand und braucht das vermaledeite Horn nicht mehr.

Aber manchmal sitzt er doch sehnsüchtig an irgend einem Wolkenloch. Und wenn dann gerade unter ihm sein geliebtes Heibeldum mit seinen roten Giebelbächern wie ein Karussell vor- beidreht und freundlich zu ihm hinauf grüßt, dann seufzt er wehmütig und leise, aber so, daß Petrus es nicht hört:

„Ach, einmal noch blasen können! Und wär's auch nur ein ganz bescheide- nes Pfü-ü-i-t.“

Lenz

Ich fühl mich wie ein junger Baum,
In dem die Säfte fließen.
Ich wlege einen Frühlingstraum
In schwanken, grünen Zweigen;

O möchte mich der Sturm einmal
Umfangen doch — — und küssen!
Ich würde es in süßer Qual
Wohl leiden — leiden müssen.

Noch lebt Goethe in Rom

Vor dem Goethedenkmal von Gustav Eberlein

Von Gustav Eberlein

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein, da führte schon mein Vater ins Reich der Kunst mich ein.“ Er sagte nämlich: „Da schau den o, des is auer, dei Namensbruder; dem wennst nachg'rätst, no werst wos!“ Dabei schwang er ein Zeitungsbblatt wie eine Siegesfahne.

Namensbruder. Ich wußte nicht, was das sei, und da ich mir nichts darunter vorstellen konnte, fühlte ich zum ersten Male die Schauer der Ehrfurcht mich umwehen. Ein unbestimmt riesiges, mächtiges und glänzendes Wesen schwebte mir vor; es mußte furchtbar stark sein, vielleicht noch stärker als mein großer Bruder; es war vielleicht ein Mann, der mit einem Ruck das Bilderbuch zerreißen konnte, oder er hatte eine Krone auf dem Kopfe oder gar eine Dampfeisenbahn mit zwei, nein, mit drei Kreuzungen. Wenn ich darüber nachgrübelte, kam ich mir schrecklich klein vor, und es schien mir arg schwer, das Nachg'raten. Was denn mein Namensbruder tue, fragte ich meine Mutter, und sie erzählte mir vom Kaiser, von einer fernen Stadt und von einem Denkmal, über das alle Leute sprächen. Denkmal! Wieder so etwas Unvorstellbares. „Weißt du, halt so etwas wie die Königin Luise im schönen Zimmer,“ erläuterte die Mutter. Da schlich ich mich hinüber ins „schöne Zimmer“ und betrachtete lange und ohne Erfolg die kalte, weiße Frauenbüste auf der schwarzen Säule. Offenbar war ich nicht zum Bildhauer geboren. . . .

Mein Vater war ein Mann, der sich in Arbeit verzehrte. Von morgens bis spät abends saß er in einem fremden Büro, daneben hatte er noch drei

Ladengeschäfte, fünf Kinder und zwei mächtige Bücherschränke, die er mit seinen largen Spargroschen zu füllen verstand; er erstand ab und zu ein Originalgemälde, begeisterte sich an Bismarck und schloß in diesem sauer errungenen, seligen Feierstundenreich die Augen in einem Alter, wo andere mit der Ernte beginnen. Es war kurz nachdem er mir meinen Namensbruder als leuchtendes Vorbild hingestellt hatte. Es ist ein Menschenalter her, aber mein Namensbruder lebt, glaube ich, immer noch.

Das war damals, als zu jedem Zimmer schmuck, oder was man dafür hielt, ein Gegenstück gehörte, ein „Pendant“. Der gipserne Trompeter von Säckingen mußte in einer ordentlichen Familie einmal von links, einmal von rechts her blasen. Ging über dem väterlichen Bett ein Muschelpantoffel, in den die Taschenuhr gehörte, so mußte auch ein Muschelpantoffel über dem mütterlichen Bett hängen, wenn auch keine Damenuhr da war dafür. Die Rippesachen traten überhaupt nur paarweise auf, die künstlichen Blumen darin verbeugten sich gegeneinander, man begegnete Eßspudnäpfen, die ein Pappdeckelhund bewachte. Weshalb in der Gegenecke eine Pappdeckellage sich zu schnurren bemühte. Kann man es da einem Namensbruder verdenken, wenn er auch in Kunstfachen nach dem Pendant trachtete? Er schuf „Amors Ermahnung“ und das Gegengewicht durch „Amors Bücktigung“. Ich für meinen Teil übte mich noch in Brotteig und Knetgummi.

Dann warf sich der berühmte Bildhauer Professor Gustav Eberlein in Berlin auf Helten und Fürsten, mit

denen ich nur durch die Schulbücher in Berührung kam, ja, zu meiner Schande sei's gesagt, er meißelte das Gerundium schon aus dem Marmor heraus, als ich noch an seiner grammatikalischen Erscheinung zu fauen hatte. Freilich forderte er damit die Kritik heraus, indem die Witzblätter versicherten, nach dem „sterbenden Goethe“ habe er jetzt was ganz Feines in Arbeit: Homer, den 245. Punkt unter den 19. Gesang seiner Ilias setzend. Immerhin, die vorbildliche Sonne leuchtete in hellstem Glanze, und ich hatte noch nichts für die Unsterblichkeit getan. Nicht einmal bekannt sind wir miteinander geworden, obwohl die Zeitungsausschnittbüros allmählich immer reichlicher Gelegenheit zu Vertwechslungen fanden. Auf meinem Stammbaum herumkletternd, entdeckte ich zwar Vorfahren, die mit dem Meißel umzugehen verstanden, und war's nicht immer ein Steinmetz, so doch wenigstens ein Maurer, meiner Hand aber blieb der göttliche Schwung versagt. Heute noch, wenn mir einer Material in die Finger drücken würde, stände ich dem Knödel so hilflos gegenüber wie ein Ränguruh, das einen Roman schreiben soll. Ich weiß nicht einmal, ob der Modellierten gegenwärtig mit h oder ohne h geschrieben wird. Es ist trostlos.

Ein Menschenalter lang mußten die eingangs zitierten Beine über Länder und Meere wandern, bis sie plötzlich vor dem größten Werke des Namensbruders standen, das ihnen ihr Erzeuger sicherlich als Ziel gesteckt hätte, wenn ihm nicht die Zeitung längst entrückt gewesen wäre: vor dem kaiserlichen Geschenk an die Stadt Rom, vor dem Goethedenkmal. Ob ich doch noch „was wor'n bin“, mein toter, bücherliebter Vater mag's entscheiden; jedenfalls zog ich nun vor dem Namensbruder den Hut. Es hat seine Geschichte, dieses Denkmal. Was ist alles über

Deutschland dahingezogen in jenen zwanzig Jahren, da es weiß und leuchtend, hoch und herrschend ragt auf dem Pincio! Wie es standhielt durch Krieg und Not und geifernde Lüge, wie herrlicher, sieghafter denn je der Olympier hinausblickt aus der ewigen Stadt in die zeitlose Ferne; der Deutsche müßte niedersinken auf die Kniee und seine Lippen auf den Marmor drücken — wenn er zur innerlichen Tiefe auch das äußerliche Pathos des Romanen hätte. Aber ihm fehlt etwas dort, wo das selbstverständliche nationale Gewissen bei andern Rassen steckt: er konnte über die „Naiblinge“ lächeln, die das Deutschlandlied anstimmen wollten, als der erste Zeppelin über dem Tempelhofer Feld erschien; er lacht noch heute über das römische Goethedenkmal. Denn da es nur von einem deutschen Künstler stammt, hat die Kritik „festgestellt“, es sei geschmacklos, es habe den und den Fehler, zusammengenommen sei es eine Niete. Schon daß der „kaiserliche Dilettant“ den Auftrag dazu gegeben hatte, wollte der Kritik, die natürlich die Pflicht hatte, sich durch den ersten Triumph nicht blenden zu lassen, nicht in den Kopf.

Die Franzosen sahen die Sache mit ganz anderen Augen an. Möchte das Werk seine künstlerischen Schwächen haben, was bedeutete das! Hier stand Deutschland in seiner erhabensten Verherrlichung, stand Deutschland im Herzen von Rom. Flugs schritt man zur Revanche. Ein paar hundert Meter abwärts stellte die „französisch-italienische Liga“ schon nach elf Monaten ein in dieser Zeit zusammengestoppeltes Denkmal Viktor Hugos auf, einen Kitsch unsagbarer Art. Da steht auf einem Sockel, der keinen anderen Zweck hat als den, zu erhöhen, und mit einer Inschrift verziert ist, die einen Haufen von Städtenamen zu einen Gedicht verwurstet, ein Mensch und führt die

unvermeidliche Pyra wie einen Degen in der Faust. Zu seinen Füßen macht sich ein pudelhafter Löwe bemerkbar, der aus rätselhaften Gründen mit einer zerbrochenen Kette spielt. Er sieht wie Poincaré aus, wenn er glücklich eine Sonntagsrede hinter sich hat.

Diese Vorstellung muß man gesehen haben — die meisten übersehen sie freilich beim Vorüberbummeln, obwohl der gegenwärtige Stadtplan ausdrücklich darauf aufmerksam macht, während er Goethe trotz seiner vorspringenden, die ganze Umgebung beherrschenden Lage unterschlägt — um die mächtige Figurengruppe des Eberleinschen Monumentalwerkes richtig würdigen zu können. Damals, am 23. Juni 1904, als die Hüllen fielen, war die von ihm überthronte Allee noch eine stille Pinienpromenade; jetzt ist sie das Stellbühnen der eleganten, internationalen Welt. Das Denkmal ist den Automobilen fast im Wege, niemand kann darüber hinwegschauen. Es steht da als lügenbrechender Fels, als Steinmole in der Brandung der internationalen Deutschenverleumdung. Damals war es ein Hinweis, Wegzeiger, Ausdruck der Dankbarkeit, heute ist es uns mehr.

Der Zahn der Zeit hat ihm in-

zwischen zu einer ehrwürdigen Patina, der Giftthauch des Krieges zu Narben verholfen, von denen die Römer nicht gern sprechen hören, so wenig wie von den Trümmern des deutschen Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol. Graugrüne Flechte nistet sich überall ein, Mephisto ist schon ganz vermoost, und auch Faustens wuchert das Haar wie dem Nickelmann. An den grellweißen Bruchstellen dagegen sieht man, daß die Beschädigungen aus jüngster Zeit stammen. Der böse Geist verlor seine Hörner, Drestes sämtliche Zehen des rechten Fußes und Sphigenie die Finger am linken Arm, den sie zögert um den Bruder zu legen. Mignon ist nichts geschehen. Goethe selber steht unberührt auf dem korinthischen Kapitäl zwischen den Geschöpfen seines Genies, deren zwanglose Gruppen in so genialer Weise den Sockelgedanken besiegten.

Noch lebt Goethe in Rom. Vor der ewigen Majestät seines Geistes beugt sich die Vergänglichkeit der Politik. Keine Schmach ist so groß, daß sie nicht in Goethe überwunden werden könnte. Dich reißt niemand aus unserer Brust, sei begrüßt im welschen Land, heiligstes Vermächtnis im Herzen Roms, sei begrüßt!

Kleine Madonna

Von Marta Sorge

Sie sitzt am Weg, von rotem Mohn
und Weizenähren ganz umwlegt,
in ihren tiefverträumten Augen
türkislicht Himmelsweite liegt.

Es fließt ihr von den Lippen leise
— wie Frühlingwind durch Birken geht,
als sängen Engel ihre Weise —
ein Kinderlied, wie ein Gebet.

Es lauscht der Stimme weichem Rosen
im Arm gewlegt ihr blondes Kind;
sie aber weiß nicht, daß die Rosen
der Gnade ihr geworden sind.

Der Völkertraum von einem „Goldenen Zeitalter“

Von Adolf Salusa



Wenn die Sonne aufgeht, vergoldet sie, indes in den Niederungen noch Nebel und Dämmerung lastet, zunächst die Gipfel der Berge, und rüstet sie sich zur Heimfahrt, um, wie die alten Griechen zu sagen pflegten, in den Fluten des Okeanos zu baden und dadurch sich wieder zu verjüngen, so läßt sie abermals wie zum Scheidegruß die Höhen und Spitzen der Erde in wundervollem Glorienschein erstrahlen. Ganz so die Menschheit, die Eingang und Ausgang der Weltgeschichte, Vergangenheit und Zukunft in das schimmernde Gewand höchster irdischer Glückseligkeit kleidet und vor allem durch ihre Dichter wie in schmerzlichem Heimweh oder in unstillbarer Sehnsucht von diesen Tagen voll Glück und Glanz singen und sagen läßt.

Der Glaube an Tage wunderbaren Friedens und ungetrübter Freude voll Ansehens und Wonne und Fülle irdischen Glückes und Segens, sowie die Hoffnung auf ihre einstige Wiederkehr findet sich in der Heidenwelt als „Goldenes Zeitalter“ und bei christlichen Sekten und kirchlichen Schwärmern als „tausendjähriges Reich“ bald mehr, bald minder hell oder verdunkelt über die ganze Welt hin verstreut. Nach persischer Sage war das Goldene Zeitalter unter Yima, Wivanghvats Sohn. Damals belästigte weder Frostwind noch Glut, weder Finsternis noch Feuer noch Tod das von allem Übel freie Reich der Erde. Als aber diese von Winter, Schnee und Mißwachs zu leiden begann, haute Yima auf Ormuzds, des guten oder Lichtgottes, Befehl ein Paradies und

brachte die Reine aller Dinge und die Auserlesensten der Menschen dahin, wo ewiges Licht ihnen leuchtete und das herrlichste Leben die Herzen erfreute. Die assyrisch-babylonische Geschichte verlegt diese selige Zeit in die Regierung des Königs Assurbanipal und vermeldet, daß damals „das Getreide fünf Ellen hoch und die Ähre fünf Sechstel Ellen lang“ gewesen, während das Land des Nilstromes, das nach Angabe der Alten das frömmste aller Heidenländer vorchristlicher Zeit dereinst beherbergte, sie mit Gott Osiris, dem Gemahl, Bruder und Vater von Isis, verknüpft, und gerade darum, weil er seine Bewohner den Acker- und Weinbau gelehrt und sie zum Gottesdienst angeleitet habe. Ähnlich die Indianer von Nordamerika, die all diese Segnungen auf den geheimnisvollen gottgesandten Hiawatha zurückführen, der, nachdem er sie in den Künsten des Friedens unterwiesen, wie Longfellow im „Sang von Hiawatha“ sagt, „zu den Inseln der Glückseligen“ und „zu dem Lande des hl Jenseits“ zurückgeführt sei, jedoch nicht ohne die trostreiche Botschaft hinterlassen zu haben, daß dereinst „aus dem Lande des lichten Morgens“ weise Männer kommen, sie mit den Segnungen des „Christentums“ beglücken und ihre Jagdgebiete in ein wahres Paradies umschaffen werden“. Auf den Sandwichsinseln ging noch zur Zeit, als Cook daselbst landete (und erschlagen wurde), die Sage, daß unter Gott Kono das Goldene Zeitalter geblüht, aber mit dem Fall seiner Gemahlin und seiner Rückkehr ins Paradies

untergegangen sei. Im „blumigen Reich der Mitte“ und der Zopfträger, wo man bereits Jahrtausende vor der Ankunft Christi „den großen Heiligen“ erwartete, der „alle Strahlen der Weisheit und die Vollkommenheit aller Tugenden in sich vereinigen würde“, sprechen nach Ramsay die Bücher Dityli von einer Zeit, „wo alles in seinem ersten Glanz wird wieder hergestellt werden“. Wie die altnordischen Götter- und Heldenlieder der „Edda“ berichten, wird in der „Götterdämmerung“, d. i. am Ende des jetzigen Weltalters, nachdem die Mitgartschlange getötet worden und Odhin nebst den alten Göttern untergegangen, Gott Vidar die erste Zeit wieder erneuern. Dann werden, wie es in der Voluspä heißt, die Goldtafeln neu aufgefunden werden, die die Götter im Anfange besaßen, die Erde ohne Aussaat blühen und Früchte tragen und der von Hödur getötete lichtumflößene Valbur zu neuem Leben erstehen, um mit seinem Mörder in großem Frieden von Odhins strahlendem Siegersaal für immer Besitz zu ergreifen. Nach indischer Lehre wird Gott Wischnu dereinst unter dem Namen Kalki erscheinen und sitzend auf einem weißen Roß, mit einer Seele, die gleich einem Kometen glänzt, alles Böse niedermachen und aus neue jene glückselige Zeit heraufführen, wie sie im Anfang gewesen — womit der erste Mensch Kassiapa seine ob eines Fehltrittes in große Trauer und Trostlosigkeit versetzte Gemahlin Diti tröstet und aufrichtet. Ja, selbst die in der Eiswüste begrabenen Grönländer wissen, wenn zahlreiche orientalische Völker, die Mexikaner und verschiedene Naturvölker überhaupt unerwähnt bleiben, um die trostreiche Überlieferung, daß in der Zukunft, am Ende der Tage ein goldenes Zeitalter erblühen werde, wo dann die Erde mit Grün und Blumen sich schmücken und in eine lachende,

wonnevolle Ebene sich wandeln werde, die weder Klippen noch Felsen, noch Not und Armut und starrenden Tod mehr kennt.

Jedoch keines dieser zum Teil längst untergegangenen Völker hat sich tiefer in die wie die Glocken Vinetas aus geheimnis voller Ferne erklingende Sage versenkt als das schönheitsstrunkene Volk von Alt-Hellas und das waffenstarrende, kriegsgewaltige der Römer. Der berühmte Epiker Vergil (geb. 70 v. Chr.) besingt das goldene Zeitalter in der 4. Ekloge und im 6. Buche seiner „Aeneis“ und verlegt es in die Tage des „Augustus, des verklärten Cäsar Sohn“; der große Lyriker von Venusia (geb. 65 v. Chr.) gedenkt seiner in einer Ode und in der 16. Epode, indem er sich nach den Inseln der Seligen hinwünscht, wo die goldenen Tage der Urzeit noch fortbauern. Der in der Verbannung 17. n. Chr. verstorbene Ovid endlich widmet ihm als dem ersten der vier Weltalter im 1. Buch seiner „Metamorphosen“ oder Verwandlungen eine Reihe von Versen. Unter den Griechen schildert es Hesiod („Werke und Tage“, 109 ff.) und wünscht sich als Sprosse „des 5. Alters der Menschheit“, das nach ihm ein eisernes Geschlecht beherrscht, „später geboren zu sein“, um der Gnaden und der Schönheitsfülle jener Zeit teilhaftig werden zu können. Der gewaltige Dramatiker Prometheus, der in seinem „Gefesselten Prometheus“ den ersten Menschen 30 000 Jahre, d. i. ein mythisches Weltalter leiden läßt, ehedem er erlöst werden laur, läßt seinen Helden der Hoffnung leben, daß am Ende der eisernen Zeit eine neue erstehen werde, in der statt des Zeus ein neuer König das Zepter der Gerechtigkeit führen werde. Neben ihm haben der Athener Eupolis mit seinem Chorstück „Goldenes Zeitalter“ und Pherokrates (beide 5. Jahrhundert v. Chr.) in seiner Ko-

mödie „Bergkobelbe“ jene Zeit verherrlicht, und zwar hat letzterer ein wahres Schlaraffenleben von ihr entworfen. Nicht unähnlich dieser Schilderung ist die der Sibylle, die an mehreren Stellen des in der Sprache und im Vermaß Homers abgefaßten 3. Buches ihrer „Orakels“ (mit deutlicher Anlehnung an den Propheten Jesaias, der Kapitel 9, 11 und 35 die Herrlichkeiten des Messianischen Reiches zeichnet) sich also vernehmen läßt: „Die allgebärende Erde wird (alsdann) den Sterblichen geben unermeßliche Frucht und Korn und Wein und Obst. Es werden hervorberechen süße Quellen weißer Milch und die Städte überfüllt sein von Gütern aller Art. Weder Schwert noch Kriegslärm wird fürderhin die schwer seufzende Erde erschüttern, die weder Dürre und Hagel, noch Hunger und Krieg mehr kennen wird. Ein König wird dem andern Freund sein bis ans Ende, ein gemeinsames Gesetz und großer Friede auf dem ganzen Erdball herrschen...“ Und Gott selbst, „der Schöpfer Himmels und der Erde“, der den Menschen „Freude gegeben in Ewigkeit“, wird „in ihrer Mitte wohnen“ und mit „unsterblichem Licht“ sie erquicken.

Verwandt mit diesen Erinnerungen an ein „Goldenes Zeitalter“, das von manchen Dichtern und Völkern in die dunkle Urzeit, in die Regierung des Saturnus verlegt wird, sowie den Hoffnungen auf seine Wiederkehr im Verlauf der Weltgeschichte oder nach Plutarch am Ende der Tage sind die Träumereien und Schwärmereien des sogenannten Chiliasmus, d. i. der im Judentum seinerzeit herrschend gewesenen Idee eines irdischen Reiches, in dem die Gerechten tausend Jahre lang in allen irdischen Freuden mit dem erwarteten Messias leben würden. Diese auf Ausdrücke des Alten Testaments und auf Schriften des Neuen Bundes, namentlich auf die Apokalypse Johannis

sowie auf verschiedene, nicht zum Kanon der hl. Schrift gehörende Apokalypsen und die Sibyllen sich stützende Idee ging auch ins Christentum über und wurde nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer besonders von der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts gestifteten Sekte der Montanisten derart eifrig genährt, daß man täglich und stündlich die Wiederkehr Christi erwartete, obwohl verschiedene Lehrer und Väter der Kirche, wie Origenes, Dionysius von Alexandrien, Basilius, Gregor von Nazianz, Augustinus und Hieronymus sehr entschieden und scharf wider diese Lehre auftraten. Der Kirchenschriftsteller Lactanz, wegen der Reinheit und Feinheit seines Lateins „der christliche Cicero“ genannt, malt jene Zeitperiode in seinen „Religiösen Unterweisungen“ mit diesen Farben: „Während dieser Zeit“ (da Christus nach Vertilgung der Gottlosen und Einkerkierung des Fürsten der Dämonen für die gerechten Lebenden aus allen Völkern einen hl. Staat gründet und ihn durch 1000 Jahre regiert) wird alle Finsternis und alles Dunkel verschwunden sein. Die Sonne wird siebenmal heller erstrahlen als vordem, der Mond die Leuchtkraft der Sonne erhalten und nicht mehr abnehmen und die Welt der Sterne ihren bisherigen Glanz weitaus überbieten. Morgens und abends werden sich Ströme Segens vom Himmel ergießen und die Früchte der Erde ohne Zutun der Menschen heranzehren. Aus dem Felsgestein wird Honig hervorquellen, und die Bäche werden überströmen von Milch und Wein. Alle Raubtiere haben alsdann ihre Wildheit abgelegt, und die Kinder werden mit den (ihres Giftes baren) Schlangen spielen“. Dieser hoffende Glaube ist bisher nicht Lat geworden, gleichwohl ist er die Jahrhunderte hindurch nicht nur nicht untergegangen, sondern mit aller Zähigkeit festgehalten worden, wie es u. a. die

Iringianer und Mormonen oder, wie sie selbst sich nennen, „die Heiligen der jüngsten Tage“, sowie die Auswanderungen nach Palästina bezeugen, denen die berühmte Schwedin Selma Lagerlöf in ihrem „Jerusalem“ ein Denkmal gesetzt. Das Ende des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sind eine Hauptblütezeit chiliastischer Erwartungen und Bestrebungen; besonders der schwäbische Stamm hat in einer ganzen Reihe von Vertretern (z. B. in Schillers „Träumen eines Geistersehers“) eine besondere Vorliebe für dieses Gebiet an den Tag gelegt, denn u. a. auch „der Philosoph von Königsberg“ (F. Kant) in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ das Wort geredet hat.

Alle diese Angaben über ein „Goldenes Zeitalter“ nebst den Erwartungen und Hoffnungen auf eine Periode dauernden irdischen Glückes sind zunächst nichts anderes als der Niederschlag uralter Traditionen, die dunkle Kunde von dem verloren gegangenen Paradies als dem sichtbaren Abbild der Wonnen und Freuden und Seligkeiten der überirdischen Gottesstadt; sodann aber geben sie die ethnologisch gesicherte Tatsache wieder, daß die gesamte Menschheit dereinst einen Erretter und Helfer erwartete, der die gestörte Weltordnung wieder erneuere, die Sünden der Menschheit tilge und ein neues, besseres Geschlecht unter dem Himmel heraufreisen lasse. Die Sage der Griechen von den goldenen Äpfeln der Hesperiden, deren Genuß ewige Jugend verleiht, die fern

im Westen gelegenen Inseln der Seligen, das goldene Vließ, das Jason auf der Argonautenfahrt im Sonnenlande Kolchis holt, der Goldschatz, den Fasner auf Grindaheide in Gestalt eines Lintwurms hütet und den nach der Edda die Götter im Anfang besaßen, ferner der sagenberühmte Nibelungenhort, den nunmehr die Wasser des Rheins decken, der hl. Gral, dessen Anblick alle Schmerzen zu lindern und alle Wunden zu heilen vermag, der in der Tiefe des Kyffhäusers oder im Untersberg bei Salzburg waffengerüstet sitzende und schlummernde Kaiser Karl oder Friedrich Rotbart, die eines Tages erwachen und hervortreten werden, um das alte Deutsche Reich in ungeahnter Herrlichkeit wieder neu erstehen zu lassen, sie alle sind nebst dem Märchen vom Schlaraffenland in ihrem Kerne nichts anderes als der Widerschein jenes wundersam annuitigen goldenen Traumes und der Beleg dafür, wie tief dieser in der Menschenseele ausgeprägt und verankert ist. Und sie spiegeln letzten Endes wieder, was Friedrich von Schiller in den bekannten Versen ausspricht:

„Es reden und träumen die Menschen
Von künftigen besseren Tagen. [viel
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder
jung,
Doch der Mensch hofft immer Ver-
besserung.“





Das tote Meer

F. v. Wille:



Von Gestern und Vorgestern

Erinnerungsblätter von Charlotte Riese

3. Fortsetzung

✧

Mit der Eroberung von Fehmarn begann ein neuer Abschnitt unserer Inselgeschichte. Allmählich ging man wieder in die Privatstunden, nähte bei Bine und Trine Fehrs und lernte französische und englische Vokabeln bei Tante Lucie. Statt der Dänen regierte zuerst der preußische Regimentskommandeur, dann gab es eine provisorische Regierung, und Großvater mußte die Amtmannsstelle zugleich mit seinem andern Amt übernehmen. Da gab es viel für ihn zu tun, und er erhielt einen jungen Juristen als Amtsekretär, wie die damalige Bezeichnung war, und dieser stand ihm zur Seite. Wir hatten immer zwei oder drei Offiziere im Quartier, einige waren sehr nett, einige weniger. Verschiedentlich mußte Großvater ein Essen geben, was ihm nicht besonders angenehm war, sich aber nicht vermeiden ließ. Bei allen namhafteren Familien war Einquartierung, und als der Sommer kam, gab es für die jungen Mädchen Tänze und allerlei Vergnügungen, die ich leider nicht mitmachen durfte. Verschiedene ältere Offiziere lernten Tante Lucie kennen und unterhielten sich gern mit der alten interessanten Dame. Es war ganz angenehm, dabei zu sitzen und zuzuhören. Inzwischen wurde Düppel genommen, es kam ein Waffenstillstand, endlich die Eroberung von Alsen. In den Ferien reiste ich unter der Obhut einer Kapitänswitwe nach Rieseby. Diese Dame fragte jeden Menschen, der ins Eisenbahnabteil zu uns stieg, nach dem Namen und ihrem Alter. Ich habe gefunden, daß diese Art des Reisens nicht gerade beliebt macht. Vorher hatte der alte Feldmar-

schall Wrangel auch unsere Insel besucht. Ob ihn weiße Mädchen empfangen, die er immer verlangte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sah ich ihn nur vorüberfahren und wunderte mich, daß ein so kleiner vertrockneter Mann ein berühmter Feldmarschall sein konnte. In Rieseby gab's auch genug Einquartierung, blaue Infanterie und rote Husaren. Der einzelnen entsinne ich mich nicht mehr, aber es war ein bewegtes Leben, und die Hausfrauen seufzten wohl manchmal. Aber es war Sommer und schönes Wetter, das Land voller Blüten und reisenden Korn's. Schrecklich war es, von neuem wegreifen zu müssen. Aber allmählich mußte wieder ans Lernen gedacht werden.

Im Herbst zogen die Soldaten wieder von der Insel. Das gab ein großes Trauern, und manches Mädchen hatte wohl Grund zu Tränen. Einige wohlhabende Hofbesizertöchter vermählten sich mit Offizieren, und die einheimischen jungen Herren waren zufrieden, als die bunten Röcke wieder verschwanden.

Dazumal hing dem einfachen Schleswig-Holsteiner der Himmel noch voller Geigen. Er war überzeugt, daß Preußen dem frei gewordenen Lande seinen angestammten Herzog geben würde, und blickte vertrauensvoll in die Zukunft. War es in diesem oder dem nächsten Jahr, daß Großvater dem Herzog Friedrich in Kiel seine Aufwartung machte, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls fühlte er sich verpflichtet dazu, und der Herzog nahm ihn natürlich freundlich auf. Von dieser Audienz und von dem, was geredet wurde, erzählte Großvater wenig. Später ist es mir wohl so vorgekommen, als wäre

Großvater enttäuscht gewesen. Wie denn überhaupt nicht geleugnet werden soll, daß der Herzog manche enthusiastische Herzen enttäuschte. Die Folgen dieser Audienz bestanden für meinen Großvater darin, daß plötzlich ein sehr feiner schmaler Herr in seinem Hause erschien und sich ihm als der neue Amtmann von Fehmarn vorstellte. Die Regierungskommissare in Schleswig schickten dann nur ein kurzes Schreiben, das Großvater die Mitteilung machte, man verzichte auf seine ferneren Dienste als Amtmann.

Es war gewiß richtig, daß ein Herr im vorgeschrittenen Alter, Großvater war über siebenzig, nicht gut zwei Ämter bekleiden sollte, aber man hätte den alten verdienten Beamten doch rücksichtsvoller behandeln müssen. Davon hatten die guten preußischen Beamten keine Ahnung. Sie regierten einfach darauf los und sägten ab, was ihnen zum Absägen reif schien. Wäre Großvater nicht beim Herzog gewesen, würde er nicht so unfreundlich behandelt worden sein. Er kannte aber nicht den politischen Wind, der jetzt zu blasen begann. Das Merkwürdige war, daß Graf Ludwig Reventlow, sein jetziger Nachfolger, ehemals gleichfalls herzoglich gesinnt gewesen war. Er hatte aber mit andern eingesehen, daß die Preußen Schleswig-Holstein zu behalten dachten, und war rechtzeitig umgeschwenkt. Mir wurde später von einem dänischen Minister gesagt: „Na, schlimmer als die Preußen gegen die Herzoglichen sind wir doch auch nicht gewesen!“

Darauf konnte ich nicht viel erwidern, nur das, daß es jedenfalls vorerst Schleswig-Holsteiner waren, die in die hohen Ämter hineinkamen, bis auch dies aufhörte. Preußen schickte gern seine adeligen Assessoren, die weder Land noch Leute kannten, in unsere Provinz und machte sich nicht gerade mit dieser Maßregel beliebt.

Graf Reventlow war im übrigen ein sehr kluger, angenehmer Mann. Ehe seine Familie kam, hat er manchen Abend bei Großvater gegessen und nette Geschichten erzählt. Auch mit Tante Lucie unterhielt er sich gern, und sie, die von ihrem Hofleben her viele adelige Bekanntschaften hatte, konnte mit ihm über viele Menschen sprechen. Später kam dann seine liebenswürdige Frau, die den Burgern mit Recht sehr gefiel.

Von den Erlebnissen in meiner eigenen Familie bin ich abgeirrt. Damals waren die Gedanken sehr mit andern Dingen beschäftigt. Obgleich meine Gedanken sehr viel zu den Eltern und ihrem Pastorat gingen. Aber auch hier gab es Veränderungen. Sobald mein Vater aus dem Bannkreis der Insel weg war, sahen die Leute ein, welche bedeutende Persönlichkeit er war. Man wollte ihn gleich von Nieseby wegnehmen und ihm eine Propstei geben, aber er lehnte ab. Die neue Gemeinde sagte ihm sehr zu. Alle kamen ihm mit Vertrauen entgegen, so daß er es verkehrt gefunden hätte, sie gleich zu verlassen. Dann kam der Krieg und mit ihm große Umwälzungen.

Unser Vater war pädagogisch sehr beanlagt; wer dies von den neuen Machthabern herausfand, weiß ich nicht. Das Lehrerseminar in Eckernförde hatte seinen alten Direktor verloren, und unser Vater nahm die Berufung dorthin an. Zugleich wurde er beauftragt, die Schulen des südlichen Schleswig zu besichtigen. So wurde für ihn das Leben plötzlich anders. Aus der Stille des Landes kam er in die Stadt und in ein unruhiges Dasein. Das Lehrerseminar hatte in den letzten Jahren wohl auch vom Dänenregiment gelitten oder war wenigstens vernachlässigt worden. Jetzt galt es, hier neu aufzubauen und einzurichten. Dazu kamen Reisen und Berichte, so daß wir unsern Vater oft wenig sahen. Da-

mals lag das alte Lehrerseminar an der Straße nach Kiel. Das Wohnhaus des Direktors war ehemals ein Gasthof gewesen und hatte noch große Säle, allerdings auch sehr gemütliche Räume. Nach hinten lag das eigentliche Schulgebäude und dazu ein Garten, von dem man auf die See blicken konnte. Eckernförde liegt an der Ostsee und ist nahe verbunden mit dem Seebad Borby. Damals war das Städtchen noch nicht durch Flotte und Wettsegeln berühmt — es zehrte noch an dem Ruhm, daß von hier aus die dänische Fregatte „Christian der Achte“ in Brand geschossen und die „Gefion“ erobert worden war. Es war ein nettes Städtchen, das jetzt eine Garnison hatte, eine große Güternachbarschaft und auch sonst angenehme Lebensbedingungen.

Unser Leben wurde jetzt anders, wie sich denn allerlei bei uns veränderte. Die großen Brüder waren lange aus dem Hause. Hans, unser Ältester, war noch von Fehmarn aus nach Altona in die Prima des dortigen Gymnasiums gekommen. Heinrich lernte noch auf Fehmarn, Benediktus war in Schleswig auf der Domschule. Er war, wie Hans, mit fünfzehn Jahren nach Prima gekommen und mußte sich, da er klein gewachsen und sehr schwächlich war, gegen die viel größeren Mitschüler wehren. Was er denn auch in aller Ruhe besorgte.

Dann war noch ein Schwesterchen einpassiert, das natürlich der allgemeine Liebling und der Augentrost meines Vaters war. Niemand durfte ihn in seinem Arbeitszimmer stören, nur wenn ein paar kleine Fingerchen an die Tür tippten, wurde sofort aufgemacht.

Ich hatte endgültig Fehmarn verlassen. Es kam alles plötzlich. Großvater forderte seinen Abschied und erhielt ihn sehr bald. Sein Haus, seine Ländereien wurden verkauft, es gab eine allgemeine Umpackeri, ein großes Abschiednehmen.

Damals ist zu viel Neues auf mich eingestürmt, zu viel Unerwartetes. Jedenfalls versagt hier meine Erinnerung. Ich, die ich mich an so vieles aus meiner Kindheit entsinne, weiß nicht mehr, wie ich Abschied von Fehmarn nahm, vom Haus, von allem, was mir doch so nah gestanden hatte. Meine Mutter holte mich, und es war gewiß gut, daß ich in andere Umgebung kam. Die Schärmützel mit „Tante Marie“ wurden immer häufiger, und ich wurde frech und ungezogen. Später erst habe ich darüber nachgedacht, wie schwer wohl der alten Tante Lucie der Abschied von mir geworden sein mag. Wo sie mich so viele Jahre um sich gehabt, mich unterrichtet, mich belehrt hatte und nun mit einemmal einsam weiter leben mußte. Liebte sie mich doch mit allen Fasern ihres Herzens, trotz aller meiner Fehler und Unarten. Immer hielt sie die Hand über mir und suchte alles zum Guten zu lenken, aber es gelang ihr nicht immer. Ein temperamentvolles heranwachsendes Mädchen ist nicht immer leicht zu nehmen, und Tante Marie hatte kein pädagogisches Talent. Sie zog nun mit Großvater nach Eckernförde in eine kleine Wohnung, die nicht ungemütlich war. Aber ihr sagte die Stadt nicht zu, und sie veranlaßte Großvater, mit ihr nach Bergedorf zu ihrer Mutter zu ziehen, wo er sich nicht glücklich fühlte. Später ist er dann wieder zu unserer Mutter gezogen, die ihn treu bis an sein Lebensende pflegte. In Eckernförde bin ich konfirmiert und habe eine sehr kurze Jugendzeit erlebt, nachdem ich noch wieder mit Privatstunden gefüttert wurde, die mir allerdings wenig Arbeit und manches Vergnügen bereiteten. Leider begann unser Vater bald zu kränkeln. Er hatte immer zu viel gearbeitet, jetzt drang die Arbeit von allen Seiten auf ihn ein. Nach dem Kriege sechsundsiechzig wurde Schleswig-Holstein in aller Form von den

Preußen annektiert, und von da an setzte eine energische Regierung ein. Darüber zu reden, überlasse ich andern Federn, die es besser verstehen als ich; wir Jungen fanden die ganze Umwälzung natürlich sehr interessant, obgleich uns der gute Herzog leid tat, der einmal noch durch Eßernförde fuhr und nach allen Seiten grüßte. Die Stadt illuminierte, als er abends wieder zurückkehrte, aber die öffentlichen Gebäude blieben ohne Licht, und der Bürgermeister wurde, wenn ich nicht irre, abgesetzt, weil er die Illumination erlaubt hatte. Das war kleinlich, aber solche Fehler waren damals an der Tagesordnung. Die Preußen wollten die Zügel stark anziehen, ohne zu bedenken, daß sie sich nicht gerade mit dieser Art beliebt machten. Aber nach Liebe strebten sie kaum.

Einmal sanken sich auch Gablenz und Manteuffel an unserer Straßenecke in die Arme. Gerade vor Beginn des Krieges sechsundsiechzig — man ist wohl am zärtlichsten, wenn man sich nicht austehen kann.

Vielleicht ist der preußische General noch nicht Manteuffel gewesen, der später ja Statthalter von Schleswig wurde. Der Preuße hat uns damals nicht so interessiert wie der schlanke weißbröckige Österreicher, der sich als Regent von Holstein sehr wichtig vorkam, die Gymnasien des Herzogtums besuchte und sich anscheinend sehr für die Wissenschaften interessierte. Es sind von ihm allerlei Anekdoten erzählt worden, die zeigten, daß er nicht allzuviel von den ernsteren Lehrgegenständen verstand. Aber er tat wenigstens so und gewann durch seine liebenswürdige Bonhommie — das deutsche Wort fehlt mir — die Herzen, während die preußischen Generäle sicher das Beste wollten, aber den Kommißton nicht vergessen konnten.

Später ist Manteuffel auch in un-

serm Hause gewesen, hat meine Mutter besucht und ihr viel Artiges über unsern Vater gesagt. Nicht viele glückliche Jahre sind wir in Eßernförde gewesen. Unser Vater arbeitete intensiv, trotz seiner immer schwankender werdenden Gesundheit. In verschiedenen pädagogischen Fragen wurde er von der Regierung zu Rate gezogen; als ein Erholungsurlaub nötig wurde, erhielt er eine Reisegratifikation, die natürlich bei den damaligen Verhältnissen knapp genug bemessen war, ihm aber doch ermöglichte, auf einige Wochen nach Ems zu gehen, woher er gestärkt und erholt zurückkehrte. Aber das schwere Asthma, das ihn quälte, war nicht behoben. Wahrscheinlich war Ems auch nicht der richtige Platz für ihn. Später ist dies immer gesagt worden. In diesem Jahr hatte unser Vater eine große Freude. Bruder Benediktus hatte die Domschule in Schleswig verlassen, studierte alte Geschichte in Kiel und machte das Konvikterexamen. Dies Examen, wobei es sich um die Erreichung eines Stipendiums handelte, war nicht leicht, im Gegenteil, es wurde viel Wissen von den Examinanden verlangt, die dann schlecht und recht durchkamen oder auch durchfielen. Soviel ich mich entsinne, hat unser ältester Bruder Hans gleichfalls dies Examen bestanden. Und nun kam Bruder Bene daran. Er war eben nach Kiel gezogen, wohnte auf Hans seiner Bude, schalt über das langweilige Examen und fragte Hans, ob man wohl durchfallen könnte. Auf dessen entrüstetes „Nein, das darfst du nicht!“ verschwand er, um sich in die Hände der Professoren mit noch einigen anderen Kandidaten zu begeben. Das Examen dauerte immer lange; als er wiederkehrte, war es fast Abend, und Hans, der schon ungeduldig geworden war, rief ihm entgegen: „Na, du bist doch nicht durchgerasselt?“

Bene sah ihn starr an. „Nein, durch,

gefallen bin ich nicht — sie sagen ja, daß ich den ersten Charakter bekommen habe!“

Hans springt auf. „Mach keine Witze, Mensch!“

Es war kein Witz. Benediktus, unser siebzehnjähriger Bruder, hatte den ersten Charakter in einem Examen erhalten, das für sehr schwer galt, und das seit mehr als fünfzig Jahren diese Auszeichnung nicht verteilt hatte.

Am andern Abend kamen die Brüder in Eternförde an. Bene etwas übelläunig. Er haßte alles Aufsehen, nun hatte sein Name schon in der Kieler Zeitung gestanden, fremde Leute auf der Straße hatten ihn angerebet, er fand die ganze Komödie überflüssig. Aber wie er sah, daß sein Vater vor Freude nicht sprechen konnte, sondern ihn nur wortlos an die Brust zog, da wurde er doch auch etwas gerührt. Obgleich er uns dringend bat, von der Sache nicht zu sprechen. Er hatte gut bitten: nicht allein die schleswig-holsteinischen Zeitungen brachten die Nachricht. In ganz großen deutschen Zeitungen wurde sein Name genannt, und die Kieler Universität sandte der Domschule in Schleswig ein Anerkennungs schreiben wegen der Ausbildung eines so ausgezeichneten Schülers. Bei uns kamen die Gratulanten, und der arme Bene hat oft versteckt oben im Haus gefessen, weil er keine Lust spürte, sich zu zeigen. Im Grunde genommen hätte ja unser Vater das Lob schreiben der Universität haben müssen, weil er es doch war, der unsern Bruder im Lateinischen und Griechischen unterrichtet hatte und ihm die große Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks gegeben hatte. Aber so war es ja auch gut. Diese große Freude hat ihm wohlgetan, und in späteren Jahren, als Benediktus weniger jugendlich dachte und das Ganze nicht mehr als lächerlichen Mumpitz betrachtete, hat er doch zugegeben,

daß eine seiner besten Erinnerungen die Freude seines Vaters über seine Leistungen gewesen wäre. Unser Bruder ist bis an sein Lebensende immer einer der bescheidensten Professoren gewesen, die ich kennen gelernt habe. Im Ganzen zeichnen sich ja die Professoren nicht grade durch Bescheidenheit aus. Unser Bruder hat sich sehr früh habilitiert, nachdem er drei Jahre in Italien Handschriften studiert hatte, ist dann Professor in Marburg, Breslau, wieder Marburg und endlich in Halle gewesen. Dort ist er im Jahre 1910 gestorben. Aber seine Bedeutung als Althistoriker mögen seine Fachgenossen urteilen, mit seinem Scheiden habe ich unendlich viel verloren.

Unser Vater beunruhigte sich um seine Kinderschar. Er sah voraus, daß sein Leben nicht mehr lange währen würde, und das Wort „unversorgte Kinder“ mag ihn oft genug gequält haben. So wanderte auch ich, noch kaum erwachsen, in die Fremde, um ein ungefähr gleichaltriges Mädchen zu unterrichten. Es war schrecklich für mich, wegzugehen, aber ich merkte unserm Vater an, daß es ihn beruhigen würde, wenn er merkte, daß ich auf eignen Füßen stehen könnte. So zog ich nach Nordschleswig zu der Frau von Krogh, die einen kleinen Hof nicht weit von der dänischen Grenze hatte. Im Grunde genommen hatte ich keine Ahnung von der Kunst des Lehrens, aber wer ins Wasser geworfen wird, kann ja manchmal schwimmen. Zum Glück war meine Schülerin nicht grade sehr unterrichtet, und so habe ich mich schlecht und recht dort durchgeschlagen. Es waren gute und liebe Menschen, die mich freundlich behandelten. Sehr einsam war's, mitten auf der Heide lag der Hof, ein weiter Himmel spannte sich über ihn, in der Ferne lagen einige weiß schimmernde Kirchen. Mich wundert noch heute, daß ich nicht vor Heimweh gestorben bin. Aber es

ist mir im ganzen gut gegangen. Und dann starb ganz plötzlich unser Vater auf einem Spaziergang in Bad Nassau, wohin ihn die Ärzte zur Kur geschickt hatten. Wahrscheinlich eine ganz verfehlte Maßnahme — er hätte in hohe Luft, nach Reichenhall reisen müssen. Und nun stand unsere Mutter mit sieben unversorgten Kindern, denn unser Hans war eben erst Referendar geworden, vor der Not des Lebens. Aber sie hatte eins, nämlich ruhige Tatkraft, und außerdem Kinder, von denen die Älteren sich vornahmen, ihr möglichst wenig Sorge zu machen.

Unser Vater hat seine letzte Ruhestätte auf dem hochgelegenen Friedhof in Bad Nassau gefunden. Oft habe ich an seinem Grabe stehen und über die Höhen und Täler blicken dürfen, die seine brechenden Augen zuletzt sahen. Jetzt liegt Nassau im besetzten Gebiet, und die Stadt hat die Sorge für das geliebte Grab übernommen. Damals in unserer großen Jugend ist es uns nicht klar geworden, welch ungeheuren Verlust wir erlitten hatten, wieviel Liebe und Sorge uns auf immer verloren war. Erst allmählich, im Heranreifen, empfanden wir, daß ein Verlust wie dieser unerseßlich ist, eine große Leere niemals wieder ausgefüllt werden kann. Unendlich viel dankbares Gedenten ist ihm übers Grab gefolgt, und wer von seinen Kindern noch lebt, der wird ihn nie vergessen, so lange ihn selbst die Sonne scheint.

Wie bedeutend unser Vater war, ist uns Kindern allmählich erst klar geworden. Wir nahmen seinen großen Verstand, sein klares Urteil, seine pädagogische Begabung als etwas Selbstverständliches hin, das nicht anders sein konnte. Es war doch keine Kleinigkeit, inmitten des aufreibenden Unterrichtes am Seminar, zwischen Inspektionsreisen und Konferenzen den dritten Sohn Emil noch bis in die

Prima des Schleswiger Gymnasiums zu bringen, gleichfalls mit fünfzehn Jahren. Emils Eintritt in die Prima war noch eine der letzten Freuden unsers Vaters. In Berlin hatte man ihn ins Auge genommen für die Stelle eines vortragenden Rats im Kultusministerium. Ob unser Vater dies Anerbieten angenommen hätte, weiß ich nicht. Der bürokratische Einschlag des Preußentums lag ihm eigentlich nicht. Mancher Schleswig-Holsteiner hat sich später von Berlin weg und in eine kleine schleswig-holsteinische Stadt versetzen lassen.

Unser Leben wurde sehr anders. Sehr bald kam in das große Eternförder Diensthaus ein neuer Direktor, und wenn auch unsere Mutter noch einige Monate hier bleiben durfte, so kam doch bald die Zeit, da sie die ihr lieb gewordene Stadt und einen großen Freundeskreis verlassen mußte. Von verschiedenen Freunden wurde ihr geraten, nach Plön zu ziehen, das ein gutes Gymnasium hatte. Eternförde hatte nur eine sogenannte Rektorschule, und unser Vater, der die klassischen Sprachen unterrichtete, war nicht mehr da. Adolf und Bernhard, die jüngsten Brüder, mußten doch aufs Gymnasium, wenn auch Bernhard jedem, der es hören wollte, versicherte, daß er keinesfalls studieren wollte. Ihn zog das Landleben mit seinen Reizen an. Daß er später ein sehr bedeutender Jurist werden würde, stand für ihn noch nicht in den Sternen geschrieben.

Die Stadt Plön in Holstein hatte ein gewisse Tradition. Eine alte Wendensstadt, zwischen Wald und Seen gelegen. In alten Zeiten ist Christen- und Heidenblut reichlich um Plön geflossen; der Bischof Bizelin, von Heinrich dem Löwen zum Bischof von Oldenburg in Magrien ernannt, hatte seinen Sitz in Bosau, damals eine Insel, am Plöner See. Er gründete mehrere Klöster

in Holstein und breitete das Christentum aus, das früher unter den Wenden arge Verfolgung erleiden mußte. Die Burg zu Plön, eine Wasserburg, wurde viel verannt, bis ruhigere Zeiten unter den Schauenburger Herzögen und Grafen herauszogen. Damals lag das Schloß zu Plön im See, war ein Holzbau und erlebte mancherlei Schicksale, bis nach den Schauenburgern die Oldenburger Herzöge sich in Schleswig-Holsteinteilten. Unter den Oldenburger Herzögen gab es verschiedene Linien. Eine residierte im Schloß zu Plön, das jetzt nicht mehr im See lag, sondern auf einem Hügel hoch thronend erbaut war. Von diesen Plöner Herzögen war besonders Hans Adolf erwähnenswert. Er war ein bedeutender Feldherr, kämpfte gegen Turenne, war ein Freund des Großen Kurfürsten und hatte doch noch Zeit, sich seines kleinen plönischen Landes anzunehmen. In meiner „Hexe von Mayen“ habe ich ihm ein Denkmal gesetzt. In größeren Verhältnissen hätte er wahrscheinlich eine sehr große Rolle gespielt. Jetzt mußte er sich mit bescheidenen Stellungen begnügen, obgleich er eine Zeitlang Kommandierender in den Generalstaaten war. Die Sage hat sich seiner bemächtigt. Er hat zaubern können, grade wie sein Gegner Turenne auch zaubern konnte. Hans Adolf konnte durch die Luft fahren, hatte Zauberbücher, aus denen er kleine Männer kommen ließ, die für ihn arbeiteten, und was die Sage noch mehr berichtet. Manchmal soll er noch durch den Plöner Schloßgarten wandern, aber nur ganz besonders Bevorzugte haben ihn gesehen. Seine irdischen Überreste liegen in einem Sandgrabe vor dem Altar der Schloßkapelle in Plön. Sein Stamm ist bald ausgestorben, und der König von Dänemark, auch ein Oldenburger, trat die Erbschaft von Plön an. Eine Zeitlang verfiel das große Schloß, dann wurde

es wieder zurechtgebaut, gab Raum für den Amtmann und für eine Reihe von vornehmen Familien, so daß man es im Lande das adelige Armenhaus nannte. Auch ein Herzog aus Oldenburger Stamm, von einer andern Linie, wohnte dort mit seinem kleinen Hofstaat bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ein drolliger Kauz, der gern Strümpfe strickte, und von dem ehemals allerlei Geschichten erzählt wurden. In seine Zeit fällt Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Emigrantenzzeit. Ein Schwarm von französischen Flüchtlingen ergoß sich damals über Holstein. Jedes Gut gewährte wenigstens einem Marquis mit seinem Anhang Unterkunft, und unser Plön selbst wurde sehr bevölkert. Grade wie Gutin, wo noch ein wirklicher kleiner Hof war. Damals sind Graf Artois, die Herzogin von Angoulême und viele andre in Plön und seiner Umgebung gewesen. Mein Roman „Otton von Kelsberg“ berichtet einiges aus dieser Zeit. Auch eine kleinere Erzählung „Allerlei Schicksale“ beschäftigt sich mit dem alten kuriosen Herzog.

Der dänische König Christian der Achte hatte für Plön eine Vorliebe. Er hatte dort als junger Offizier gestanden und verbrachte als Herrscher manchen Sommer auf dem Schloß und in dem RokokoSchlößchen, das, im Park gelegen, eine sehr anmutige Belebung der herrlichen Baumreihen bildet. In Plön versammelten sich der Adel und die Beamten, um dem König ihre Ehrfurcht zu zeigen, bis der unselige Riß zwischen Schleswig-Holstein und den Dänen herausbeschwor. Nach Christian kam Friedrich, der Siebente, der gleichfalls in Plön wohnte und dort sogar sehr geschmacklose Zimmer für seine morgantische Gemahlin, die Gräfin Danner, einrichten ließ, die sie kaum bewohnt haben mag. Als er starb

kam bald die große Veränderung. Holstein und auch Plön wurde von den Bundestruppen besetzt. Plötzlich erschien Prinz Friedrich Carl und bezog das Schloß, um es bald mit dem in Kiel und dann mit dem Einzug in Schleswig zu vertauschen. Im Schloß zu Plön, das in den leztvergangenen Jahren gravitatisch und still gelegen hatte, zogen die österreichischen Windischgrätzdragoner ein, deren Offiziere sich auf den Gängen des Schlosses duellierten und einige alte Bilder grausam zerstörten. Dann kam eine andre Zeit. Preußen annektierte, das Schloß wurde Kadettenhaus, und der alte König Wilhelm kam in eigener Person, um sich nach den kleinen blauen Jungen zu erkundigen, die in Reih und Glied vor ihm aufmarschiert standen. Den kleinsten von ihnen nahm er auf den Arm und küßte ihn. Da dies ein Schleswig-Holsteiner war, machte seine gewiß unberechnete Handlung — der alte Wilhelm war nicht so — einen sehr guten Eindruck und wurde noch lange nachher besprochen.

Dies war das Plön, in das nun unsere Mutter mit einer Pension von elfhundert Mark zog. Keine schöne Stadt, hin und wieder ein stattliches Haus, dann wieder spitzgieblige Häuser, enge Gassen und drollige kleine Läden. Aber diese kleine, rot bedachte Stadt, die sich zwischen See und Wald hinlegte, überragt von einem imposanten Schloß mit einem herrlichen Park und wundervollen Baumreihen mit einem ganz nahen majestätischen Buchenwalde, war doch ein Juwel und ist es landschaftlich noch heute. Plön hatte damals noch etwas Besonderes durch die vielen guten Familien, die es bewohnten. Der Adel, das hohe pensionierte Beamtentum hatte seine Ableger hingeschickt, und in einigen Häusern wehte noch etwas wie Hofluft. Kurz vor unserer Zeit starb eine steinalte Dame, die noch mit

Christian dem Siebenten (gest. 1809) eine Polonäse getanzt haben sollte. Es war dies eine alte Kammerherrin von Buchwald, deren sechzig- bis siebzigjährige Töchter ihrem Sarge folgten. Die Fräulein von Buchwald haben noch unsern Aufenthalt in Plön überlebt, besonders die Preeßer Klosterdame „Tante Fette“ ist uns von Anfang an eine liebe Freundin gewesen. Sie wohnte am Marktplatz in einem freundlichen Haus, dessen Garten am See gelegen war, wie alle diese Gärten hinter der Kirche. In ihrem Hause haben wir manche frohe Stunde verlebt, wie es denn überhaupt viele Familien, auch in den Preisen des Gymnasiums, gab, mit denen wir näher bekannt und befreundet wurden. Tante Fette Buchwald hat noch die sogenannte Prinzenzeit in Plön erlebt, als der kleine Kokobau im Schloßgarten plötzlich für die Söhne Kaiser Wilhelms des Zweiten hergerichtet und haultich recht verschandelt wurde. Wiederum wehte damals wieder Hofluft in Plön, und die Kaiserin Auguste Viktoria wandelte durch die Straßen und besuchte das alte Fräulein, um sie zu bitten, daß auch ihre Söhne in ihrem gastlichen Hause verkehren dürften, wie so viele, viele Kadetten. Damals wohnten wir schon nicht mehr in Plön, haben aber doch allerlei darüber gehört, da wir in der Nachbarschaft auf dem Gute Ascheberg öfters zu Besuch waren.

Unstre Mutter hatte es zuerst nicht leicht. Mit einer noch sehr kleinen Tochter und zwei schulpflichtigen Knaben hatte sie viel zu tun. Besonders, da sie sehr bald, nach dem Beispiel vieler Plöner Familien, Pensionäre ins Haus nahm, die das sehr gute Gymnasium besuchten. Vor unseres Vaters Tode war auch Großvater zu ihr gezogen, der sie dann nach Plön begleitete. Mit den Jahren war Großvater etwas wunderlich geworden, und sein gutes

Herz versteckte sich manchmal unter einer gewissen Rauheit. Aber im Grunde war er seelengut, und er hat das Glück gehabt, im Alter nicht einsam zu werden. Seine Enkel sorgten schon für Belebung, und wenn er die lustigen Jungen auch manchmal anfuhr, so konnte er sie doch nicht entbehren. Er hatte seine Ansichten auch geändert. Während er ehemals das Sitzen in der Weinstube verspottete, so gewöhnte er sich in Plön daran, jeden Abend in die Weinstube von „Riehnke“ (ehemals Langthimm) zu gehen. In dieser Weinstube am Markt, vor der verheißungsvoll eine goldne Traube hing, trafen sich die im Amt befindlichen und die pensionierten Herren. Hierher kamen die verschiedenen holsteinischen Grafen, die entweder noch ein Amt bekleideten oder es bekleidet hatten. Hierher kamen die Offiziere des Kadettenkorps, die Professoren des Gymnasiums, und hier wurde nicht allein gut gegessen und getrunken, hier sammelten sich die Erlebnisse und Erzählungen der Kleinstadt. Wenn meine erwachsenen Brüder in spätern Jahren Großvater auf seinem Gang zu „Riehnke“ begleiteten, kamen sie oft sehr angeregt wieder. Sie versicherten, daß man nirgends so gute Geschichten hörte wie gerade hier. Denn mancher der alten Herren, die hier ihre Glas Wein tranken, hatte allerlei erlebt. Schleswig-Holstein und Dänemark wurden wurden doch bis 1863 gemeinsam regiert, und das Land war klein. Jeder der Herren konnte von alten Zeiten, vom Hofe, von den damaligen Königen berichten. Ich habe oft bedauert, daß ich nicht dabei sein konnte, wenn die Herren ihre Erinnerungen erzählten. In meinen „Geschichten aus Holstein“ sind manche verewigt worden. Plön hatte auch noch eine Sänfte, die gelegentlich gravitatisch durch die Straßen getragen wurde.

In ihr saß eine alte verrunzelte Gräfin, die es nicht fein fand, wie ein gewöhnlicher Mensch durch die Straßen zu gehen. Und nicht einmal die Gassenjungen liefen hinter dieser Sänfte her, wenn sie langsam durch die Straßen schaukelte. Man war ihren Anblick so gewohnt, daß man sich nur wunderte, als die alte Dame anderswohin getragen wurde.

Und wie schön waren der große und der kleine Plöner See! Wie herrlich war es, im Sommer auf dem See zu rudern, manchmal nach Bosau hinüber zu segeln, wo einst auch der Chronist Helmold als Priester Nachfolger Bizelins war, und seine Landesgeschichte verfaßte. Die älteste Kirche des Landes ist in Bosau mit einem Bildnis des alten Bizelin mit Bischofsmantel und Krummstab. Und wie glückerte der See im Eisschmuck, wenn die ganze, weite Fläche ein starres Gewand angelegt hatte, wenn sich Buden auf dem Eise erhoben und eine Drehorgel oder gar der Stadtmusikant zum Tanz aufspielte. Das gab dann ein fröhliches Treiben; Schlitten und Schlittschuhläufer wagten sich weit hinaus. Dorthin, wo der See spiegelglatt und freundlich lächelte, dennoch aber falsch und gefährlich war. Im Winter ertranken immer einige Aluzukühne beim Schlittschuhlauf, wie im Sommer einige beim Segeln. Dann gab es eine große Aufregung, bis die alten Plöner philosophisch erklärten, das wäre schon immer so mit dem See gewesen und würde auch wohl so bleiben. In meinem „Menschenfrühling“ habe ich einen gefährlichen und unverständigen Eislauf auf dem großen See geschildert.

* * *

Vorläufig war ich übrigens nur auf Besuch in Plön. Ich war ja eben erst nach Nordschleswig gezogen und mußte noch einige Jahre dort bleiben. Den

Krieg von Siebzig erlebte ich im Norden und habe selbst von dänisch sprechenden Nordschleswigern sehr patriotische Worte gehört. Damals muß es noch keine starke dänische Propaganda dort gegeben haben, und wer dänisch fühlte, konnte seine Meinung ebenso offen aussprechen wie der Deutsche. Der Gottesdienst war dänisch, und ein sehr dänisch gesinnter Propst betete öffentlich für den dänischen König. Man hörte es ruhig an. Einige Hörer ärgerten, andere freuten sich; ich habe nicht gehört, daß der Propst bestraft oder verwant worden wäre. Ich möchte nur wissen, was jetzt geschehen würde, wollte einer der Pastoren im abgetrennten Gebiet für das Deutsche Reich beten. Das preußische Regiment ist manchmal zu schwach, manchmal zu scharf gewesen. Schwankende Kurse erwerben sich niemals Beliebtheit. Aber die Dänen sollten aus der Vergangenheit lernen und nicht in ihren alten Fehler der Schifane fallen. — Im Dezember Siebzig fiel unser ältester Bruder Hans als Reserveoffizier bei Orleans in Frankreich. Es war ein eiskiger Wintertag, als ich eben vor Weihnachten gen Süden zu unserer schwer geprüften Mutter fuhr. Heinrich und Benediktus waren noch in Kiel, um ausgebildet zu werden, aber sie kamen im Januar ebenfalls nach Frankreich. Es war ein trauriges Weihnachtsfest, aber trotz unseres schweren Kummers brannte doch bei uns ein kleiner Lichterbaum, und die Kinder freuten sich. Es war rührend, wie unsere Mutter sich zusammennahm, und Gott hat ihr später viel Gutes erwiesen.

Die schleswig-holsteinischen Regimenter litten damals sehr, und in viele Häuser kehrte Trauer ein. Als es Frieden wurde und wir glanzvoll gesiegt hatten, gab es viele Menschen, die sich nicht von Herzen freuen konnten. Ich persönlich war viel zu jung, um nicht den Schmerz um das Verlorene zu

überwinden. Galt es doch auch für mich, nun ein eigenes Leben zu schaffen. Damals gab es keine andere Berufsmöglichkeiten für Mädchen, als Lehrerin zu werden. Und schon dieser gewiß bescheidene Beruf gefiel manchem Herrn der Schöpfung nicht. Die deutsche Kultur war damals wohl in den Universitäten zu finden und auch in den vornehmen Kreisen. Der bürgerliche Beamte fand es oft nicht nötig, daß seine Töchter etwas anderes als Kochen und Hausarbeit lernten. Nicht, daß man sich damals die Wichtigkeit der Kenntnis des Häuslichen klar gemacht hätte, wie sie jetzt brennend geworden ist, es galt mehr der Sorge, daß die Tochter bald heiratete. Tat sie es nicht, dann wurde sie eben sehr bald alte Jungfer und konnte sehen, wo sie blieb. Es hat ganz wundervolle und segensreich wirkende alte Jungfern zu allen Zeiten gegeben, aber auch manche verbitterte, der das Leben durch viele Kümmernisse schwer gemacht und die dadurch unliebenswürdig wurden. Daß heutzutage das herrliche Institut der „Tanten“ fast ausgestorben ist, ist sehr zu beklagen. Aber mit einem großen Teil der Familientanten ist schlecht genug umgegangen worden. Kein Wunder, daß sie nicht mehr zu haben sind. Das Wort: „Meine Tochter soll sehen, daß sie einen guten Mann kriegt!“ hat, von Elternmund gesprochen, mehr Unheil angerichtet, als die armen Verblendeten sich träumen ließen.

Auch ich entsinne mich noch sehr eines halben Dunkels, der, als er hörte, daß ich Lehrerin werden wollte, ganz entsetzt ausrief: „Aber dann kriegst du ganz gewiß keinen Mann!“

Auf meine Gegenfrage: „Warum nicht?“ schüttelte er den Kopf.

„Gelehrt ist verkehrt! Frauenzimmer dürfen nicht gelehrt sein!“

Er war es selbst auch nicht, und es ist ihm trotz seiner Ungelehrtheit niemals

sehr gut gegangen. Seine Prophezeiung mir gegenüber hat sich allerdings bewahrheitet.

Unser Vater war nicht so engherzig. Im Gegenteil so weitsichtig, daß er mich immer auf einen Beruf hinwies, schon damals, als ich wirklich zu jung war, um mich mit ernstern Zukunftsplänen zu beschäftigen. Jetzt aber entsann ich mich genau vieler seiner Worte, und als die Zeit bei Kroghs zu Ende ging, sah ich gleich ein, daß ich etwas für meine weitere Bildung tun mußte. Ich wußte genau, daß mein Wissen nur Stückwerk war, und wenn ich auch im Zusammensein mit den Brüdern manches lernte, so war dies doch alles nur gewissermaßen dilettantisch. Damals gab es noch nicht viele angestellte Lehrerinnen. Wer unterrichten wollte, mußte als Gouvernante in eine Familie gehen. Diese Familien hatten meistens auch nicht allzuviel Ahnung von einem regelrechten Unterricht. Hauptwert wurde auf Französisch und Musik gelegt. So kam es mir wenigstens vor, wenn ich in den Zeitungen die Anzeigen las, in denen Gouvernanten gesucht wurden. Also mußte ich ordentlich Französisch lernen und ging zu diesem Grunde in ein Pensionat der Südschweiz, nach Montreux, wohin mich das ältere Fräulein von Krogh begleitete. Auch sie hatte die Empfindung, sich einmal aus recht beengten Verhältnissen in die fremde Welt zu wagen, und sie hatte einen Oheim, der nicht ihr allein, sondern auch mir das dazu nötige Geld vorstreckte. Ohne zu ahnen, ob ich das Darlehen jemals würde wieder bezahlen können, nahm ich es mit freudigstem Herzen an und will gleich bemerken, daß ich die Schuld wirklich wieder erstattet habe. Der Oheim, der damals unverheiratet war und in guten Verhältnissen lebte, hat später gesagt, nur ich und ein Feldwebel hätten ihm das geliehene Geld

wieder gegeben. Also reisten wir beide heiter nach Clarens-Montreux, und wenn das Jahr in der französischen Schweiz mir auch viel Schönes gegeben hat, so würde ich niemandem raten, dies Experiment nach zu machen. Diese französischen Lehranstalten machten es sich sehr leicht. Man hatte wohl hier und dort einen guten Lehrer, aber im ganzen war die hier ausgeteilte Bildung außerordentlich oberflächlich. Dazu war die Gesellschaft der Pensionärinnen gleichfalls zu gemischt, als daß ein ordentlicher Unterricht zustande kommen konnte. Die drei Damen die das Pensionat leiteten, meinten es sehr gut, aber die Verhältnisse waren stärker als sie. Sie mußten leben und konnten sich nicht lange besinnen, ob sie dies oder jenes junge Mädchen aufnehmen wollten. Es gab bei ihnen Schweizerinnen, Engländerinnen, Französischen und sehr viele deutsche Mädchen.

Natürlich war die Hauptsprache deutsch, wenn auch die Damen Vincent streng darauf achteten, daß in ihrer Gegenwart das allerbeste Französisch gesprochen wurde. Wer lernen wollte, lernte natürlich mancherlei — ich wollte ja lernen, um so bald wie möglich mein Lehrerinneneexamen zu machen, aber das schwache Fleisch siegte öfters über den willigen Geist — einige muntere Mädchen, die es höchst überflüssig fanden, überhaupt etwas zu lernen, da sie es ihrer Ansicht nach „nicht nötig“ hatten, verführten auch die Ernsteren. Immerhin habe ich doch manche Anregung dort empfangen und dazwischen allerlei gelernt, was mir fürs Examen nützen sollte. Außerdem wurden im Herbst und Frühjahr sehr hübsche Touren gemacht und das war wirklich sehr schön und eine Bereicherung der Erinnerung. Ein sehr eigenartiges Erlebnis gab's noch im letzten Monat unseres dortigen Aufenthaltes. Aus Berlin, wo die Schwester der Damen

Vincent lebte, kam urplötzlich eine Pensionärin, die von dieser Schwester empfohlen sein wollte. Eine etwas merkwürdige Erscheinung, mit einem Äußeren, die unser aller Aufmerksamkeit erregte. Neuankömmlinge gab's ja immer — vielfach war es ein Kommen und Gehen von Fremden, die man widerspruchslos hinnahm. Aber hier wunderte sich man doch. Das sollte ein junges Mädchen aus guter Familie sein? Eine von unsern „Alten“ sollte mit ihr das Zimmer teilen und erzählte am andern Morgen sonderbare Dinge, wie sie „unterwärts“ ausgesehen habe. Als diese Fremde zum erstenmal in unsere Salle d'études kam, und uns als Mademoiselle Jeanne vorgestellt wurde, sagte ich ihr gleich, daß ich eine Schwedin wäre und sehr schlecht deutsch spräche. Eine andere stellte sich als Spanierin vor, eine Dritte versicherte, nur Französisch zu können, genug, da wir uns nun in den verschiedensten Sprachen unterhielten und dies Fräulein Johanna in ihrem Leben kein französisches Wort gehört hatte, so glaube ich nicht, daß sie sich sehr behaglich bei uns fühlte. Wir dagegen hatten einen Riesenspaß, und durch mein gebrochenes Deutsch entfesselte ich wahre Lachstürme, die unsere lieben Damen absolut nicht begreifen konnten. Denn wenn diese erschienen und nach der Ursache unserer Heiterkeit fragten, dann war es natürlich nichts Besonderes gewesen, und die fremde Johanna konnte ihnen ihr Leid nicht klagen, da sie wohl wenig von unsern Wägen verstand. Die Pensionärin Julie, eine sehr verwöhnte junge Dame, erklärte, nicht noch einmal mit dieser Fremden ein Zimmer teilen zu wollen, das Haus war gerade voll, und die Damen wußten nicht mit diesem Fremdling hin. Kurzum es brodelte ganz lustig bei uns, und an Lernen wurde wenig gedacht. Und dann kam die Katastrophe, nämlich die Polizei. Die

Damen Vincent, denen der Gast doch auch merkwürdig erschien, hatten nach Berlin an ihre Schwester telegraphiert, was es mit dieser Johanna für eine Bewandnis habe, und die Antwort erhalten, daß sie niemals eine Persönlichkeit dieses Namens an ihre Schwestern empfohlen habe. Die armen Damen, von denen nur die eine mangelhaft deutsch sprach, mußten sich jetzt mit Johanna auseinandersetzen, was nicht ohne Interesse gewesen sein soll. Zwei unserer Kameradinnen horchten an der Tür und waren hinterher noch immer erschüttert von dem verzweiflungsvollen Deutsch unserer Mademoiselle Sophie und der stoischen Gleichgültigkeit der Delinquentin, die dann außerordentlich eilig aus unserm Gesichtskreise verschwand. Ihre Sachen wurden untersucht, und wir wurden gefragt, ob wir Eigentum vermißten. Dies war bei uns, die wir in einem entlegenen Flügel des alten, klösterlichen Gebäudes wohnten, nicht der Fall, ich glaube auch nicht, daß die andern bestohlen waren. Die Pensionärinnen fühlten sich wohl so blamiert, daß sie die ganze Geschichte totschwiegen. Es sickerte nur durch, daß diese Johanna ein ehemaliges Dienstmädchen bei der Berliner Schwester gewesen war und deren Namen als Empfehlung für dies Pensionat benutzt hatte. Wahrscheinlich wollte sie für eine Zeitlang aus irgend einem Grunde verschwinden und dachte es sich leicht, in einem harmlosen Mädchenpensionat unterzutauken. Ein Mann war natürlich mit im Spiel; ganz klar ist uns die Geschichte aber niemals geworden. Jedenfalls war sie eine angenehme Unterbrechung des sonst recht eintönigen Pensionatslebens.

Die Damen Vincent gehörten zur Eglise libre, der strengen Religionsgemeinschaft der Schweiz. Man durfte Sonntags nicht die kleinste Handarbeit machen und sollte am liebsten zweimal in die

Kirche gehen. Der Pastor der freien Gemeinde in Montreux war ein sehr kluger und tiefgründiger Mann, bei dem ich mich an den Konfirmationsstunden beteiligte, die eine jüngere Genossin bei ihm erhielt. Der Schwager der Damen, Pastor Vost, lebte in Genf, wo ich ihn einmal auf einige Tage besuchte. Er hatte einen jungen Franzosen in Pension, der auf einige Zeit nach Clarens kam und einige große Bergspaziergänge mit uns machte. Es war ein übermütiger kleiner Bursche, der sich immer über uns lustig machte, wenn wir die steilen Matten nicht im Lauffschritt hinabließen, und uns vormachte, wie man das anstellte, ohne dabei gefährdet zu sein. Man nannte ihn im Hause Vost „Pommeau“, und wir kannten ihn nur unter diesem Namen. Von einer größeren Bergtour, die er mit anderen unternahm, ist er dann nicht heimgekehrt. Man fand ihn erst nach tagelangem Suchen in einer Schlucht unweit der Chaudronschlucht. Da hatte er sich in seiner übermütigen Art wieder abgesondert, war einen kürzeren Pfad gegangen und esend abgestürzt. Ich war nicht mehr in der Schweiz, als dies geschah — ich saß in Plön und büffelte fürs Examen.

Liebe Zeit, was mußte ich alles lernen! Vierundzwanzig Kirchenlieder, den ganzen großen Katechismus, Geschichte, Geographie, Deutsch und, o Schrecken! Rechnen! Rechnen ist immer meine schwache Seite gewesen, aber der gute Herr Stegelmann, der mich mit sanfter Hand in Plön in die Geheimnisse der höheren Rechenkunst einführte, hat später gesagt, ich hätte ihm viel Freude gemacht. Jedenfalls hat er verhindert, daß ich im Examen durchgefallen bin — das wäre ohne ihn sicher geschehen. Damals war ich der Schrecken meiner Brüder. Sobald ich sie sah, zog ich sie in einen Winkel, und sie mußten mich überhören. Aber Bruder Adolf

hatte doch große Geduld mit mir und atmete nur auf, wenn das Pensum erledigt war. Ich hab's ihm nachher vergolten, als er in der Prima nicht recht mit dem deutschen Aufsatz zustande kommen konnte und sich in mir die Lust des Schreibens regte.

Das Examen fand in der Stadt Schleswig statt, und als ich hinreiste, hatte unser Schwesterchen gerade Scharlach, und unsere Mutter mußte ihre Söhne und Pensionäre in einer anderen Wohnung unterbringen, damit sie die Schule weiter besuchen konnten. Es war für sie eine schwere Zeit, und auch mein Herz war nicht leicht, als ich im Zug saß und noch rasch „Hamlet“ aus meiner kleinen Shakespeareausgabe las. Dann kam ich an, wurde sehr gütig im Haus des Generalsuperintendenten Godt aufgenommen und mußte mich im Starcklofschen Seminar melden, wo mir die Zeit angegeben wurde, zu der ich am nächsten Tage dort zu erscheinen hatte. Es wurde mir klar, daß es nicht ganz leicht war, in den geschlossenen Kreis von Seminaristinnen zu treten, die jede „Externe“ mit der ihr gebührenden Verachtung behandelten. Der Vorsitzende der Prüfungskommission, Schultat Schneider, trat mit großer Würde und mit dem bürokratischen Anstand auf, den sich die Preußen angewöhnt haben. Es war ein Glück, daß neben ihm einige schleswig-holsteinische Herren waren, die die Sache etwas freundlicher auffaßten. Ich war übrigens nicht die einzige Externe unter den Kandidatinnen, eine ganze Anzahl von Damen, oft schon grauhaarig, wollte auch noch das Zeugnis erlangen, das sie befähigte, an höheren Töchterschulen, meistens ihren eigenen, zu unterrichten. Eine dieser älteren Damen ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. Sie saß zwischen einigen Altersgenossinnen, trug graumelierte Locken und horchte wie wir andern demütig auf die Rede

des Schulrates, der die erste Etappe des Examens mit dem deutschen Aufsatz eröffnete. Herr Schneider war ein kleiner, dicker Mann, sehr klug und gelehrt und sehr würdevoll. Wir saßen wie Schulkinder auf Bänken in einer ziemlich großen Klasse, und Herr Schneider teilte uns mit, daß wir uns in der Klausur befänden. Das heißt, wir durften kein Wort mit unserer Nachbarin reden, den Platz nicht verlassen und, wenn uns schlecht würde, nur vom Schurat ein Glas Wasser oder vielleicht auch Valbriantropfen fordern. Verstöße gegen diese Regeln würden mit sofortiger Ausschließung vom Examen bestraft. Wie ein Fürst stand Herr Schneider in unserer Mitte, sah nach, daß unsere Schreibmaterialien in Ordnung waren, und las uns dann das Gleichnis vom Sämann vor. Unser Aufsatzthema lautete: „Das Gleichnis vom Sämann in bezug auf die Schule.“ Schweigend hörten wir zu, dann setzte sich der Gestrenge, und wohl fünfundzwanzig Köpfe beugten sich über das Papier, um vorerst eine sogenannte Klabbe zu entwerfen.

Liebe Tante Lucie, wie oft hast du mir das Gleichnis vom Sämann erzählt! Sah ich ihn nicht, wie er sein Korn austreute, wie etliches auf den Weg fiel, etliches auf das Steinigte und etliches unter die Dornen? Aber etliches fiel auf gutes Land und trug dreißig-, sechzig-, ja hundertfältige Frucht. Die Vögel, die bösen Gedanken, die Geldgier und Weltlust, alles verschwor sich gegen das edle Korn, das so reichlich ausgestreut wurde. Aber es gab auch gutes Land, Herzen, die das Wort Gottes mit Freuden aufnahmen, die sich bemühten, nach seinen Geboten zu leben. — Eine klägliche Stimme ließ mich und alle anderen zusammenfahren. „Herr Schurak, darf ich mal um das Buch bitten? Die Geschichte, die Sie eben vorgelesen haben, ist mir diesen

Augenblick nicht mehr ganz gegenwärtig! Ich möchte sie gern nachlesen!“

Einen Augenblick tiefes Schweigen. Ich glaube, daß selbst der Schurak verblüfft war. Dann faßte er sich schnell, und wie er sich erhob, schien er um einige Zoll gewachsen.

„Mein Fräulein, wenn Sie mit dem von Ihnen gewünschten Buch das Buch der Bücher, unsere geliebte Bibel, meinen, so darf ich Ihnen jetzt dies Buch nicht geben. Aber ich bin bereit, das Gleichnis vom Sämann noch einmal vorzulesen, und bitte die anderen Examinandinnen ihr Schreiben einzustellen und gleichfalls zuzuhören!“

Also las er das Gleichnis noch einmal vor, und dann durften wir weiter schreiben. Als ich dann später vor meiner fertigen Klabbe und Reinschrift saß und mitleidig nach den grauen Locken sah, die sich verzweifungsvoll hin und her bewegten, stand plötzlich der Gestrenge neben mir.

„Sie schreiben nicht!“

„Ich bin fertig!“

Er griff nach meinen Papieren. „Sie dürfen den Saal verlassen und in den Garten gehen.“

Da saß ich in einem etwas staubigen Gartenhaus, und alsbald kamen einige gleichfalls aus der Klausur entlassene Leidensgefährtnnen zu mir. Sie waren nicht mehr ganz so hochmütig wie vorher. Die arme Kollegin, die das „Buch“ haben wollte, wurde eifrig besprochen. Niemand von uns hat über sie gelacht. Im Gegenteil, eine der Seminaristinnen war sehr betrübt. Sie hatte bei der armen Dame Lesen und Schreiben gelernt und gönnte ihr die Freude, noch im Alter eine geprüfte Lehrerin zu werden. Soweit ist das arme Geschöpf aber doch nicht gekommen. Schon am zweiten Tage verschwand sie vom Examen, und wo sie geblieben ist, weiß ich nicht.

Ich will keinen genauen Bericht

dieses Examen geben, das ich schließlich mit „Gut“ bestand. Mir ist später gesagt worden, daß ich, wäre ich keine Externe gewesen, die erste Nummer nämlich „sehr gut“ hätte haben müssen. Ich war aber zu schlecht im Rechnen, während ich wiederum bei anderen Dingen unverschämtes Glück hatte. So zum Beispiel gab es in der Literatur die Frage nach dem Anfang der „Messiasade“. Und man hatte mir bei Gods erzählt, daß im vorigen Jahr diese Frage vorgekommen sei, und daß keine der Examinanden sie hätte beantworten können. Als nun wahrhaftig in diesem Jahr dieselbe Frage fiel und keine der anderen sie beantworten konnte, erhob ich mich, um „Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung“ zu sprechen. Auch die zweite Strophe ließ ich folgen und fragte mich nur, wie es werden würde, wenn der neugierige Mann noch mehr wissen wollte. Denn dann wäre ich blamiert gewesen. Er aber war zufrieden und sagte sogar etwas Lobendes, was mich allerdings beschämte.

Fräulein Starklof, die Leiterin des Seminars, die im Englischen prüfte, fragte mich, in welchem Stück von Shakespeare eine Laterne vorkäme. Ich erwiderte, im „Hamlet“, worauf sie bemerkte, daß sie „Romeo und Julie“ gemeint hätte. Worauf ich entgegen konnte, daß im „Hamlet“ gleichfalls eine Laterne vorkäme, und zwar in dem und dem Aufzug. Auf der Fahrt nach Schleswig hatte ich's ja gelesen. Das war also auch Glück, denn obgleich die würdige Dame recht verdrießlich wurde, mußte der beiwohnende Examinator mir eine gute Nummer geben.

Am meisten Eindruck hat mir die Schullektion gemacht. Eine Klasse sehr netter Mädchen, der ich einen Psalm erklären sollte, saß vor mir. Ich war totverlegen. Noch niemals hatte ich vor einer Klasse gestanden, und nun

sahen wohl zwanzig Augenpaare auf mich, und einen Augenblick kam es mir vor, als wären es lauter spitze Pfeile, die mich töten wollten. Aber sie wollten nichts Böses. Diese halbwüchsigem Mädchen waren so lieb und gut, so bemüht, mir meine Aufgabe leicht zu machen, daß ich ihrer noch heute mit Dankbarkeit gedenke. Und gerade, als ich meine halb versagende Stimme wiedergefunden hatte, als ich schön im Zug war, sah der Schultat nach der Uhr und gebot Schluß. Später habe ich eine junge Dame getroffen, die mit in der Probeklasse war und sich mir als einstiges Versuchsobjekt vorstellte. Auf meine Frage, wie ich's gemacht hätte, meinte sie, ich wäre so blaß und gar nicht eingebildet gewesen. Daher hätten sie sich alle Mühe gegeben, mir die Sache leicht zu machen. Für die Schulklassen war es natürlich ein Hauptpaß, die Examinandinnen so vor sich stehen und nach passenden Worten suchen zu sehen. Der Schultat sagte nachher zu meinem Bruder, ich wäre zu ängstlich gewesen, aber schließlich war's besser gegangen, als er gedacht hätte.

Dann wurde uns mitgeteilt, daß wir das Examen bestanden hätten. Nach dem ersten Tage hatte ich keine Zweifel gehegt. Im ganzen war das Examen damals noch sehr leicht. Die heutigen Seminaristinnen würden wohl die Nase über uns kleine Dummerjahne rümpfen. Nun, wir sind auch so durchs Leben gekommen. Nun kam noch etwas Interessantes. Einigen von den jungen Mädchen, unter anderen auch mir, wurden verschiedene Briefe von Müttern vorgelegt, die eine Gouvernante suchten. Meistens waren es Gutsbesitzerfrauen, bürgerliche und adelige, die für ihre Kinder eine zuverlässige gebildete Lehrerin suchten. Es waren wirklich lesenswerte Briefe. Die meisten Mütter stellten an die jungen

Lehrerinnen sehr hohe Ansprüche, während sie in ihren Gehaltsdarbietungen außerordentlich bescheiden waren. Solche Hauslehrerin auf dem Lande mußte außer Sprachen und den üblichen Schulwissenschaften auch natürlich sehr schöne Handarbeiten machen können, musikalisch sein und womöglich noch die Kinderwäsche ausflicken können. Außer dem geringen Gehalt wurde ein entsprechendes Weihnachtsgeschenk versprochen.

Meine Genossinnen und ich lasen zuerst schweigend die Anerbietungen, dann, als ich erklärte, daß keine von ihnen

mich reizte, stimmten die anderen mir bei. Die meisten der Mütter schrieben, als handele sich es um einen Dienstboten, nicht um ein gebildetes Mädchen, das doch immerhin auch Lebensberechtigung hat.

Manche ländliche Mutter hat erst allmählich lernen müssen, daß es besser gewesen wäre, ihre Erzieherinnen nicht als dienstbaren Geist zu behandeln. Aber damals lebte man als Dame in dem glücklichen Wahn, sich als wohl-situierte Mutter und Hausfrau alles erlauben zu können.

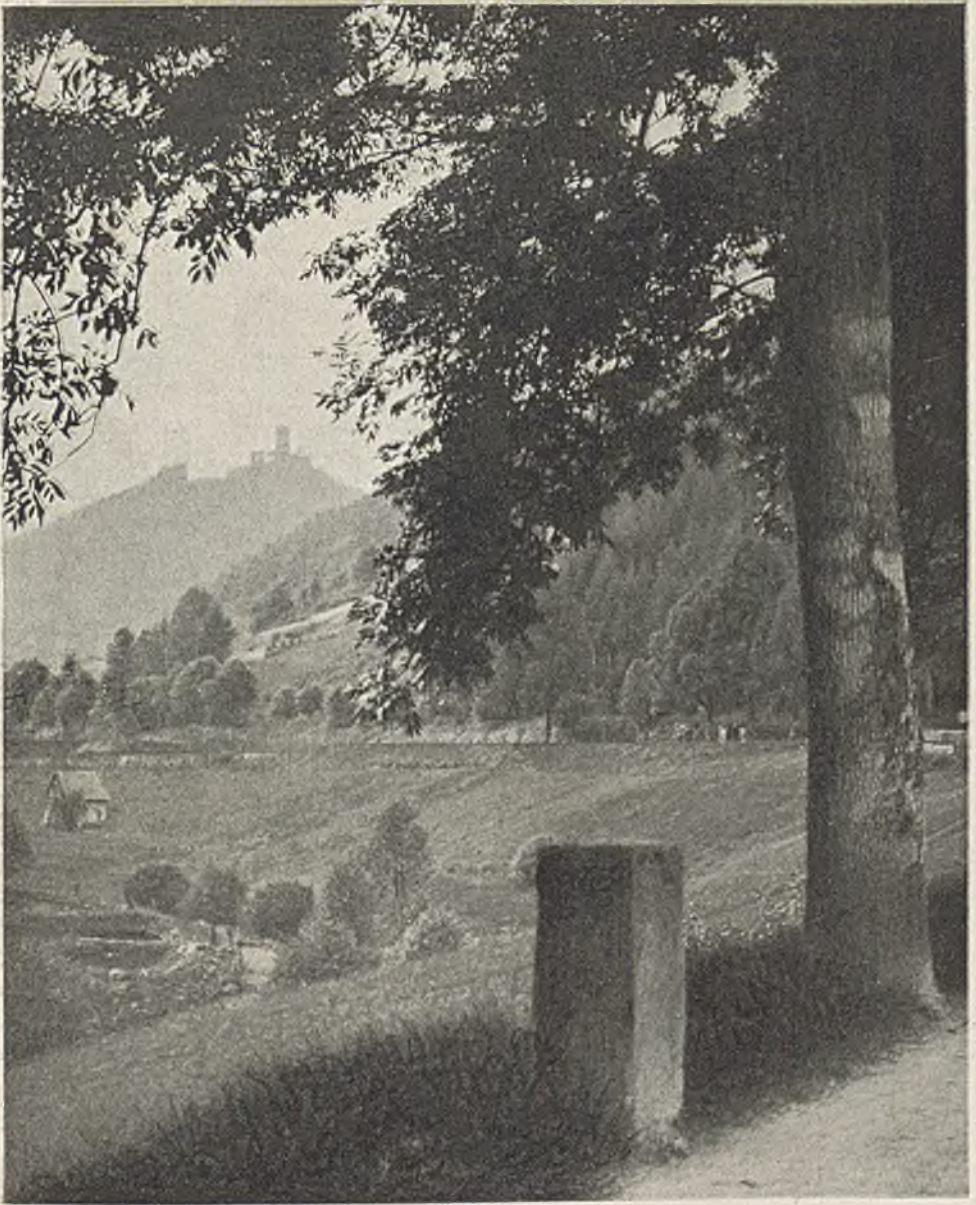
(Schluß folgt.)

Spielendes Kind

Vier Sizilianen

<p>Es ist nur eine kleine graue Halde Mit Schurf und Schutt am Vorstadtfaum; Doch schimmert wie aus einem Feenwalde Zu ihr ein wunderbunter Blütenraum Von Glück und Lust und baut auf karger Halde Ein Kinderkönigreich. Im Roldornbaum Singt noch der Märchenvogel seine alte Wellterne Weise. Goldkind tanzt im Raum.</p> <p>Verschwifert still mit Cier und Baum und Wind, Bleibt es der Erde nah und zugelassen Und spielt mit Falter, Hund und Schaf und Rind Und kann in seinem kleinen Sinn nicht fassen, Daß fern noch fremde große Welten sind. Ach laßt sie müd' sich dreh'n und stumm verblaffen: An Gottes Vaterhänden als sein Kind Träumt es schon selig hier in goldnen Gassen.</p>	<p>Durchs Fenster dann im Bette noch beim Wachen Schaut Nacht herein und ist nicht lieb und hold. Der Mann im Monde guckt und will nicht lachen Und spielen mehr mit seiner Scheibe Gold. Schon kommen drohend böse Wolkendrachen Und schreckliche Gespenster angegrollt Und schlucken Mond und Mann in ihren Rachen, Nachivögel picken Sterne auf aus Gold.</p> <p>Und Trauer sinkt. Denn ob die Traumwelt- gassen Des jungen Lebens noch so sonnig sind, Oft will die große Angst nicht von ihm lassen, Daß doch ein dunkles Netz sich heimlich spinnt Und ungekannte Mächte nach ihm fassen. Doch allem Weh und Spuk, o Glück, entrinnt Es unbewußt in seine sichern Gassen: Es singt und spielt und ist ein sorglos Kind.</p>
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Fritz Alfred Zimmer



R. Störmer:

Im Teinachtal

Dritter photographischer Wettbewerb. Dritter Preis.

Giftschlangen

Von B. Halby

Mit drei Zeichnungen
und einer Naturaufnahme des Verfassers

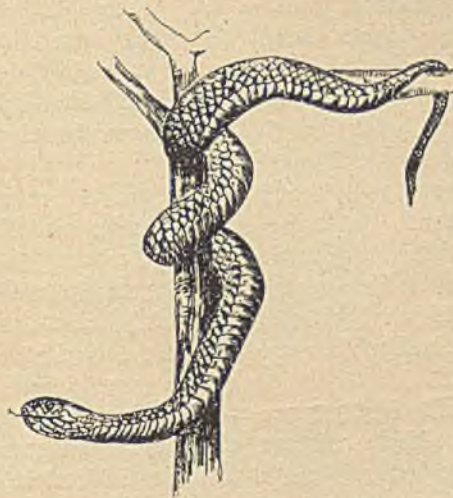
Man macht sich im großen Publikum oft recht absonderliche Vorstellungen über die Artenzahl der giftigen Schlangen. Der Laie, der ohnehin dem „Gewürm“ nicht freundlich gegenübersteht, hält so ziemlich jedes Reptil für giftig. Demgegenüber muß betont werden, daß wir heute etwa achtzehnhundert Schlangenarten kennen und daß von diesen nur ein Sechstel giftig ist. Allerdings ist die Artenverteilung in den verschiedenen Ländern recht verschieden. Während in den einen die giftigen Spezies den ungiftigen gegenüber kaum in Erscheinung treten, liegt anderwärts das Verhältnis wieder umgekehrt, so daß beispielsweise in Australien auf eine ungiftige Art zwei giftige kommen.

Die Wirkung des Giftschlangenbisses ist fast immer recht bedenklich, doch scheint es, als ob sie in warmen Ländern intensiver sei als in gemäßigten Erdstrichen. Stark bezweifelt wird vor allen Dingen die tödliche Wirkung des Bisses unserer einzigen einheimischen Giftschlange, der Kreuzotter (*Vipera borus*). Eine sehr sorgfältig geführte Statistik bestreitet diese sogar entschieden, während es andererseits feststeht, daß der Biß öfters erhebliche gesundheitliche Nachteile zur Folge hat.

Nach über den Grad der Gefährlichkeit der einzel-

nen Arten gehen die Meinungen ziemlich auseinander. Eine wichtige Rolle spielt wohl auch die persönliche Empfänglichkeit des einzelnen Menschen dem Schlangengift gegenüber, ferner der Umstand, ob die Schlange kurz vorher ihre Giftdrüsen entleert hat oder nicht. Andere Beobachter wollen auch die Witterung, die Ortlichkeit und ähnliche Faktoren in Rechnung stellen. Außer Zweifel steht aber die Tatsache, daß bestimmten Arten eine ganz besondere Gefährlichkeit zuzusprechen ist. Mit an erster Stelle steht in dieser Beziehung die Brillenschlange (*Naja tripudians*), die mit ihrem aufgeblähten Nacken auch einem begeisterten Tierfreund als ein wenig ansprechendes Geschöpf erscheinen mag. Sie ist es, der die größten Zahlen tödlicher Schlangenbisse in der indischen Statistik zufallen. Diese spricht von etwa zwanzigtausend tödlichen Schlangenbissen, die sich jährlich dort ereignen sollen, und für eine halbe Million abgelieferter Brillenschlangenköpfe werden all-

jährlich die Prämien gezahlt. Es geht aber in diesem Falle wohl wie anderswo auch: der Betrag von einer halben Mark für den Kopf erscheint unternehmungslustigen Indern hoch genug, um eine — Schlangen- zucht anzulegen und sich durch die erzielten Köpfe eine angenehme Rente zu sichern.



Schwarzschlange (*Pseudechis porphyriacus*)

Die bekannnten Gaukler verwenden eine nahe Verwandte der *Naja tripudians*, meist die *Naja haje* oder *Naja nigricollis*. Häufig sind ja den Tieren die Giftzähne ausgebrochen, aber keineswegs immer. So hat Verfasser selbst einen Gaukler gekannt, einen herkulischen Jüder, der seiner Tiere so sicher zu sein glaubte, daß er darauf verzichtete, ihnen die gefährliche Waffe zu nehmen. Bei einer seiner Vorstellungen wurde er jedoch gebissen und war wenige Stunden darauf eine Leiche. Dabei braucht man noch nicht einmal auf eine „feindselige Absicht“ des Tieres zu schließen. Ein plötzliches Erschrecken vermag das sonst so träge Geschöpf zur Abwehr und damit zum blitzschnellen Biß zu veranlassen, und die Nachlässigkeit des Besitzers rächt sich dann auf die übelste Weise.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Schlangenbeschwörer und die Medizinemänner der Naturvölker unfehlbar wirkende Mittel gegen den Schlangenbiß besäßen. Das ist in gewisser Beziehung richtig. So haben beispielsweise die afrikanischen Zauberdoctoren gewisse Gegenmittel, die rasch und sicher wirken. Ihre Natur ist allerdings noch so gut wie unbekannt, und der Haupterfolg ihrer Anwendung liegt wohl darin, daß sie so rasch wie möglich nach dem Biß benutzt werden. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes sind sie also kaum wertvoller als die Gegenmittel unserer europäischen Institute, die man beispielsweise in Brasilien mit bestem Erfolg anwendet.

Angriffslustig sind die Giftschlangen im allgemeinen nicht. Die lebhafteren Arten suchen sich bei drohender Gefahr so rasch wie möglich in Sicherheit zu

bringen und sind deshalb verhältnismäßig harmlos. Wesentlich bedenklicher sind dagegen die trägen Arten, die zu faul sind, um auszuweichen, und in dem Augenblick, in dem sich ihnen der Fuß bedrohlich nähert, rasch mit dem Biß zufahren. So erscheint es eigentlich als eine verkehrte Welt, wenn beispielsweise in Australien die ungemein giftigen Braunschlangen (*Diemenia superciliosa*) oder die noch schlimmeren Schwarzschnlangen (*Pseudechis porphyriacus*) weit weniger gefürchtet sind als die an und für sich gar nicht so schlimme, aber höchst pomadige Todesotter (*Acantophis antarcticus*). Wie



Braunschlange (*Diemenia oivacea*)

schon angedeutet, beträgt in Australien die Zahl der Giftschlangenzwei Drittel aller Arten, die Zahl der Todesfälle durch Biß ist aber verhältnismäßig gering. Das rührt in der Hauptsache daher, daß die Giftigkeit der Reptile hier nicht so groß ist wie anderswo. In der kühleren Jahreszeit, während welcher sich die Schlangen zumeist verborgen halten, hört man kaum von Gebissenen. Auf jeden Fall aber sind die Verletzungen immer recht bedenklich, und eine große Zahl der Gebissenen behält zeitlebens die Erinnerung daran in Gestalt mancherlei gesundheitlicher Nachteile.

Die Rolle der indischen *Naja* spielt in Amerika die Klapperschlange (*Crotalus durissus*), der in den südlichen Mittelmeerländern etwa die Puffotter, äußerlich eines der widerwärtigsten Reptile, entspricht. Ihre einzige Tugend, wenn man so will, ist die, daß sie im allgemeinen zum Beißen viel zu faul ist. Es gibt aber auch Individuen, die an Betriebsamkeit nichts zu wünschen übrig lassen, und die sich sogar dazu

versteigen sollen, das Angriffsobjekt auf erhebliche Entfernung unter wütendem Zischen anzuspringen. Bequemer machen es sich die Speiseschlangen, die einen Strahl mehr oder weniger stark konzentrierten Giftes auszuschleudern vermögen. Seine Wirkung ist, solange nicht das Auge getroffen wird, ziemlich unerheblich. Ganz gefährliche Mitglieder der Familie der Kriechtiere aber sind die See-
schlangen, die die tropischen Meere bevölkern. Die Furcht vor diesen in der Gestalt an Nale oder Muränen gemahnenden Tiere ist nur allzu berechtigt, denn sie sind höchst giftig. Im allgemeinen sind sie noch verhältnismäßig wenig erforscht, doch weiß man, daß sie außerhalb ihres Elementes sehr bald absterben. Ihre Größe schwankt zwischen ein bis zwei Meter, sie sind meist lebhaft gefärbt, vortreffliche Schwimmer, äußerst gewandt und beweglich, auch sehr bissig und jähzornig. Häufig trifft man sie in sehr großen Mengen vereinigt, und fast jeder Fischzug bringt eine Anzahl dieser ungemütlichen Meerestbewohner ins Netz.

Das Schlangengift selbst zeigt bei den verschiedenen Arten eine recht verschiedene chemische Zusammensetzung. Es ist jedoch bei allen Arten als Blutgift anzusprechen, das, durch den Magen aufgenommen, völlig unschädlich ist. Auffallend ist seine große Beständigkeit. Das Gift bleibt wirksam auch bei Stücken, die in Alkohol konserviert



Kopf der Sanddotter (Naturaufnahme)

wurden, so daß eine zufällige Verletzung durch den Zahn eines toten Tieres unter Umständen einem Biß gleichzuachten ist. Auch in eingetrockneten Zustand behält es seine Wirksamkeit jahrelang unverändert. Die schädlichen Folgen sind bei warmblütigen Tieren viel intensiver als bei kaltblütigen, während das Gift bei Schlangen der gleichen Art völlig unwirksam ist. Schlangen verschiedener Art vermögen sich durch den Biß zu töten, ebenso sind nicht giftige Schlangen genau so gefährdet wie jedes andere Tier. Das Blut eines von einer Giftschlange gebissenen Tieres wirkt genau so wie das Schlangengift selbst. Eigenartig erscheint jedoch die Tatsache, daß manche Tiere gegen Schlangenbiß völlig unempfindlich zu sein scheinen; diese sind es auch, die der Schlangenjagd mit wahrhaft fanatischem Eifer obliegen und darum in den betreffenden Ländern sich eines unbedingten Schutzes erfreuen.



Kopf der Todesotter
(*Acontophis antarcticus*)



Der Himmels-Spaß

Die heilige Cäcilie ging einmal
Aus ihrer Himmelskemenate durch den Sternensaal;
Sie ging in einem seidgrünen Gewand
Und setzte sich, wo ihr die hohe, güldene Orgel stand.
Sie griff in die kühlen Tasten, träumerisch, voll Ruh,
Und ein pausbäckiger Engelbub trat ihr die Wälge dazu.

Wie sie nun so hochheilig saß
Und mit den schmalen Händen präluodierte,
Sich eine neue süße Weise ausprobierte
Und Himmel und Erde und alles um sich her vergaß —
Seht! da geschah's,

Daß plötzlich durch die weiten, offenen Fensterbogen
„— Hurr — hurr!“

Wirr, struppig und übel zerzaust
Ein halbsflügger Sperling kam hereingebraust!
Der hatte sich böse im Sturm verflogen,
Der arme Tropf!

Die Federn geknickt, gesträubt den Schopf,
So kam er ins Paradies gefaust!
Und da er in seinem Unverstand
Nicht gleich etwas Besseres fand,
„S—ßt!“ suhr er mit lautem Zetern und Schrei'n
„Bumz!“ in die himmlischen Tasten mitten hinein!

Da blieb er hocken,
zusammengehugt,
ziemlich verbugt

Und so'n Klein wenig auch wohl erschrocken,
Und starrte der Heiligen ins Gesicht.

Die rührte sich nicht,
Saß unverwandt

In dem grünen Gewand,
Damit ihr solch' Wunder ja sitzen blieb.

Da sagte er: „piep!“
Und noch einmal: „piep!“

Und hüpfte ihr zutraulich auf die Hand.
Und die Heilige spielte vorsichtig und leise
Mit dem Späß auf der Hand die erfundene Weise,
Das süße Lied von der himmlischen Ruh —
Und der Späß hörte zu.

Und als dann der Abschied gekommen ist,
— Weil er doch wieder hinunter gemüßt! —
Da hat sie ihn auf sein Klein Schnäblein geküßt,
Und noch einmal! — und noch einmal!
Da wurde der Späß — eine Nachtigall!

Ab. Hoff

Bergstädters Bücherstube

Neue Erzählungskunst.

Von Friedrich Castelle.

Der Schweizer Dichter Gustav Renker, dessen spannender Hochgebirgsroman „Der teuflische Torwart“ in diesem Heft der Bergstadt beginnt, ist eine der markigsten und kernigsten Erscheinungen unter den deutschen Erzählern unserer Zeit. Der als Bergsteiger gestählte Mann hat jene kraftvolle Gesundheit und atmende Lebensfrische in sich, die C. F. Meyer in seinem schönen Gedicht auf ein junges Mädchen „Nach der ersten Bergfahrt“ preist, jene sprunghafte Lebendigkeit und jenes Auge, das im Nacherleben all der Weltwunder immer noch groß geöffnet die Firne betrachtet. In unserem Roman, in den früheren Büchern Renkers, vor allem auch in dem monumentalen Werk „Einsame vom Berge“ ist dieses Nacherleben der Hochgebirgswelt wundervolle dichterische Schönheit geworden. Es ist vor allem die unheimlich dämonische, geheimnisvolle Macht dieser uralten Natur, die im „Teuflischen Torwart“ zu einer Fleisch und Bein gewordenen Volks Sage wie Weltvernichtung über die große Zeit vor hundert Jahren hereinbricht und die den Dichter immer wieder anlockt, ihn und die Gestalten seiner Schöpfungen. So auch wieder in dem soeben erschienenen Bande „Irrlichter“. Zweimal spielt in den Geschichten dieses Buches der Dämon Berg vernichtend und zerstörend in das Menschenleben hinein. Von dem Übergroßen, Übermächtigen des Dämons Berg wird der Maler Alfred Haller so völlig verstrickt, daß er nicht mehr den Heimweg findet ins gesicherte Tal der Alltäglichkeit, in das ihn das liebende Weib hinabziehen will. Denn die Bergwelt ist ihm, wie dem Künstler der ersten Erzählung des Buches die „Salige Frau“, die höchste Verkörperung der Natur und Schönheit, der alles Menschentum verfallen muß. Diese Schönheit umpinnt der Dichter mit all den graufigen Schauern der Vernichtung und mit allen Wundern der Armut und läßt Schilderungen vor uns ausblühen von einer unererschöpflichen Fülle der Gesichte, als stünde man selbst wieder hoch oben auf den einsamen Graten und staunte in diese geheimnisvolle Wunderwelt hinunter. — Aber man glaube nicht, daß Gustav Renker einseitig auf seine Hochgebirgskunst festgelegt sei. Gerade die Erzählungen, die dem Buche den Untertitel „Seltene Geschichten“ geben, zeigen Renker von einer ganz neuen künstlerischen Seite. Eine Schöpfung von der Meisterhaftigkeit Edgar Allan Poes ist die unheimliche

grotesk-tragische Geschichte „Die Schiffbrüchigen“, zwei Menschen, die in einem vertreibenden Rettungsboot mit einem unheimlichen Steuermann verbunden sind und in den Tod gejagt werden. Stimmungen aus Renkers gewaltigem Roman „Der Herold des Todes“ steigen auf vor dieser bizarren Erscheinung des „Gewalttätters Keisefuß und Aberall“. „Ins Romantische überseht sich dieses gleiche Motiv vom vernichtenden Tode in der Briefzerzählung „Die Liebe des Junkers Cyrill“. Hier taucht in dem Wurzelmännchen Otternklaus auch schon eine Gestalt auf, die in unserem Roman „Der teuflische Torwart“ eine entscheidende Rolle spielt. Auch die drei anderen Novellen dieses fesselnden Buches sind meisterliche psychologische Deutungen übersteigter Menschheitssehnsüchte und vor allem in der glänzenden Verschmelzung der äußerlichen Geschehnisse mit den inneren Bedrücknissen des Schicksals von großer Feinheit.

Hier berührt sich Gustav Renker mit dem Schlesier Hermann Stehr, der zweifellos unter allen deutschen Erzählern heute der anerkannte Meister des sogenannten psychologischen Romans ist, also jener Kunst, die sich nicht damit genug tut, die äußerlichen Geschehnisse der Menschenhandlungen erzählend und berichtend aufzuzureihen wie der alte brave Unterhaltungsroman, sondern — wie die großen Russen und Franzosen — im Erzählen und Berichten die seelischen Deutungen und Lösungen zu geben. Das wird am einfachsten bewirkt durch die Ich-Form der Darstellung, wird aber erst zu künstlerischer Vollendung geführt, wenn neben dem Handelnden und Erzählenden wieder um noch ein objektives Bekenntnis zunächst hindurchgeht, so daß es die Ruhe des kühnen Beobachters empfängt. Diese höchste Kunstform des Erzählens hat Hermann Stehr schon in dem für seine Persönlichkeit aufschlußreichsten unter allen seinen Büchern, in den „Drei Nächten“ angewandt. Aber die Vollendung hat er erst in dem Buche erreicht, das er seiner erstrenlich wachsenden großen Gemeinde zum Beginn seines sechzigsten Lebensjahres als Geburtstagsgeschenk darbietet, in dem Roman „Peter Hindeisener“. Der Vorwurf der Geschichte ist sehr einfach. Es ist das alte Motiv von den beiden durch Geschlechter hindurch verfeindeten Höfen. Der eine liegt in Sonne und Glück. Es herrscht auf ihm die geräuschlose

Fröhlichkeit, die keinen Fluch, kein lautes Schimpfen erträgt. Auf dem anderen, der Wiege des Peter Brindeisener, ging „alles grämlich und unfroh in den Gelenken, und der Friede wucherte dort wie Nesseln auf einem Müllhaufen, wie Nesseln, die alles brennen und verwunden, das mit ihnen in Verührung kommt.“ In der Tat leben die Bewohner dieses Hofes ewig unter diesem Fluche, die großen Vernichter zu sein, und vor allem Peter Brindeisener taumelt ständig wie in dunklen, schicksalgeladenen Wetterwolken einher, als ein Schwacher und Unbeständiger, der immer vom Hellen ins Finstere, vom Licht in den Schatten springen muß, halb ein Grabbe-Genie, halb ein Verbrecher. Frühe Erkenntnis verstört ihn in all seinen jungen Sehnsüchten, macht ihn zu einem jungen Sonderling voll dunkel brodelnder Leidenschaft und doch voll einer traumhaften Sehnsuchtsliebe zu der blinden Tochter des friedlichen Nachbarhofes. Und diese Zweifältigkeit des Wesens macht ihn zum Mörder jener Liebe und treibt den alten Buchhalter Peter Brindeisener endlich selbst in den Tod, nachdem er seinem jugendlichen Freunde Jungmann, dem Erzähler des Ganzen, in der verhängnisvollen Osternacht seine Lebensschicksale ge-
 beleuchtet hat.

Das alles ist, gegenständlich betrachtet, an sich keine Menschengeschichte von irgend welcher Besonderheit. Aber die Bedeutung des Stehrschen Buches liegt eben in der Gestaltung dieser Alltäglichkeit mit ihren drängenden Wirklichkeiten. Denn jenes zweite Leben, das unter der Oberfläche der wirklichen Vorgänge einherflutet, wie der Strom unter dem Eise, jene geheimnisvolle unterirdische oder noch besser unirdische Sprache, die wie das unerbittliche Gewissen rufend in alle Schrecknisse und Erschütterungen des Peter Brindeisener hineinflüstert und die dunklen inneren Schicksalsgründe aufreißt, aus denen alle Menschenwirrnisse zum Lichte emporqualmen, jene zweite Handlung des Romans ist seine tragende und treibende Kraft, in der alle Personen mit fortgeschleudert werden bis zur inneren Rechtfertigung ihres Handelns. Mit dieser großen künstlerischen Geschlossenheit der Entwicklung geht eine meisterhafte äußere Darstellung, eine wie ein Uhrwerk ineinander greifende Verzahnung der kleinen und kleinsten Nebensächlichkeiten in einem erstaunlich übersichtlichen Gesamtgetriebe Hand in Hand. Und dieses Romanluftwerk ist so innerlich gewachsen, daß man über eine geniale Künstlerlaune völlig hinwegsieht: Hermann Stehr greift ja eigentlich das tragende Motiv aus seinem großen Roman „Der Heiligenhof“ noch einmal auf, läßt selbst die gleichen Gestalten mit den gleichen Namen und Schicksalen vor uns

auftreten und handeln. Man hat mitunter das Gefühl, daß der „Peter Brindeisener“ in seinen Anfängen vor dem „Heiligenhof“ liege, also die Keimzelle dieses Werkes sei. Jedenfalls ist es aber für den Erzähler Hermann Stehr das sicherste Zeichen seiner Kraft und Kunst, nun das gleiche Schicksal wie im Spiegelbild noch einmal zu zeigen und es von der anderen Seite, aus dem Dunkel des Schattenhofes, zu erleuchten. Denn jetzt treten die beiden führenden Kindergestalten, an denen sich die jahrhundertalte Rache der beiden Geschlechter in letzter Vernichtung auswirkt, um so leuchtender und fesselnder in den Vordergrund, das sanfte blinde Weiblein, das zu wilder Lebensgier erwacht, als es sehend wird, und der von Jugend an taumelnde und frauchelnde Peter, dessen Schicksal beginnt, als er, so sagt Stehr, aus dem ersten der Kreise, in die Menschen immer gedreht werden, dem göttlichen, der so um das siebente Jahr sich rundet, aus dem verwunschenseligen Überallhinspielen heraus sich dem Schmerz des Daseinsgefühls zu nähern beginnt, der uns eigentlich nie mehr verläßt, sondern in der folgenden Lebensfolge sich immer mehr vertieft, entweder zu unserem Glück oder zu unserem Unglück.

Aus den gleichen Gründen wächst auch der „Roman einer Erwartung“, wie Emil Sadina seine letzte Prosaschöpfung „Advent“ charakterisiert. Sie ist das Bekenntnis seines eigenen Menschentums und wächst aus persönlichen Erinnerungen und Erlebnissen gebieterisch zu einem wundervoll abgeklärten, ergreifenden Sinnbild des Allgemeinmenschlichen weg. Jeder Mann geht diesen Weg, diesen Kreuzweg der großen Erkenntnisse, und so grüßt in diesem Buche „aus der Fülle enger Einzelheit ein Namenloser, der tausend- und tausendfach ging durch die Menschen-gassen“. Der Mythos des seligen Kinder-glaubens wird ihm zerstört. Ecelische Not stürzt ihn in das Chaos jugendlicher Irrungen und Wirrungen. Der Ernüchterte erhofft im Makrokosmos des Studentenlebens und freien Burschentums Erlösung und Aufschwung, muß aber erkennen, daß das in Wirklichkeit ein Mikrokosmos, eine kleine Welt voller Überhebungen und niederschmetternder Enttäuschungen ist. Wissenschaft und Religion werden dem Hungernden zum Ekel. Das große Ereignis des Weltkrieges wird zur Weltphrasen. Erst in der Heimkehr zur sterbenden Mutter erlebt Hans Leidfried jenes große Wunder der Tröstung, das ihn zum Dichter macht, das ihn befähigt, Leid zu tragen, im Leid höchste Bönne zu erschauen und diese Bönne den Menschen in seiner Kunst weiter zu geben als Tröstung und Erhebung. Diese klare innere Steigerung ist auch äußerlich in dem glänzend geschriebenen Buche

meisterlich durchgebildet, indem der Dichter in Abständen von je fünf Jahren den geistigen Aufbau des Ganzen gibt. Aber über all diese Eigenschaften und Vorzüge dieses Buches geht die tiefe ethische Wahrhaftigkeit der Darstellung, die bei aller Offenheit und Schonungslosigkeit die ästhetische Schönheit wahr und so auch künstlerisch das Einzelschicksal zum Typus des modernen Mannesstums macht, dem das Schöne im Leben fehlt, denn so sagt der Dichter, „alles Schöne im Leben lebt nur von etwas frommer Dichtung“.

Alles Schöne in der Dichtung hinwiederum lebt nur vom Leben. Darum wird es immer notwendig sein, die inneren Beziehungen zwischen Künstlertum und Menschentum in großen schöpferischen Persönlichkeiten zu deuten. Am reinsten und klarsten wird diese Deutung, wenn der Dichter selbst sie gibt, wie Goethe in seinem großen Lebensbekenntnis „Dichtung und Wahrheit“. Denn der Dichter weiß selbst am besten, wie weit die Wirklichkeit seines Erdenlebens für seine künstlerische Entwicklung mitwirkende Kraft und bestimmende Entscheidung gehabt hat. Aber selbst dann kann ein Werk — wir sehen das an dem „Zweiten Gesicht“ von Hermann Löns — ein Gegenstand kleinlicher Neugier und Verleumdung werden. Der Weg aber, daß ein Fremder aus den Tatsachen, Briefen und Schöpfungen eines Künstlerlebens die menschliche Persönlichkeit herauszufächeln und obendrein in der frei nachschaffenden Form des Romans zu fassen versucht, ist doppelt bedenklich. Denn der Fremde sieht jenes Leben doch stets mit fremden Augen, und wenn er selbst Dichter ist, wird immer von seinen eigenen Sehnsüchten und Nöten in seine Darstellung hinüberstießen. Aus diesen Gründen kann man den sogenannten Künstlerromanen völlig ablehnend gegenüberstehen, wird aber trotzdem die künstlerisch-schöpferische Bedeutung solcher Werke anerkennen müssen. Lord Byrons hundertster Todestag war für Pdenko von Kraft der äußere Anlaß, in einem umfangreichen Roman „Lord Byrons Pilgerfahrt“ darzustellen. Mit viel Umschweifen und in einer namentlich landschaftlich meisterlichen Schilderungskunst wird hier die Umwelt dargestellt, aus der Lord Byron in die Kunst seiner Zeit hineintritt. Die Vereinsamung des Knaben im Elternhause, die aus seiner vielverspotteten Beinlähmung früh erwachende Sehnsucht nach Schönheit und Begierde zum Leben, die Uberschwänglichkeit der Jugend, der Kampf mit den geistigen Widerständen und mit dem Puritanismus der englischen Hocharistokratie und Geisteswelt gegen des Dichters Ungebundenheit, die Abkehr von englischer Heimat und englischem Wesen — alles das und vieles andere, das dem Freunde der Byronschen

Kunst vertraut ist, wird mit großer Treue und Liebe geschildert. Fehlt freilich erst, in den Jahren der freiwilligen Verbannung, in der Freundschaft mit Shelley, in Byrons leidenschaftlicher Anteilnahme an den griechischen Freiheitskämpfen fehlt die ethische Auswirkung der Byronschen Persönlichkeit ein. Und wenn diese äußeren Geschehnisse letzten Endes auch nur die notwendigen Folgerungen aus der Entwicklung des Jünglings und Mannes sind, die den psychologisch entwickelten Erzähler der Schicksale Byrons nicht mehr so stark anreizen, so hätte doch gerade eine breitere Darstellung der letzten Tätigkeitsjahre Byrons in der griechischen Freiheitsbewegung Beziehungen und Deutungen zu unserer Zeit ermöglicht. Doch das sind Ansichten und Gedanken, die dem Werte des Werkes von Pdenko von Kraft keinen Abbruch tun. Vielleicht auch wollte der Verfasser gerade durch diese drängende Kürze den ergreifenden tragischen Ausklang dieses großen Künstlerlebens um so wirksamer und lebendiger geben, und das vor allem ist mit wenigen Strichen hervorragend gelungen. Denn die einsame Rückkehr des toten Dichters in seine Heimat, die selbst dem an seinem schweren Leben Geläuterten, dem schon von Goethe und der ganzen europäischen Welt Gefeierten noch das nationale Ehrenbegräbnis weigert, ist in diesem Buche nicht ein Nachhall der buntverworrenen Geschehnisse, sondern die letzte energische Steigerung zum künstlerischen Gipfel der Darstellung.

Es ist bezeichnend für unsere auf gleichlaufende Erscheinungen der Vergangenheit mit scharfen hinschauende Gegenwartskunst, daß die griechische Freiheitsbewegung eine dichterische Darstellung noch nicht gefunden hat. Aber sie war eben durch und durch national. Unsere Seele von heute aber hungert noch in anderen Bedürfnissen. Sie bedarf erst eines starken religiösen Bades, um sich von all dem aufgetriebenen Schmutz der Umsturzbewegungen, der wirtschaftlichen wie der geistigen, zu reinigen. Sie hat daher auch mehr Reizung und Anteilnahme für Vergangenheitsbewegungen, in denen die gleichen wirtschaftlichen und religiösen Sehnsüchte anklingen, nach denen sie so gebieterisch verlangt. Aus dieser Stimmung heraus erklärt es sich, daß die große Wiedertäuferbewegung in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so viele Dramatiker und Epiker von heute beschäftigt; denn diese Bewegung mit ihren Anfängen einer kommunistischen Weltordnung, mit ihren religiösen Ausschweifungen ist in der Tat ein Spiegelbild unserer Zeit. Eine gute übersichtliche und zugleich auch für den Laien angenehm lesbare Darstellung dieser Unruhen, deren Herd bekanntlich in den Jahren 1534/35 die westfälische Hauptstadt Münster war,

gab es bis heute noch nicht. Geschichtswissenschaftliche Darstellungen zeigten wohl den äußeren Verlauf und die inneren Triebkräfte dieser Schwarmbewegung. Die eigentlichen Quellen der Zeit hingegen flossen in den verstopften und verlorenen Rinnfallen alter Ausgaben der Dokumente jener Zeit. Der Verlag Eugen Diederichs hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er in seine neue Buchreihe „Das alte Reich“ die Berichte, Aussagen und Aktenstücke von Augenzeugen und Zeitgenossen unter dem Titel „Die Wiedertäufer zu Münster 1534/35“ aufgenommen hat. Die Auswahl und Ubersetzung hat der Kölner Stadtbibliothekar Clemens Köpfler besorgt, der vor allem „die eingehendste und trotz mancher Mängel und handgreiflicher Parteilichkeit wertvollste zeitgenössische Darstellung der münsterischen Wiedertäufergeschichte,“ nämlich die von dem münsterischen Schullektor Hermann von Kerßenbroch (1519—1585) sowie neben Protokollen über die Aussagen gefangener Wiedertäufer, Flugschriften und Traktaten die niederdeutsch geschriebene Schilberung des zeitgenössischen münsterischen Schreibers Heinrich Gresbeck zu einer großzügigen neuen Darstellung verschmolz. Jetzt endlich besitzt jene bedeutsame Zeit ihre würdige Geschichte, und diese Geschichte liest sich in ihrer Farbigkeit und Mannigfaltigkeit der spannenden Geschehnisse wie ein fesselnder Roman und schon darum wird auch an dieser Stelle auf sie hingewiesen.

Aber auch aus einem anderen Grunde: All die Veruche zeitgenössischer Dichter, diese Bewegung darzustellen, von Gerhart Hauptmann bis zu Wilhelm Schmidtbonn im Drama, von Hameling bis zu Lulu von Strauß und Torney („Der jüngste Tag“) und Ludwig Finna („Der Kampf um Gott“) im Epos und Roman können nicht verstanden werden, wenn man die Bewegung selbst nicht kennt. Und selbst der hinterlassene Roman von Paul Schredenbach „Die Mühlhäuser Schwarmgeister“ ist in seiner ganzen Tiefe nur im Zusammenhang mit der eigentlichen Wiedertäuferbewegung zu würdigen. Es ist nur eine kleine Episode aus dem ganzen chaotischen Wirrwarr jener Zeit, deren äußere Folgeerscheinungen der große Dreißigjahrkrieg war. Aber diese Episode zeigt wiederum die inneren Notwendigkeiten für die aufwühlenden Erscheinungen in allen deutschen Gauen. In Thüringen und in Schredenbachs Roman steht natürlich Thomas Münzer im Vordergrund, freilich wenig rühmlich, aber gerade deswegen besonders charakteristisch. In dem Buche, das Paul Burg pietätvoll zu Ende geführt hat, lebt der ganze Schredenbach mit seiner Meisterschaft geschichtlicher Vergangenheit, mit seinem farbigen Stil und mit seiner ausreichten deutschen Besinnung. Mit

stillen Wehmut über den jähen Heimgang dieses treuen deutschen Mannes und Dichters legt man das Buch sinnend aus der Hand.

Sinnend auch schweift die Wehmut der Seele aus ihrem kleinen Fenster über die deutschen Lande hin, wenn sie das erschütternde Ende des größten Welfenherzogs in dem Roman von Werner Jansen „Heinrich der Löwe“ miterlebt hat. Damals, zu den vielgepriesenen Zeiten des großen Barbarossa, dieselbe deutsche Not wie bis heute: Zwietracht in allen deutschen Stämmen, gefährlicher Machttaumel nach außen, Verkennung der Verhältnisse im Innern. Nicht das große nordische Reich, das Heinrich der Löwe wie ein früherer Bismarck mit dem Schwerte zu schmieben versuchte, wird gestärkt und geschützt. O nein, jeder kleine Fürst denkt nur an sich, und so zerfällt das große starke Volkwerk germanischer Kultur. Und hier setzt der Dichter Werner Jansen ein, der Dichter der schönen Bücher von Treue, Liebe und Leidenschaft. Denn ihm führt nicht der Zorn über jene Schwächlinge die Feder, sondern die glühende Begeisterung für die deutschen Heldentugenden, die in diesem Niedergang auftragen wie zerbrochene Burgen. Und vor allem Heinrich der Löwe ist dem Dichter das Sinnbild und der Zubegriff aller deutscher Mannesugenden: weich und fröhlich in der Liebe, hart und finster im Haß, unerschütterlich in der Treue zu Vaterland und Freundschaft. Gerade die letztere Tugend leuchtet wie ein heller Stern über den dunklen Nachtzonen, die den Höhepunkt des Buches von Werner Jansen bilden. Bernhard von der Lippe ist mit den Seinigen und seinem jungen Weibe in Halsdenkleben eingeschlossen. Die Kaiserlichen haben alle Wässer der Umgegend gegen die Stadt entfesselt, und nun ertrinkt sie langsam mit Menschen und Mauern. Da schwimmt Heinrich der Löwe durch die strudelnden Wässer, nicht um Erlaß zu bringen, sondern nur um den Getreuen zu zeigen, daß er zu ihnen steht mit seinem Dank. In einem Nachen führt er auf dem Heimwege die Leiche des jungen Weibes Bernhards mit sich nach Braunschweig, sie wenigstens soll in heimatlicher Erde ruhen. In diesem Kapitel erreicht Werner Jansen wieder die dichterische Höhe seines Nibelungenbuches. Hier rauscht deutsche Geschichte, hier trobt und stirbt deutsche Manneskraft. Hier ist bodenwüchtige Stammesart und Stammesgesinnung.

Aus der chaotischen Welt unserer Tage steigt wie eine selbige Insel des Friedens die Legende der Zeit von Adelheid von Sybel-Peterzen empor: „Christophorus“. Hier ist wohl zum erstenmal all die Not und Sehnsucht unserer Tage und unseres deutschen Volkes in jener ab-

geklärten Schönheit und Innigkeit höchste dichterische Deutung und Offenbarung geworden, die allein uns erheben und erlösen kann. Wilber von der Innigkeit der Metelshen Totentanzschnitte, Landschaften von der Größe und feierlichen Zubrust Haus Thomas, Menschen und Menschengemeinschaften von der herben Wucht der Käthe Kollwitz tauchen aus den sprachlichen Geheimnissen dieser Legende auf. Aber sie alle sind nur eine geheimnisvolle musikalische Begleitung jener Erlösergestalt des Christophorus, jenes Sinnbildmenschen, der in der alten Christophorilegende als der Träger höchster Menschenliebe demütig und ehrerbietig durch die hochgehenden Fluten des Weltalls schreitet. Im Mittelalter pflegte man sogenannte Einblattdrucke, farbige Holzschnitte des Christophorus innen an die Tür der Schlafstube zu heften. Der erste Blick des aus der Nacht in den Tag tretenden Men-

schen galt dem Heiligen. Wer aber morgens den Christophorus sah, der war an dem Tage vor einem unvorhergesehenen Tode gefeit. Dieser alte fromme Volksbrauch ist ein rührendes Gleichnis für unsere Zeit. Ist unser leidgedrücktetes Volk ein solcher Christusträger, dann soll jeder einzelne allmorgendlich hinschauen auf dieses ergreifende Bild, soll sich täglich daran erinnern, daß nicht der Haß in ihm wuchere, der Drachenköpfe abschlägt, die täglich wieder nachwachsen, daß vielmehr in ihm jene gottsfreudige gegenseitige Liebe wieder lebendig werde, die ihm allein wieder seine geistige Einheit geben kann. „Denn einverflochten der Weltmitte“, so sagt Christophorus in dieser Legende, „steht der Mensch, daß in ihm das Getrennte wieder eingehe zur Einheit. Er schuldet dem Haß die Liebe, dem Abgrund den Gipfel, dem Gegner Gott. Das ist seine Berufung.“

Inhalt: Emil Sadina, Advent. L. Staadmann, Leipzig 1923. — Werner Janßen, Heinrich der Löwe. Georg Westermann, Braunschweig 1924. — Clemens Köppler, Die Wiedertäufer zu Münster 1534/35. Eugen Diederichs, Jena 1924. — Gustav Renker, Freilichter. Grethlein u. Cie., Leipzig 1924. — Paul Schreckenbach, Die Mühlhäufer Schwarmgeister. L. Staadmann, Leipzig 1924. — Hermann Stehr, Peter Brinckens. Friedrich Vieweg Verlag, Trier 1924. — Ubelheid von Sybel-Petersen, Christophorus. Eugen Diederichs, Jena 1923. — Zdenko von Kraft, Lord Byrons Pilgerfahrt. Grethlein u. Cie., Leipzig 1924.

Vom BÜCHERTISCH

Das Drama der Liebe. Von Julius Bab. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924. Preis geb. 3,40 GmK.

In der Sammlung „Dichtung und Dichter“ ist ein außerordentlich fesselndes und aufschlußreiches Buch erschienen, in dem Julius Bab, der bekannte Berliner Dramaturg, sich mit dem erotischen Problem in der dramatischen Kunst auseinandersetzt. Trotzdem eigentlich in jedem Drama, sollte man philisterhaft meinen, von Liebe die Rede sein müßte, da doch gerade im Drama „die leidenschaftlichsten Liebhaber des Lebens und des Lebenskampfes — die Dramatiker — das Wort führen“, wirft Bab die verblüffende Behauptung auf, daß es für ihn im ganzen weiten Kreise der Theaterdichtung nur zehn Dramen gibt, die „reine, geistig selbständige und künstlerisch vollkräftige Verkörperung des Begriffes „Liebesdrama“ sind.“ Liebeshandlungen als Schmuck ergeben noch kein Liebesdrama; Bab erinnert an Schillers Wallenstein mit Max und Thekla: „Zwei Tauben, die sich während eines Gewitters schnäbeln“ (Ludwig). Diese unübersehbare Zahl von Bühnendichtungen — es gibt nur ganz wenige ohne Liebeshandlung — scheidet

bei Babs Betrachtung aus. Auch die Liebeshandlung als Mittel für einen übergeordneten Zweck, etwa zur Beleuchtung und Beurteilung sozialer Mißstände (Katabale und Liebe) ergibt noch kein Liebesdrama, selbst wenn sie beherrschend im Vordergrund steht. Auch der Kampf der Geschlechter (Wedekind) ist noch kein Liebesdrama im höchsten Sinne, ebensowenig die reine Sexualdramatik (Weißteufel). Erst die Auffassung des erotischen Vorganges als eines aus persönlichstem Begehren aufsteigenden weltumfassenden Kaufes rückt die Liebeshandlung in das Wesenszentrum des Dramas. Dieses Gefühl erwacht in der Menschheit erst im Frühlingsrausch der Renaissance, als der Mensch sein Ich wieder besaßte: „Da war die Stunde gekommen, wo die menschlichen, aus sinnlicher Spähre erwachsenden Verstrickungen, nicht nur mit sozialem Interesse, sondern mit religiöser Ergriffenheit erlebt werden konnten.“ Dieses Zeitalter ist die Geburtsstunde des Dramas und des Liebesdramas. Shakespeares „Romeo und Julia“ und „Antonius und Kleopatra“ sind das jubelnde Frühlingslied und das wehmütige Herbstgedicht dieser Liebe, die nur um

ihrer selbst willen lebt, trotz Tod und Vernichtung. Es ist der Kampf der Liebe gegen die Welt. Im jungen Goethe wankelt sich das erotische Problem: der Kampf der Liebenden untereinander erwacht. Das Weib will nur um der Liebe willen ihr Glück, bis zum Tod und bis zur Selbstverlorenheit. Für den Mann ist die Liebe Antrieb und Bewegung zu neuem tätigem Leben (Wespauf). Im umgekehrten Sinne findet Bab dieses zweite Motiv in der „Tragödie der Liebe“ von dem Norweger Gunnar Heiberg. Kleists „Penthesilea“ und Gerhart Hauptmanns „Griffelba“ zeigen in Tragödie und Komödie eine andere Form des Dramas der Liebe, nämlich den Liebeskampf starker Naturen bis zur gegenseitigen Vernichtung oder (nach der komischen Seite) bis zur Ermüdung in der Ehe. Neben den tätigen, bewußten „Tiermenschen“ dieser beiden Dramen stehen die unbewußt blumenhaft handelnden „Pflanzenmädchen“ in Grillparzers Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und (wiederum komödienhaft) in Büchners „Deonce und Lena“. Aber nicht der Kampf der vereint Liebenden mit der Welt, auch nicht der Kampf, der zwischen Mann und Weib innerhalb des Liebespaares spielt, ist der letzte, der gefährlichste, der unlösbarste Zwist. In jedem Liebenden selbst erhebt sich die letzte Schlacht aus der furchtbaren Erkenntnis: die Liebe ist keine Wirklichkeit, sie ist eine Illusion. „Aber daß sie als Traum, als Illusion, als Ideal in den Augenblicken der erotischen Entzündung immer wieder gefühlt, gesehen und geglaubt worden ist, das ist eine der gewaltigsten Mächte, die in der Menschengeschichte gewirkt haben“. Diese letzte kosmische, an die Grenzen der Menschheit streifende Form des Liebesdramas sind für Bab Hebbels „Herodes und Mariamne“ und Strindbergs „Nach Damaskus“. Die ganze Fülle der geistvollen Gedanken Babs kann hier nicht weiter erschöpft werden. Sein Buch ist zum Lesen bestimmt für jeden, den das Problem der Erotik als solches beschäftigt, vornehmlich aber auch für jeden Theaterbesucher, der hier einen tiefen Einblick in die Werkstatt des schaffenden Künstlers tun kann und Anregungen in reichster Zahl empfängt. Daß das Buch auch meisterlich geschrieben ist, bedarf bei einem Künstler des Stiles wie Julius Bab keiner Erwähnung. Castelle.

Die jüngere Romantik (Brentano, Arnim, Bettina, Görres). Von Alois Stockmann S. J. Mit einem bibliographischen Anhang und zwei Bildern. München 1923. Verlag Pareus u. Co. 8°. 335 S.

Der bekannte Goetheforscher schenkte uns in seinem ersten Bande über die auf

lange hinaus eingreifend nachwirkende Bewegung: „Die deutsche Romantik“ (Herber, Freiburg, 1921), einen tiefgeschürften Abriss der Frühromantik mit deren Hauptvertretern Novalis, Tieck und den beiden Schlegel. Der an sich jedem ernsthaften Leser wichtigste Eindruck: der einer unbedingten Zuverlässigkeit mit künstlerischer Beimischung des Temperamentvollen — eine Verbindung, die sich hier als Hochgenuß auswirkt — haftet auch dem zweiten Bande und zwar hinsichtlich der letztgenannten Kennzeichnung erhöht an. Bemerkenswert: Zur Wahrung der notwendigen Einheitlichkeit folgte der Verfasser dem im Vorgänger eingeschlagenen Wege des Vortrags ohne Stellungnahme zu den inzwischen aufgetauchten jüngsten, z. T. wesentlich neuen Lehrmeinungen über die Romantik. Mir persönlich hatte Stockmanns zweites Buch noch mehr zu geben als das erste: durch die es belebende, zum nicht geringen Teil mitreißende innere Wärme. Schon die Aufnahme der beiden gewählten Bildnisse schienen mir darauf zu deuten: Achim von Arnims in mannhafter Schönheit der Züge und des Ausdrucks sieghaftes Halbprofil und Clemens Brentanos nach einer Marmorbüste in weicher, zart vertiefter Feinheit getrossenes Ganzprofil. Unter den vier Lebens- und Schaffensdarstellungen ist Brentanos die in Umfang und Bedeutung gewichtigste, sicher die hervorragendste unter den bis jetzt vorhandenen biographischen Erscheinungen über diesen „unberechenbaren, ewig unruhigen“ genialen Romantiker. Eine große und erstrenliche Überraschung bot mir Stockmanns literarisches Bildnis Bettinens. Nach dem ihres Gatten, in das sich selbstverständlich schon Züge des ihren verweben mußten, fiel mir die Kühle auf, in der dies geschah. Ihr dann folgendes eigenes Hauptbildnis aber ist getragen von gütiger Gerechtigkeit, tiefem sachlichem und intuitiv-persönlichem Verstehen die ganze Übermittlung ein Meisterstück. Hier wie bei ihres Bruders Bildnis Stockmannscher Wiebergabe der eine große gemeinsame Zug: des Beobachters, des Ergründers Herz schlägt in beiden. Und gerade weil sich ein wesensähnlicher Eindruck, wenn auch nicht so unmittelbar, in den Abbildungen Arnims und des großen Görres bemerkbar macht, trägt Stockmanns neues Buch einen Reiz, der viele dankbare Leser, dem Verfasser selbst aber bedeutende Schätzung sichern wird. Lebhaftest Anerkennung verdient auch die umfangreiche, gründliche Bibliographie im Anhang. — So haben wir ein Romantik-Doppelwerk, das seine Eigenstellung zu erringen und zu behaupten vermag.

E. M. Hamann.

Märchen von der Niederelbe. Von Hans Friedrich Blund. Erstes und zweites Laubend. Mit sechs Holzschnitten von Hans Pape. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1923. Gr.-8°. 263 S. Geh. 5,50 M.

Wer H. Fr. Blunds letzten großen Roman aus niederdeutscher Geschichte las: „Berend Fock. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer“ (angezeigt im letzten Novemberheft der „Vergstabt“), der weiß, daß niemand besser als dieser Dichter sich für die Flüssigmachung des niederelbischen Märchenschatzes eignen konnte. Eben leicht war die Leistung nicht; das zeigt der (schon in seiner äußeren Aufmachung packende) Band selbst mit seinen siebzig gedruckenen Kernstücken, allesamt wie unmittelbar aus dem Zauberkessel eigenartigster Volkspoesie gehoben. Blunds Einführung schlägt gleich den Glockenhall der Stimmung an, deren es zum rechten Genuß dieser lebendig werdenden Gebilde bedarf. Tiefinn, Siebensinn, Übersinn blühen im Dichter selbst wie in seinem Buch. Denn „seines“ dürfen wir es nennen. Wenn nicht als Ur-, so doch als in ihrer Art vollendete Nachschöpfung, Erzeugnis durchsättigter Einheit zwischen Autor und Werk. Der Humor wiegt vor, und zwar der breite, lachende. Aber auch die Tragik kommt zu ihrem Recht und der sinnige, zarte Ernst, die schwere Grübelelei, die Philosophie des geborenen Weltweisen, wie er sich auch im einfachen Volk der Fluß- und Waterkant findet. Bald wird man sich seine Lieblingsstücke herausholen, zum öfteren lesen, vorlesen und wieder erzählen. Und wird sich dann vertraut fühlen mit den Unterirdischen, dem Wasser- und Budevölkchen, den Holzweibern, Kückern und Klabaunern, den Zwergen und Niesen samt ihrem Königsgeschlecht, den Riesenhulen und Maschinenkerlen sowie den Lattensängern, denn auch die Neuzeit mischt sich ein und zwar genau so urwüchsig wie die geisternden Geschäftigen aus Heide, Moor, Wald und Feld. Viel Phantasie und seelische Versenkung erschließt sich in diesen Bereichen wuchernder Poesie. Und viel Liebe zu Heimat und Volk, getragen vom Künstlerfinn des neu-schaffenden Dichters E. M. Hamann.

Das Geheimnis. Von Friede S. Kraze. Stuttgart. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1923. Reihe der „Dichter am Weg. Lebensbücher für Jung und Alt“. 8. 254 S. Geb. Gz. 3,50 M.

Hier stimmt die Kennzeichnung des Buchzweckes genau: Für Jung und Alt. Die reize, für Idealrealist empfängliche Jugend wird den künstlerisch feinen reichen Erzählband feurig aufgreifen, das altruistisch bestimmte reife Alter ihn warm zur möglichen Vollauswertung begrüßen. Nicht

ganz so zwingend wirksam in rein ästhetischem Ausbruch wie „Maria am Meer“, wird er sozial weit dringen können, was ja auch die schnell benötigte Neuauflage schon bekräftigt. Friede S. Kraze gibt uns hier wiederum, was sie gern schenkt und wessen unsere Zeit, die Jugend in ihr zumal, so dringend bedarf: aus vollem Leben gegriffenes Vorbildliches. Vorbilder der Möglichkeit, der Wirklichkeit, denn sie selbst kennt das Leben wie es ist nach den Licht-, Dämmer- und Nachtseiten. Kennt es aus Erfahrung und Einfühlung, aus Beobachtung und Gefühlsein, aus Wollen und Intuition. Zugleich verfügt sie über Mittel und Wege, rein künstlerische und rein geistig-seelische, zu Zweck und Ziel. — Nun zum Buche selbst. Seine Aufschrift hat den Doppelsinn des wirklichen und des symbolischen Verborgenen. Beides erhellt der Gang des Geschehens. Das symbolische bedeutet das Geheimnis liebender Hingabe nach dem Heilandsbeispiel: von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz, von Stand zu Stand, Gesamtheit zu Gesamtheit. Die Handlung stellt in einer Mutter und deren Tochter zwei durch Gott- und Selbsterwählung Verusene auf als das was es immer gab, heute noch gibt und ständig geben wird: Genies der Güte. Hauptheldin ist die Tochter. Neben ihr die jene fast unbemerkbar führende Mutter, in fester wenn nicht lieblicher, so doch seelischer Gegenwart sie behütend und fördernd. So vermag die Tochter alle im herrlichen Jugendheim einer altersschönen, kulturreichen Kleinstadt Süddeutschlands gesammelte Sonne hinauszufragen in die Niederungen der ihr gänzlich weisensfremden Großstadt (Berlin) und dort kraft ihrer idealistischen Menschenliebe zwei verschiedenste Welten durch mäßliche gewonnenes Vertrauen miteinander zu versöhnen. (Zeit: vor dem Kriege). Weit hin strahlt die gläubige Erkenntnisfreudigkeit dieser überzeugend geschauten Lichtträgerin, einer zweiten „Ameh“, nur in etwa vereinfachter und eben deshalb vielleicht für manche wirkungs-kraftiger gehalten. Beide Bücher gehören zusammen, wenn möglich zu propagandistischer Ausbreitung in gebildeten Kreisen. E. M. Hamann.

Die Heilige. Roman von Franz Müller-Freric. Verlag Gebrüder Lensing in Dortmund 1924.

Dieser Roman ist halb Kalendergeschichte, halb Legende; als erstere noch ein wenig ungenet im Stil, vor allem zuviel Papierdeutsch; als letztere zu zaghaft in der Durchbildung des künstlerischen und ethischen Vorwurfs. Und doch liegen gerade in dem Schlußteil, da die hübsche Rotburga nach der Gründung des Heims für uneheliche Kinder und für

Gefallene ihre große Seelenmission beglückt, die Schönheiten des Buches. Da blüht die Sprache auf. Da werden die Gestalten greifbarer, da wird die ganze Formung wärmer und mehr von innen heraus durchglüht. Nach dieser Seite hin erscheint uns die Art des Verfassers entwicklungsfähig; denn hier scheint sein Können und seine Kraft zu ruhen. —e—

Betrachtungen und Bilder. Von Adalbert Stifter. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien. 139 Seiten.

Ludwig Goldscheider hat eine Auswahl aus Stifters „Vermischten Schriften“, die z. T. der Allgemeinheit nicht mehr zugänglich waren, zu einem Stifterbrevier vereinigt. Dem Herausgeber kam es bei der Wahl der Stoffe nicht zuerst auf eine literarische Würdigung des Dichters an. Wie in einem Hohlspiegel sind vielmehr die Strahlen gesammelt, die dem Künstler die göttliche Wesenheit der Dinge offenbarten und seine religiöse Weise bedeuten. „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden frivolsten Literatur länger bleiben wird als der poetische.“ 12 Bildbeilagen nach Originalen Stifters zieren das Büchlein und geben dem uns doch etwas eben vergilbt anmutenden Seelenbilde einen sinnlichen Reiz. Zeumer.

Tiger, hilf mir — —! Von Tier- und Menschenseelen. Von Wilhelm Volz. Breslau, Ferdinand Hirt. 160 S. Pr. in Halbleinen 4,50 Goldmark.

Der Breslauer Geographieprofessor Wilhelm Volz ist bekannt geworden als Erforscher Sumatras. Das Ergebnis seiner Reisen durch die Urwälder dieser großen Insel sind nicht allein in diesen Büchern für die Wissenschaft niedergelegt worden, sondern es sind aus dem Boden der wissenschaftlichen Arbeit auch Früchte gewachsen, an denen sich ein weiterer Kreis erfreuen kann. Eine dieser Früchte ist das bereits früher an dieser Stelle angezeigte Buch „Im Dämmer der Rimba“, die zweite bietet er uns soeben mit dem vorliegenden. In den letzten Jahrzehnten hat sich eine besondere Literaturgattung entwickelt, die das Tier in den Mittelpunkt stellt und aus der Seele des Tieres heraus die Umwelt zu betrachten unternimmt. Löns und Bley haben, soweit die heimische Natur in Betracht kommt, viele mehr oder weniger geschickte Nachahmer gefunden. In ähnlicher Weise hat Egon von Kapherr die Urwälder und Steppen Sibiriens als seine Welt gewählt, auch verschiedene Afrikaner haben sich auf

diesem Gebiete versucht. Nun hat Volz uns den Dschungel des indischen Archipels erschlossen. Wenn der Leser mit „Zubau“, dem singenden menschenähnlichen Gibbon, durch den grünen Dom des Urwaldes schweift, die Entwicklung „Radjas“, des Tigers, zum Menschenfresser durchlebt — ein interessantes tierpsychologisches Problem — das Erwachen des noch fast auf tierischer Stufe lebenden Zwergmenschen, des Kubu, zum eigentlichen Menschentum mitfühlt, so ist das der Form nach Poesie, aber sicher gegründet auf der Arbeit des Forschers und Jägers, der mit Tier und Waldmensch zusammen gelebt hat und ihre Geheimnisse zu entschlüsseln befreit war. Keine dickleibige Reisebeschreibung vermag dem Leser den Zauber des tropischen Urwaldes so gegenwärtig zu machen wie dieses Buch. Dr. H. N.

Die Ansiedler in Sibirien. Von E. v. Kapherr. Leipzig, E. Haberland 190 S.

Wer Kapherr's frühere Bücher gelesen hat, der kennt seine Liebe zu der gewaltigen Einsamkeit der sibirischen Landschaft, die für den Naturfreund und Weidmann nicht öde ist. Der Wunsch, wenigstens im Geiste wieder einmal in diese Wälder unterzutauken, ist wohl die Triebfeder für diese neue Erzählung geworden. Sie schildert die Schicksale einer Jägergesellschaft, die unter Führung eines Deutschen sich für einige Jahre fern von den Wohnstätten anderer Menschen eine kleine Ansiedlung geschaffen hat. Das Buch ist nicht ganz aus einem Gusse geraten. Zum Teil ist es ziemlich schlichter Reisebericht. Einzelne Abschnitte aber erheben sich zu poetischer Naturschilderung, wobei man öfters an des Verfassers „Varentoman“ erinnert wird. Die Hauptwirkung des Buches, daß es den Leser für einige Stunden aus der zermürbten und zermürbenden mitteleuropäischen Umwelt in völlig verschiedene Lebensverhältnisse versetzt — wo freilich auch Kampf herrscht und nur der Starke sich behaupten kann — wird dadurch nicht getrübt. Die Erzählung ist durch viele Streubildchen angenehm belebt. Dr. H. N.

Der Rhein, eine Reise. Von Alfons Paquet. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 183 S. Pr. geh. 2,20 M., geb. 3 M.

Zum erstenmal ist hier aus tiefem Wissen und dichterischem Schauen hervor eine farbenreiche, klare Darstellung des ganzen Rheines gegeben, die den Strom in seiner lebendigen Einheit von den Alpen bis an das Meer, von der Hochschweiz bis in die Niederlande umfaßt. Mit dem Einblick in die unlösliche Ver-

bundenheit von Landschaft, Mensch und Strom verbindet sich eine Übersicht der in der jetzigen Weltlage mit der mächtigen europäischen Wasserstraße verknüpften technischen, wirtschaftlichen und politischen Probleme. Auch den anspruchsvollen Kennern und Liebhabern des Rheines bieten diese Schilderungen Überraschendes und Neues. Die Sprache dieses Buches ist von epischer Kraft.

Wilhelm von Giesebrecht: Geschichte d. deutschen Kaiserzeit in Auswahl. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Alfred Merbach. Mit einer Zeittafel und drei geschichtlichen Karten. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW. 61. 1923. 440 S.

Je trauriger die Gegenwart eines Volkes ist, um so lieber richtet es seine Blicke zurück in die Zeit, in der es, „durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentsaltung gedieh und nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügen, sondern auch andern Völkern gebieten konnte“. Auch uns tut die Beschäftigung mit solchen Zeitabschnitten unserer Geschichte bitter not, denn sie „bietet allen, die hören wollen, heilsame Lehren in Fülle“. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß die klassische Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Giesebrecht uns durch vorliegende Auswahl in Erinnerung gebracht wird. Es erübrigt sich, über den Wert und die Bedeutung dieses Werkes klassischer Geschichtsschreibung aus der Zeit des Altmeisters Worte noch viele Worte zu machen. Wenn auch manche Einzelheiten durch neuere Forschungen überholt sein mögen, bleibt sie auch heut „noch immer die beste Einführung in wichtige Jahrhunderte unserer Entwicklung“. Die großen Persönlichkeiten des deutschen Mittelalters stehen in ihren Kämpfen um Macht und Sieg lebendig vor uns, neben den großen deutschen Kaisern von Karl dem Großen an bis zu Friedrich Barbarossa hin auch die Großen der Kirche, ein Gregor VII. und Abt Bernhard von Clairvaux. Rückblicke und Umblicke auf die Zeit der Auflösung des karolingischen Kaiserreichs, der Ottonen, der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser vervollständigen das anschauliche Bild, das wir hier von der Geschichtsschreibung Giesebrechts erhalten. Die Einleitung des Herausgebers macht uns bekannt mit dem Lebensgange und der Persönlichkeit Giesebrechts sowie der ganzen Geistesrichtung, aus der heraus das Werk entstanden ist. G.—r.

Geschichte der deutschen Kunst. Von Georg Dehio. Zweiter Band, 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1923, Verlag Walter de Gruyter u. Co. Ein Band Text und ein Band Abbildungen.

Beim Lesen dieses Werkes dünkt es uns fast, als hätte noch nie jemand so Vollendetes speziell über die deutsche Baukunst geschrieben. Bezeichnend ist es für die Art und Weise der Kunstdarstellung Dehios, daß er, vom Geschauten ausgehend, gleichsam der Kunst folgend, seine Wissenschaft und seine Erkenntnisse an ihren Eindrücken revidiert. Dies bestätigt sich auch in seinem das Überkommene umwertende Urteil über den Stilcharakter der Spätgotik, die er „nicht als sterbende Gotik, sondern als von der Wurzel aus neu treibende“ ansieht. Den ersten Teil dieses zweiten Bandes seiner Geschichte der deutschen Kunst aber widmet Dehio der Zeit der Vollenbung und unbedingten Herrschaft des gotischen Stilbewußtseins von 1250 bis 1400. Es ist klar, daß ein so in die Tiefe gehender Forscher seine Kunstdarstellung mit einem weitausgreifenden Blick auf die geschichtlichen Zusammenhänge einleitet; denn er sagt es selbst: „Wo anders als im Leben liegt die treibende Kraft der Kunst?“ Als aufsteigende Lebensform dieser nachstaufischen Kunst-epoche bezeichnet er „den allmählich obliegenden Partikularismus“. Daher sehen wir auch in der Baustatistik die Städte immer mehr in den Vordergrund treten. Diese Tatsache wird endgültig Ereignis im 15. und 16. Jahrhundert. Deshalb ist auch der letzte Abschnitt des hier vorliegenden Werkes den architektonischen Problemen der Stadt gewidmet. Holzbau, Backsteinhäuser und Steinhäuser werden in ihrer Eigenart vorgeführt. Aus dem zweiten dem Werk beigelegten Bande aber wächst uns als Illustrierung des Gefagten ein reiches Bildmaterial zu; Plastik und Malerei, ja auch „die echte Tochter der Gotik“, die Glasmalerei, erfahren eine besondere Würdigung, aber sie sind nicht gesondert aufgefaßt, sondern eng eingegliedert in das Ganze, weil ja diese Künste in jener Zeit „architektonisiert“, das heißt, dem gotischen Stilwillen der Architektur untergeordnet sind; war doch im 14. Jahrhundert, so sagt es uns Dehio, „die ganze abendländische Welt gotisch geworden“. Da nun die moderne Stilsehnsucht auch durchaus gotisch gerichtet ist, wird der Leser unbedingt aus dem, was hier gegeben ist, eine Läuterung und Erweckung seines Kunstempfindens gewinnen. S. Heine.

Abbau oder Aufbau unseres Bildungswesens. Von Dr. Otto Voelkl, Preuß. Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. 1924. 42 Seiten. Preis geh. 60 Pfg.

Das Schriftchen bildet eine Verteidigung der Unterrichtsverwaltung gegen die zahlreichen Angriffe, die sie wegen

des geplanten Abbaus des Schulwesens erfahren hatte. Die Ausführungen ihres Leiters gewähren die Hoffnung, daß die Schule von den Sparmaßnahmen nicht so hart betroffen wird, wie es anfangs den Anschein hatte. Man merkt den ernsten Willen des Ministers, die Lebensnotwendigkeiten der Schule nicht zu verleken, ja, „aus der Not muß die Tugend erwachsen, den Abbau so zu gestalten, daß er zu einem Aufbau wird“. An den einzelnen Schularten wird dann gezeigt, wie sich dieser „Aufbau“ auswirken wird, hoffentlich zum Heile und Segen unserer Jugend und unseres Volkes! G—r.

Kleine Buchanzeigen.

Ernst Hoserichter, Das mondsüchtige Limonadenfräulein. Verlag Parvus u. Cie., München 1924.

Die lustigen Vorstadtschichten unseres Mitarbeiters sind eine köstliche Unterhaltungsgabe: grotesk in den Einfällen, blühend in „klassischer“ Wüßersprache und doch voll echter Menschengüte in der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit einer heiteren Kunst.

Gertrud Lent, Lebensquell. Verlag Ernst Reils Nachf. (August Scherl), Leipzig 1924.

Farbige Welt spanisch-deutscher Kultur; deutsches Schiebertum; dazwischen echte, aufrechte Gestalten und im Mittelpunkt eine leidende deutsche Frau voll wahrhafter Gesinnung. In einem so guten Unterhaltungsroman dürften Stilgenossen wie: „Sie war schon am Schreiben einer Antwort an . . .“ unmöglich sein.

Ferdinand Brocks, Die Herren der Erde. E. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, Halle 1923. 2. Auflage.

Die Weissagungen der Heiligen Schrift über den Antichrist als Zukunftsroman. Der Antichrist wird Herr der Erde, muß aber dann seine Herrschaft an Christus abtreten. Sprache und Darstellung farbig, Gesinnung echt deutsch. Völkerbundsrat, Weltbundespräsident, Tagung der „Vereinigten christlichen Kirchen“ sind natürlich phantastische Zugaben zu den biblischen Zukunftsbildern, das der Verfasser entwirft.

Heinrich Schöff, Eden. F. Engelhorn's Nachf., Stuttgart 1924.

Engelhorn's Romanbibliothek wird sich mit künstlerisch so minderwertigen Schöpfungen wie dieser, die sich kühn „Roman“ nennt, wenig Freunde erwerben. Kunterbunte Handlung mit dem üblichen Nihilismus als Einschlag, eine Liebes-

geschichte, die sich nicht auswirkt, halb ausgeführte Charaktere und eine Lösung, die mit sentimentalen Worten über den Mangel an Innerlichkeit hinwegplätschert.

Wilhelm Wirbigky, Pulsendes Leben. 1.—4. Aufl. 3 M. — Waldtraut. 1,50 M. Schlesischer Musealmanuscript-Verlag, Breitenhain bei Schweidnitz.

Wirbigky sieht mit klaren Augen in das Leben der Zeit. Seine Novellen sind wirklich „pulsendes Leben“, voll frischer Daseinsbejahung, aufrechter deutscher Gesinnung und kernigem Humor.

Anton de Waal, Katakombenbilder. Verlag F. Köfel u. F. Pustet, Regensburg. 5. Aufl. Preis geb. 3,50 M.

Anton de Waals berühmte drei Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche liegen in fünfter Auflage vor. Sie sind in der Tat die schönste poetische Darstellung der Katakomben. Zahlreiche Abbildungen aus den Katakomben machten die ausgezeichneten Erzählungen des bekannten Rectors vom deutschen Campo Santo doppelt wertvoll und anschaulich.

A. Th. Sonnleitner, Die Hegerkinder von Asperrn. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien. Preis geb. 2 M.

Der bekannte österreichische Volks Erzähler läßt seinen „Höhlenkindern“ hier ein gleich wertvolles Büchlein folgen, das in den Donauebene von Asperrn spielt. Natur- und Menschenleben, Kampf gegen die Elemente, Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit werden meisterlich dargestellt. Auch für reichsdeutsche Kreise ist dieses Musterbüchlein volkstümlicher Erzählungskunst beachtenswert und vorbildlich nach Inhalt und Ausstattung.

Ludwig Richard Berntsch, Nocturnos. Verlag Schack u. Cie., Berlin-Wilmersdorf 1924. Preis geb. 2 M.

Gedichte in Prosa voll edlem Sprachrhythmus und tiefem Erleben. Beachtenswert besonders „Das Lied des Häßlichen“. Auch Druck und Ausstattung vornehm.

Heinz Tovote, Um Eveline. Verlag Dr. Eysler u. Cie., Berlin 1924. Preis 3 M.

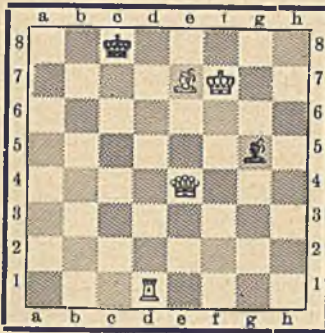
Der sechzigjährige Tovote ist noch immer der leichte Gesellschaftsschilberer wie etwa in „Frühlingssturm“; ein ausgezeichneter Beobachter. Hier auch wieder einmal von herzlicher Schlichtheit und gemütvoller Innigkeit.



Bearbeitet von Otto Udermann.

Aufgabe Nr. 429.

Frank Sealey.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 430.

Abolf Anderssen (1842).



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Lösungen.

Nr. 414 von J. Cumppe:

1. Kd7—e8, Tf2, 2. D : h4+; 1..... Db3, 2. D ober Lg4+; 1..... bel., 2. L : g6+.

Nr. 415 von M. Savel:

1. Kc1—f2, S zieht, 2. Df4+; 1..... b2, 2. Sc3; 1..... bel., 2. Kf3.

Nr. 416 von demselben:

1. Td2—g2, Kd5, 2. De8; 1..... Kf5, 2. Dc8+; 1..... bel., 2. Dg8+. Es erscheint schlechterdings unmöglich, daß ein solches kristallklares Kunstwerk jemals noch übertroffen werden könnte.

Nr. 417 von demselben:

1. Kh6—g7, Kg5, 2. ♚ : h5+, K : h5, 3. Ld8; 1..... g3, 2. Lc6, Kg5, 3. Ld7, 1. Ld5? Kf6, 2. Ld6, Kf5, 3. Th1, g3, 4?

Liste der Löser.

F. Verhaufen in Wipperfürth, D. Bergmann in Frankenthal, F. Fröhlich in Leipzig: 414—7, U. Schwarz in Horb: 402—14, 16; M. Ditsch-

Aufgabe Nr. 431.

Franz Schröder (1901).



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 432.

George N. Cheney (vor 1861).



Weiß setzt i. vierten Zuge matt.

ler in Triberg 414—6 (417? Sie übersehen die Möglichkeit des Bauernzuges an dritter Stelle!), R. Hedrich in Hamburg: 410, 4—7; G. v. Falkenhäusen: 414 (Sie müssen Geduld haben! sagt Vincent Priessnitz), S. Altmann in Breslau: 414, 5., M. Meißner in Lauingen: 408/9, G. Jansen in E.-Kellinghausen Reg.-Baumeister B. Schwerin in Lauenburg: 414.

Zu unseren Aufgaben.

Die Durchsicht der „Meister des Problems“ (cf. Schachliteratur) veranlaßt uns, unseren Aufgabenfreunden diesmal einige Proben aus einer weit zurückliegenden

Entwicklungsstufe der Problemkomposition vorzulegen. Nr. 431 bereite dem Bambergener Chorrekter Schröder die Genugtuung des ersten Preises im Turnier der Leipziger „Illustrierten Zeitung“; sie ist also viel jüngeren Datums als die Schweseraufgaben. Der Bierzügler des hochbegabten Cheney ist eine seiner besten Leistungen; selbst heute noch muß die seine Lösung bedeutende Schwierigkeit bereiten. Für diejenigen Aufgabenfreunde, denen solche „historische Romane“ weniger zusagen, fügen wir zwei interessante Aufgaben aus den letzten Wettbewerben des „Good Companion-Club“ bei. Zweizügler

Nr. 433 von A. van der Ven in Arnheim: Weiß: Kh3, Te2, e2, Lb6, fl, Sb1, f6, Bd4, d5; Schwarz: Kd3, Ta3, a7, Lh6, Bd7. Dreizüger Nr. 434 von William A. Schintman: Weiß Kd7, Dg2, Lo2, Se6, d4, Bb4; Schwarz: Ke3, Lh2, Sc7, h8, Be4.

Problemturniere.

Die „Tidskrift för Schack“ veröffentlicht den Bericht der Preisrichter F. Fridlizius und L. Collijn über das Arnell-

Sahlberg-Gedenkturnier. Nicht weniger als 70 Bewerber reichten 227 Probleme ein, von denen die stattliche Zahl von 160 in die engere Wahl kam. Wir werden demnächst einige der besten Aufgaben unsern Lesern vorlegen. Die Preisträger sind bei den Vierzügern: 1. M. Feigl und Dr. A. Mandler, 2. Dr. E. Palkoska, 3. R. Trajler, 4. V. Moak, 5. Dr. E. Palkoska. Dreizüger: 1. und 2. Preis geteilt zwischen Dr. E. Palkoska und J. Cumpe — R. Trajler, 3. R. Trajler, 4. M. Havel, 5. F. Rbuch, 6. M. Gohn, 7. B. Sommer.

Schachliteratur.

Schach-Erinnerungen des jüngsten Anderssen-Schülers von Fritz Neumann. Erste Lieferung 160 S., Lex.-Form. Geh. 5 M. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W. 10, Genthiner Str. 38.

Es ist ein ganz merkwürdiges, aber — wie wir von vorn herein bekennen wollen — ein hoch erfreuliches Partien-Sammelwerk, von dem hier die erste Lieferung vorliegt. Zu einer Zeit, wo ein Laiker den dem Schach drohenden Remistod an die Wand malt, „weil es in seiner gegenwärtigen Entwicklung nicht den freien Flug der Phantasie begünstige“ und wo eine Gruppe unerfahrener Junger mit heißem Bemühen daran arbeitet, dem glücklich gefundenen „Neoromantismus“ Lebensfähigkeit zu verleihen, läßt Meister Neumann seine „Schacherinnerungen“ erscheinen. Wer ist Niemand, daß er darauf rechnen könnte, eine Sammlung von mehr als 500 seiner Partien wäre nicht zu viel, um das Interesse der Schachwelt zu fesseln? Nun, Niemand hat den besten seiner Zeit genug getan, und darum werden seine „Schacherinnerungen“ nicht nur in Schlesien — und speziell in Breslau, wo sie sich zum überwiegenden Teile abspielen — sondern in ganz Deutschland dankbare Aufnahme finden. Der erste Abschnitt mit seinen 240 bisher unbekannteren Anderssen-Partien kann geradezu als ein zweiter Teil des Gottschallschen Anderssenbuches gelten. Die Einleitung gibt eine sehr eingehende, häufig humorvolle Schilderung der Breslauer Schachverhältnisse von 1873—1888. Es folgen darauf aus der Feder Dr. C. Schwedes Anderssen-Erinnerungen unter dem Titel: „Vor vierzig Jahren“. Wer den ruhevollen Genuß an einem schönen Abschnitt deutscher Schachgeschichte noch nicht verlernt hat über dem Sitzzugstempo, mit dem die Theorie des modernen Spiels fortschreitet und ein großes internationales Turnier das andere verdrängt, der wird

dem Autor und dem Verlage für das vorzüglich ausgestattete Werk Dank zollen. Wir erwarten mit regem Interesse seine Fortführung.

Meister des Problems. Von Dr. Eduard Mazel und Georg Marco. Herausgegeben und ergänzt von Prof. Dr. Joh. Krejčí. 136 gr. 8° mit 5 Porträts und 583 Stellungsbildern. Geheftet 50 000 Kr. (etwa 3,00 Mark). Verlag der Wiener Schachzeitung, Wien IV, Schöffergasse 13 a.

Eduard Mazel, der Leiter des Problemtells der „Wiener Schachzeitung“, zur Zeit Marcos hatte eine „Galerie der Problemmeister“ geschaffen, die „der Schachwelt die Geisteskräfte aller Problemhelden aller Nationalitäten, möglichst vollständig zu einer Enzyklopädie vereint, zugänglich machen sollte.“ Nun, das Riesenverk ist, zum Teil infolge des Krieges, zum Stillstand gekommen; aber auch schon das, was von dem kühnen Plane verwirklicht werden konnte, verdient die Beachtung der Problemfreunde in ungewöhnlichem Maße. Der Band umfaßt die Komponisten George N. Cheney (110 Probleme), Frank Healey (106), Anderssen (94), Franz Schrüfer (157), Julius Mendheim (130), Trev. Shafrée (95) und August Chywnski (32). Wir empfehlen die Anschaffung des sehr preiswerten Buches; es enthält vieles wertvolle Material.

Die hypermoderne Schachpartie. Von Dr. S. G. Tartakower (cf. März-Mail 1924). Folge 3 ist mit anerkennenswerter Pünktlichkeit erschienen und vermittelt uns Rubinstein als den besonderen Meister des Erbspiels, Richard Reti, weiter das Zweifringerspiel im Nachzuge und die Italienische Partie. Das fortschreitende Werk hält, was die erste Lieferung versprach. D. N.

Rätsellecke

Rösselsprung.

von	so	he	du	ben	pon
ru-	wißl	hauch	lang	nicht	la-
ben	got-	wicht	den	bei	mit-
ein	die	gna-	den	dre	du
tes	ge-	in	auf	rüt-	ner
bir	teil	fert	schul	finst	au-

Silbenrätsel.

a, a, ba, ber, berg, bon, bor, chat, ein, ein clam, de, en, gib, her, i, ke, ke, ku, lei, les, lis, na, nürn, ra, ran, re, re, so, te, ten, ti, ti, wal, zem. Aus obenstehenden Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben je von oben nach unten gelesen einen großen deutschen Komponisten und eine seiner berühmtesten Opern nennen. Die Wörter bedeuten: 1. bekanntes Verlagshaus, 2. Linie auf der Wetterkarte, 3. Stadt in Nordamerika, 4. griechische Helbengestalt, 5. Halbedelstein, 6. oberirdischer Teil mancher Pflanzen, 7. Name eines Monats, 8. schweizerischer Kanton, 9. Name einer Gartenblume, 10. Affenart, 11. Großstadt in Süddeutschland, 12. feindliche Staatenvereinigung, 13. Stadt im Regierungsbezirk Oppereln.
G. R.-P.

Scharade (vierzeilig)

Gar manchem, stets zu widersprechen,
Der Unterhaltung Würze dünkt,
Und wenn er's auch gewohnheitsmäßig
Nur bis zu meinen ersten bringt. —
Die andern gründlich zu erörtern,
Nimmt oft man heut' Gelegenheit,
Und zwischen Wissenschaft und Kirche
Kommt es dabei zu heft'gem Streit. —
Das Ganze, löricht ohne Gleichen,
Dem Menschen leider so gefällt,
Daß, wenn er auch die Torheit einsieht,
Er immer wieder drein verfällt.

Magisches Quadrat.

Von Heinrich Minden, Dresden.

e	e	e	e	e
e	e	e	e	g
g	i	i	l	l
l	l	n	n	r
r	s	t	t	w

Die 25 Buchstaben sind so umzuordnen, daß sich ergeben:

Erste Reihe längs und quer: eine Lagerstatt; zweite Reihe desgl. ein Fluß; dritte Reihe desgl. ein Name; vierte Reihe desgl. Hebeland; fünfte Reihe desgl. etwas Wichtiges auf dem Lande.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 8

Stiefel-Rösselsprung mit Königszug.

Sei Du! Wenn Narrenhände
Dir in der Mähne kraken,
Dann mach dem Spiel ein Ende
Und zeige deine Tafen. Sallet.

Palindrom.

Rahel — Leah

Anderrätsel.

Leber, Leier; Eiger, Tiger; Bruch, Bauch, Kabe, Kabe; Keim, Krim; Rinne, Finne; Gran, Tran, Kind, Rind; Birne, Biene; Felge, Felge; Gras, Grab; Kost, Rosa; Star, Ster; Tal, Lat; Kiel, Ries; Der Bergkristall, Adalbert Stifter.

Rätsel.

- Schlafrock
- Fingerhut

Federhantel.

b		i
R	e	g
a	u	r
m	m	a
S	t	a
e		l

Bete, Isel

Von der Schnurpfeifergilde

Indizienbeweise.

Von Curt Seibert.

In ein Lokal ersten Ranges tritt ein eleganter Herr mit Hut ohne Mantel. Er spricht kurz mit dem Ober über das schöne Frühlingswetter, das einem erlaube, ohne Mantel spazieren zu gehen, setzt sich an einen Tisch, den dritten rechts hinter dem Ofen, und verzehrt für vierundfünfzig Mark Speisen und Getränke. Dann steht er auf, nimmt seinen Hut, zieht einen eleganten Frühjahrmantel an, der an demselben Kleiderständer hing, und verläßt gemessen das Lokal. Der Ober stürmt ihm nach und hält ihn an der Drehtür fest.

„Sie werden verzeihen, aber Sie vergaßen, Ihre Beche zu bezahlen.“

Der Herr dreht sich langsam um und sieht den Ober erstaunt an.

„Sie entschuldigen,“ sagt der Ober, dem plötzlich Bedenken aufsteigen, „Sie waren doch der Herr vom dritten rechts hinter dem Ofen?“

Dieser, ohne auf die Frage direkt zu antworten, steckt beide Hände kräftig in die Taschen des eleganten Frühjahrmantels und sagt in einem Tone, als müsse er einen wichtigen Beweis führen:

Der Gast an dem von Ihnen genannten Tische hatte keinen Mantel, ich aber habe einen, wie Sie sehen, es muß sich also um einen Irrtum handeln.“

„Dann allerdings,“ sagt der Ober und dreht gehorsam die Drehtür, durch die der Gast mit dem Mantel gemessen verschwindet.

*

In einem Postschalter erscheint ein Mann und verlangt die Aushändigung eines dort lagernden Geldbriefes auf den Namen Meuer. Der Beamte sieht nach. Ein derartiger Brief ist tatsächlich eingegangen. Er hält ihn prüfend in der Hand und sieht den Fremden prüfend an. Dann verlangt er eine Legitimation. Das hat der Fremde vorausgesehen, denn er erwidert sehr schnell:

„Ja, sehen Sie, das ist es ja eben, ich habe nichts bei mir. Die Brieftasche habe ich zu Hause gelassen, und sonstige Ausweispapiere besitze ich nicht. Es ist zu dumm, was machen wir da? Und ich brauche das Geld so notwendig, das können Sie mir glauben.“

Der Beamte versichert, daß er alles glaube, besonders das mit dem Geld, aber einem wildfremden Menschen, der sich durch nichts ausweisen könne, dürfe er den Brief nicht aushändigen.

„Ich verstehe das vollkommen,“ sagt der Fremde, der aufgeregt in seinen Taschen krant.

Plötzlich erhellen sich seine Züge.

„Da fällt mir ein,“ ruft er aus, „ich habe ja eine Photographie von mir in der Tasche. Die Ähnlichkeit ist verblüffend, wie Sie sich überzeugen können.“

Und er zieht aus der Tasche das Bild und reicht es dem Beamten.

Der betrachtet es prüfend und prüft betrachtend den Fremden. Dann meint er beruhigt und überzeugt:

„Ja, das sind Sie, darüber besteht kein Zweifel,“ und reicht Bild und Geldbrief durch den Schalter.

*

Ein literarisches Urteil.

Eine Dame sandte dem Dichter Berthold Auerbach eine Novelle mit der Bitte, ihr sein Urteil darüber mitzuteilen. Die Erzählung schilderte sehr langatmig die ungeheuren Hindernisse, die ein Liebespaar überwinden mußte, bis es glücklich in den Hafen der Ehe einlaufen konnte.

Auerbachs Kritik lautete folgendermaßen:

„Geehrte Frau!

In Ihrer schönen Novelle geht es so zu wie bei D-Beinen — anfänglich glaubt man, sie kriegen sich nicht, und nachher kriegen sie sich doch.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Berthold Auerbach.“

*

Logik.

Als mein siebzehnjähriger Bruder Egon, in mich eingehängt über den Ring ging und dabei von seinem Logikprofessor „ertappt“ wurde, hatte er sich am nächsten Tage vor diesem zu verantworten: „Wer war die junge Dame, mit der Sie gestern promenierten? Heraus mit der Wahrheit!“ Egon erwiderte: „Meine Schwester“, darauf leitete der Professor mißtrauisch eine Untersuchung ein, bei der sich allmählich immer unwiderleglich herausstellte, daß mein Bruder die Wahrheit gesagt hatte. Hierauf nahm ihn der „Logiker“ beiseite und erklärte: „Sie, das sag' ich Ihnen, sonst hätt' ich Gnade für Recht ergehen lassen; aber wenn das Frauenzimmer wirklich Ihre Schwester war und ich mich mit der Geschichte blamiert habe, dann kriegen Sie eine exemplarische Strafe!“

Alma.

Als „Rosengers Heimgarten“, 48. Jahrgang.



Helmut Starbina:

Der Kenner



Der teuflische Torwart

Roman aus den Kärntner Bergen

Von Gustav Renker

1. Fortsetzung



Als sie wieder der Stadt zuschritten, blieb Rena vor einem niederen Hause stehen. „Hier muß ich einen Besuch machen — es wohnt da ein guter Bekannter.“

„Also hast du doch Freunde in der Stadt?“

„Nur diesen; der aber ist ein allertreuester.“

„Du sollst keinen Freund haben außer mir!“

„Wir sehen uns doch heute erst zum zweiten Mal.“

„Ja, du hast recht. Freund werden einem nur die Menschen, die man lange kennt. Aber um — mehr als Freund zu werden, genügt oft nur ein erstes Sichsehen.“

„Mehr als Freund, wie ist das?“

Er neigte sich ganz zu ihr. „Das ist — sich lieb haben.“

Naz huschte sie von ihm fort, in den dunklen Ausgang hinein. Doch er war hinter ihr, griff nach. „Hast du gehört, Rena? Sich lieb haben!“

Sie antwortete nichts. Da zog er ihren Kopf an seine Brust, fand ihre Lippen. Und fühlte an ihrem Gegen- druck, wie es um sie stand.

Jrgendwo knarrte eine Tür. Licht fiel in das Dunkel des Ganges, und eine Gestalt erschien. Die beiden standen schon weitab voneinander, viel- leicht zu weitab. Die Gestalt kam näher, war ein kleines Männlein mit haarüberwuchertem Gesicht und einer großen, blauen Nase darin.

„O du mein, die Rena! Das ist schön. Und der Hochus? Aber nein, Ihr seid es, Herr Lehrer? Ja, kennt Ihr Euch denn?“

Plötzlich auffspringendes Mißtrauen schrillte in der Stimme wie in einer zerbrochenen Glocke. Da merkte Tobias: Rena war die fünfte, an die sich der arme Naz hing. So lustig

dünkte ihn das, daß er ein Lächeln nicht verwinden konnte. Und gleich- zeitig schoß ein Gedanke durch sein Hirn: „Von der aber braucht er kein Kind aufzuziehen. Ich bin da und hab' sie lieb.“ Zum Wurzelnaz sagte er: „Hab' doch einmal sehen wollen, wie Ihr lebt. Da bin ich mit der Rena gegangen.“

Das Mädchen sah zwar etwas ver- wundert drein, daß Tobias den Naz kenne, schwieg aber aus dem unbewußten Feingefühl des Weibes heraus. Der Naz jedoch forderte Aufklärung: „Wie- so kennt Ihr Euch?“

Und da es, mit Ausnahme der letzten Minute, nichts zu verheimlichen gab, erzählte Tobias, wie er in den Radl- graben und zu den Almleuten ge- kommen war. Das Männlein wiegte den Kopf und sagte giftig: „Hab' mir doch gedacht, daß Euch die Neugier plagt. Na, wenn Ihr Euch nur nicht die Finger verbrennt.“

Rena lenkte geschickt ab. „Was machen die Kinder?“

Der Naz rief zur anderen Stube hin, und da kamen sie heran: der Hansel, dessen Mutter in die Lieder gesprungen war, der Cyprian, der armseelig in der Welt zurückgelassen worden war, der Anastasius, der vor einer bösen Stief- mutter zur treuen Liebe des Naz geflüchtet war, und zum Ende die kleine Frieda, vom Hansel wie ein Ballen Tuch, den Kopf nach abwärts hängend, geschleppt.

„Du Lausbub!“ fuhr der Naz auf den Buben los. „Weißt nicht, wie man ein Kind tragt? Das ist doch keine Naz, die man bei den Hinterhagen aufhebt. Da ist der Herr Lehrer — gib schön die Hand und sag' Grüß Gott. Wie ist er denn in der Schul', Herr Lehrer?“

„Recht brav. Nicht wahr, Hansel,

wir sind schon gute Freunde geworden, wir zwei?"

„Wohl,“ plapperte das Bübel los. „Mit dem neuen Lehrer haben wir eine Freud'. Der ist lustig. Der alte hat allerweil geschimpft und nach Schnupftabaß gestunken.“

„Hast ihn ja gar nicht gekannt, den alten,“ meinte der Naz schmunzelnd.

„Ich nicht; aber die älteren Buben fagen's.“

„So was fagt man nicht wieder.“

„Wenn's aber wahr ist!“

Dagegen war nichts zu machen, und der Naz wäre der letzte gewesen, der widersprochen hätte. Er tat nicht anders, als seien die vier sein eigen Fleisch und Blut, pries ihre Klugheit und Bravheit und wurde fast unruhig, wenn er nicht einen der kleinen Gesellschaft auf den Knien oder sonstwie in der Nähe hatte.

Als die staubzitternden Sonnenstrahlen immer schräger durch das Fenster fielen, war es Rena, die das Zeichen zum Ausbruch gab. Wie selbstverständlich, holte der Wurzelnaz seinen spitzen Hut, um den verdorrte Pflanzen gekränzt waren, herbei und nahm den Bergstock aus der Ecke.

„Du kannst heute nicht mit mir gehen, Naz!“ sagte das Mädchen mit leisem Zittern in der Stimme, als tue ihr selbst weh, was scharf in das Fühlen des immer wieder zurückgestoßenen Mannes schneiden mußte.

„Geht wohl der Herr Lehrer mit?“ zischte der Naz und schmiß den Stock zu Boden.

„Sei nicht böß, Naz. Zum Pfarrer sollt' ich noch, und da weiß ich nie, wie lange es dauert.“

„Ich wart' vor dem Pfarrhof, und wenn's Mitternacht wird.“

„Und wenn ich grad' dort bleib' und bei der Pfarrhäuserin schlaf, wie schon so oft?“

„Ist schon gut, ich merk's schon,“ brummelte das Männchen.

„Seht Ihr, so lehrt Ihr mich lügen,“ sagte das Mädchen, als sie dann durch die Stadt gingen.

„Meinet halben hast ihn abgewiesen?“ jubelte er.

Daß sie ihm keine Antwort gab, sagte ihm: ja.

Ihr Gewissen aber ließ ihr keine Ruhe. „Eigentlich gelogen hab' ich doch nicht. Ich sollt' zum Pfarrer, hab' ich gesagt. Und das ist wahr — ich sollt' wohl einmal zu ihm. Er ist immer so gut zu mir. Aber hingehen tu ich heut' halt nicht.“

Er mußte lachen: „Kleine Ewas-tochter du, schlaue!“

Sie nickte ihm schelmisch zu. „Und alles dem studierten, feinen Herrn zu lieb, damit er mit der Ziegenhirtin gehen kann.“

„Und der Onkel Rochus?“

„Der wartet nie auf mich. Verkauft seine Sach' und geht heim. Ich besuch' immer noch den Naz oder den Pfarrer und bleib' so lang' in der Stadt, als ich kann. Ich hab' gern Menschen um mich und ein bißel Leben. Die Woche im Graben ist ja so lang bis zum nächsten Sonntag.“

„Jetzt komm' ich oft zu dir.“

„Ja, kommt nur —“

„Du sollst ‚du‘ fagen zu mir. Und Tobias, verstehst!“

„Das geht mir schwer von der Zunge. Ich bin doch ein so dummes, armes Mädel.“

„Die Zunge werd' ich dir schon lösen.“

Sie waren unterdessen schon von der Stille der Wälder umfungen, das Radlabad lag hinter ihnen. Da küßte er sie.

Und wieder, immer wieder.

Waldfobolde und teuflischen Torwart vergaßen sie, und es war nichts, das sie gestört hätte. Das Brausen des Wildbaches melodierte über sie hin, scheues Waldgetier sah ihnen zu, und die Fichten neigten sich rauschend zusammen. Ihnen taten es die beiden Menschenkinder gleich, immer und immer wieder fand sich Haupt zu Haupt.

So wurde ihnen der Weg ang, und als sie vor der Hütte standen, verglühte das letzte Licht auf dem hohen Gipfel, den Rena das Reißed nannte.

Rochus sah die beiden kommen, wunderte sich nicht und hatte ruhig sein Holz weiter, daß die Scheiter flogen.

Dann aber saßen beide Männer vor

der Hütte, während das Mädchen am Herd die Mahlzeit bereitete.

„Ja, jetzt ist's einmal so weit,“ meinte Rochus bedächtig.

„Was meint Ihr damit?“

„Mit der Rena.“

Und da der Gast schwieg, fuhr er fort: „Glaubt Ihr, ich hab' keine Augen. Und du' sagt sie Euch auch. Na ja, hab's längst erwartet.“

„Ich mein's redlich mit ihr,“ jagte Tobias belommen.

„Glaub's schon. Zuerst meint's jeder redlich. Aber ob Ihr's so oder so meint — ich sperr' mich nicht dagegen. Solchen Dingen muß man ihren Lauf lassen. Macht, was Ihr wollt.“

„Ist Euch des Mädels Schicksal so gleichgültig?“ fuhr Tobias auf.

„Nein, lieber Herr, die Rena ist mir das Liebste auf der Welt. Aber das ist so hiezulande: ein Mädel findet einen Burschen, zumeist kommt ein Kind und dann, wenn alles gut geht, die Hochzeit. Man muß alles abwarten und sich fügen, wie's kommt. Das hab' ich sagen wollen. Und noch das: seid gut mit ihr. Sie hat Schweres genug erleben müssen, Bitterschweres. So gönnt' ich ihr die Lieb', mag sie jetzt mit dem Trauring an der Hand oder ledig daherkommen. Nur glücklich soll mir das Mädel werden. — Und jetzt gehen wir in die Hütte zum Essen. Schlafen könnt Ihr auf dem Heuboden. Wenn Ihr morgen bei der Taglichten aufbrecht, kommt Ihr noch gut zur Schul' zurecht.“

Tobias fand es seltsam, daß ihm Rochus etwaige schlechte Absichten, die er ja schließlich hätte hegen können, so leicht machte, aber er täuschte sich in dieser Vermutung. Renas Schlafstelle war, nur durch einen Vorhang getrennt, im gleichen Raume, darin das Lager ihres Oheims stand. Und wenn dieser auch früher zur Ruhe ging, ließ er doch, gleichsam unabsichtlich, einen Spalt der Türe offen.

Die beiden achteten aber dessen kaum. Ihre junge Liebe war so fernab allen heißen Wünschen, daß sie sogar der Worte entbehren konnte. Hand in Hand

saßen sie vor dem verglühenden Feuer, flüsterten ein Weniges oder schwiegen und waren in beidem glücklich.

Draußen rauschte der Wind im Tann, und der Sturzbach sang sein wildes Lied. In der Stube knisterte das Feuer, sank langsam nieder, puffte hie und da ein wenig auf und kroch wie ein roter Wurm immer mehr zu einem Ringel zusammen.

Aus der Nebenkammer kam ein halblaut gemurmelter italienischer Fluch, dann ein Tappen nackter Füße auf dem Holzboden. In der Türe stand Rochus und sah, über Rena und Tobias hinweg, durch die offene Türe in die Nacht hinaus.

„Per bacco! Jetzt kommen sie schon bis zu uns.“

Die beiden fuhren auf. „Wer kommt?“

„Jegendwas. Wär' froh, wenn ich's selbst wüß'. Es schlurft um die Hütten, schleift am Gebälk, raschelt im Gras. Jegendwas.“

Ein Windstoß pfauchte durch die Türe, riß das Feuer noch einmal zu letztem, rotem Leben auf. Da wuchs es aus den Wänden, aus den Ecken, den Winkeln, schwebte wie riesige, flatternde Fledermäuse an der Decke — Schatten, verzerrt, in Fetzen, edig und rund, mit langen Armen und grinsenden Gesichtern.

Und von fernher, über dem Rauschen des Baches schwebend, der im Echo der Felswände hin und her geschüttelte Schrei.

„Der Torwart!“ flüsterte Tobias. Er sprang über die Feuerstelle hin zur Türe, schmetterte sie zu und legte den schweren Holzbalken vor. Das Feuer sank wieder zusammen, es wurde ganz dunkel. Man hörte Rieseln im Gemäuer und die schweren Atemzüge der drei Menschen.

„Was habt Ihr gesehen, Rochus?“ fragte der Lehrer, nun etwas ruhiger.

„Gesehen nichts, nur gehört. Könn't nicht einmal sagen, was. Unserer, der in der Wildnis lebt, hört mehr als gewöhnliche Ohren. Ich kenn' den Wind, wenn er um die Hütte streicht,

und weiß, wie die Gräser rauschen. Das war was andres.“

„Gehen wir in die Stube und zünden die Lampe an,“ schlug Rena vor. „Schlafen kann jetzt eh keiner von uns.“

Sie taten so. Um den Tisch saßen sie, und der Rochus hatte eine Flasche Most aufgestellt. Es war behaglich und still, in einer Ecke knabberte eine Maus, und eine Holzuhr tickte leisen, beruhigenden Schlag. Die Stube war mäßig erhellt von der stetig brennenden Lampe, vor dem einzigen Fenster aber hockte die Nacht wie ein körperloses, schwarz zusammengeballtes Ungeheuer.

„Nimmer schön ist's da!“ meinte der Rochus und zündete seine Pfeife an. „Zahre haben wir's hier ausgehalten, zweimal ist die Hütte von Lawinen verschüttet worden, einmal hat uns fast das Hochwasser fortgeschwemmt, und in der ersten Zeit haben uns die Bären fast jede Weiß geholt. Das alles hat man ausgehalten.“

„Na, und den Torwart habt Ihr ja auch schon lange da.“

„An den haben wir uns gewöhnt,“ sagte Rochus schnell. „Aber daß ich weiter sag: alles haben wir ertragen und unsere Arbeit getan, daß wir haben leben können. Aber wenn einem die Waldschräte' und Fichtenkoblde vor dem Haus herumtanzen, hab ich's bald satt. Gewiß geben die Weissen morgen rote Milch oder aus den Hühnereiern kommen Würmer und Molsche.“

„Warum geht Ihr denn nicht ins Tal? Für einen geschickten Menschen wie Ihr ist dort genug Arbeit.“

„Das — das mag ich nicht,“ sagte er verlegen. Und setzte schneller hinzu, als sei er froh, eine Ausrede gefunden zu haben: „Ich mag auch die Franzosen nicht, die sich da unten jetzt breit machen.“

„Die werden wohl nicht ewig in Gmünd sitzen.“

„Wie werden wir die los, nie, sag' ich Euch. Der Napoleon hat einen Bund mit dem Bösen geschlossen und unterjocht ihm die Welt. Den alten Glauben schaffte er ab, und wer sich dagegen auflehnt, wird erschossen wie der Andreas Hofer in Tirol. Die

Welt geht unter — so ist's, und dawider können wir nichts machen.“

„Arg ist's schon,“ sagte Tobias nachdenklich. „Jetzt geht er auch den Russen an den Kragen, und alle Völker müssen mithelfen. Dreißigtausend Mann hat er vom Kaiser erpreßt; weiß Gott, wo denen ihre Knochen bleichen werden!“

„Die kommen nie mehr zurück. Seine Franzosen schont er und die andern wirft er ins Feuer.“

„Tobias!“ sagte Rena plötzlich leise mit zitternder Stimme. „'s ist einer am Fenster.“

Der Lehrer sprach laut weiter, dabei sah er unter den Lidern verstoßen nach dem Fenster. Dort war ein dunkler Klotz, den er früher nicht gesehen hatte, bewegte sich leise hin und her. Das Lampenlicht warf gerade einen Strahl darauf, und Tobias, der seine Einbildungskraft besser im Zaum halten konnte, erkannte, daß es ein Menschenkopfe war, der ein Tuch übergeworfen hatte. Für die Augen waren zwei wagrechte Schlitze geschnitten.

Immer weiter sprach der Lehrer zu Rochus, der Renas Flüstern nicht beachtet hatte. Dabei holte er langsam aus der Tasche das Terzerol, spannte den Hahn. Plötzlich stand er auf, sein Arm schoß nach vorne, und ein Feuerstrahl suchte gegen das Fenster zu. Im Krachen des Schusses klirrten die Scheiben, und die Gläser auf einem Wandbrett gaben einen hellen, singenden Ton. Pulverdampf schwälte durch den Raum, floß in einer blauen Wolke zur Decke und hing dort wie ein großes Spinnwebnetz.

„Warum habt Ihr geschossen?“ stotterte Rochus.

Tobias schritt zum Fenster, stieß es auf. Mondlicht lag im Tal. Drüben auf der Wiese lief jemand, fiel über eine Unebenheit des Bodens hin, raffte sich wieder auf und rannte dem Walde zu. Tobias feuerte den zweiten Lauf des Terzerols nach, aber die Entfernung war schon zu weit.

Dann kehrte er zum Tische zurück. „Ihr braucht keine Angst zu haben. Gespenster laufen vor einer Pistole

nicht davon. Hätte ich Zeit zum Zielen gehabt, läg' er jetzt draußen am Nasen. Aber so" — er beugte sich zum Fenster, einen Finger hoch über dem Glas saß die Kugel im Holz — „so hab' ich zu hoch geschossen.“

„Ich hab' ihn zuerst gesehen,“ hastete Rena. „Während ihr geplaudert habt, ist er ganz langsam über den Fenster- rand emporgetaucht. Eine gräuliche Larve, wie der rabenschwarze Satan.“

„Ein dunkles Tuch hat er über den Kopf geworfen — das war alles. Und hat gedacht, man kann ihn in der Finsternis nicht sehen. Ich glaub' nicht, daß der wiederkommt, wenn er merkt, daß man auf ihn schießt.“

Rochus' Schreden hatte sich angesichts der Ruhe des Lehrers in Wut verwandelt. „Morgen abend geh' ich mit dem Stuken aus und schieß auf den ersten, den ich begegne.“

„Tut es lieber nicht,“ warnte Tobias. „Es werden ihrer viele sein. Die schlagen Euch trotz Eurem Stuken tot. Und dann: wer weiß, ob sie was Böses wollen? Euch haben sie ja noch nichts zuleide getan.“

Sie gingen ins Freie, sahen im Stall nach. Daran hatte keine Hand gerührt. Die Geißen mederteten und blinzelten dem Licht entgegen, die Hühner saßen wie Federkugeln auf der Stange und piepften verschlafen.

Die Nacht hing schwer über dem Graben, Wolken jagten hoch oben wie gespenstische Reiter über die Grate hin, und zeitweise sprang der Mond aus ihnen hervor. Es war, als wolle die gelbe Kugel den Wolken entgegen. In den Wänden pfiß der Wind mit hohem, grellem Gewinsel.

Auf einer Leiter kletterten die beiden Männer zum Heuboden empor, und Rochus wies dem Gast sein Lager, eine Mulde im raschelnden, dünnen Berggras, einen schweren Kutter (Decke) darüber.

„Verschlafen könnt Ihr nicht. Gerade da im Dach ist ein Loch, durch das die ersten Sonnenstrahlen just auf Euer Gesicht fallen.“

Tobias trat zu der Luke und sah hinaus.

„Sind Jäger im Tal?“ fragte er plötzlich.

„Der Graben ist Baungebiet — da sind nie Jäger.“

„Wer brennt denn mitten im Wald ein Feuer?“

„Ein Feuer? Lächerlich. Was hätte es für einen Zweck, nachts im Radlgraben ein Feuer zu machen? Laßt mich sehen.“

Er schob Tobias zur Seite und sah hinaus.

In den großen, fast nie von Menschen betretenen Wäldern unterhalb der Alm, auf jener Talseite, dahin kein gebahnter Weg führte, loberte zwischen den Bäumen eine mächtige, ruhig in der Dunkelheit stehende Flamme auf.

* * *

„Wie erklären Sie sich das?“ sagte Tobias kalterer zum Pfarrer und reichte ihm ein Papier hin. Es war sehr schmutzig, arg zerknüllt und trug grobe Schriftzüge einer Hand, die des Schreibens ungewohnt war. „Wenn Du noch einmal Deine Nase in Sachen steckst, die was Dich nix angehn duhn, wirst was erleben. Mit Grus

Dein Freund.“

Der Pfarrer lachte hell auf. „Ein guter Freund, der Ihnen wahrscheinlich eine Tracht Prügel in Aussicht stellt. Haben Sie irgend einen Bauernburtschen beim Fensterln gestört?“

„Nein, ich geh' von meiner Wohnung in die Schule und wieder zurück. Nachmittag mache ich immer einen kleinen Spaziergang, zumeist auf der Spittaler Straße. Manchmal auch in den Radlgraben.“

„Auf den haben Sie 's von Anfang an abgesehen gehabt.“

Der Pfarrer bemerkte, daß Tobias plötzlich sehr rot wurde. Und mit einem Male ging ihm ein Licht auf. Nach der Kirche erwartete der junge Mensch die Rena Gregori, zusammen hatte er sie schon unterhalb der Stadt gesehen. Und jetzt die häufigen Wanderungen in den Radlgraben! Einen Augenblick wallte in ihm ein wehes Mitleid auf: Lehrer und Almhirtin. Das war ein

kurzes Sommerglück. Und er kannte Rena, sein Beichtkind, wußte von ihrer feinen, in der Einsamkeit ein wenig scheu gewordenen Seele. Aber der alte Mann hatte gelernt, daß man sich eher einem Wildbach in den Weg stellen kann als einer jungen Liebe. Und gleichzeitig stieg ihm ein anderes Bild auf. Der Wurzelnaz! Stundenlang hatte das verschrobene Männlein oft vor der Pfarrhaustüre in bitterer Kälte auf das Mädel gewartet, mit aller Kraft seines armen, so oft zurückgestoßenen und doch liebereichen Herzens hatte er sich an die Hirtin gehängt. Und jetzt trat ihm wieder einer in den Weg, ein Junger, Schlanker, der keine erprobene Gurkennase im Gesicht hatte.

„Vielleicht kann ich Ihnen einen Fingerzeig geben,“ sprach er bedächtig. „Der Wurzelnaz ist wie toll auf die Rena, und — Sie gehen auffallend oft mit dem Mädel. Ich will nichts näheres wissen,“ wehrte er eine Bewegung Katterers ab, „man muß sich selbst so einrichten, wie's einem recht ist. Nur warnen möcht' ich Sie — man weiß nie, was in so einem unscheinbaren Mandel steckt.“

„Ich will ihn gerade heraus fragen.“

„Tun Sie das, aber verletzen Sie ihn nicht. Er ist schwächer als Sie, die Natur hat Sie reicher beschenkt. Es wäre unedel, Ihre Kraft auszunützen.“

Der Lehrer ging zum Naz. Traf ihn daheim, umtollt von den drei größeren Kindern, die kleine Frieda auf dem Schoße. Er hielt ihr eine Milchflasche an den Mund und beobachtete vergnügt, wie sie daran lutschte. Auf dem Herd brannte ein Feuer, und darüber kochte ein Wirrwarr von Kräutern, Wurzeln und Blumen.

„Ein kräftig Heiltrankel wird's gegen das Kindbettfieber,“ erklärte der Naz nach der ersten, lärmenden Begrüßung. „Edekraute ist dabei, Wacholderbeeren, Anurosenblüten und Süßwurz. Die geben der Sach' erst den richtigen Gusto.“

„Ich bin wegen etwas ganz Bestimmtem zu Euch gekommen,“ ging Tobias gerade auf sein Ziel los. „Habt

Ihr das geschrieben?“ Er reichte ihm den Zettel.

„Hi, hi!“ kicherte das Männlein. „Ich kann ja gar nicht schreiben. Was steht denn drauf?“

Tobias las ihm den Brief vor. „Oder habt Ihr's schreiben lassen?“

„Meiner Seel' und Gott nicht! Wer hat Euch den Zettel gebracht?“

„Abends an einem Stein in mein Fenster geworfen.“

„Und warum soll's grad' ich gewesen sein?“

„Ich — ich meinte nur,“ sagte Tobias verlegen.

Der Naz sah ihn scharf an. Plötzlich hellte es in seinen Zügen.

„Hansel, geh' in die Holzlag', mach' Scheiteln zurecht,“ sagte er dem neugierig mit dem Finger im Mund starrenden Buben. Und dann, als der draußen war: „Er braucht nicht alles zu wissen, das Bübel, sonst ratscht er's in der Schul' aus. Also, Ihr meint — wegen der Rena?“

„Ich hab's fast denken müssen.“

„Mein lieber Herr, ich bin nicht so dumm, wie ich ausschau. Ich weiß wohl, was für ein Unterschied ist zwischen dem grauslichen Wurzelnaz und dem feinen, jungen Lehrer. Wärt Ihr nicht gekommen, so wär's ein anderer gewesen. Ein solches Mädel hätten sich die Burschen nicht entgehen lassen. 's ist halt wieder einmal nichts gewesen.“

„Naz, Ihr sollt nicht so verbittert sein. Ihr seid ein guter Mensch, auch für Euch kommt das Glück.“

„Dank' schön für die sauberen Sprüch', aber ich glaub' nicht dran. Ist ja eh dumm gewesen, daß ich so hoch hinaufgeschaut hab'. Die Rena! Als wenn die extra für mich gewachsen wär' — so eine Gute, so eine Schöne und Brave. — Eh was, reden wir nichts mehr davon. Also, das mit dem Zettel — Herr Lehrer, Ihr müßt irgend einen Feind haben.“

„Ich weiß keinen. Tu niemanden was, halt' meine Schulstunden und sit' abends hie und da ein Büffel in der 'Post'. Dort steht ein Spinett, und einer

von den fremden Soldaten, ein Unteroffizier, spielt dazu Geige.“

Der Naz stieß einen hellen Pfiff aus. „Da haben wir's ja! — Ihr verkehrt mit den Franzosen. Und da wollt Ihr keinen Feind haben?“

„Was ist da daran? Über Politik reden wir nicht, er ist ein Franzos', ich bin ein Deutscher. Damit basta! Aber die Musik ist doch wahrhaftig nichts Unrechtes. Dabei vervollkommne ich mich noch im Französischen. Eine fremde Sprach' ist immer gut.“

„Ist alles recht und schön. Aber die Leut', Herr Lehrer, die Leut'!“

„Die treiben doch auch Handel mit den Fremden und haben sie einquartiert.“

„Weil sie müssen. Aber unter der Nase brennt's, heiß brennt's, sag' ich Euch! Besonders jezt, seit der Napoleon unsere Leut' nach Rußland verschleppt. Ihr solltet vorsichtiger sein — nichts für ungut, wenn ich so dumm daherred'.“

„Ihr redet gar nicht dumm, aber Ihr mißverstehst mich.“

„Ich nicht, ich gewiß nicht. Ich weiß, daß nichts dran ist, wenn man mit wem ein bißel Musik macht. Aber die Leut' nehmen's übel.“

„Aber deshalb steck' ich doch noch lange nicht meine Nase in fremde Dinge, wie's auf dem Zettel steht.“

„Das stimmt. Und darum versteh' ich das Geschreibsel auch nicht.“

Tobias sah sinnend zum Fenster hinaus. Der Naz setzte das Kind, das unterdessen die Flasche leergetrunken hatte, auf den Boden, nahm einen zerrissenen Stiefel und begann daran herumzuschliden.

„Wie geht's der Rena und dem Rochus?“ fragte er endlich.

„Gut. Es ist jezt auch ein bißel weniger unheimlich oben, nur den Torwart hört man hier und da schreien und lachen vom Bergwerk her. Wirklich, man gewöhnt sich langsam daran. Aber wissen möcht' ich doch gern, was das eigentlich ist.“

„Das weiß keiner.“

„Ihr, Naz, habt ihn ja einmal ge-

sehen. Wie sah er denn aus? Aber erzählt ruhig, ohne Übertreibung.“

„Wie er aussah? Das läßt sich schwer sagen — ich hab' ihn ja nur von weitem gesehen. Wär' ich näher gewesen, so wär' ich heut' schon tot. Kohlschwarz war er halt — mehr weiß ich nicht. Und die Gestalt von einem Menschen hat er gehabt — die hat der Teufel ja immer.“

„War's nicht doch irgend ein Tier? Oder ein Schatten?“

„Nein, nein. 's war wie unsereiner, nur viel grauslicher.“

„Daß gar niemand ist, der um das Geheimniß weiß.“

Der Naz legte sein Handwerkszeug fort, blickte scheu um sich und sagte leise „Mir ist immer, als wenn doch Einer was näheres wüßt.“

„Was Ihr nicht sagt? Wer denn?“

„Hand darauf, daß Ihr's nicht weiter sagt. Also — der Rochus.“

„Wie kommt Ihr auf den?“

„'s ist nur so ein Glauben von mir. Möcht' dafür nicht den kleinen Finger ins Feuer legen. Aber oft ist's mir aufgefallen: wenn der Torwart schreit, haßt der Rochus ruhig sein Holz weiter, als ob ein Vogel im Baum zwitschere. Fürchten tut er sich nicht, red't aber allen Leuten Furcht zu. Und einmal hab ich ihn beobachtet, wie er über das Geröll dem Bergwerk zugegangen ist.“

„Was? Dem Bergwerk?“

„Ja, im Stollen ist er verschwunden, wie ich in meiner Haustüre. Und bald darauf ist er wieder herausgekommen, die Händ' in den Hosentaschen und hat vor sich hingepfiffen.“

„Habt Ihr ihn nicht zur Rede gestellt?“

„Natürlich! Aber da ist er böse geworden und hat zuerst geschrien, das geht mich nichts an, was er macht. Dann aber ist er ruhiger geworden und hat mir erklärt, er hätt' den Torwart eine halbe Stunde zuvor hoch oben am Berg lachen hören. Da hätt' er seine Abwesenheit benutzt und geschaut, ob er Gold findet.“

„Und was haltet ihr von all dem?“

„Ich will's Euch sagen. Zweimal ist dem Kochus seine Hütte schon von der Lawin' verschüttet gewesen, und immer sind die Leut gut davongekommen, fast wie ein Wunder, möcht' man sagen. Damals der Bär — er hat Euch wohl davon erzählt? — no, der hat ihn arg zugerichtet, etliche Rippen brochen und vom Schädel die Haut heruntergerissen. Wär jeder andere draufgegangen — der Kochus ist davongekommen. Und so war noch verschiedenes andere, das man hätt sagen können, der Kochus steht sichtbarlich in Gottes Hand. Oder in der von wem andern!“

„Ihr meint . . .?“

„Ja, das mein' ich. Einen schwarzen Bund hat er mit dem im Stollen. Und wenn nicht die Rena wär' — ich tät keinen Schritt in dem Kochus seine Hütte machen.“

„Das ist alles Unsinn, Naz, hört, alles Unsinn!“ Und er legte dem Wurzelmann genau auseinander, wie es um den sagenhaften Bund mit dem Bösen stehe. Sprach sehr klug und wußte allerlei zu berichten: davon daß im Grunde genommen an solchen Bündlen insofern Wahres sei und alte Mären nicht gelogen hätten, als einer der böse im Grunde seines Wesens sei, durch sein Tun und Denken sich dem Schlechten, Gottabsentigen verschrieben hätte. Dazu bedürfe es nicht eines Tröpfleins roten Blutes im Gänsekiel und nicht mitternächtiger Beschwörungstunde. Das Böse bewußt wollen, heiße sich und sein Seelenheil ihm verschreiben. Aber die Umsehung dieser rein geistigen und sittlichen Tatsache in irgend ein spukhaftes Geschehen sei Volksfage. Der Kochus aber — und dafür wolle er, Tobias Kalterer, ein Jurament ablegen — sei alles andere denn grundbö. Ruppig vielleicht, borstig und grob, auch durch die Not seines Lebens recht sehr auf Gewinn und Geld besessen, aber nie böse.

Das Männlein lauschte mit aufmerksamer Höflichkeit, verstand all zu viel des geehrten Zeuges nicht und nickte immerzu.

„Ist ganz recht und das von der Magie und dem Alpenvieh, wie Ihr gesagt habt — —“

„Alchemie hab ich gesagt,“ verbesserte Tobias.

„No ja, ist ja eh gleich — also das versteh ich nicht. Aber daß der Kochus mehr von den Sachen weiß als wir alle, das ist sicher. Oder traut Ihr Euch so ohne weiteres in das Bergwerk hinein?“

„Ja, das trau' ich mich.“

„Deha, Mann! Da in der Stuben ist leicht reden.“

„Geht Ihr mit?“

„Ja, daß mich der Schwarze mit Fuß und Stengel frißt.“

„Ich mein — nur bis zum Geröll vor dem Stollen, wo Ihr das Alraunderl ausgegraben habt.“

„Gilt schon, da geh ich mit.“

So ward's beschlossen, und sie wollten, da es herbsteckte und der erste Schnee zu erwarten war, bald gehen, fanden aber vorher noch einen dritten im Bund, an den sie nicht gedacht hatten.

Das war Urs Lahner, der Schanzknecht von der „Post“. Ihn traf Tobias Kalterer, als der Knecht etliche Koffer auf den Postwagen lud. Ein niederträchtiges Grinsen war um den breiten Mund des Einäugigen, als er des über den Platz spazierenden Lehrers gewahr wurde. „Jetzt ist's aus mit dem Musikmachen und noch mit manchem anderen,“ sagte er und deutete auf die Koffer.

„Wiese? Was meint Ihr damit?“

„Der Franzos', der immer Spinett geschlagen hat, muß fort. Und noch ihrer mehrere. Die Garnison wird um die Hälfte verringert. Irgend etwas muß stinken an der Sach' vom Herrn Napolium.“ Tobias trat näher. „Gewiß steht's schlimm — aber daß die Garnison verhäuftet wird, hab' ich nicht gewußt.“

„Na, jeht wißt Ihr's. Dafür sagt mir, was draußen los ist.“

„Der Pfarrer hat's mir heut früh gesagt — Napoleon hat den Rückzug aus Rußland antreten müssen.“

„Herrgott, ist das wahr?“

„Sicher! Und wenn wirklich die Besatzung verringert wird, so haben wir ja den Beweis.“

„Heut nachmittags zieht die eine Kompanie nach Spittal und dann weiter — weiß nicht wohin.“

„Das läßt sich doch leicht denken: nach Deutschland, nach Tirol, nach Frankreich selbst, damit sich das Volk nicht gegen den geschlagenen Kaiser erhebt. Nicht alle sind so geduldig und still wie wir Kärntner.“

Der Knecht kniff sein Auge halb zu und lachte. „Könnt sein, daß auch hier nicht jeder Mensch eine Schlafmütze ist oder gar ein Lump, der den Welschen schön tut und mit ihnen den feinen Herrn spielt.“

„Meint Ihr mich damit, weil ich hier und da mit dem Unteroffizier geplaudert und musiziert hab?“

„Ich kann mir denken, was ich will.“ brummte Urs und warf den Koffer auf das Verdeck des Wagens.

„Urs!“ sagte Tobias drohend. „Wenn Ihr mich ansiegeln wollt, dann — nein, hebt Eure Praken nicht auf. Ich prügle mich nicht mit Euch, der Ihr viel stärker seid. Aber sagen tu ich Euch: schämt Euch, so von einem Landsmann zu denken. Wenn wir uns in der Zeit, wo uns das fremde Gesindel auf dem Nacken sitzt, noch untereinander verdächtigen und hassen, dann ist's kein Wunder, wenn unser Volk so am Boden liegt.“

„Habt doch selbst mit dem Gesindel verkehrt.“

„Einer allein ist ein Mensch. Und der Unteroffizier war kein schlimmer. Die Musik hat er gern gehabt, und Menschen, die Musik gern haben, sind nie böse. Dem Menschen soll man nicht Feind sein — das hat schon Christus gesagt. Volk wider Volk — das ist eine andere Sach', und die Feindschaft ist uns aufgezwungen worden.“

„Sind schöne Reden und keinen Kreuzer wert.“

„Nun, Urs Lahner, vielleicht weist sich's in Bälde, wer schöne Reden führt. Möcht' sehen, wer von uns zwei der erste wird sein, der hierher wandert,

wenn Europa gegen den Napoleon aufsteht. Und jetzt gehabt Euch wohl.“

Damit schritt Tobias davon und ließ Urs Lahner allein, der ihm verwundert nachstarrte.

Was er gesprochen hatte, war wahr. Er war in der Geschichte erfahren genug, um zu wissen, was dieser erste Rückzug des großen Korps bedeutete. Freilich, es konnte nur eine Episode sein, ein augenblicklicher Rückschlag — aber die Tatsache einer Niederlage war da, trotz des Sieges bei Borodino und des Brandes Moskaus. Tobias wußte bestimmt, daß überall, wo deutsche Worte gesprochen wurden, das gleiche erste, scheue Aufatmen sich regte, das seit heute morgen in ihm lebendig war.

Nachmittags gliederte sich die Kompanie, die Hörner und Kornette schmetterten groll in die Ruhe der kleinen Stadt, und an der Spitze tänzelten die Pferde etlicher Offiziere. Südwärts zogen sie, und noch lange schwebte eine Staubwolke über der Spittaler Straße.

„Napoleon zieht alles an Truppen zusammen, was irgend entbehrlich ist,“ sagte der Pfarrer, der an der Seite des Lehrers den Abmarsch angesehen hatte.

„Dafür haben wir hier doppelt strenge Aufsicht,“ meinte Tobias und zeigte zu den Toren, vor denen jetzt sechs Wachen statt der bisherigen zwei auf und ab gingen. An den Wänden der Häuser klebten Zettel, auf denen stand, daß sich nach neun Uhr abends niemand mehr auf der Straße zeigen dürfe, es sei denn, er habe einen Ausweis vom Kommandanten.

Untertags wartete Urs Lahner vor der Schule auf den jungen Lehrer, Er war um keinen Deut freundlicher als sonst, sondern sagte nach kurzem Gruß recht brummig: „Ihr habt einmal gesagt, ich solle Euch in die Berge führen. Wann wollt Ihr gehen?“

„Das kommt mir ein wenig unerwartet,“ antwortete Tobias überrascht. „Ihr habt mich deutlich genug abfahren lassen.“

„Jetzt hab' ich mir's halt überlegt.“
„Und wenn jetzt ich nicht will?“

„Ihr werdet schon wollen, weil Ihr außer mir kaum einen findet.“

Tobias wollte tatsächlich. Es war etwas an diesem herben, wilden Menschen, das ihn immer wieder anzog: vor allem eine grobe, aber ungekünstelte Ehrlichkeit; dann aber trotz der Unbildung und Rauheit des Knechtes eine Macht der Persönlichkeit, der sich Tobias nicht entziehen konnte. In irgend einer Hinsicht dünkte es Tobias, könnte Urs bedeutend werden: entweder als großer Verbrecher oder als einflußreicher Volksheld. Hätte er zur Zeit des Tiroler Freiheitskrieges, der nun schon drei Jahre herwar, dort gelebt, so wäre der Name des Urs Lahner gewiß neben denen des Hofer, Speckbacher und Haspinger bekannt geworden.

„Ihr könnt mit mir gehen,“ sagte Tobias kurz. „Aber wenn Ihr Euch ungebührlich benehmt, jag' ich Euch davon. Was wollt Ihr als Führerlohn?“

„Nichts!“

„Nichts? Ich glaub' kaum, daß ich Euch so ans Herz gewachsen bin.“

„Das seid Ihr nicht. Aber ich hab meine Gründe dafür — vielleicht sag ich Euch die einmal. Deshalb führe ich Euch nicht minder gut, und geschehen soll Euch nichts. Wohin soll's zunächst gehen?“

„In den Radlgraben.“

Des Burschen Gesicht blieb unbeweglich. „Den kennt Ihr doch genug und findet ohne Führer den Weg.“

„Woher wißt Ihr, daß ich ihn kenn?“

„Das weiß man so. Die Leut' reden's — wenn einer irgendwo sein Dirndl hat.“

„Das reden die Leut'? Na gut. Aber diesmal ist's was anderes. Ich mücht in das Bergwerk.“

Er beobachtete scharf die Züge des Urs. Blitzschnell huschte ein Zucken darüber. „Herr, tut das nicht — oder meintwegen tut es, wenn Euch der Böse das Genick umdrehen will.“

„Ich glaub nicht daran. Und, wenn Ihr Euch fürchtet, bleibt mit dem Wurzelnaz draußen.“

„Der geht auch mit? Soviel Schneid hätt ich dem nicht zugetraut.“

„Seht, es braucht einer nicht Hände wie Mühlenräder zu haben, und hat doch mehr Mut.“

„Ich geh mit,“ sagte Urs, als rühre dieses Wort an seinen Ehrgeiz.

Er ging dem Naz und dem Lehrer etliche Schritte voraus, als sie tags darauf durch den Graben gingen, sprach kein Wort, schaute rechts und links wie einer, dem es nicht geheuer ist. Auch der Naz wurde immer banger und tastete unterschiedliche Male nach seiner Brust, an der er ein Kreuzel hängen hatte, das vom Heiligen Vater in Rom selbst geweiht worden war. Urs Lahner trug einen Stuken auf dem Rücken, der sei mit einer Kugel geladen, in welche die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige geschnitten seien, erklärte er. Das war so ziemlich alles, was er sprach.

Auf der Lichtung, wo der Bergwerksweg sein Ende fand, ging Urs sicher und unbeirrt der rechten Ecke zu, wand sich dort durch die Büsche, die hier besonders dicht standen, und im Nu waren sie wieder auf der Fortsetzung der Straße. Das war Tobias neu, Rena hatte ihn hier nie geführt.

„Woher wißt Ihr den Weg?“

„Zufällig gefunden — einmal und nicht wieder gegaugen. Denn daß er just an der Lichtung so verwachsen ist, scheint mir sonderbar.“

„Ihr meint wohl dasselbe wie ich: jemand hat diese Büsche gepflanzt, damit der Weg unkenntlich wird.“

„Ja, das mein' ich.“

„Aber wer?“

Urs zuckte die Achseln und schritt weiter voran. Das Gewehr hatte er von der Schulter genommen, hielt es im Arme und ging dahin wie ein Jäger, der gewärtig ist, jeden Augenblick ein Wild aufstauen zu sehen.

Aber es zeigte sich nichts. Die Gegend war wie ausgestorben, war herbstmüde, und der neue Schnee, der in den letzten Schlechtwettertagen auf den Höhen gefallen war, reichte tief bis zu den Schrofensokeln der Berge nieder. Am Himmel spannten sich langgestreckte gefiederte Wolken hin, die wie Brücken

aus weißem Flor von einer Talseite zur andern reichten.

Weiß schimmerte es durch die Stämme; die Nichten taten sich auseinander, und Geröll knirschte unter den Nagelschuhen. Der alte Weg verlor sich in überwucherten Schutthalben, die sich steil zu einer Felswand aufbäumten. In ihr glockten dunkle Löcher wie erstorbene Augen über das Tal hin; Rutschen, über welche einst Förderkarren zur Tiefe gerasselt waren, mündeten in den Schutt, der allerorten klein zerschlagen war und viel Spuren von Hammerhieben zeigte — taubes Gestein, vom Bergwerk ausgespien.

Die drei standen am Waldbrand still und lauschten zur Höhe. Es regte sich nichts, nur ein Rabe flog von einem Felsgefins auf und taumelte dem Walde zu.

Der Naz flüsterte: „Dort drüben, wo der rote Busch ist, hab ich zelm (damals) die Altkraun ausgegraben. Und da oben ist er aus dem Stein gesprungen.“

Der Urz hatte den Stutzen halb erhoben und den Hahn gespannt. Jetzt ließ er die Waffe wieder sinken: „Man soll Gott den Herrn nicht versuchen,“ murmelte er und schlug ein Kreuz. Auch über Tobias lag etwas Beklemmendes, Unheimliches. Er ertappte sich dabei, daß er ebenfalls nur im Flüsterton sprach, sah dicke Schweißperlen auf des Urz Stirne und des Naz schreckhaft weit aufgerissene Augen. Bei sich aber dachte er: „Nun steh' ich an der Pforte des Geheimnisses, das mir seit Monaten keine Ruhe läßt. Soll ich so frech sein und den Schleier lüften? Vielleicht ist es nur ein Naturereignis, irgend eine lächerliche Dummheit, wenn man's näher betrachtet. Dann hab' ich mich selbst um ein Rätsel beraubt, dessen Reiz bisher mächtig auf mich gewirkt hat.“

Aber dennoch empfand er, daß es jetzt kein Zurück mehr gebe, gleichwie ein genußfroher Zecher, der sich jahrelang eine Flasche edlen Weines gespart hat, nun, da er den Becher an den Lippen hat, nicht mehr absetzen und aufs neue warten kann.

Mit lauter Stimme wandte er sich zu den beiden anderen: „Also wie ist's? — Ihr bleibt hier?“

„Nicht so laut, sonst hört er's,“ behnte der Naz.

Der Klang der hellen Stimme war mächtig an den nahen Fels gebrandet. In den Stollen verlor sich dumpfes Murmeln. Ein Häher flog kreischend von einem Strauch; der mit roten Beerentrauben über den Abgrund hing. Urz hatte neuerdings das Gewehr gehoben. Jetzt, da der Bann des Schweigens gebrochen war, zeigte sich harte Entschlossenheit auf seinen Zügen. Oben rührte und regte sich nichts. Urz stieß den Gewehrfolben trozig ins Geröll und wandte sich zu Tobias: „Herr, ich geh mit Euch. Aber ein Versprechen möcht' ich: so wir Gold finden, lassen wir's liegen.“

„Das versprech ich Euch gern.“

„Gebeichtet und kommuniziert haben wir alle zwei am letzten Sonntag. Und grad eine Todsünd werdet Ihr ebensowenig begangen haben wie ich. Und wenn wir ohne Habgier in den Stollen gehen, möcht' ich doch sehen, ob der Teufel zwei ehrlichen Christenmenschen den Schädel abreißen darf.“

„Ist recht, Urz! Also auf gute Kameradschaft!“

Sie reichten sich die Hände. Jetzt, da Urz seinen Entschluß gefaßt hatte, war es, als ob er Leitung und Führung des Ganzen übernehmen wollte. Er gab dem Naz sein Gewehr. „Kannst schießen, Mann? Ja, dann ist's gut. Also paß auf: drinnen im Stollen brauch' ich den Stutzen nicht. Ich hab' mein Messer, der Herr Lehrer seine Pistole. Du aber kleibst da, und wenn Du was Verdächtiges siehst, machst nicht gleich in die Hosen, versteht, sondern knallst lustig drauf los.“

„Es kann auch irgendwer Harmloser sein,“ widersprach Tobias.

„Ist wahr. Also rufft ihn zuerst an: Halt oder ich schieß! Steht er nicht und gibt er keine Auskunft, dann drückst ab. Merk dir's: niemand in den Stollen hineinlassen! Kann irgend eine Teufelci dabei sein, daß uns der

Ausweg versperrt wird und wir elend verhungern müßten. Also geschiet sein, Nazl!"

Der Wurzelmann versprach alles. Er hockte sich auf einen Steinfloß und legte das gespannte Gewehr über die Knie. So saß er unbeweglich und ließ nur die hurtigen Augen umher-schweifen. Die zwei sahen ihn noch sitzen, als sie die Mündung des tiefsten Stollens erreicht hatten.

Kühl und moderig wehte es ihnen daraus entgegen, fußhoch lag vom Winde hieher verwehter Sand auf dem Stein, und keine Spur zeigte, daß hier ein Mensch aus- und eingegangen wäre.

Der Urs sagte, während er die mitgebrachte Fackel anzündete: „Wär' mir fast lieber gewesen, wir hätten Spuren gefunden, da wüßt' man doch, daß es ein Wesen von Fleisch und Blut ist — vielleicht ein Schelm oder ein Deserteur, der sich in die Ode gesüchtet hat.“

„Dumm waren wir, Urs,“ schlug sich Tobias an die Stirne, „wir hätten den Naz fragen sollen, wo er dazumal den Kochs in das Bergwerk hat gehen gesehen. Es sind halt mehrere Stollen — werden nicht alle begehbar sein.“

Er wölbte die Hände um den Mund, um hinab zum Naz zu schreien, aber Urs wehrte ihm. „Er versteht uns eh nicht wegen dem Echo. Und — allzu laut wollen wir doch nicht sein.“

„Gut, versuchen wir's einmal hier.“

Der kühle Stollen nahm sie auf. Feucht glitzerten seine Wände, und wie das zuckende Licht der Fackel um sie hertanzte, sah es aus, als ob die unzählig vielen Tropfen, welche überall hervorsickerten, lebendig würden, kleine, schillernde Mücken wären, die am Gestein auf und ab krabbelten. Das Tageslicht starb hinter den beiden Männern. Zum Ende war nur noch ein hellweißer Ring dort, wo sie eingetreten waren, dann machte der Stollen eine Wendung, und das Rot der Fackel herrschte unbestritten in dem engen Raum.

Die Schritte wochten schwer und

hallend, ihr Klang verlor sich scheinbar in weiten Fernen, verrieselte, zerfloß und wurde von der Stille aufgesaugt. Hielten sie einmal an, um zu lauschen, dann war nur das schwache Knistern der Flamme, in ihren Schläfen aber das Brausen des wellenden Blutes.

In der Deckenwölbung hingen Fledermäuse, in graue Klumpen geballt, aus denen nur je ein zierliches Krallenfüßlein hervorragte, das sich an Rauhigkeiten des Gesteines festgeklammert hatte. In großen Mengen hingen sie da oben, Ballen an Ballen, gleich vertrockneten Früchten, die aus dem Fels hervorgewachsen waren.

„Jetzt weiß ich wenigstens,“ meinte Urs, „woher die vielen Fledermäuse im Radlgraben kommen. In Duzenden sind sie uns oftmals um die Köpfe geflattert. Das Feuer zieht sie halt an.“

Tobias blieb erstaunt stehen. „Höret, Urs Lahner, jetzt habt Ihr unvorsichtig aus der Schule geschwätzt. Wie kommt Ihr dazu, nachts im Radlgraben Fledermäuse zu beobachten, noch dazu an einem brennenden Feuer?“

„Ah, das war nur so geredt. Ich mein' natürlich nicht im Graben selbst, sondern unten beim Radlbad, wie wir ferten (im vergangenen Jahr) Holz gehackt haben.“

Er schritt rasch voran, und Tobias mußte ihm folgen, wollte er nicht aus dem Bereich der Fackel kommen.

Es kann stimmen, dachte er. Holzhacken beim Radlbad! Und dann — seine Angst vor dem Bergwerk war echt. Er hat gewiß nichts mit den absonderlichen Dingen zu tun, die sich hier begeben.

In die Flamme der Fackel kam eine heftige Bewegung, vom Hintergrund des Stollens her riß ein plötzlicher Wind das Feuer zu einer sprühenden Fahne auf.

„Da muß eine Verbindung mit der Oberwelt sein,“ sagte Tobias.

„Im Gegenteil, Herr Lehrer, der Gang ist zu Ende.“

Wirklich tauchte vor ihnen aus dem verquollenen Dunkel die schleimig-nasse, glitzernde Kopswand des Stollens auf.

Dennoch kam ein Luftzug und zerfaserte die Flamme. Urs hob die Fackel empor, um dem Licht einen größeren Spielraum zu geben — da sahen sie über sich einen engen Schlot, der zur Höhe führte. Oben, wie ein blauweißer Stern an der Decke des scheinbar unermesslich hohen Gewölbes, blinkte Licht, ruhig und stetig, sah wie ein lauerndes Auge auf die beiden Männer nieder.

„Da oben ist einer!“ murmelte Urs und duckte den Rücken, als prassle im nächsten Augenblick eine Ladung Steine nieder. „Rein, Urs, das ist keine Fackel oder Grubenlampe — das ist Tageslicht. Dort oben ist ein Ausgang, und der ganze Schacht ist seinerzeit für die Luftzufuhr geschaffen worden.“

„Aber hier geht es doch weiter,“ senkte Urs die Fackel zu Boden. Gleichsam als Fortsetzung des Stollens gähnte in der rechten Wand ein kleinerer Gang, den man nur in gebückter Stellung beschreiten konnte. Er war ganz kurz — kaum fünf Armlängen. Dann hatte auch er sein Ende.

„Für was ist jetzt der Gang?“ sinnierte Urs. Er fuhr mit der Fackel in alle Ecken. — „Halt, leuchtet nochmal dahin!“ sagte ihm der Lehrer. Das umstete Harzlicht blieb an einer Stelle hangen — ein gemauerter Bogen wie von einer Tunnelmündung war im Gestein, die Wand selbst aber geschlossen. Eisenharter Mörtel hing aus Rissen und Fugen, Stein war auf Stein gelegt. In der Mitte des Mauerwerkes schimmerte es weiß — eine geglättete, helle Steinplatte, auf ihr eine Reihe eingemeißelter Buchstaben.

„Haltet die Fackel ganz nahe daran, damit ich lesen kann.“

Langsam und mühselig entzifferte der Lehrer die krause Schrift, wobei er sich manche Buchstaben, welche die Zeit undeutlich gemacht hatte, ergänzen mußte.

„Anno domini 1682 post Christum wurde hier der Bergknapp Martin Feller zu langsamen Tod eingemauret, die weil er zwei Häuer erschlagen und ihrer Zehrung beraubt hatte. Bergmann,

bet für des armen Sünder Seelenheil ein Paternoster und Ave Maria.“

Sie setzten sich vor das alte Grab einer grausamen, fernem Zeit, und Tobias Kallerer erzählte dem Gefährten, was sich da bezgeben haben mochte. In jenen Jahren war's gewesen, da der Türke das Land bedrohte und die Unsicherheit des Lebens überall Schrecken verbreitete. Da hatte sich die Bergleute wohl eigene Gesetze geschaffen, strenge, harte Gebote, um Ordnung in ihren Reihen zu halten; denn das Gold lockte und mochte wohl manch verzweifelter Gefelle denken, hier im Bauche der Reißackberge zu raschem Gewinn zu kommen. Da hatte es sich begeben: der Bergknapp Martin Feller vermutete bei den beiden Häuern als Oberaufsehern Gold und erschlug sie. Vielleicht in einer dunklen Nacht auf stillem Wege, vielleicht irgendwann in einem wenig befahrenen Stollen. Mocht sein, beide zugleich, oder auch einen nach dem andern. Das Grab war stumm, und der Stein verriet nur wenig. Des Feller Untat war aufgefunden, und sein letztes Stündlein nahte. Mocht wohl ein Priester dabei gewesen sein, der ihm Trost mitgab auf den bitteren Weg. In einer Felsnische zuhinterst des Stollens, der in taubem Gestein aufhörte, kauerte der Bursch, immer höher wuchs vor ihm die Mauer auf, immer höher — bis nur noch ein Loch da war, durch das zwei verzweifelte Augen glühten. Und dann deckte auch dieses Loch der Stein, aus dem Leibe des Reißackgebirges gebrochen, ihn nun wieder durch Mörtel verbunden. Wohl tagelang hatten die Bergleute den Mann in seiner Gruft noch klagen und schreien gehört, dann nur mehr leises Wimmern — und dann nichts mehr.

Das Bergwerk war zum Grab geworden, das Gold hatte wieder einmal ein töricht Menschenkind in Leid und Tod gezogen.

Urs erschauerte. Aber zugleich regte sich die Neugierde. „Die Mauer einreißen und schauen, was drin ist.“

„Was wird auch drin sein — Knochen. Lassen wir den armen Schelm ruhen.“

Als sie wieder aus dem Grabstollen schritten, fuhr Urs plötzlich so rasch in die Höhe, daß er mit dem Kopf an die niedere Decke stieß. „Auwah!“ schrie er und rieb sich den Schädel.

„Das gibt einen Dippel wie eine Faust.“

„Warum habt Ihr Euch euch so schnell aufgereckt?“

„Weil mir was eingefallen ist. Jetzt haben wir's gefunden!“

„Was denn?“

„Das Geheimnis vom Radelgraben. Wißt Ihr, wer der teuflische Torwart ist? Der ruhelose Geist des Martin Feller.“

„Er soll aber doch die Gestalt einer seltsamen Felsfigur hoch oben in den Bergen haben.“

„Geister können erscheinen, wie sie wollen.“

Tobias setzte das Gespräch nicht fort. Sie waren wieder am Ende des großen Stollens angelangt, und über ihnen leuchtete matt der Schein des Tages nieder.

„Wollen wir da hinauf?“

„Ich schon, aber Ihr? Es ist eine Kletterei wie in den Bergen.“

Urs hatte recht. Der Schacht hatte den Umfang von etwa zwei starken Männern; man mußte sich also nach Kaminsegerart hinaufstemmen. Tobias war alterer erfah als gewandter Turner darin keine Schwierigkeit. Immerhin stieg er über Urs in die Höhe, damit ihn dieser bei etwaigem Ausgleiten halten könne. Und ein Ausgleiten war leicht möglich, denn der Schlot war feucht, und blaßgrüne Moose und Flechten wuchsen an seinen Wänden. Je höher die beiden Männer kamen, desto stärker umging sie das Licht des Tages, während der Purpur der Fackel, die sie unten hatten stehen lassen, langsam vergloste und schließlich nur mehr wie ein matt zudender, roter Käfer in der Tiefe der Erde war.

Das Felsloch mündete auf ein breites Gefimse in der hohen Wand; Gras wuchs auf dem Stein, und verdorrte Alpenblumen, noch vom Reif der kalten Oktobernacht übersilbert, neigten sich sterbensmüde.

„Hier ist fein sitzen!“ lachte Tobias und streckte sich in der Sonne aus.

„Hier bleiben wir und dann —“

„Rutschen wir wieder durchs kalte Loch?“

„Nein, wir gehen auf dem Felsband nach rechts, seht, dort ist gut gestufter Stein bis zum Geröll.“

Ein Ruf schrillte zu ihnen herauf. Sie sahen in die Tiefe; aber ehe sie noch irgend etwas fest ins Auge gefaßt hatten, krachte es unten, und knapp neben Urs fuhr mit schrillum Klang eine Kugel ins Gestein.

„Hinwerfen!“ rief Tobias, „das ist der Nag.“

„Der Fsel! Um ein Haar hätt' er mich getroffen.“

„Er hat gut aufgepaßt, und auf die Entfernung hat er Euch nicht erkennen können.“

Sie schoben die Köpfe über den Felsrand vor und sahen nun über dem Geröll eine Pulverdampfwolke und unter ihr, wie unter einem Schirm, den Wurzelmaaz. Urs legte beide Hände zu einem Trichter um den Mund.

„Nag, Rindviech, wir sind's ja.“

„Dann ist's eh gut. Wie seid's denn da hinauf gekommen?“

„Später erzähl ich's. Paß gut weiter auf.“

Die beiden hoch über dem Tal zündeten die Pfeifen an und überließen sich wortlosem Schauen. Die Berge um sie schienen, trotzdem das Felsband doch bedeutend über der Talhöhle war, noch höher und troziger. Das Rauschen des Baches klang gedämpft herauf, in dem dürren Gras der Felswand aber raschelte und flüsterte der Wind. Die spindelartigen Wolken am Himmel waren größer geworden und senkten sich nun in wehenden Schleiern auf die Gratz nieder.

„Schnee kommt!“ brach Urs das Schweigen.

Tobias antwortete nicht. Sein Blick hatte sich an einem kleinen Fleckchen Erde versfangen: dort drüben lag die Alpwiese, an ihrem Rand ein kleiner, brauner Würfel, die Hütte. Da war Rena und wunderte sich vielleicht, daß

er heute nicht zu ihr kam. Immer wieder streichelten des Lehrers Blicke das armselige Holzgebäude.

„Ich versteh schon,“ hub Urs von neuem an, „warum der Naz erschrocken ist, wie er uns gesehen hat, und warum er dann so schnell geschossen hat. Schaut, der Schacht mündet gerade auf das Felsband — von unten sieht man seine Öffnung natürlich nicht. Also sieht's wohl so aus, als ob einen der Stein ausspucken tät.“

„Damit wäte also das unerklärliche Auftauchen des Torwarts aus dem Fels gelöst; denn seht — da auf den Bäntern unter uns kommen überall solche Luftlöcher hervor. Durch die steigt der Kerl aus und ein.“

„Ja, aber wer ist es dann?“

„Das wissen wir freilich nicht.“

„Wird schon so sein, daß es der Böse ist. Ein Mensch kann doch hier nicht leben, gar überwintern. Und der Torwart geistert schon seit Jahren herum.“

„Man muß solche Dinge ruhig betrachten und sich nicht den Kopf wirr machen lassen. Dann kommt man schon darauf.“

„Tät' mich schon gelusten. Vielleicht könnten's wir zwei. Ihr seid klug, und ich bin stark — das tut sich gut zusammen.“

„Aber Ihr habt mich noch gestern nicht leiden können.“

„Ich weiß heut noch nicht, ob ich Euch leiden darf.“

„Ihr seid wenigstens ehrlich. Also sagt gerade heraus, was Ihr gegen mich habt.“

Der Bursch zögerte. „Wenn ich's sag und unrecht hab, werdet Ihr böß.“

„Sprecht nur ruhig. Mißverständnisse sind dazu da, daß man sie fort-pukt.“

Urs richtet sein einziges Auge, in dem eine seltsame Kraft lag, auf den Lehrer. „Haltet Ihr's nicht mit den Franzosen?“

„Urs, da könnt' ich wahrhaftig böß werden — ach so, ich versteh. Wegen der Musikmacherei?“

„Und gesprochen habt Ihr auch viel mit ihnen.“

„Weil ich die Sprach' erlernen wollt'.“

„Möcht wissen, was an der dran ist.“

„Eine fremde Sprach' schadet nie. Natürlich, die Hauptsach' ist sie nicht, Seht, es gibt in den Städten Leute, denen unsere deutsche Sprache zu gering ist und die immer französisch plappern. Das sind Strohköpfe, die nichts anderes können. Wer weiß, wieso die Sterne am Himmel gehen, wie die Blumen wachsen, wie die Tiere leben — der hat mehr, als eine fremde Sprach' wert ist. Aber wenn man leichtlich dazu kommen kann, eine zu lernen, soll man's ausnützen. Schon damit man im Vergleiche mit der fremden Sprach' merkt, wie wunderschön unsere deutsche Muttersprache ist.“

„Ist die so schön — darüber hab' ich noch nie nachgedacht.“

„Freilich ist sie schön!“ lachte der Lehrer. „Lest einmal ein Gedicht...“

„Ich kann nicht lesen.“

„Dann will ich Euch einmal etliches vorlesen, wenn Ihr mich besuchen kommt. Draußen im deutschen Land leben zwei große Dichter, die heißen Goethe und Schiller. Und neben ihnen noch viele andere, die auch schöne Sachen erdenken: Und was die schreiben in deutscher Sprache, ist mehr wert als alles französische Gerede. Aber die Leute, die sich an das Fremdländische hängen, kennen das Eigene gar nicht. Und das ist sehr traurig. Aber vielleicht wird es anders, wenn einmal die Franzosen aus dem Land geworfen werden.“

„Glaubt Ihr daran?“

„Ganz sicher glaub' ich daran. Wir jungen Menschen im Unterland, von wo ich herkomme, warten nur darauf. Wenn's einmal losgeht, weiß jeder schon den Platz, auf dem er stehen wird. Das sag ich Euch, weil ich Euch vertrau, daß Ihr's nicht weiter sagt. Die Franzosen schnüffeln überall herum, und seit der Tiroler Geschichte sind sie doppelt mißtrauisch.“

Urs Lahner war sehr nachdenklich geworden. Er klopfte immer wieder an seiner Pfeife, obgleich alle Asche schon längst entfernt war, und brummelte etwas vor sich hin. Dann erhob

er sich plötzlich. „Zeit wird's, daß wir gehen. Wenn wir nach dem Einnachten kommen, packt uns die Torwache.“

Sie verfolgten das Band und kamen bald auf leichten, nicht allzusteilen Fels, der sie unschwer zum Geröll niederführte. Den Schuttstrom unter der Wand hatten sie noch nicht erreicht, als Urs mit einem Male stehen blieb und scharf talauf spähte, wo vom Radlgraben eine breite, sich oben verschmälernde Firnhalde zu der Scharte unter dem Reißtagipfel emporführte.

„Jetzt — ich weiß nicht — aber das ist doch keine Gams?“ sagte er, dachte die Hand über das Auge und sah scharf aus. „Natürlich! Ein Mensch ist's. Seht Ihr ihn? Dort, in der Schneerießen, grad bei dem Felsdreieck unter der Scharte. Jetzt steht er still — jetzt bewegt er sich wieder.“

„Ich seh' einen schwarzen Punkt — ist's nicht doch eine Gams?“

„Ich weiß doch, wie Gemsen gehen. Die springen über den Schnee — so langsam gehen sie nur, wenn sie auf Grasboden sind und zwiischendurch weiden. Das dort ist ein Mensch.“

„Und wennschon — vielleicht ein Jäger.“

„'s ist ein einziger im Tal, der ganz ins hohe Birg hinaufsteigt — der Egger Lois. Und der ist heute morgen nach Spittal gegangen — der kann's nicht sein. Außer dem Egger Lois und mir geht nie wer über den hohen See hinauf.“

„Vielleicht der Rochus?“

„Der fürcht' sich vor der Od', wie alle andern.“

„Wer kann's also sein?“

„Kann mir's reinweg nicht sagen. Nur soviel ist sicher: dort steigt aus der Scharte ein Mensch nieder durch die Schneeschlucht, die außer mir und dem Egger Lois keiner begehrt.“

„Und was ist daran so wichtig?“

„Man weiß heutzutag' nicht, was für Gesindel im Land umgeht — Herrgott, Lehrer, schnell, schnell!“ Er begann hurtig abwärts zu klettern.

„Was ist denn jetzt wieder los?“

„Ich hab's! Ich weiß, wer's ist. Der Torwart ist oben gewesen im

Birg, jetzt kehrt er heim. Darum haben wir ungestraft im Bergwerk herumkriechen können. Schnell, eilt Euch!“

„Jetzt möcht' ich grad' dableiben.“

„Geht nicht, geht auf keinen Fall. Nach der Dunkelheit dürfen wir nicht mehr in die Stadt. Und — man soll nicht zuviel auf einmal wollen. Im Bergwerk waren wir — seien wir froh, daß es gut ausgegangen ist.“

Er hezte, ohne auf den Lehrer weiter zu hören, zum Geröll nieder und rasselte dann zum Naz nieder, der noch immer auf seinem Steinblock saß.

„Ist's gut gungen?“

„Ja. Aber jetzt kommt er — von der Scharten nieder. Ich hab' ihn gesehen.“

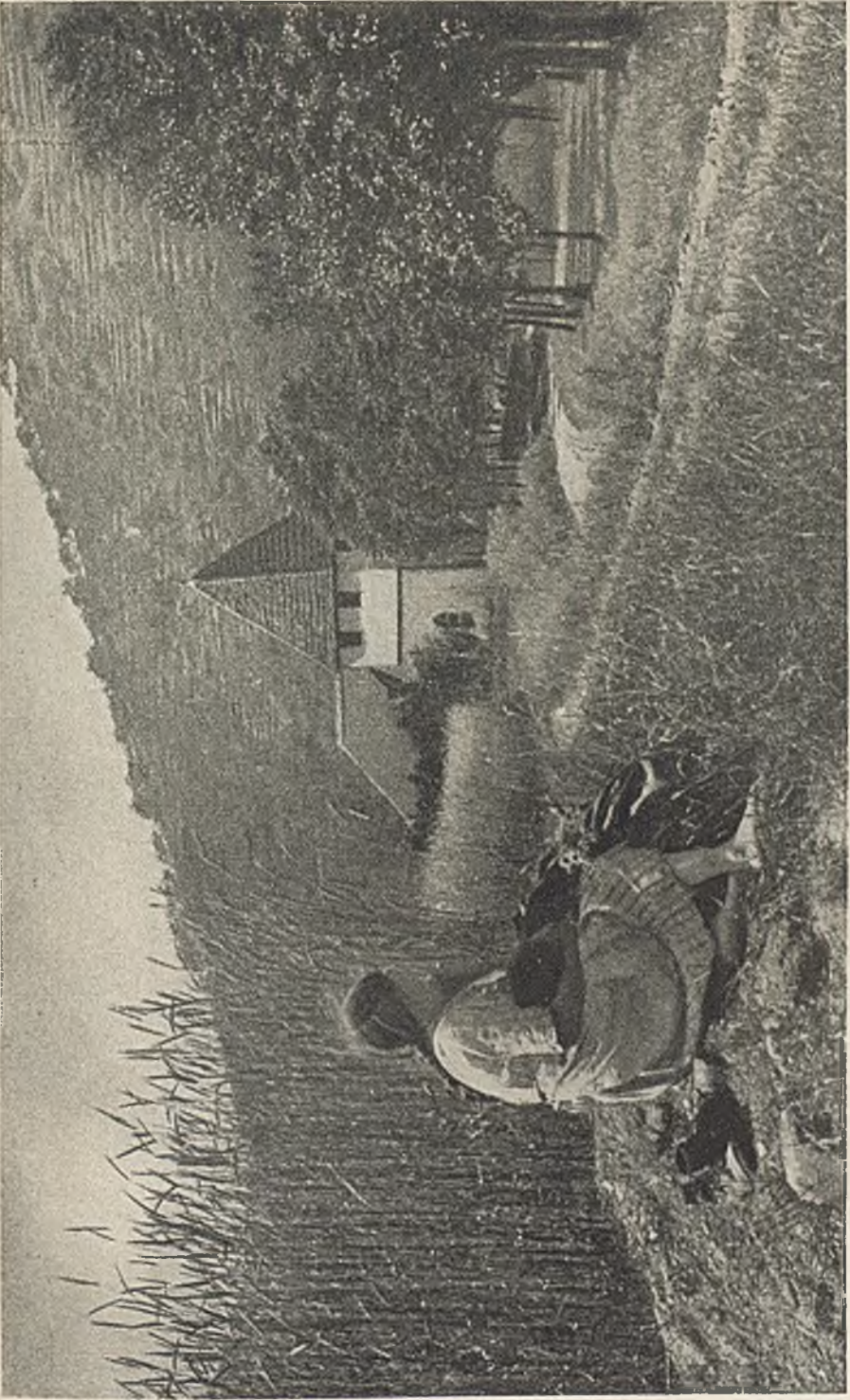
„O du mein! Jetzt heißt's Fuß haben.“

Sie liefen talab, Tobias Kalterer ihnen langsamer nach. Zeitweise sahen sich die beiden Männer um, als ob ihnen ein Verfolger im Nacken säße — der teuflische Torwart oder die Vermummten der Urwälder.

Ober die großen, nie gelösten Geheimnisse der wilden Felsberge, das Gespenstische der dort oben lauenden Ode, der maßlosen, erdrückenden Stille.

Der Abend kam, und in den Wänden lachte der Sturm, aus den Wassern der Sturzbäche klagten Stimmen Unsichtbarer, die Schatten sanken, und das große Geheimnis ward lebendiger als je. Schlichte Volksfrage hatte ihm Gestalt gegeben: da der teuflische Torwart, dort der Neck am hohen See, Schleierfrauen an singenden Quellen, unerlöste Seelen in ewigem Eis. Im Grunde war es doch stets das Gleiche, das ewig Unlösbare und Gewaltige: die Berge, die darum so fern und rätselhaft in ihren geheimen Kräften sind, weil, gleichwie in der Unendlichkeit des Meeres, der Mensch in ihnen keine bleibende Statt hat und nur bange vor dem Allergrößten erschauernder Gast ist.

Zwei Tage lang hatte es geschneit, dann riß ein jäher Wind, der aus den Nordtälern niedergelotst kam, die Wol-



P. Sommel:

©etter photographischer Wettbewerb. Vierter Preis.

Mittagsläuten

ten zu Felsen. Trieb loses Spiel mit ihnen, preßte sie in Schluchten und Schrunde, daß sie sich wie Schlangen wanden und drehten, schleuderte sie an die Felswände, daß sie kläglich in kleine Rauchfahnen zerbarsten, und drückte sie durch das Wipfelgekraus der großen Wälder bis auf den Moosboden nieder, daß sie wie in einem ungeheuren Netz gefangen waren. Der Wald rauchte, die Höhen dampften, Säulen von Nebelschwaden ringelten sich in die Höhe, und auf den Graten flatterten helle, weiße Tücher auf, wenn der Sturm in den lockeren Neuschnee setzte. Allüberall kam mattmilde Herbstsonne hervor, hatte aber doch noch soviel Kraft, in den unteren Lagen den Schnee zu Brei und Wasser zu wandeln. Die Spittaler Postkutsche war bis zum Verdeck hinauf mit braunen Streifen und Negen bespritzt, wenn sie die Straße herab dem Gmündner Thor entgegenrasselte.

Auf der Alm des Rochus zutiefst im Radlgraben lag der Schnee fußhoch, war wässerig und schwer. Der Ziegenstall bog sich an der Ostecke nieder, und im Gebälk krachte es. War ein Pfeiler Mensch geworden. „Wie wird das erst, wenn später der große Schneefall kommt!“ dachte der Hirt. Er nahm seine Art, sagte Rena, sie solle ihm derweilen die Brennsuppe auf dem Herd warmstellen, und ging in den Wald. Einen nutzen (tüchtigen) Baum wollte er schlagen, um den Ziegenstall zu stützen. Die Brennsuppe verdampfte allmählich am Herd, die Sonne rollte schon handhoch über den Graten, und vom Stoder fielen die Schatten nieder. Da kam Rochus wieder, kroch auf den Armen und einem Bein, spie Blut aus und schimpfte lästerlich. Einen Fuß zog er nach, als ob er ein Bündel wäre. An der Hütenschwelle kniete er ganz zusammen, lag still und atmete kaum. Erwachte erst wieder, als ihn Rena ins Bett heben wollte. Unter den Armen hatte sie ihn gefaßt — da schrie er auf wie ein weidwunder Bär. Die Nacht brachte Fieber, dazwischendurch einen hellen Augenblick. In dem erfuhr sie es:

Am Hang hatte er eine Fichte geschlagen, ein vom Neuschnee geloderter Stein war herabgerollt und hatte ihn niedergelassen. „Den Hag hat's mir zer schlagen und ein paar Rippen und die Pfeifen. Jetzt kann ich nicht rauchen.“

Rena war gefühllos genug, lehteres nicht zu sehr zu beklagen. Sie lief ins Radlbad, kaum es dämmerte, und sandte von dort den Badeknecht nach dem Medikus. Er solle den Pflasterkasten mitbringen und den Dunkel wieder zusammenleimen. Derweilen legte sie dem Wunden auf Brust und Bein Pechpflaster auf, schmierte feuchte Lehmerte darüber und kochte einen Sud aus allerlei Kräutern.

Als der Medikus kam, hatte er gleich zwei handfeste Männer mitgebracht, denn ihm schwante, daß es mit dem Zusammenleimen nicht so einfach gehen würde. Die hoben den Rochus trotz seines Schimpfens vom Lager, legten ihn auf eine rasch hergestellte Bahre und trugen ihn zu Tal.

Nun war Rena allein in der Wildnis der Berge.

Und der Winter kam!

Rochus Gregori lag in einem Bett des Bürgerspittels zu Gmünd. Links neben ihm stöhnte ein französischer Soldat, der sich beim Exerzieren sein eigenes Bajonett in den Bauch gerannt hatte, rechts lag ein Gemeindearmer, dem schon seit Monaten alles mögliche fehlte. Rochus war kein leichter Fall, denn etliche Rippen waren zerdrückt, hatten innerliche Verletzungen verursacht, und der Fuß sah so übel aus, daß der Arzt schon ans Abschneiden dachte.

Tobias Kalterer saß neben dem Hirten und schüttelte zu dessen Bitte, ihm eine Pfeife und Tabak zu besorgen, den Kopf. „Im Spittel darf nicht geraucht werden — das wißt Ihr doch. Habt Ihr keine größeren Sorgen als das?“

„Den Ziegenstall hab' ich nun erst nicht stützen können. Wenn der viele Schnee kommt, bricht er zusammen, und die Geißen sind alle hin. Der Baum ist schon geschlagen — oben, wo's Geröll vom Stoder am tiefsten niederkommt.“

Wie ich ihn hab' abrinden wollen, kommt der verfluchte Stein."

"Ich will die Arbeit gerne fertig machen."

"Gleich heut — tut mir die Lieb'."

"Heut geht's nicht, hab' bis zum Abend in der Schul' zu tun. Aber morgen."

Es war ihm nicht schwer, Wort zu halten. Am liebsten wäre er ja sofort zu Rena hinaufgegangen. Als er es am nächsten Tag tat, fielen neue Wolken rasch über die Grate, und mit dem Schönwetter war's vorbei. Sie hatten den Unglücksbaum noch nicht ganz behauen, da begann es wieder zu schneien. Und als sie mit dem Stamm im Geisestall waren und die gesenkte Decke durch das saftigfrische Holz stützten, heulte der Schneesturm um die Hütte. Das Feuer am Herd riß er hin und her, in den Dachsparren wühlte er, und die kleinen Fenster verklebte er fast mit Schnee. Der Bursch und das Mädchen schlossen die Türe, hatten die Fensterladen ein und zündeten die Lampe in der Wohnstube an.

In Rena war eine seltsame, unerklärliche Unruhe. Immer wieder lauschte sie dem Fenster zu in das Losen des Sturmes, einmal lief sie sogar zur Türe, riß diese auf und spähte in die Nacht.

"Luft gerad' so, als wenn du wen erwarten tätest," sagte Tobias.

"Wo denkst du hin! Nur soviel schreckbar ist's jetzt draußen."

"Bist ja in der Hütte und ich bei dir." Er legte seinen Arm um ihre Hüfte, und sie barg ihren Kopf an seiner Schulter. Aber er spürte es deutlich, wie sie an allen Gliedern zitterte.

"Hast noch immer Angst wegen der Nachtbuben?" lachte er und legte ein wenig prahlerisch die Pistole auf den Tisch.

"Ja!" sagte sie so rasch, als freue sie sich, daß er diesen Gedanken aufgegriffen habe.

"Aber sie haben sich doch seit Wochen nicht mehr gezeigt."

"Um die Hütte nicht mehr, aber vor acht Tagen hat der Onkel wieder das

Feuer gesehen unten im Wald. Er hat damals den Stuken genommen und wollt schauen gehen, was das eigentlich ist. Aber ich hab' so lange gebeten, bis er dageblieben ist."

"War besser. Weiß Gott, was das für Gefindel ist — vielleicht Zigeuner. Wird der gleiche Schwindel sein wie die Sach' mit dem Torwart. Das Bergwerk ist um und um leer und nichts darin als ein altes Grab."

"Woher weißt denn das?" sagte sie langsam und starr.

"Weil ich drinn war vor fünf Tagen." Er lachte sie froh an und freute sich ihrer Bewunderung, die er nach seiner Heldentat erwartete.

"Du — warst — drinn?" fragte sie und ihre Augen weiteten sich.

"Ja, ich und der Urs Lahner von der Post. Der Wurzelmaaz hat draußen gepaßt mit dem Gewehr, damit er schießen kann, wenn sich was Verdächtiges zeigt."

Ihr Schrei flog auf, so grell und verzweifelt, daß er erschrocken zurückfuhr. "Er hat geschossen — ich hab's ja gehört. Um Gotteswillen, wen hat er erschossen?"

Sie umklammerte seine Arme und sah ihm wildfragend ins Gesicht.

"Rena! Was hast denn nur..."

"Wen hat er erschossen, sag's doch! Jetzt weißt ja alles."

"Niemand hat er erschossen."

"Du lügst! Ich hab' den Schuß gehört."

"Auf uns hat er geschossen, der Esel, wie wir aus einem Felsloch herausgekrochen sind. Handbreit vom Urs ist die Kugel in den Fels gefahren."

"Und das Bergwerk war leer?"

"Ganz leer. Fledermäus' waren darin und ein altes Grab. Aber jetzt frag' ich: Was soll das heißen — jetzt weißt alles? Warum hast du eine solche Angst?"

"Um dich, nur um dich."

"Das kann ich glauben oder auch nicht."

"Glaub's, Tobias. Denk' dir, wenn dir dort was geschähe."

"Rena — ich glaub's nicht."

Sie ließ den Kopf sinken und faltete die Hände, als ergäbe sie sich in ein Geschick, das auf ihr lastete.

„Ich hab' dich lieb, Tobias! Und ich muß immer an den Bauernsohn denken, der dort zugrund' gegangen ist. Ich bitt' dich — geh' nie mehr in das Bergwerk, nie mehr!“

„Ich hab's gesehen und nichts gefunden. Hab' keine Ursach', mir weiter die Kleider in den Schlüfen und Löchern darin zu zerreißen.“

„Tobias, du sprichst anders als sonst. Du mißtraust mir. Glaub' mir doch — ich hab' Angst um dich. Bei der Jungfrau beschwör' ich's dir. Geh' nie mehr in das Bergwerk.“

Sie hing sich an ihn und preßte ihr Gesicht an seines. Da vergaß er Bergwerk und Torwart und küßte sie. Die Einsamkeit der schneesturmumtosten Hütte legte einen zarten, besänftigenden Schleier über beide. Sie waren wie ein Mann und ein Weib, allein auf eine ferne Insel des Meeres verschlagen.

Als seine Küsse immer wilder auf ihre Rippen zuckten, riß sie sich auf. „Es ist spät — du hast morgen einen schweren Weg durch den Neuschnee.“

Er begriff zuerst nicht, wollte sich an ihr verklammern, sie aufs neue zu sich zwingen. Ganz langsam löste sich der Bann, erwachend, fast taumelnd wandte er sich der Türe zu.

Als er über die Leiter zum Heuboden hinaufstieg, spürte er, wie die Hütte in ihren Grundfesten zitterte. Oben trat er an die Luke, wollte sehen, ob das geheimnisvolle Feuer im Walde leuchte. Aber er sah nur tanzende Schneeförner, die vor dem schmalen Strahl der Stallaterne, die ihm den Raum erhellte, wie glühende Käfer vorbeitzogen.

Dann grub er sich ins Heu, warf den schweren Kutter über sich und lag still. In den dünnen Gräsern raschelte und zitterte es ununterbrochen, draußen aber schrie die Natur mit tausend gellenden, winselnden, heulenden Stimmen auf. Bald klang es ganz nahe, als ob ein Mensch klage, dann schwebte es wie auf unsichtbaren Riesenflügeln über das

Tal, gellte aus den Winden, wimmerte aus dem Walde. Zum Ende verwichen sich die Einzelheiten, das Losen der Wetternacht wurde zu einem einzigen, furchtbaren Schrei, der auf- und abschwellend erklang, als ob die Berge selbst lebendig geworden wären, als ob sich starre Felswände zu riesenhaften Mäulern öffneten und Geister der unterirdischen Kristallpaläste einen wilden Jubelgesang anstimmten.

In das Lärmen und Losen klang plötzlich ein bestimmter Klang: das Knarren einer Türe. Dann verstärktes Windsausen im unteren Raum, als dringe der Sturm durch eine rasch geschaffene Öffnung herein. Tobias kroch leise durch die Täler und Berge von Heu bis zur Luke und sah in den als Küche dienenden Vorraum hinab. Das Feuer am Herd war noch nicht völlig verglost — in seinem matten Schein sah er Nena an der offenen Türe stehen. Der Wind rüttelte an ihrer zarten Gestalt, und sie mußte sich am Türpfosten festhalten, um nicht zur Seite gestoßen zu werden. So stark war das Heulen des Sturmes, daß sie, die in die Nacht hinauslachte, nicht hörte, wie Tobias die Leiter hinabstieg und auf sie zuging. Als er sie an der Schulter berührte, zuckte sie zusammen.

„Was machst du da?“

„Ich — ich, gelost hab' ich — mir war, als schrie draußen jemand.“

„Lebst solange da und mußt doch wissen, daß der Sturm mit menschlichen Zungen spricht in solchen Nächten.“

„Kann sein, ich hab' mich halt getäuscht.“

„Du zitterst ja vor Kälte — komm herein.“

Er faßte sie um die Hüfte und führte sie in die behaglich warme Wohnstube, wo ihres und des Onkels Lager standen. Wie eine Puppe hob er sie auf und legte sie in das Bett.

Sie hielt seinen Hals umklammert und zog ihn dadurch ein wenig zu sich nieder.

„Der Winter wird schrecklich sein, wenn der Onkel nicht da ist.“

„Ich komme ja zu dir.“

„Aber so selten. Immer werd' ich auf dich warten. Dann werden lange Wochen sein, in denen du nicht kommst.“

„Zweimal in der Woche bin ich bei dir.“

„Kannst doch nicht kommen, wenn die Lawinen stürzen!“

„Komm du ins Tal hinaus — das wär' doch das einfachste.“

„Und die Geißen? Die Hühner? Nein, es geht nicht — wie gern käme ich, wie gern!“

„Zu mir?“

„Ja, nur zu dir!“

Noch immer lagen ihre Arme um seinen Hals. Draußen toste der Sturm, und die übergroßen Kräfte der Natur waren lebendig. Durch Ritzen und Fugen, durch Gebälk und Mauer drang ihr Atem zu den beiden einsamen Menschenkindern. Urewige Gesetze heulte des Unwetters eherne Stimme über die Grate hin, und urewige Gesetze zwangen den Mann zum Weibe.

Da versiegte alles Zeitliche vor der lodernnden Weißglut der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Klopstock bei Goethe in Frankfurt

*

Im gastfreundlichen Goethehaus in Frankfurt saß auch er: Klopstock.
Man reichte ihm den besten Rotwein dar
Und trank ihm zu wie einem Griechengott.
Das Haus umglänzte ihn, den hohen Gast, mit weißen Tischen,
Und alles prangte im Patrizierstaat um ihn,
Der eher Diplomat als Dichter schien.

Am Mittagstische war er aufgeräumt,
Als ahne er den zukunfts großen Raum,
In dem er stand,
Und längst war schon die Tafel abgeräumt,
Und immer, immer sprach er noch —
Jedwem zugewandt —
Von tausend Dingen, nur von einem nicht:

Dem jungen Wolfgang wollt' es nicht gelingen,
Ihn auf die Lieblingsmuse: Poesie zu bringen,
Und peinlich oft hat er sie angeführt,
Doch Meister Klopstock hat sich nicht gerührt. —
Ja, das ist Weltmanns Eigenart,
Daß er an seinem Besten spart.

Carl Maria Roff.



Kreuz und quer durch Italien

Von Ernst Hoferrichter

Mit acht Abbildungen nach Ica-Beiß-Aufnahmen
des Verfassers



Als ich von München wegfuhr, kannte ich Italien nur als Vorstellung, die ich mir auf Grund von Venezianischen Mächten, heißen Maroni, Spaghetti und Italienischem Salat in meinem Hirnkasten aufgebaut und zu einem ganzen Land zusammengefeßt hatte, das ich dann eben — ‚Italia‘ nannte.

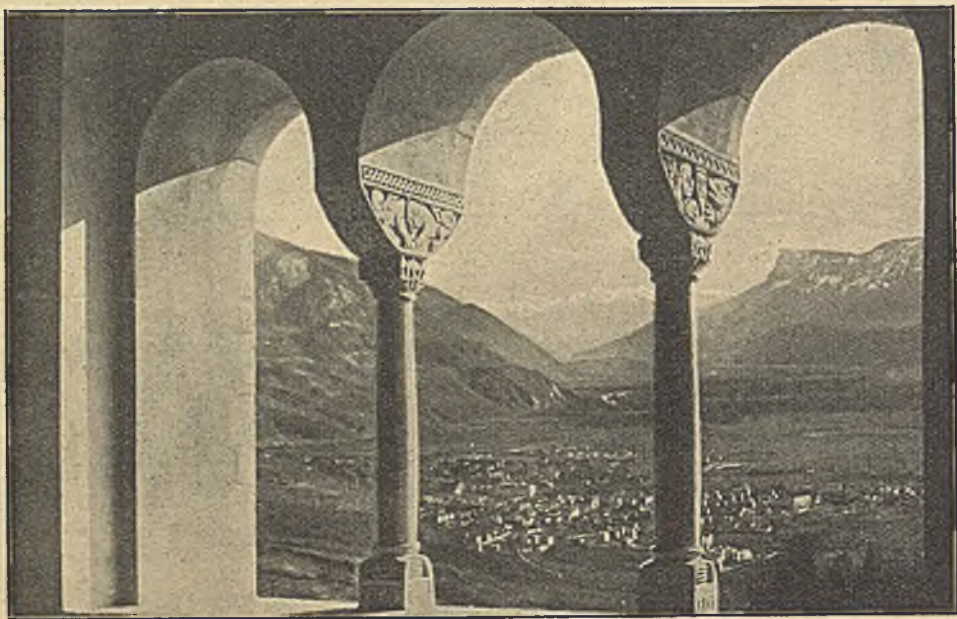
Den Eintritt in dies Land der Begeisterung mit ewig blauem Himmel und vierzig Grad Wärme stellte ich mir so vor, daß auf einmal an der Grenze jenseits des Brenners alles — anders wird. Eine Hitzewelle steht da, so dachte ich mir, wie eine Mauer aufgebaut — und man kommt vom kalten Norden in den heißen Süden, als ginge man plötzlich in ein Dampfbad. Ich knüpfte mir deshalb auch vor der Abfahrt einen Papierkragen um, in der Erwartung, ihn bei der ersten Hitzewelle zum Waggonfenster hinauswerfen zu können . . .

Aber welche Klust liegt immer zwischen der Vorstellung und der Erfüllung durch die nackte Wirklichkeit! — — — In Hemdärmeln und mit offener Brust hoffte ich Italien begrüßen zu können;

aber statt dessen mußte ich an der ersten Station jenseits der Grenze in meinen Winterüberzieher schlüpfen und die Dampfheizung — die mir Italien zunächst schuldig blieb — im Waggon aufdrehen.

Von Bozen aus lockte mich ein Absteher nach Meran, das jetzt leider ‚Merano‘ heißt und wo Briefe von Deutschland aus nicht ankommen, wenn man sie mit der alten deutschen Aufschrift ‚Meran‘ versieht. Mit freudigem Gesicht erzählt eine leitende Persönlichkeit der Kurverwaltung, daß seit kurzem wieder der Besuch von Deutschen überwiege — und tatsächlich scheitern die Versuche einiger fanatischer Faschistenbanden, dies deutsche Land Tirol zu verwelschen, immer wieder an dem treuen Festhalten der Tiroler an deutscher Sitte und Eigenart. Wie ehedem sieht man auch heute noch die Meraner Volkstrachten durch die Straßen ziehen — mit Hüten, an denen die Familienverhältnisse des Trägers abzulesen sind. An den Schnüren und Kordeln erkennt man, ob der Mann noch ledig, ob er verheiratet ist und ob er Kinder hat.

Die Fremdenstadt Meran ist längst



Meran, von der Burg Tirol aus gesehen

international lackiert und poliert. Aber wer die Hänge und Berge hinauffsteigt, der sieht dort noch in den Hütten der Bauern unverfälschtes Volkstum, das auch die Brennerstraße mit ihrem Autoverkehr nicht zu überstauben vermag. Über allem wacht als Warte deutscher Gesinnung die Burg Tirol, die hochend über das Tiroler Land blickt —

Jetzt geht es über Verona auf Venedig zu. Italien wird negatives und positives Erlebnis. Draußen in der Poebene stieg aus Kirchen Rauch auf. Aber an der gleichgültigen Miene der mitfahrenden Italiener merkte ich bald, daß in diesen Gotteshäusern nicht Feuer ausgebrochen war. Nein — man findet hierzulande häufig rauchende Kirchen, die zu Fabriken oder Kinotheatern umgebaut wurden.

Zuerst stieg ich in Venedig auf den Markussturm — in der Hoffnung, daß er nicht wieder wie im Jahre 1902 einstürzen werde. Von da aus übersieht man diese eigenartigste Stadt der Welt nach allen Himmelsrichtungen. Aber

was hier die Fluten schillernd macht, ist nicht der Abglanz der Sonnen, sondern Öl und Schmiere.

Der Lido . . . ! Es genügt, ihn auf einer Ansichtskarte gesehen zu haben. Internationale Hotelbetriebe und stimnungslosen Meeresstrand kann man auch in Deutschland haben. In Venedig soll man durch die kleinen Gassen wandern — draußen in Santo Spirito, wo sich die alten Segler müde an die Hafentwand legen und auf ein günstiges Stellbischein mit dem Wind warten. Da beginnt auch die venezianische Vorstadt, wo der Italiener — ohne Erwartung auf den Fremden — sein ureigenstes Leben lebt und darbt. Hier erklingt keine Dielenmusik mit Mokka-geruch, die Gassen sind nicht parfümiert — und nur das Elend haucht durch die trägen Kanäle dumpfen Atem hin . . . Ab und zu streckt ein Baum seinen grünen Arm aus dem Gedräng' der Häuser heraus und grüßt als spärlicher Verkünder des Frühlings im Namen seiner Kollegen auf dem Festlande . . .



Die Brennerstraße mit der Burg Tirol

Als ich mit meinem treuen Kameraden, der Ica-Kamera, und dem scharfen Auge Reiß-Lessar über den Markusplatz ging, hat mich eine Dame um die Angabe, wie lange sie jetzt beleuchten müsse; denn sie wollte noch die Tauben mit den Säulen abknipsen.

„Ich schwärme für Tauben — und für Säulen! Und wenn ich jetzt nach Rom fahre, werde ich dort alle Säulen photographieren,“ sprach sie zu mir und drückte auch schon ab.

Ich dachte mir: „Arme Tauben, arme Säulen!“ Denn sie wurden von dieser Dame gerade immer von ihrer uninteressanten Partie aus aufgenommen.

„Was photographieren denn Sie, wenn ich fragen darf . . .?“ fragte sie mich.

„Ich, ja — möglichst Dinge, die in Deutschland noch nicht über jedem Sofa hängen und als Ansichtskarte von hinten und vorne im Album stecken . . .“

„Also nichts Klassisches? — — Oh, und ich nur Antikes! Ich habe in meinem Salon in Berlin die Büste Neros, in

Gips bronziert . . . Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, müssen Sie sich das ansehen . . .!“

„Ja,“ sagte ich, „wenn ich einmal nach Berlin komme, erlaube ich mir, Ihren Gipskopf zu besichtigen — —“ Und dann fuhr ich von Venedig ab. Wegen Rom . . .!

Durch Vermittlung und Empfehlungen bekam ich eine Audienz beim Papst Pius XI. genehmigt. Und da hatte ich eines der stärksten menschlichen Erlebnisse während meiner ganzen Italienreise. Ohne jede Pose im Antlitz, voll von Güte und echter Menschlichkeit, erscheint seine Geistigkeit in der etwas kleinen körperlichen Erscheinung. Seit Hadrian VI. ist Pius XI. wieder der erste Papst, dem es gegeben ist, ohne Dolmetscher sich mit den deutschen Katholiken zu unterhalten. Von seiner großen Deutschfreundlichkeit wäre ein hohes Lied der Barmherzigkeit zu singen. Und mehr noch, als in der Öffentlichkeit bekannt wird, strömt an Spenden und Almosen aus seiner Hand dem wirtschaftlich bedrängten Deutschland



Venezianische Vorstadt

zu . . . Und das Leuchten des scharlachroten Raumes und der heilige Abglanz aus des Papstes durchseeltem Antlitz blieben mir noch lange in Aug' und Herz gelegt, als wir nach Monte Cassino fuhren, dem gewaltigsten Kloster der Welt, in dem eben bei unserer Ankunft das Geburtstagsfest seines Begründers St. Benedikt gefeiert wurde.

Nahezu 600 Meter über dem Erdboden ist diese Festung Gottes in die Wolken gebaut, die ihre dickleibigen Mauern mit himmlischer Berührung umsegeln. Vor den Kirchenstufen lagen Bauern und Mädchen in der Tracht ihrer Provinzen, mit selbstgezogenem Wein in den Krügen. Schon eine Nacht lang schliefen sie auf den Stiegen, um ja am Morgen von Anfang an dem Feste beizohnen zu können . . . In der Kirche steigen Weihrauchwolken von der Krypta auf. An den Wänden leuchtet

im Gestühl der tropfenden Kerzen unendliche Pracht, an der sich in schreiender Gegenfäglichkeit malerisch zerklumpte Bettler vorbeischleppen. Immer wieder fallen ihre Blicke neidisch auf die himmlische Pracht, die nicht ihnen, sondern Gott gehört. Allmählich kommen auch die Bauern, sich zaghaft an den Seiten vorschleppend, ins Blickfeld der Aufopferung. In dekorativer Bescheidenheit ranken sie sich um die Beichtstühle und verschmelzen mit ihnen zu einer Gruppe, die lebt, sündigt — und der immer wieder Verzeihung in den Schoß gelegt ist . . .

Über alles hin schwebt ein Gesang, der nicht der unzulänglichen Erde entwachsen scheint . . . In troitus! Die Ministranten, rot wie aufgereichte Kirschen, sitzen mit dem Rücken gegen den Altar und singen die Gregorianische Messe von den Notenblättern ab, die



Auf der Landstraße: Eselsfuhrwerk mit dem Verfasser

sie alle in gleicher Höhe vor sich in Händen halten . . . Und fünf Stunden Opferung, Gebet, Weihrauch, Kerzenlicht und Gesang werden hier auf Monte Cassino zu einer Minute — und diese Minute zur Ewigkeit — —

Unten am Bahnhof sehen wir italienische Kleinhausler von Frau und Kindern Abschied nehmen mit Umarmung, Tränen und Küssen. Sie wandern nach Amerika aus, weil ihnen diese paradisiäische Erde nicht des Leibes arge Not zu lindern vermag . . . In Tragik reißt hier die Welt zu unverständlichen Klüften auf.

Neapel ist fesselnd, aber nicht schön, wenn damit die Stadt in ihrer Begrenzung gemeint sein soll. Das „Veder Napoli e poi morire . . .!“ hat schon lange seine objektive Geltung verloren. Das kitschige Bemühen, moderne und mondäne Großstadt zu werden, verträgt sich nicht mit dem über-

lieferten Schmuck und Dreck, der in den Gassen zwischen den Zementpalästen internationaler Hotelfrästen ausgebreitet liegt.

Jeder Blick in den alten Gassen Neapels gibt ein urchtes Stück Italia. Von der Straßenpflasterperspektive bis zum Ausblick aus dem Hotelzimmer hat man den ganzen bunten Stiefel Europas vor sich hingelegt. Als Nationalfahnen flattern von allen Balkonen Wäsche- und Singvögel hängen in westentaschenkleinen Käfigen an den Häusermauern, und über alles hin legt sich die südliche Sonne mit bronziertem Lächeln . . .

Auch hier durchziehen Faschistengarden kreuz und quer die Stadt, auch hier sehen sie mit einem Blick, der in fünf Minuten die ganze Welt zu erobern scheint, auf ihr schwarzes Hemd herab. Mussolini wurde erwartet — wie ein Gott. Überall strecken sich ihm

mit Faschistengruß die Hände entgegen. Er ist der Erlöser und die Zukunft Italiens. Sein Name hängt an allen Lippen — und wer ihn unheilig ausspricht, der wird verprügelt. Bei jeder offiziellen Gelegenheit muß Mussolini den Vorder- und Hintergrund abgeben. Er spricht zu seinem Volke von Denkmälern herab, durch Grammophonplatten und mit den Wellen des Radio. Und alle reißen den Mund auf, lächeln mit den Ohren — und sind dieses Gottes voll . . . ! Ganz Italien bebzt um feinetwillen und badet sich mit Begeisterung in seinem Wellengang.

An einem glasigen Märzabend fuhr ich mit meinem Freund Bizzi auf dem Dampfer „Italia“ Sizilien zu. Das Schiff wackelte wie ein Sofa, dem ein Fuß abgebrochen war . . . Die Küste Neapels versank Stück für Stück. Müde machten die Leuchttürme das rote und das grüne Auge auf und zu . . . Die

Sirenen weinten zum Abschied. Ein Kind tanzt im Speisesaal . . . Hunde liegen auf den Tischen und warten auf den Flohfang. Draußen sieht man in tellergroßen Funken zwischen dem Schaum der Wogen das Meer leuchten. Die Fahrt geht an Capri vorbei . . . am Ufer hin erschauen wir die Fischer mit den Lichtern von Fahrradlampen beim Fang. Dann senkt sich unendliches Dunkel über das Meer . . . Sterne über uns! Die Milchstraße wird zum einzig sichtbaren Weg. Im Westen schwimmt ein gewaltiger Ozeankasten von Afrika her . . . Wie ein brennender Christbaum im dunklen Weihnachtsaal!

Im Speisesaal klirren Teller und Gläser. Wir sind auf dem Riesenschiff die einzigen Deutschen. Im Zwischendeck schnarchen Soldaten, die nach der afrikanischen Kolonie Tripolis verfrachtet werden. Von der Kajüte des Zahl-



Im Hafen von Neapel. Blick auf die Rauchwolke des Vesuvius

meisters her tickt eine Wanduhr. Die Maschinen hämmern mit unregelmäßigem Puls . . . Zuweilen setzt der Herzschlag gänzlich aus, um sogleich wieder die Schläge zu verdoppeln. Fieber im Maschinenraum! Wir trinken bis in die tiefe Mitternacht hinein Wein, um nicht seekrank zu werden. „Es lebe die Heimat . . .!“ Dann spielte der Kapütentellner Wohnungsamt und wies uns eine Kammer zu . . . Eine halbe Armlänge vom Kopfe entfernt schlug das Tyrrenische Meer an die Schiffswand. Durchs Kapütenguckloch sah man die weißen Wogenkämme anstürmen . . . Schlaf tropfte von der Decke herab — gerade in meinen Hirnkästen hinein. Gute Nacht . . .! —

Morgens gegen acht Uhr hob sich der Monte Pellegrino aus den Fluten empor. Ihm zu Füßen lag wie eine Herde versteinertes Ziegen Palermo — mit dem Geschrei der Droschkentutscher, Zeitungsverkäufer und Früchtenhausierer. Gegen Süden zu führt die Straße an einer Parade verkommenen Herberghütten nach Monreale, wo das Gelb und Gold der Limonen und Drangen alles Grün der Landschaft überwog. Draußen vor der Stadt biegt eine Gasse zum Kapuzinerkloster mit den getrockneten Leichen ab. In lang verzweigten Kellergrüften liegen, hängen undstehen ehen mehrere Tausende gedörrter Kapuziner, Adelige und hoher Würdenträger Palermos, die hier ihre irdische Hülle auf eine in der Kulturwelt eigenartige Weise lagern ließen. Seit zweihundert Jahren liegen hier Leichen, die zuerst ein Jahr im trockenen Boden begraben wurden und dann in Luft und Sonne zur Dörrung kamen. Seit vierzig Jahren hat diese Art von Mumifizierung aufgehört; aber immer noch werden die Körper von Nachkommen mit neuen Kutten und Kleidern versehen.

Im Dom zu Palermo sahen wir



Aus den Kellergrüften des Kapuzinerklosters bei Palermo

gleichzeitig Kindstaupe und Kaiserkrone, im Hotel zahlten wir für eine einzige Drange eine Lira, worauf wir uns erinnerten, daß wir eine halbe Stunde entfernt Drangenbäume sahen, von denen einer allein bis zu zweitausend Stück Früchte trug. Es ist grotesk, daß man in Sizilien das schlechteste Obst und die minderwertigsten Früchte zu kaufen bekommt, weil alles Gute exportiert wird. Und ich erinnerte mich dabei an die vergangenen sieben mageren Jahre in Deutschland, wo in der Umgebung Münchens die Milch in Strömen floß, aber nicht in die bayerische Hauptstadt, sondern nach Berlin.

In einer Augusthitze durchquerten wir nun in manchen schönen und schlechten Tagen Sizilien der Breite und Länge nach, sahen die unendlich ausgedehnten Schwefellager, Hafenplätze und Landstraßen, auf denen ganze Familien auf offenen Karren sich durchs Leben ziehen



Taormina mit dem griechischen Theater

ließen. Auf den Gesichtern der Einwohner liegen Spanien und Afrika als feilische Landschaft ausgebreitet . . . Paradiesisch schön ist Girgenti an eine Hügelwand gelehnt, unten breiten sich bis ans tiefblaue Meer Ohaine hin, zwischen die griechische Tempel in elfenbeinernem Leuchten hineingesetzt sind . .

In Girgenti erlebten wir das Erwachen einer sizilianischen Kleinstadt. Gemüseverkäufer wecken den Fremden gegen acht Uhr aus dem Schlaf. Diese Gaukler und die unzähligen wilden Raben sind bis neun Uhr das einzig Lebendige, das in den Straßen sichtbar wird. Die Läden und Verkaufsbuden haben alle noch die eisernen Augen zu und erwachen erst gegen zehn Uhr. Da beginnt erst das geschäftliche Treiben,

das aber dann vor Mitternacht nicht zur Ruhe kommt.

Taormina wird von vielen, die schon mehr gesehen hatten als ich, der schönste Punkt der Erde genannt. Ich würde diesem Urteil ohne weiteres beistimmen, wenn dieser göttliche Erdenfleck nicht zu einer englischen Kolonie mit dem zum Erbrechen faden Oh yes, mit den Tea-Rooms und Londoner Malweibern verunstaltet worden wäre. Hier versteht man erst Heinrich Heine, wenn er ausruft, daß es auf Gottes schöner Erde nichts Langweiligeres als englische Ladies gibt. Sie sind zwar harmlos, sie heißen nicht — weil sie den Mund nicht weit genug aufbringen — aber sie passen nicht in die italienische Landschaft. Aber gerade deshalb steigen



Syrakus vom Theater aus gesehen

sie in diesen südlichen Gärten umher, als wäre alles nur ein Vorort von London.

Die Postanstalten und alle anderen öffentlichen Aemter tragen den Engländern zuliebe englische Aufschriften, die Kaffeehausmusiker spielen die neuesten One-Step-Schlager, und die italienischen Oberkellner bemühen sich durch Mundwinkelverschiebungen den letzten Rest italienischer Eindrücke zu zerquetschen.

Hoch oben über dem griechischen Theater tranken wir im Haus des Kustoden glühenden Atnawein, wozu uns von Catania her der Atna in eigenster Person mit beschneitem Haupterauchende Grüße zusandte. Und jedesmal opferten wir den Rest unserer Becher ihm und „den Göttern“, die vor mehr als zweitausend Jahren sich an diesen Gestaden in apollinisch dionysischer Freude herumtrieben.

Und endlich kam auch der Abend, da die Hakenlichter von Syrakus uns entgegenleuchteten. Nach Syrakus

wanderte der deutsche Dichter Seume im Jahre 1802 zu Fuß von Leipzig aus — und er nannte diese Reise einen ‚Spaziergang‘. Als wir vor den Toren dieser schon orientalisches gefärbten Stadt saßen und an die unendlichen Strecken dachten, die wir in D-Zügen und Dampfschiffen bis hierher zurückgelegt hatten, da erschien uns diese Reise als ein Spaziergang — der in die Ewigkeit führt. Und wahrhaft — wer hier von diesen sanften Höhen aus nach dem Süden schaut, wo die Bläue des Himmels mit dem Meer zur Unendlichkeit zusammenschließt, der glaubt, unmittelbar vor den Toren zu sitzen, die zu Gott führen . . .

Und wir waren doch nur am südlichsten Ende Italiens. Aber damit auch am Ende unserer Reise nach Süden. Im Herzen mahnte die Heimat, die noch Macht genug in mir hatte, um mich wieder nach Norden zu ziehen, wo es auch schön ist — ja, vielleicht am schönsten . . .!

Von Gestern und Vorgestern

Erinnerungsblätter von Charlotte Niese

Schluß



Es war sehr nett, als Lehramtskandidatin wieder nach Plön zu kommen. Das Schwesterchen war in der Genesung, Freunde holten mich im Triumph von der Bahn, und im Plöner Wochenblatt stand, daß eine geschätzte Mitbürgerin, Fräulein Ch. Niese, das Examen für höhere Töchter Schulen bestanden habe. Da las ich zuerst meinen Namen in Druckbuchstaben und empfand nicht einmal eine Ahnung, daß dieser Name noch einige Male gedruckt erscheinen würde. Jetzt galt es, eine Stellung zu finden, in der ich Geld verdienen konnte. Damals lockte England. Einige bekannte Damen waren gern in England und redeten mir zu, gleichfalls dorthin zu gehen. Ich war drauf und dran. Dann hörte ich von jemand anders eine ernsthafte Warnung, daß ich diesen Gedanken wieder aufgab. Und dann schlitterte ich in eine vornehme Familie hinein, die äußerlich mit allen möglichen Annehmlichkeiten gesegnet, innerlich aber so wurmstichig war, daß ich mich freuen konnte, eines Tages wieder daheim zu sein. So kann man auch in Deutschland seine Erfahrungen machen und braucht deswegen nicht ins Ausland zu gehen. Später ist es mir aber immer gut gegangen. Ich habe liebe und nette Menschen kennen gelernt und warme Freundschaften geschlossen. Hier viele Namen zu nennen, scheint mir nicht richtig; wer in verschiedene Häuser als Hausgenossin geht, kann viel erleben, und manche Erfahrungen machen. Ich bin wieder im Norden von Schleswig gewesen dann am Rhein, endlich in der Nachbarschaft von Plön — und endlich war es mit dem Unterrichten vorläufig vorbei, weil

meine Mutter mich brauchte und in mir schon allerlei Gedanken an Druckpapier und der Wunsch aufstiegen, das, was ich innerlich dachte, auszusprechen. So habe ich mich allmählich der Schriftstellerei zugewandt. Es kam nicht gleich, und zuerst mußte ich, wie die meisten, Lehrgeld bezahlen. Aber allmählich kamen doch von hier und dort allerlei Ermutigungen, und schließlich war es für mich das Schönste, mich einzuspinnen in meine Gedanken und zugleich Geschichte zu studieren, um dieses und jenes, was mich gerade beschäftigte, weiter ausarbeiten zu können.

Ich muß aber doch noch sagen, daß ich sehr gern unterrichtet habe. Auch ist es mir durchaus nicht schwer geworden, mich in fremde Verhältnisse zu finden, und ich glaube, daß ich auch immer den richtigen Takt hatte, meine Gesellschaft der Familie nicht unnötig aufzudrängen. Damals wurde allerdings von einer einzelnen Lehrerin im Hause reichlich viel verlangt. Ich habe eigentlich immer sechs bis acht Stunden täglich gegeben und dann in einer Familie noch nachmittags Nachhilfstunde an die Söhne, die in der Schule nicht allein weiter konnten. So war der Tag reichlich ausgefüllt — zu reichlich für eine einzige Lehrerin. Man hat mir nachgesagt, daß ich gut unterrichtete. Jedenfalls lernten die Kinder etwas bei mir, und ich hielt sie in Ordnung. Aber ich habe doch entbehrt, selbst nicht eine Unterrichtsmethode gelernt zu haben, sodaß ich eigentlich nur so unterrichtete, wie es mir selbst einfiel. Jedenfalls bin ich immer mit meinem Dasein zufrieden und die Menschen sind meistens sehr nett gegen mich gewesen. Aber

ich habe doch öfters Hauslehrerinnen getroffen, die sich mit großer Bitterkeit über ihre Erfahrungen in den Familien, in denen sie unterrichteten, aussprachen, und was sie davon erzählten, klang allerdings auch nicht gerade reizend. Im Interesse der eigenen Kinder wäre es besser gewesen, die Mütter hätten sich etwas liebevoller um ihre jungen Lehrerinnen bekümmert, anstatt sie so oft sich selbst und der Einsamkeit des eignen Zimmers zu überlassen. Wie es jetzt ist, weiß ich nicht, ehemals gab es eine Anzahl von Familien in Pommern, der Mark und Mecklenburg, die auf einer für sie unsichtbaren schwarzen Liste standen, und denen es sehr schwer fiel, Lehrerinnen zu erhalten. Daß oft auch die Lehrerinnen an manchem Mißverständnis schuld waren und sich nicht so benahmten, wie sie es hätten tun sollen, bezweifle ich nicht. Aber zumeist lag doch die Schuld an der Hausfrau, die eine junge Dame, die von ihr Gehalt erhielt, nicht als gesellschaftlich gleichberechtigt ansah. Heutzutage, wo die Pensionsberechtigung in den städtischen und staatlichen Schulen winkt, ist es ganz selbstverständlich, daß die jungen Lehrerinnen durchweg einen Landaufenthalt ablehnen. Obgleich es wiederum für manches Mädchen sehr gesund wäre, sich einmal in fremden Häusern bewegen zu lernen. Jetzt, wo die Büroarbeit ihre Arme nach den meisten Mädchen ausstreckt und diese nur zu willig hineinfliegen, sind die Verhältnisse ja ganz anders geworden. So anders, daß man nicht weiß, wie sie sich gestalten werden. Jedenfalls ist der Lehrberuf ein viel schönerer als der, hinter Schreibmaschine und Steuergraphieblock zu hocken. Die geistigen Fähigkeiten werden nicht so einseitig angestrengt und erhalten sich viel frischer.

Daß ich nicht mehr unterrichten konnte, tat mir sehr leid. Aber der Hausstand meiner Mutter hatte sich durch

verschiedene Pensionäre vergrößert, sie brauchte meine Hilfe, und es war auch nur auf eine vorläufige Zeit, daß ich zu ihr ging. Aber dann haben wir uns doch nicht wieder getrennt. Ich lebte mich in die häusliche Arbeit ein, und sie machte mir viel Vergnügen. Es tut gut, wenn man einige Jahre über Geschichtsbüchern und Grammatiken gelessen hat, sich einmal im Hausstand auszutoben. Aber der Schreibtisch behielt doch seine Anziehungskraft. Als Kind schon hatte ich verstoßen Geschichten geschrieben. Sie befanden sich in einem dicken Schreibheft, in das ich auch gelegentlich bunte Blätter und Bilder hineinklebte. Ich las die Kinder meiner Muse wieder, fand sie sehr schön und schrieb einiges dazu. Leider waren sie alle sehr kurz. Ich ließ nämlich meine Helden und Heldinnen gleich sterben und beschrieb mit einer gewissen Wollust das Totengemach, in das die Sonne schien, die das Sterbebett verklärte. Meine Heldinnen hießen meistens Wanda und Leonie, während ich für meine Helden den Namen Kunibert wundervoll fand. Der Name Kunibert war mir nie begegnet; vielleicht nur in einer Geschichte. Auch Leonie und Wanda waren mir in Person nie begegnet. Leider fiel dieses geheiligte Buch eines Tages den Brüdern in die Hände, die es sich unter Lachtränen vorlasen. Das war bitter, und als ich meinen Schatz wieder erwischt hatte, warf ich ihn ins prasselnde Feuer des Herdes. Leonie, Wanda und Kunibert brannten gleichzeitig mit getrocknetem Bierklee und bunten Bildern. Dieses Autodasé habe ich später sehr bedauert. Aber jedes zehn- bis zwölfjährige Mädchen wird meine gekränkten Gefühle teilen. Damals verabschiedete ich mich für immer von der Literatur und viele Jahre hinterher habe ich noch mit Grausen an mein armes Heft und an den Spott gedacht, den es mir einbrachte. Aber dann

kamen doch wieder allerlei Anwandlungen, und da es in Plön manche ruhige Stunde gab und ich ein eigenes Zimmer mit einem alten Schreibtisch darin mir zurechtbaute, so kamen die Gedanken von selbst. Damals war das Porto billig und das Papier gleichfalls. Wenn ich zagend meine ersten Geschichten in die Weite schickte und sie mit oft unheimlicher Geschwindigkeit zurückkehrten, dann wurde ein neuer Umschlag, eine neue Freimarke genommen, und die Geschichte reifte geduldig anderswo hin. Manchmal kam sie auch nicht zurück, und dann war die Freude groß. Kam sie wieder mit dem Bemerk: „Legen Sie uns gelegentlich etwas andres vor!“, dann wußte ich nie recht, was ich daraus machen sollte. Natürlich waren meine Versuche vom Schleier des Geheimnisses umgeben. Meine Mutter wußte von ihnen, ließ mich aber gewähren, und sonst fragte niemand danach, was ich im stillen Kämmerlein trieb. Meine ersten Versuche erschienen in der „Nieler Zeitung“, die viel gelesen wurde, und es ist wohl vorgekommen, daß jemand sagte: „Wer ist wohl dieser Lucian Bürger? Er schreibt nicht so übel!“ dem diesen Namen hatte ich mir beigelegt. Ich bin aber immer toterust geblieben und habe nicht gewußt, wer dieser Stribifax war.

Fräulein Zette von Buchwald, von der ich schon gesprochen habe, wußte viele Geschichten. Man brauchte nur bei ihr anzuklopfen, dann wußte sie etwas, dem man gespannt zuhörte. Und sie erzählte unbekümmert, gleichmütig von alten Dingen, die noch lebten, während ihre Besitzer längst vergangen waren. Wenn sie mit ihrem Hunde durch die Straßen von Plön wanderte, dann war sie eigentlich selbst schon eine Illustration zu irgend einer Geschichte. Wohlbeleibt, nicht immer nach der neuesten Mode gekleidet, freundlich und wohlwollend, gab es wohl keinen Plö-

ner, der nicht vor „Tante Zette“ die Mühe gezogen hätte. Einmal, als ich mit ihr in ihrem Garten am See saß, faßte sie meine Hand. „Ich wünschte, Sie schrieben auf, was ich alles erlebt habe!“

Als ich nichts erwiderte, blinzelte sie mit den Augen. „Nun, noch können Sie es nicht!“ sagte sie gutmütig, „aber wenn Sie älter geworden sind, dann kommen Sie zu mir!“

Aber als ich sie später ausfragen wollte, mochte sie nicht mehr viel erzählen. So werden die guten Augenblicke verpaßt. Tante Zette ruht schon lange auf dem herrlich gelegenen Friedhof in Plön, auf dem fast alles schläft, was wir in der schönen kleinen Stadt kannten.

Auch unser guter Großvater ruht auf diesem Friedhof, nachdem er noch friedliche Jahre bei uns verbracht hatte. Und ihm folgte bald jener verabschiedete Pastor, von dem gesagt wurde, daß er sich immer neben Großvater in die Weinstube setzte, um seinen Punsch auszutrinken. Ob dies mehr als einmal vorgekommen ist, weiß ich nicht. Ich entfinne mich eines Vortragsabends im Hotel „Zum Prinzen“, an dem einer der Herren vom Gymnasium uns einen sehr gelehrten Vortrag hielt. Großvater saß nicht in der Reihe der Zuhörer, sondern an einer der Wandseiten, um dem Sprecher näher zu sein. Natürlich hatte er sein Glas Punsch vor sich stehen, und der Pastor saß neben ihm und trank mit aus seinem Glase. Als Großvater das zweite Glas bestellte, fragte er laut seinen Nachbar: „Verstehen Sie etwas? Ich finde, der Mann spricht sehr undeutlich!“ Eine Bemerkung, die der ganze Saal mit Wohlgefallen hörte, nur der Vortragende nicht. Seine arme Frau suchte ihn vergeblich durch Räuspfern und Zeichen zum Lautersprechen zu bewegen.

Auf dem Plöner Friedhof stand



Wilh. Trappe:

Sonnenlichter im Walde

Dritter photographischer Wettbewerb. Vierter Preis.

auch eine abgebrochene Säule, einem Grafen Schmettow gewidmet. Dieser Graf lebte lange vor unserer Zeit. Er verordnete in seinem Testament, seinen Leichnam einzubalsamieren und unter ein Glashaus auf den Friedhof zu setzen. Dieser Wunsch ist ihm „im Interesse der öffentlichen Ordnung“ nicht erfüllt worden. Dagegen gab es bei seiner Beerdigung ein Festmahl, und die Musik spielte lauter heitere Weisen.

So sind manche Originale in Plön durch die Straßen gewandert. Die alte Zeit war für sie geeigneter als die heutige. Heute würde man manche von ihnen vielleicht in ein Sanatorium schicken. Sie haben aber niemandem geschadet, und ohne Originale gibt es keine Geschichten.

Wir sind auch oft im Städtchen Breez gewesen, in dem zuerst, als unsre Mutter nach Plön zog, unsre Großmutter noch lebte. Sie ist dann bald, wohl neunzigjährig, gestorben. Tante Emma hingegen lebte noch lange mit der Konventualin von Thinen zusammen im Kloster zu Breez. Dieses Damenkloster, durch eine Mauer von dem Städtchen getrennt, ist ein reizendes Idyll. Die Damen bewohnen jede ihr eigenes Haus, das meistens noch einen schönen Garten hat. Hinter den Gärten gleitet die Schwentine dahin. Was an Jugend auf dem Kloster war, ruderte eifrig und freute sich an der Schönheit der Umgebung. Fräulein von Thinen bewohnte ein alttümliches Haus, das noch heute steht. Es hatte Treppen und Treppchen und eine sogen. Gewitterkammer, ohne Fenster, in die man sich flüchten konnte, wenn die Blitze zu arg wurden. Fräulein von Thinen war ein sehr gutes Menschenkind. Nicht grade sehr erleuchteten Geistes, aber freundlich und in ihrer Art liebevoll. Ihre rasselosen Tadel, immer „Kule“ genannt, trugen ihr manchmal ein scharfes Wort der Frau Priörin

ein, das sie immer sehr erschreckte. Tante Emma beruhigte sie dann. „Liebe Cläre, das macht nichts. Der Enterich von Frau Priörin ist neulich auch gegen den Briefträger angegangen. Tiere sind eben unvernünftig!“ Tante Emma war sehr dick und sehr würdevoll. Sie und Fräulein von Thinen lebten über fünfzig Jahre zusammen, und da eine regieren mußte, so regierte unsere Tante, allerdings möglichst unmerklich und mit der ihr zustehenden Bescheidenheit. In meiner Jugend regierte als Priörin eine Gräfin Rankau, die gern und wahrscheinlich auch gut regierte. Einmal bin ich ihr vorgestellt worden, aber da sie nur mit einem Auge etwas blinzelte, während ich meinen Knix machte, fiel dieser Knix nicht gerade sehr tief aus. Tante Emma hielt mir nachher eine Rede. „Du bist nicht ehrerbietig genug gegen Hochwürden Gnaden!“ „Findest du, daß sie nett gegen mich war?“ erkundigte ich mich. Tante Emma war so erstaunt, daß sie nichts sagte. Nur äußerte sie sich nachher, daß ich eigentlich nicht ins Kloster paßte. Priörinnen brauchten nicht nett gegen junge Mädchen zu sein! Und ich fand, daß ich grade gut hineinpaßte. Weil mich die verschiedenen Typen der Damen interessierten. Sie waren nicht alle so unnahbar wie die Priörin, einige hatten Interessen und kannten die Welt, während andere sich wieder in ihr kleines Leben einspannen und nichts anderes kannten, als daß sie eine bevorzugte Stellung einnahmen. Eine von den alten Damen sprach ein ganz verkehrtes Deutsch. Was daher kam, daß sie in ihrer Jugend nur französisch gesprochen hatte. Später war sie dann nicht dazu gekommen, sich die deutsche Sprache anzueignen.

Tante Emma und Fräulein von Thinen besuchten uns an jedem ersten Feiertage zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Dann kamen sie mit einem

großen Wagen immer viel früher angefahren, als man sie erwartete. Unsere Mutter, die vor jeder Festzeit ihr gerüttelt Maß an Arbeit hatte, hätte sich gern am ersten Feiertag ausgeruht, aber davon war keine Rede. Das Dienstmädchen der Damen hatte ihren Ausgang und konnte also nicht kochen. Nun mußte unsere Mutter für sie kochen. Es kam vor, daß unsere Mutter gerade den Tag mit heftiger Migräne zu Bett lag, aber dann waren wir andern ja da; es mußte mit Fräulein von Thinen spazieren gegangen und sie sonst unterhalten werden. Tante Emma teilte dann auch wohl Geschenke aus. Die zwei Damen reisten alljährlich nach Frankfurt, um den Bruder der Thinen zu besuchen. Von dort gab es dann als Mitbringsel alte Droschentaxi- oder ein Programm aus dem Palmengarten, vielleicht auch irgend ein abgelegtes Seidenband; genug, immer etwas, das durchaus wertlos und unnützlich war. Ich habe nie verstanden, daß eine sonst so kluge Dame so dumm handeln konnte. Denn wir haben nachher den alten Plunder lachend weggeworfen. Es gab immer eine Aufregung, wenn die Damen wieder von uns fuhren. Das war nach dem Abendessen; denn die Mahlzeiten mußten mitgenommen werden. Dann rief Fräulein von Thinen dem Wagenlenker zu: „Rutscher, Sie sind doch nicht betrunken?“ worauf immer ein brummiges „Nein“ erfolgte. Ich glaube, daß der Mann es immer war. Die übermühten Brüder haben wohl einmal ein bengalisches Licht abgebrannt, daß die Abreise mit rotem Schein übergoß und auf die Pferde anfeuernd wirkte. Wir waren immer froh, wenn der anstrengende Tag zu Ende war. Im übrigen haben wir auch Gastfreundschaft im Thinenschen Hause genossen, und dann sorgten beide Damen gut für uns. Als Tante Emma

starb, war Fräulein von Thinen zuerst ganz verzweifelt. Allmählich fand sie sich, erhielt einen Ersatz, den sie zuerst sehr schlecht behandelte, der sich aber nachher gut bewährte. Dann ist sie auch von der Welt geschieden, und das Damenloster ist um zwei Originale ärmer geworden. Beide Damen waren die Verkörperung der alten Zeit mit ihren Vorurteilen, ihrem Standesbewußtsein, aber auch mit ihrer Rechtschaffenheit und Anspruchslosigkeit. Wenn Fräulein von Thinen von einer Verbindung zwischen Adligen und Bürgerlichen hörte, meinte sie immer, die Welt müßte untergehen. Als sie einmal in Plön eine Baronin traf, die sie sehr nett fand, fragte sie sie nachher, welche Geborene sie wäre. Auf meine Antwort, daß sie eine geborene Müller wäre, schlug sie die Hände zusammen. „Wie schrecklich! Geborene Müller? Und sie machte wirklich keinen schlechten Eindruck! Ach, wie ist die Welt doch merkwürdig geworden!“ Es ist gut, daß sie die heutige Zeit nicht mehr kennen gelernt hat.

Inzwischen wanderte die Zeit. Bruder Heinrich war nach einem glänzend bestandenen Examen nach Newyork gegangen und hatte sich dort eine schöne Existenz geschaffen, sich auch verheiratet. Bruder Benediktus war Geschichtsprofessor in Marburg und hatte gleichfalls eine Frau genommen. Ebenfalls Bruder Emil in Flensburg, der dann von Flensburg als Pastor nach Heiligenhafen zog und unserer alten Heimat gegenüber wohnte. Und plötzlich kam die Aufforderung über große Wasser, zu Heinrich zu kommen. Unsere Mutter, unsere eben erwachsene Schwester und ich packten unsere Koffer, und wir sind dann fast ein Jahr in Newyork bzw. Jersey City, der Vorstadt, gewesen. Es gibt so viele Beschreibungen von Nordamerika, daß

ich nicht viel über unsere Reise schreiben werde. Außerdem haben wir mehr in der Familie gelebt und wenig größere Ausflüge gemacht; wenn wir auch den Niagara in vollem Eisglanz sahen, den Hudson in seiner sanften und zugleich großartigen Schönheit und manches andere, was besonders war. Unsere Geschwister beeiferten sich, uns den Aufenthalt angenehm zu machen; doch muß ich sagen, daß mir die Amerikaner als Volk nicht besonders gefallen haben. Ihre guten und großartigen Eigenschaften habe ich sicher anerkannt, aber im ganzen und großen hatte ich den Eindruck, daß sie uns Deutsche nicht leiden konnten, und als wir einige Jahre später noch einmal unseren Besuch wiederholten, bestätigte sich dieser Eindruck. Die Schulb mag mit an den Deutschen gelegen haben, die ja leider niemals ein geschlossenes Ganzes bildeten und keine politische Macht beanspruchten, wie sie der Fremdländer gleich erstrebte. Wenn man bedenkt, welcher ungeheurer Besitz schon damals den Deutschen in Nordamerika gehörte und wie sie sich eifrig an allen philanthropischen Werken beteiligten, wie gehoramt sie dem neuen Vaterlande waren, der mußte sich ärgern, wenn sie gewissermaßen immer nur als Bürger zweiter Klasse angesehen wurden. Die amerikanischen Familien englischer oder holländischer Abstammung kamen sich viel vornehmer vor als die „Dutchmen“, wie sie die Deutschen im allgemeinen nannten. Auch die Spanier und Italiener waren immer noch besser als die fleißigsten und erfolgreichsten Bürger der Vereinigten Staaten. Zum Teil war es Neid, der Erfolge wegen, zum Teil wohl das Gefühl, daß die Deutschen den Amerikanern den Platz wegnehmen. Auch hat es manche sehr ungeschickte Deutsche gegeben, deren Taktlosigkeiten der ganzen Nation in

die Schuhe geschoben wurden. Genug, eins war sicher, viele Freunde hatten die Deutschen nicht in den Vereinigten Staaten. Trotz ihrer Zahl, ihrer Wohlhabenheit, ihrer Opferbereitschaft. Es ist immer bedauerlich gewesen, daß die Deutschen gleich ihre Sprache verließen und ihre Kinder englisch sprechen ließen. Eine Konzession an die Fremde, deren sich der Deutsche immer wieder schuldig macht, ohne damit anderes zu erreichen, als daß der Einheimische ihm vorwirft, daß er kein Rückgrat hat. So ist es denn auch im Weltkrieg erklärlich gewesen, daß Tausende von Amerikanern die willkommene Gelegenheit ergriffen, den Deutschen ihre Abneigung zu zeigen.

Und es hat auch Deutsche gegeben, die, trotz ihrer Abstammung, sich amerikanischer als die Amerikaner selbst geberdeten. Sehr viele sind es nicht gewesen, aber doch genug, um die Achtung vor allen Deutschen nicht zu steigern; denn im Auslande ist jeder Angehörige einer andern Nation eben der Repräsentant des ganzen Volkes, mag er wollen oder nicht. Es kommt hinzu, daß sowohl viele Ungarn wie Slowaken und Galizier sich der deutschen Sprache bedienen und von andern, die die Unterschiede nicht kennen, zu den Deutschen gerechnet werden. Die Vereinigten Staaten sind groß, und sie haben eine Einwohnerzahl von hundert Millionen. Daß von diesen Millionen der größte Teil keine rechte Ahnung von Deutschland, seiner Kultur, seiner Geschichte hat, ist für manchen Deutschen unverständlich. Man spricht hier viel von den Amerikanern, und Deutschland hat viele in seinem Lande gesehen. Aber es ist nur ein kleiner Bruchteil der vielen Millionen, die nur das von Deutschland wissen, was ihnen in der Schule ein kleines Geographiebuch sagt, und nachher ihre Weisheit aus irgend einem Revolver-

Blatt saugen. Man ahnt nicht, wie der ungebildete Amerikaner — und ihrer gibt es Millionen — gradezu andächtig alle Lügen als bare Münze nimmt, die ihm im gedruckten Gewande vorgetragen werden. Daß die Amerikaner uns den Krieg erklärten und ihn mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, durchführten, ist eine Folge der jahrelangen Propaganda, die England und Frankreich gemeinsam gegen uns durchführten, während wir ahnungslos an nichts Böses glaubten. Solange wir politisch unreif bleiben und auf die Schmalmeienthänge von Volksverbrüderung und Pazifismus hören, solange werden wir immer wieder enttäuscht werden.

Jetzt ist uns ja viele Hilfe von den Vereinigten Staaten geworden, und viele Deutschstämmige schicken ihr Geld, ihre schönen Liebesgaben herüber, um die Not zu lindern. Besser aber wäre es gewesen, das neue Vaterland ihrer Wahl hätte sich nicht an unserer Niederwerfung beteiligt. Dann wäre alles anders gekommen. Es hat nicht sollen sein.

* * *

Nach unserer ersten amerikanischen Reise verließen wir Plön. Unser Bruder war mehr dafür, daß wir in eine größere Stadt zögen; und so lieblich uns Plön auch erschien und noch immer in unseren Gedanken steht, so hatten wir doch die Empfindung, in einer größeren Stadt mehr Luft holen zu können. Wir wählten Altona als Wohnort, wo der jüngste Bruder unserer Mutter als Amtsgerichtsrat lebte und auch der Bruder unseres Vaters, Generalarzt Dr. Niese. Und es war gut so, obgleich es uns sehr schwer wurde, aus der freien Kleinstadt in die Enge einer Etage zu ziehen. In Altona habe ich meine ersten schriftstellerischen Arbeiten gemacht,

habe manche Anregung empfangen, habe in Bibliotheken gearbeitet und bin allmählich in den Weg einer Schriftstellerin eingetreten. Ganz leicht war dieser Weg nicht gerade; aber über die Schwere des Weges habe ich mir niemals Illusionen gemacht. In Altona wohnten wir schon, als mein erster Roman „Cajus Rungholt“ das Licht der Welt erblickte. Er behandelte eine alte Familiensage der Matthiessens. Nämlich, daß Matthias der Glückliche, der Ahnherr, dessen Grabstein noch auf dem Kirchhof in Niblum auf Föhr steht, und der viele Walfische auf seinen Fahrten fing, daß dieser glückliche Matthias von Hause aus ein dänischer Edelmann gewesen wäre, der einer Frau wegen seinen Bruder erschlug und sich auf den Westseeinseln verbarg. Dort schuf er sich ein anderes Leben und starb, wie gesagt, mit dem Beinamen „Matthias der Glückliche“. Ehedem aber hieß er Cajus Rungholt, und als solcher ist er der Held meines Romans. Bruder Benediktus, damals Professor in Breslau, brachte das Manuskript zu Schottländer, und dieser Verleger war so gnädig, mein Buch zu veröffentlichen. Es erhielt einige gute und einige schlechte Besprechungen, die mich damals natürlich sehr erregten. Der Erfolg blieb ganz aus. Ich fand, daß der Verleger sehr gleichgültig diesem hervorragenden Werk gegenüber stand. Daß er mir kein Honorar gab, war selbstverständlich; daß er aber den Roman vor dem Erscheinen als Buch in einer Zeitschrift brachte und, als ich ihn um Honorierung ersuchte, mir erwiderte, daß Erstlingswerke niemals honoriert würden, auch in Zeitschriften nicht, habe ich nicht ganz hübsch gefunden. Aber mit Erstlingswerken wird eben rauh umgegangen, und schließlich ist es gut, wenn nicht alles, was schreiben möchte, und seine Zahl ist groß, zuviel Ermutigung erhält.

Diesem ersten Buch sind dann verschiedene Arbeiten für das christliche Familienblatt „Der Nachbar“ gefolgt. Ich verwertete allerlei Erlebnisse in Amerika und lernte viel bei dem eifrigen Schreiben. Damals redigierte Pastor Nind in Hamburg den „Nachbar“ und verschaffte ihm eine große Verbreitung. Leider starb er sehr bald, und ihm folgte als Redakteur unser heimischer Schriftsteller, Pastor Frieß, der ein ganz prächtiger Mann war, mit dem ich gern zusammengekommen bin. In diesen Jahren besuchte ich öfters unsere Heimatinsel und frischte alte Erinnerungen wieder auf. Zuerst lebte Tante Lucie noch, die für sich wohnte und in ihrem Alter doch recht einsam war. Graf Reventlow war anderswo Amtmann geworden, sein Nachfolger war Amtmann Sarauw, der später als Amtsrichter weiter amtierte. Nach der Amektierung wurden die Amtleute abgeschafft und Fehmann erhielt einen Landrat, der im holsteinischen Eismar wohnte. Amtmann Sarauw behielt aber den Titel als Amtmann. Er und seine Familie sind sehr rührend gegen Tante Lucie gewesen, und ich denke mit großer Dankbarkeit an die vielen guten Stunden, die ich bei ihnen in dem ehemaligen Amtshause verleben durfte.

Nun schrieb ich die Bilder und Skizzen „Aus dänischer Zeit“. Ich fandte einige der Skizzen an den Verlag der „Grenzboten“ in Leipzig, an Fr. Wilh. Grunow. Herr Hans Grunow, der Inhaber des Verlages, nahm die Skizzen an, brachte sie in den „Grenzboten“ und verlangte mehr von ihnen. So ist diese Skizzenreihe denn allmählich gewachsen, erschien erst als erster, dann als zweiter Band und schließlich als Gesamtausgabe. Es hat manche Nachahmungen gefunden, einige gute, einige minderwertige. Herr Hans Grunow und seine Frau sind

mir sehr liebe Freunde geworden, bei denen ich oft in Leipzig gewesen bin. Man hat von Hans Grunow gesagt, daß er kein richtiger Verleger gewesen wäre, weil er keinen Geschäftssinn gehabt hätte. Das mag in gewisser Weise zutreffen. Er war zu ideal angelegt, um immer ein richtiges Urteil darüber zu haben, was fürs Geschäft geeignet wäre. Er hat viele „Aehse“ in seinem Lager gehabt und manches Buch, das dem allgemeinen Geschmack nicht entsprach. Aber er war ein hochgebildeter Mann und ein scharfer Kritiker. Mir hat er jedenfalls mit seinem strengen Urteil sehr genützt, und ich denke dankbar der Geduld, mit der er mich auf meine Fehler aufmerksam machte. Seine Frau Lulu, geb. Kraus, war gleichfalls eine hochgebildete Frau, die ihrem Mann als rechte Hilfe zur Seite stand. Leider waren beide Gatten kränklich und sind viel zu früh für ihre Freunde gestorben. Ihr Sohn Wolfgang, ein sehr schöner Mensch, hatte sich kaum als Nachfolger des Vaters eingelebt, als der Weltkrieg kam, dessen Opfer er wurde. Er hat einen Sohn hinterlassen, der jetzt noch ein Kind ist, vielleicht aber den buchhändlerischen Traditionen der Familie wieder folgen wird. Allerdings sind die Zeiten für den Buchhandel nicht mehr schön. Eine spätere Generation wird vielleicht wieder glücklicher sein als die gegenwärtige. Der „Dänischen Zeit“ folgten bald andere Bücher, die alle im Grunowschen Verlage erschienen. Wir hatten es gut in Altona; unsere Mutter war noch rüstig; allmählich fand sich ein Freundeskreis, und im Sommer konnten wir schöne Reisen machen. Damals konnte man in die Schweiz, in den Schwarzwald, nach Thüringen reisen, ohne sich finanziell zu ruinieren. Einen Sommer kamen wir aus dem Harz. Dort hatte es viel geregnet, und der

Aufenthalt in Wernigerode war nicht gerade sehr genußreich gewesen. Wir freuten uns, wieder daheim zu sein, und freuten uns auch, wie es plötzlich, gegen Mitte August, sehr warm wurde. Es besuchte uns ein Bruder unserer Mutter, der in Newyork Sprachlehrer war, in Deutschland seine Ferien verlebt hatte und nun durch irgend einen Zufall keinen Platz auf der „Mugia“ erhielt, die dieser Tage nach Newyork abging. Wir aßen in Blankenese auf der Terrasse des Fährhauses, als das stattliche Schiff auf dem breiten Strom bei uns vorbeiglitt, und unser Onkel Wilhelm stieß einen Seufzer aus, weil er dies Schiff besonders liebte und schon mehrmals mit ihm gefahren war. „Zu schade, daß ich nicht drauf bin!“ sagte er. Dann tröstete er sich mit dem Gedanken, daß das Schiff, mit dem er jetzt ginge, soviel ich mich erinnere, war es ein englischer Dampfer, auch gut wäre.

Auf dieser „Mugia“ starben bekanntlich recht viele Passagiere an der Cholera; und als das Schiff in den Newyorker Hafen einlief, wurde ihm die Landung verweigert. Als es endlich in einem kleinen Hafen auf Staaten-Inseln landen durfte, verweigerten die Anwohner ebenfalls die Landung. Es kam zu Schießereien, und fast wäre es der aufgeregten Bevölkerung gelungen, auch die Gefunden auf das verseuchte Schiff zurückzujagen.

Ja, die Cholera war über Hamburg hereingebrochen. Die plötzlich eintretende Hitze, eine reiche Pflaumen-ernte, der unglaubliche Zustand der Wasserleitungen und eine allgemeine Gleichgültigkeit in sanitärer Beziehung ließen den Feind riesengroß werden, ehe man sich der Gefahr bewußt wurde. Die Zeitungen brachten einige kurze Notizen, daß man sich in acht zu nehmen habe, wie meistens im Sommer zur Pflaumenzeit, und niemand solle sich

ängstigen. Ich fuhr in diesen Tagen nach Berlin zum Besuch einer Freundin. Als wir in Hamburg über die Lombardsbrücke fuhren zeigte ein mitreisender Herr auf einige schwarze Wagen, die hintereinander herfuhr.

„Sehen Sie sie?“ fragte er eine neben ihm sitzende Dame.

„Gut, daß ich abreise!“ lautete die Antwort. Ich verstand die Worte nicht und auch nicht die Wagen. In Berlin angekommen, stand meine Freundin hinter einer Art Gitter, durch das ich schreiten mußte, während ich, wie alle Mitreisenden, sehr scharf angesehen wurde. Aber wir wurden doch nicht zurückgeschickt, wie dies einige Tage später in anderen Städten geschah. Aber in Berlin sahen die Zeitungen anders aus wie in Hamburg. Außerdem überall Aufschläge, wie man sich zu verhalten habe, um sich vor dieser entsetzlichen Krankheit zu schützen. Überall lag Karbol auf den Straßen. Es war verboten, ungekochtes Wasser zu trinken. Früchte durften nicht mehr in die Hand genommen werden; genug, hier wurde sehr scharf aufgepaßt. Am zweiten Tage meines Aufenthaltes erhielt ich die Nachricht aus Altona, daß auch dort die Cholera aufgetreten sei und schon Opfer gefordert habe. Also reiste ich sofort wieder heim. Drei Tage mochte ich weggeblieben sein. Wie ich jetzt auf dem Lehrter Bahnhof eine Karte nach Altona löste, sahen sich die Leute nach mir um. Ich fuhr im Sonderzug. Eine barmherzige Schwester und ich waren die einzigen Passagiere unseres Wagens. Mit einem Male war das Schicksal über die große, schöne Stadt hereingebrochen. Auf den Straßen, besonders in den engen Gassen am Hafen, lagen die Toten auf den Straßen. Vor allem Alkoholiker fielen der Krankheit sofort zum Opfer. Dann die sehr Angstlichen und die Leute, die das Elbwasser für

das beste Getränk der Erde erklärten; und endlich eine Reihe von Menschen, die ahnungslos ihrem Beruf nachgingen und plötzlich auf irgend eine Weise von der Krankheit erfaßt wurden. Meine Lieben fand ich gottlob noch vor. Etwas trübselig saßen sie zusammen, als ich plötzlich zu ihnen eintrat, und die Freude war groß. Noch immer war es heiß; man mußte alles Wasser kochen, auch das, mit dem man die Treppen wusch. Geschmolzene Butter mußte man essen, alles Brot, das man kaufte, noch einmal backen, und was es der Verhaltensmaßregeln noch mehr gab. Altona war totenstill. Selten ein Mensch auf der Straße. Nur viele Radfahrer fuhren eilig durch. Die Hamburger flohen. Wenigstens ein großer Teil von ihnen. Besonders die jungen Leute, die in Einzelzimmern wohnten, die auf Wirtshausessen angewiesen waren, und die nun nicht wußten, was sie mit sich beginnen sollten. So gab es viele Flüchtlinge zu Rad, zu Fuß, zu Wagen. Die Umgegend füllte sich mit Gästen; aber manche Leute wollten keine Hamburger aufnehmen.

Bis vor kurzem war der Hamburger Reisende in ganz Deutschland eine wohl angesehene Persönlichkeit gewesen; jetzt, wenn es hieß, die Reisenden kämen aus Hamburg, gab es nicht allein finstere Gesichter, sondern an vielen Orten ein strenges Ausweisgebot. Auch manche holsteinischen Städte machten sich lächerlich durch eine ganz wahnsinnige Angst. Natürlich, hier und dort wurde die Krankheit verschleppt; aber nur in geringem Maße. Meistens war sie eben immer Produkt der Großstadt und ihrer Unterlassungssünden. In Hamburg gab es einen gemüthlichen Schlendrian, dem es immer sehr gut gegangen war. Die Wasserleitung sollte lange neu angelegt werden; aber man glaubte, Wichtigeres

zu tun zu haben. Es gab auch noch wunderbare Wohnungen, von denen der hohe Senat nichts ahnte. Wohnungen in Rasematten, tief unter der Erde, wo Hühner und Schweine gehalten wurden. Man entdeckte auch Ziegen und Schweine hoch unter dem Dach von überfüllten Wohnungen. Dies alles kam natürlich erst später, als die Krankheit bekämpft war, zum Vorschein; dann aber wurde fest zugegriffen. Es sind wohl manche Hamburger geflohen; aber es sind auch viele Hamburger aus dem Gebirge, von der See zurückgekommen, als sie von der Not ihrer Stadt erfuhren, und haben sich ohne weiteres in den Dienst ihrer Vaterstadt gestellt. Sobald der erste lähmende Schrecken bezwungen war, begann die Arbeit. Zuerst sah es in den Krankenhäusern wüst aus. Mancher ist namenlos und bestimmungslos eingebracht und namenlos nach dem Ohlsdorfer Friedhof gebracht worden. Aber bald kehrte die Ordnung zurück. Aus dem übrigen Deutschland kamen Helfer, und sehr bald auch verschwand die Lähmung, die zuerst über der ganzen Stadt lag. Es setzte eine zielbewußte Arbeit ein, und wenn Hamburg auch noch wochenlang unter dem Druck lag, so hörten doch die Schauergeschichten auf, die zuerst von Mund zu Mund liefen, und die von den meisten Leuten geglaubt wurden. Daß das Leitungswasser, das direkt aus der Elbe in die Häuser geleitet wurde, die größte Schuld an dem Unglück trug, wurde schon dadurch erwiesen, daß in Altona, wo viel besseres, geklärtes Wasser war, die Epidemie keinen festen Fuß faßte. Sie wurde durch die Arbeiter eingeschleppt, die in Hamburg arbeiteten und in Altona wohnten. Unser Krankenhaus wurde auch abgesperrt, und vorläufig mußten alle andern Kranken entlassen werden; aber die

Seuche wurde hier viel leichter bekämpft, weil die sanitären Verhältnisse besser waren. Selbstverständlich durfte man nicht nach Hamburg fahren, durfte so wenig wie möglich Verkehr mit Hamburgern haben, mußte alle polizeilichen Abwehrregeln befolgen und — dies wurde immer wieder betont — sich vor allem nicht ängstigen.

Wir haben uns nicht geängstigt; aber es war eine stille und doch bewegte Zeit. Wenn man auch nicht nach Hamburg durfte, so wußte man doch, was dort vorging, hörte von manchen Arbeitern und Krankenschwestern Einzelheiten, die nicht gerade freundlich klangen. In den Arbeiterstraßen von Altona lag auch oft das weiße Desinfektionspulver, das immer dort reichlich verstreut wurde, wo man einen Kranken weggefahren hatte. Es war merkwürdig, täglich die Elbe im Sonnenglanz liegen zu sehen und zu denken, daß diese Elbe so viel Unheil über ihre schöne Stadt gebracht hatte. Der Strom, der sonst von Schiffen belebt war, war still geworden. Die Schifffahrt hatte fast aufgehört — wenn die Gemüsebauern vom Altenland und von den Vierlanden mit ihren schönen Früchten an die Stadt kamen, mußten sie wieder umkehren. Auch in Altona durften sie nicht anlegen, ebenso wie die Milchbauern keine rohe Milch bringen durften. Da hat es viel Geschrei und Klagen an den Landungsbrücken gegeben, und ich entsinne mich noch gut, daß ich einst hörte, wie eine Bauersfrau, die mit ihrem vollen Kahn wieder von Altona weggefahren mußte, weil kein frisches Gemüse und keine Früchte in die Stadt durften, wie diese Frau den Zorn Gottes auf die Stadt herabrief, die sich so schlecht und grausam benähme. Vielleicht würde sie noch einmal dafür Hunger leiden. Im Kriege, wo wir alle hungern mußten, habe ich manchmal

an diesen Fluch gedacht, und auch heutigen Tages, wo der Bauer hart-herzig und geldgierig geworden ist, gedenke ich des Überflusses, der einmal verschmählt wurde. Aber es mußte sein, und wenn auch manche Maßregel der Behörden unnötig und kleinlich war, so mußten sie doch ihre Pflicht tun. Es war ein sehr heißer August. Jeden Tag brannte die Sonne; die Straßen durften nicht mehr gesprengt werden; dicker Staub wurde oft durch einen scharfen Wind hochgetrieben. In den Häusern war es glühend heiß, und der Herd mußte immer brennen, um heißes Wasser zum Spülen zu haben, um die Butter zu schmelzen, das Brot noch einmal zu backen. Es kamen keine Fremden mehr in die Stadt, die Eisenbahn fuhr leer, der Briefverkehr stockte, es gab auswärts sogar ängstliche Seelen, die ein Telegramm, aus Hamburg nicht annehmen wollten ohne zu bedenken, daß das Formular doch aus ihrer Postanstalt kam. Dann kam im September ein erquickender Regen, und über Hamburg spannte sich ein wundervoller Regenbogen. Den haben manche Menschen mit gefalteten Händen betrachtet und gehofft, daß der Bann, der über der Stadt lag, gehoben sein möge. Es war schon viel besser geworden. Alles ging schon wieder seinen ruhigen Gang, und konnte die Wasserfrage auch nicht mit einem Mal gelöst werden, so versuchte man doch, auch das Volk dazu zu bewegen, nur gekochtes Wasser zu trinken. Dies gelang nicht immer. Es gab Hamburger Elbschiffer, die erklärten, ihr ganzes Leben Elbwasser getrunken zu haben und nicht von dieser süßen Gewohnheit zu lassen. Wahrscheinlich taten sie manchen stärkenden Tropfen dazu, und wenn auch die Trinker in Scharen starben, so ist doch viel Cognak und Rum sowie schwarzer Kaffee in dieser Zeit getrunken worden, der manchma-

heilksam wirkte. Dann flaute die Seuche allmählich ab. Es wurde kühl und regnerisch, die Bevölkerung beruhigte sich. Viele hatten ja durch wilde Angst sich und andern unendlich geschadet. Allmählich kehrten die Geflohenen wieder, fanden wohl noch eine stille Stadt; aber die Gefahr war doch vorüber. Hilfsreiche Hände rührten sich, sobald es anging. Auch in Altona bildete sich ein Verein, der den Hinterbliebenen der an der Cholera Gestorbenen hilfsreiche Hand leistete, ihnen Arbeitsmöglichkeit verschaffte und ihre Not zu lindern versuchte. In diesem Verein habe ich auch gearbeitet und manches Schicksal, das verwunderlich genug war, ist an mir vorübergeglitten. Ich bin dann später auch nach Hamburg in das Waisenhaus gefahren, wo man die Kinder hingebracht hatte, die ihre Eltern verloren hatten und die selbst so verstört waren, daß sie ihren Namen nicht mehr wußten. Diese letzteren waren zum Teil selbst krank gewesen und hatten zum Teil ihr Gedächtnis verloren, das mir langsam wiederkehrte. Ein Teil dieser Kinder war schon so weit hergestellt, daß er draußen in ungestörten Garten spielen konnte. Die meisten trugen einen Zettel um den Hals, auf denen ihr Name geschrieben war. Eine Reihe von Leuten stand vor diesem Gitter und betrachtete die Kinder; denn es gab viele Eltern, die ihre Kinder verloren hatten und nicht wußten, ob sie tot waren oder noch lebten. Und eines Tages geschah es, daß ein Mann ans Gitter trat und laut nach seinem Sohn rief, den er unter den spielenden Kindern erkannte und bis dahin gesucht hatte. Er rief aber einen andern Namen als den, den der Knabe um dem Hals trug. Zögernd kam der Junge näher; ehemals hatte er wohl Hans Schulze geheißten, aber jetzt sollte er doch auf den Namen Fritz Meier hören. Selbst-

verständlich wurde der Irrtum aufgeklärt, und der Vater konnte seinen Sohn mit nach Hause nehmen. Es war die Zeit, da manche Leute ins Waisenhaus kamen, um sich ein „Cholerafind“ als eignes zu holen. Manche Kinder, denen es nicht an der Wiege gesungen war, sind in glänzende Verhältnisse gekommen. Einige, die ganz klein waren, haben vielleicht nie erfahren, daß sie nicht das rechtmäßige Kind dieser oder jener angesehenen Familie waren. Als ich später einmal wieder das Waisenhaus besuchte, waren auch Fremde aus der Nachbarschaft Schleswig-Holstein und Mecklenburg gekommen, die sich Kinder holten. Mir wurde ein verwaistes, etwa zwölfjähriges Mädchen gezeigt, das in sich zusammengesunken am Fenster saß und sehr traurig schien. Ja, sie war traurig; sie war schon manchmal in ein Zimmer gerufen und betrachtet worden. Da sie aber recht unansehnlich war, hatte man immer andere ihr vorgezogen. „Wenn ich doch auch mal geholt würde!“ klagte sie. „Niemand mag mich leiden!“

Mir gefiel die Kleine recht gut, und da ich damals für den „Nachbar“ arbeitete, so beschrieb ich darin meinen Besuch im Waisenhaus und erzählte von dem kleinen Mädchen, das so gern geholt wäre und immer enttäuscht würde. Auf diesen Aufsatz meldeten sich zwei Familien, und die Kleine ist auf einen stattlichen Marschenhof gekommen, den sie sehr bald erbt. Weiteres weiß ich nicht von ihr. Ist sie glücklich geworden, hat sie andern geholfen, wie ihr geholfen wurde? Es gibt überall unbeantwortete Fragen.

Ich könnte noch manches gerade aus dieser Zeit berichten. Aber man darf bekanntlich nicht alles sagen, was man weiß. Damals erschütterte mich besonders das Schicksal einer Familie draußen an der Elbe. Ihr Kind war

an Diphtheritis erkrankt, und der Arzt, dessen Hauptpraxis in Hamburg war, riet der Mutter, ihr Kind ins Eppendorfer Krankenhaus zu schicken. Er wußte nicht, daß gerade an diesem Tage der Ansturm auf das Eppendorfer Krankenhaus ein so ungeheurer, unerwarteter war, daß sowohl die Ärzte wie die Wärter den Kopf verloren. So kam es, daß dies Kind wohl eingeliefert wurde, daß ein Wärter es auf den Arm nahm und ins Haus trug, daß es aber niemals wiederkehrte. Schon nach wenig Stunden war der Zugang zum Krankenhaus gesperrt. Als die Mutter am nächsten Tage ihr Kind holen wollte, konnte niemand ihr sagen, wo es geblieben war. Dies Kind war eins jener Namenlosen, die aus dem Leben verschwanden, ohne daß jemand ihr Ende, ihr Grab kannte. Als ich dann meinen Roman „Licht und Schatten“ schrieb, habe ich in Ilse Bardenfleth dies Schicksal zu schildern versucht, allerdings mit dem versöhnenden Schluß, daß Ilse wiedergefunden und ihren Eltern zugeführt wird. Damals hat mir ein alter Herr aus Dresden geschrieben daß dies Schicksal der kleinen Ilse zu grauslich wäre. Wenn's auch wahr wäre, so dürfe man solche Dinge nicht schreiben. Dieser Herr wird lange tot sein; für seine empfindliche Seele ein Glück. Denn andere Federn haben anderen Graus geschildert, und über jeden von uns ist doch eine gewisse Stumpfsheit des Empfindens gekommen, die vielleicht ehemals nicht in dem Maße vorhanden war. Man ist härter geworden, und sogar eine Epidemie würde nicht mehr das Grauen erwecken, wie es damals der Fall war. Hamburg war schon lange wieder in Ordnung, vielleicht besser in Ordnung als vor der Cholera. Da gab es noch immer Menschen im Deutschen Reich und natürlich erst recht im Auslande, die beim

Worte Hamburg bange wurden. Mir erzählte der Besitzer eines großen Kaffeehauses in Altona, daß er seine ganze Kundschaft in Deutschland, die er mit Neunpfundpaketen versorgte, bei der Cholera verloren und noch nicht wiedergewonnen habe. Die Kunden hatten sich alle nach Bremen gewandt, und diese Stadt hatte, weil die Nachfrage übermächtig war, sich nach Altona gewandt, um die Leute zu befriedigen; die erhielten also den Kaffee aus dem verseuchten Gebiet, ohne es zu ahnen. Hamburg hat sich schnell von dem Schicksalsschlag erholt, der es damals traf. Vor allem baute es eine bessere Wasserleitung und schaffte andere Wohnungsmöglichkeiten. Die sogenannten Abbruchsviertel sind jetzt verschwunden und mir ihnen maleurischen Ecken und Erinnerungen an alte Zeiten. Mancher alte Hamburger ist sehr zornig gewesen, daß er aus seinem behaglichen Stübchen, von dem er mit der Hand fast an das gegenüberliegende Haus stoßen konnte, heraus mußte, wo die Stiegen so eng waren, daß man die Toten aus dem Fenster auf die Straße hinabließ, um sie dort in den Sarg zu legen. Es war später merkwürdig, durch die Gassen zu gehen, die dem Abbruch geweiht waren. Da sah man hin und wieder ein halbes Haus stehen, einige Tapetenreste, alte Zeitungen und Briefe klebten als Unterlage an den Wänden. Was stand in ihnen zu lesen? Unwillkürlich hielt man den Schritt an und hätte gern geforscht. Das aber war nicht erlaubt, und der Schutt und Staub, der überall bergehoch lag, hatte nichts Verlockendes. Aber so notwendig es war, daß diese alten Baracken verschwanden, so ist doch manches Andenken an vergangene Zeiten mit ihnen verloren gegangen. Die kalten Backsteinbauten, die sich auf den Ruinen erheben, sind nicht

halb so anziehend wie die windschiefen, spitzgiebeligen Häuserchen, deren kleine Fenster listig und fragend in die Welt blickten, wenn es überhaupt Fenster gab.

„Licht und Schatten“ schrieb ich übrigens erst mehrere Jahre nach der Cholera. Eine Skizze hatte ich allerdings gleich gemacht; aber dann empfand ich Scheu, diese Erlebnisse, die mir einen tiefen Eindruck gemacht hatten, zu schildern. Erst als mein Verleger Brunow von dem Plan erfuhr, ist er ausgeführt worden. Der Roman ist dann von verschiedenen Zeitschriften zurückgewiesen worden; erst als Buch hatte er einen schönen Erfolg. Mit den Schriftleitungen ist es mir überhaupt meistens sonderbar gegangen. Gerade die Bücher, die nachher gut gingen, wollten sie nicht haben. Allmählich habe ich mich in dies Schicksal gefunden, obgleich es ja immer sehr viel vorteilhafter ist, seine Romane erst in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen. Mir ist öfters gesagt worden, ich müßte dem Zeitgeist Konzession machen und etwas schwüler schreiben. Leider bin ich dazu gar nicht imstande, und ich bedauere diese Unfähigkeit durchaus nicht. Ich kann mich in viele Lagen versetzen, nur nicht in die schwül-sinnlichen, die vielen Menschen so sehr gefallen. Wenn ich selbst solche Sachen lese, die oft mit großem Verständnis geschrieben sind, kann ich wohl die Kunst des Nachempfindens bewundern, aber beneiden kann ich den erfolgreichen Autor nicht.

Ich habe eine Menge von Büchern geschrieben. Soll ich sie aufzählen? Lieber nicht. Namen sind Schall und Rauch. Wer sie lesen will, kann sie sich verschaffen. Die Arbeit hat mir immer große Freude gemacht. Am liebsten sind mir historische Stoffe gewesen. In der „Vergangenheit“ habe ich die Emigrantenzzeit in Altona geschildert. Daß die bekannte Schriftstellerin Madame de Genlis, eine

vornehme Dame mit sehr zweifelhaften Vergangenheit, hier in Altona unter dem Namen einer Miß Clarke fast ein Jahr gelebt hat, ist mir oft nicht geglaubt worden. Aber es ist doch wahr, und ihre Tagebücher bestätigen meine historisch richtige Behauptung. In verschiedenen kleineren Erzählungen bin ich auf den Aufenthalt der französischen Emigranten in unserem Lande zurückgekommen. Schleswig-Holstein, damals unter dänischer Herrschaft, ist eins der wenigen Länder, die die flüchtigen Franzosen gastfrei aufnahmen. Sie sind in Scharen gekommen, als andere Länder sie auswiesen, und in manchen Städten gibt es noch Nachkommen der Leute, die als Diener oder Sekretäre ihre vornehmen Herren begleiteten. Die vornehmen Leute zogen später, falls sie noch lebten, wieder nach Frankreich. Ihre Diensthofen blieben oft hier. Ebenso wie in der Agypta der katholischen Kirche zu Altona eine Reihe von Särgen steht, die die Leichen der hier gestorbenen Emigranten bergen. Es ist merkwürdig, wie gastfrei unser Land gegen diese Fremden war, wie undankbar sie sich später erwiesen.

Wie diese Zeit viel Interessantes und zum Nachdenken Reizendes bot, so auch die dann folgende, wo Frankreich als Eroberer hier einzog, Deutschland brandschatzte und drangsalierte. Hiervon berichtet Hamburgs Geschichte. Freundlich und gastfrei hatte die reiche Stadt die armen Flüchtlinge aufgenommen. Nun kamen die Landsleute, unter denen sich manche befanden, die hier Wohlthaten genossen hatten, und behandelten die Stadt so schlecht wie möglich. Später ist dann aber doch die Erlösung gekommen. Wird auch jetzt einmal eine Erlösung von dem Joch kommen, das uns ein Schandfriede auferlegt hat — ein Friede, von drei Deutschen unterschrieben, von

einer Volksvertretung dazu ermächtigt, die im Rausch einer geglückten Revolution urteilslos und gläubig meinte, daß Frankreich und alle Feinde uns gut behandeln würden? Die Folge hat gelehrt, was wir von unseren Feinden zu erwarten haben.

Dies hier ist kein politisches Buch. Wenn hin und wieder doch ein Wort über das fällt, was wir hier in unserem Vaterland erleben, so ist dies natürlich und verzeihlich. Nebenbei bin ich unter politischen Kämpfen geboren und aufgewachsen. Bringt doch der traurige Zustand Deutschlands es mit sich, daß jedermann, der nur ein wenig Verstand hat, die Folgen unserer Untertwerfung unter Feindeshand sieht. Aus einem arbeitsfrohen, zufriedenen Volk sind wir ein zerschlagenes, wehrloses geworden, das mit finsterem Blicken in die Zukunft blickt. Zu eine Zukunft, die immer düsterer wird.

Ich rette mich an meinen Schreibtisch und denke der Zeiten, da der Sommer uns aus Altona so oft in die Ferne führte. Ich gedenke der Zeiten, da ich in Rom in die Fontana Trevi einige Centesimi warf, um wiederkehren zu dürfen. Ich gedenke Karlsbads, wo wir auf Goethes Spuren gingen, des lieblichen Ems, wo wir den Stein mit Kornblumen bekränzten, auf dem der alte Kaiser Wilhelm dem unverschämten Benedetti die gebührende Antwort erteilte. Karlsbad ist eine tschechische Stadt geworden, in Ems haben die Franzosen den Frieden des Bades zerstört. Das Reisen ist keine Freude mehr — Kriegsgewinnler, Schieber und Ausländer besorgen dies Geschäft. Aber vielleicht ist es gut so. Wir waren zu üppig, zu siegesgewiß, zu materiell geworden. Jetzt müssen die Gerechten mit den Ungerechten leiden, und es wird gesagt, daß die Zahl der Ungerechten bei uns größer ist als die der Gerechten. Mag sein!

Der Apostel rät: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet! Ein schönes Wort, aber schwer zu befolgen.

Soll ich nun noch von uns reden? Von den Brüdern, die schon lange ihren eigenen Hausstand hatten, tüchtig in ihrem Beruf waren und gern in das mütterliche Haus einkehrten, um sich auszuruhen von anstrengender Arbeit oder Altona als letzte Etappe auf der Sommerreise besuchten? Bruder Bernhard war lange ein geschätzter Rechtsanwalt in Kiel. Bruder Adolf baute als junger Baumeister mit am Nordostseekanal, um dann als Regierungs- und Bauamt nach dem Osten zu gehen, um endlich als Strombaudirektor von Westpreußen in Danzig jahrelang eine erfolgreiche Tätigkeit zu finden, bis die Polen und Franzosen kamen, ihm seine Weichsel nahmen und ihn endlich veranlaßten, seinen Abschied zu erbitten. Er wohnt jetzt in Berlin, wo seine verheiratete Tochter lebt, nachdem er seinen einzigen Sohn schon 1914 dem Vaterlande opfern mußte. Bruder Benediktus war lange Professor in Marburg, wurde dann Professor in Halle, wo er sich sehr glücklich fühlte. Eine tödliche Krankheit raffte ihn im Februar 1910 dahin, viel zu früh für uns alle und für die Wissenschaft. Gerade wollte er im Auftrage der Akademie der Wissenschaften eine Reise nach Rom antreten, um Studien, die er vor einigen Jahren begonnen hatte, dort fortzusetzen, als ihm eine Höherer die Feder aus der fleißigen Hand nahm. Er liegt in Marburg, das er so liebte, begraben. Auf seinem Stein steht nur: Benediktus Niese, geb. auf Fehmarn. Seine Frau Berta, geb. Zimmermann, ist uns eine sehr liebe Schwägerin. Sein einziger Sohn Hans Niese, Privatdozent in Göttingen und schon wissenschaftlich bedeutend, ist 1915 in Belgien gefallen. Seine Tochter,

an Dr. Benel, Privatdozenten in Göttingen, verheiratet, wurde erst im Jahre 1918 Witwe. Und unser Bruder Emil, Probst und Geh. Konsistorialrat in Flensburg, mußte schon im Anfang des Krieges seinen zweiten Sohn, Leutnant bei den 84ern, hergeben, während sein ältester Sohn als Kapitanleutnant bei der Marine in jenem unglücklichen ersten Seegefecht bei Helgoland schwer verwundet in die Hände der Engländer fiel, dort aber geheilt wurde und nach langer Gefangenschaft zu der Zeit wieder in Kiel eintraf, als die Marine Revolution machte und es keinen starken Mann gab, der den Wahnsinn einiger Putzschisten verhinderte. Otto Riese hat dann den Seeberuf aufgegeben, hat Theologie studiert und ist jetzt Geistlicher. Er ist im Mai 1923, nachdem er sein Ziel erreicht und zum Pastor in Särup (Angeln) ernannt war, nach schwerer Krankheit gestorben. Man sieht, der Krieg und der Tod räumen in unserer Familie auf. Bernhards Sohn, der als Funke den ganzen Krieg mitmachte, ist gottlob heil wiedergekommen, hat sich bald verheiratet und ist Diplomingenieur in Kiel. Vor zwei Jahren starb sein Vater an einem Herzschlag an den Folgen einer anscheinend leichten Operation. Ein großer Schmerz für uns alle. Seine Frau, geb. Vielsfeld, und seine Kinder nehmen den Kampf mit dem Leben mutig auf. Heute gibt es keine leichten Wege für die meisten Menschen.

Unsere Mutter hat viele Freuden in ihrem Alter erlebt. Im Jahre 1900 baute ihr Sohn Heinrich ihr ein Haus am Philosophenweg in Altona, dessen sie sich noch sieben Jahre erfreuen konnte. Alle ihre Kinder scharten sich oft um sie. An ihrem achtzigsten Geburtstag gab es ein großes Familienfest. Bruder Heinrich hat sie mit seiner Familie oft besucht, auch noch im

Jahre 1907, als ihre Kräfte nachließen, als sie die Gebrechen des Alters spürte. Aber sie blieb geistig frisch bis in die letzte Zeit. Ihr Augenlicht versagte, und sie ließ sich gern vorlesen. Ihr Gedächtnis blieb scharf, und sie wußte nicht allein in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart Bescheid. Dann ist sie sanft, umgeben von ihren Altonaer Kindern, am 12. Oktober 1907 entschlafen. Wie oft sagen wir, daß sie es gut hat. Daß sie nicht den Schmerz erlebte, ihren Sohn Benediktus, dann ihre Enkel, und endlich ihren Bernhard herzugeben; daß sie die Last der Kriegsjahre, das Elend, die Zwangswirtschaft mit ihren vielen Drangsalierungen nicht erlebte. Sie hat ein gesegnetes Alter gehabt, und wenn sie auch schwere Witwenjahre durchleben mußte, so ist es um den Abend immer lichter um sie geworden. Die Dunkelheit, die dann kam, brauchte sie nicht mehr zu erleben. Ich will nichts über den Krieg schreiben. Wir alle, die wir die Jahre wachen Auges durchlebten, haben Wunden davon getragen, die sich niemals schließen werden. Das neue weibliche Geschlecht, das jetzt aufwächst, wird in einer Weise widerstandsfähiger werden, als wir es waren. Was sich heute durchsetzen will, muß hart werden, sonst kommt es unter die Räder. Wiederum geht manches Zarte, Weiche, das ehemals bei uns Frauen der gebildeten Stände zu finden war, den neuen verloren, und es ist nicht gesagt, daß eine gewisse Härte, die vielen eigen wird, ein Ersatz für das ist, was den Reiz der früheren Frauen ausmachte. Die jungen Mädchen streben heute alle nach einem Beruf und nach möglichst großem Erwerb. So begreiflich dieser Wunsch ist bei den heutigen Verhältnissen, so macht er doch die Menschen prosaisch und zugleich unzufrieden. Man hört nicht allein immer von der

Teuerung reden, sondern ebensoviel von Gehalt, von Tarifen, von den Preisen der Lackschuhe, der seidenen Strümpfe. Wir waren in unserer Jugend nicht halb so gepußt wie die heutigen jungen Mädchen; dafür dachten wir nicht immer daran, was dies und jenes kostete, sondern waren zufrieden mit den einfachen Dingen, die man hatte. Nach meiner Ansicht waren wir viel glücklicher und heiterer, und unsere jungen Herren rauchten nicht ewig Zigaretten und kleideten sich nicht dandy-mäßig. Natürlich ist es ganz verkehrt, eine vergangene Zeit wieder herbeizuwünschen. Jede Zeit hat eben ihr besonderes Gepräge und hat die Berechtigung zu sein, wie sie eben ist. Als Schriftsteller bedauert man natürlich den materialistischen Gang der Gegenwart und die enorme Teuerung der Bücher. An einem Buchladen geht man vorüber wie vor einem Konfektladen. Die Preise der einfachsten Bücher sind zu hoch für den Geldbeutel einer deutschen Schriftstellerin, und wenn auch immer wieder versichert wird, daß ein Buch zu schenken noch immer das Billigste sei, so gibt es doch viele Menschen, die eben das Schenken lassen müssen, weil sie das Geld dazu nicht haben. Die Welt der kleinen

Freuden ist in Stücke zer schlagen. Theater, Konzert, wo seid ihr geblieben? Wo eine Reise, eine Fahrt mit der Straßenbahn? Es ist traurig, wieviel ernsthafteste Gesichter man sieht. Nur die Kinder lachen noch auf der Straße und die Pärchen, die Hand in Hand gehen und soviel tarifmäßigen Bohn beziehen daß sie sich keine Kleider kaufen können. Vielleicht auch noch Schokolade oder ein Theaterbillet. Aber wie lange noch? Unser Mittelstand wird langsam zermürbt; und das ist ein großes Unglück, dessen Folgen sich erst dann zeigen werden, wenn er nicht mehr da ist. Aber vielleicht steht er nach vielen Jahren wieder auf. Die Geschichte schreitet langsam; sie fragt nicht nach den kleinen Nöten des einzelnen; sie geht ihren ehernen Gang. Was bedeutet der einzelne Mensch und was das, das er seine Erinnerungen nennt? Aber es hat immer ein Gestern und Vorgestern gegeben; gerade so wie das Morgen kommt und das Übermorgen. Und wenn der Glanz der Erinnerung über Gestern und Vorgestern liegt, so wird auch einst im Morgen und Übermorgen Gutes und Schönes zu finden sein. Man muß es für sich und andere nur suchen wollen.

Gedanken

Heinrich Heine

Durch raunende Sternenstille der Nacht
Flattern, verirrt Vögel, meine Gedanken,
Ihren Weg zu suchen in der einsamen Nacht.

Und tasten fort über Straßen und Brücken
Und durch der Nachtbäume schwarzes Geäst,
Spannen über die Stadt traumgoldene Brücken.

Aus Schlummers Tiefe bin ich aufgewacht,
Als ob ein Hauch deines Atems die Stirn mir berührt:
Hörst du die Stimme meiner Sehnsucht in der Nacht?

Hörst du das Wort, das ungesprochen
In der Seele mir klingt, und meine Gedanken,
Wie kleine Vögel flatternd, an dein Fenster pochen?



Der Zaun

Von G. N. Wehrhahn in Proskau

Warum wohl kein Dichter bisher den Zaun besungen hat, ihn, der die stillen, verschwiegenen Schönheiten bewacht und umschließt, ihn, den die Rose mit ihren Armen umfangen hält, über den sie ihre duftenden Blütenblätter dem müden und bestaubten Wanderer entgegenflattern läßt und an dessen Fuß Blauveilchen in die weite Welt sicht.

Gibt es etwas verschwiegeneres als ihn, über den sehnsuchtsvolle Augen in die Weite gegangen sind voll stummer, inhaltschwerer Fragen an Schicksal und Zukunft, über den verliesenes Flüstern in mond hellen Nächten hin- und herzog und das Sehnen seine silbernen Fäden spann?

Vor Urzeiten war er fast das Wichtigste an dem Stück Heimat, welches hinter ihm war. Er bestand aus den Gerten, mit denen der Garten umgürtet war. Aber er war mehr als ein Wehr, das den Unberufenen zurückhielt, er war ein Symbol des Unfriedetseins, eine Friedung des engeren Heims, die dem Gaste schon von weitem Sicherheit und Ruhe versprach. Der Zaun umschloß für unsere Altvorderen mehr als ein Stück Land zum Zweck der Gartenkultur, er friedete das Heim ein, den Garten sowohl wie das Haus.

Deshalb gehört er auch mit zur Straße, der ewig friedlosen, die er

begleitet bis dorthin, wo keine Menschen mehr sind, die uns mit Liebeswort begrüßen, bis dorthin, wo es hinausgeht in die ferne, graue, kalte Fremde. Er soll dem Wanderer ein Stück Heimweh mitgeben nach dem, was hinter dem Zaune liegt, nach dem Frieden, den verschwiegenen, halbverschämten Schönheiten, nach jenen Versprechungen, die schon Erfüllungen sind. Der Zaun soll nicht trennen, er soll verbinden; er soll ein Mittler sein zwischen denen da draußen, den Friedesuchenden der Landstraße, und denen, die den Frieden gefunden haben in seinem Schutz.

Er soll locken und versprechen: Auch du, fahrender Gefelle, findest einmal die Ruhe, nach der du die Straßen auf und ab suchst.

So raunt der Zaun und lockt und lockt

Deshalb steht er auch in enger Verbindung mit dem, der hinter ihm wohnt. Man sagt, man könne aus der Handschrift eines Menschen auch seinen Charakter erkennen. Das mag wohl möglich sein. Sicher aber ist es, daß man sein Wesen an seinem Zaun erkennt. Es gibt hochmütige, mißtrauische, menschen scheue, anmaßende, proßende Zäune und solche, aus denen Gastfreundschaft, Hilfsbereitschaft, Gut-herzigkeit und Liebenswürdigkeit sprechen

Man gehe durch ein Dorf mit jemandem, der die Leute kennt, beobachte den Zaun und lese an ihm den Charakter des Besitzers ab. Er wird sich wundern, wie treffend der Zaun redet.

Doch wer die Sprache des Zaunes nie gehört und empfunden hat, wer an ihm achlos vorübergegangen ist, der hat vielleicht einmal den Ruf der Gartenpforte gehört. Wie häufig ist man nicht schon durch einen Garten in ein fremdes Haus klopfenden Herzens gegangen und hat es nicht gewußt, daß es die Stimme der Gartenpforte gewesen ist, die uns zu unerklärlichen Ahnungen veranlaßt hat. Sie ist aber auch ein lockerer Geselle, sie ladet nicht nur ein, sie lockt auch heraus aus dem Heimlichen, vielleicht nie Verstandenen, sie verspricht Heldentaten und Abenteuer da draußen in der fremden, unbekanntem Welt. Sie meldet den lieben Gast wie den Unbekannten und den Fremden. Und es scheint, als ob ihre Stimme bei jedem anders klinge. Und wenn der Besitzer als stiller Mann nach mancher Mühsal und Arbeit nicht mehr hinausgehen kann, sondern getragen wird, dann ist sie die Letzte, die ihm noch weinend einen Abschiedsgruß nachruft. Klaus Groth hat sie verstanden, die Stimme der Gartenpforte.

Doch es ist richtig, es gibt auch stumme Zäune, es gibt Gartenpforten, die nur unwirsch und mürrisch ihren Dienst tun, wie ein alter Pfortner, der durch die Allzuvielen, die er hat einlassen müssen, müde und stumpf geworden ist. Dort, wo die vielen Menschen nicht nur nebeneinander, sondern auch übereinander wohnen, wo jeder das Bestreben hat, in der großen Menge unterzugehen und sich dem andern anzupassen, wo die heimatische Kultur unter der allesbezwingenden Zivilisation untergeht oder doch zurücktreten und sich verstecken muß, in der Großstadt, dort verliert

der Zaun auch seine Seele, die Pforte ihrer Sprache. Es bestehen keine Beziehungen mehr zwischen ihnen und denen, die dahinter wohnen, das Leben hebt an ihnen herunter und herauf, und kaum hat der Zaun den Hausherrn kennengelernt, da ist er auf und davon und macht einem anderen Platz. Da hat auch der gemüthliche Holzzaun, den der Besitzer mit Liebe sich selbst geschnitten und gesetzt hat, keinen Sinn mehr. Die Industrie kommt mit Fabrikaten aus Draht und Gußeisen, der Zaun wird frech und rücksichtslos. Auf dem Dorfe war er der Freund der Kinder, die hinter ihm Verstecken spielten und zwischen seinen Latten hindurchkrochen, die er behütete und beschützte vor den Gefahren und den Schrecken der wüsten und wilden Straße. Hier aber hat er sich gegen sie gewappnet mit Stacheln und Spizen, mit Metall und Draht. Unzugänglich, **proßig** und abweisend ist er geworden.

Zum Bauern auf das Dorf muß man gehen, dem die alte, von Ureltern überlieferte und sorgsam bewahrte Kultur noch aus allen Knopflöchern lacht, bei dem Kino- und Grammophonzivilisation noch richtig eingeschätzt wird. Dort findet man auch noch manchmal den lebenden Zaun, die Hecke. Man sieht ihn noch in alten verwunschener Gärten, in denen einst Königsfinder spielten und in denen uns das Märchen vom Dornröschen zu greifbarer Wirklichkeit werden kann, und in stillen, verträumten Kleinstädten. Und von hier aus ist er wieder in unsere Vorstädte gewandert, hier gibt er dem Garten den Raum, den schmalen Steigen den Reiz des Heimlichen, hier flüstert er auch wieder von der Schönheit da draußen, wo sich vor seiner Pforte die Uhren schaukeln und sich wiegen lassen, wo der Kirchturm seinen Schatten hinauswirft über jeden, der sich in seinem Schutze angebaut hat. Da lockt der Zaun wieder... und lockt... und lockt...

Quedlinburg

die Kaiser- und Blumenstadt

Von Dr. S. Meiß

Mit dreizehn Abbildungen



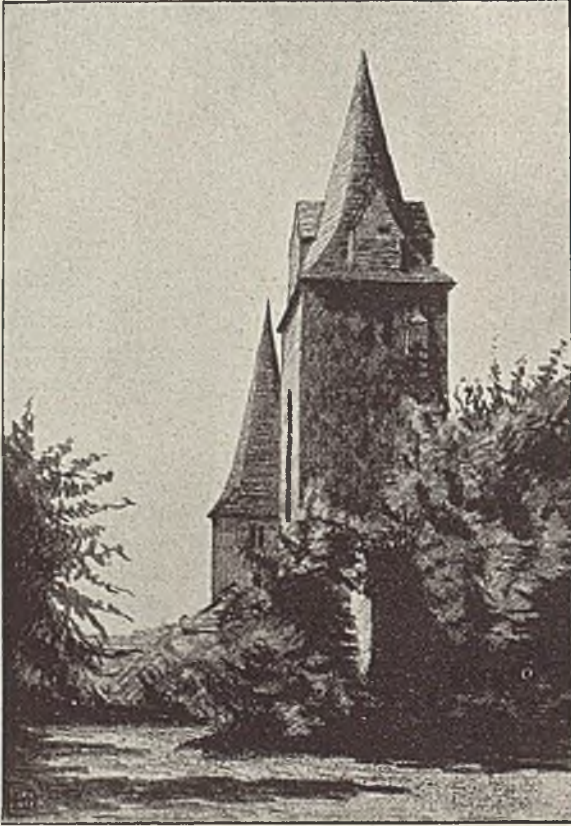
Wenn der Sommerreisende auf der Fahrt nach dem Bode-tal bei Thale, dem vielbesuchten Einfallstor in den Harz, sich der türmereichen Stadt Quedlinburg nähert und ihn schon das altersgraue Schloß von der Höhe grüßt, wird das von einer langen Reise vielleicht müde gewordene Auge durch einen unerwarteten Anblick plötzlich angeregt. Neben der Bahn leuchtet es auf einmal in bunten Farben auf — weite Flächen bunter Blumen, rote Nelken, Rittersporn in allen Farben, wohlriechende Wicken, spanische Kresse, später Astern in den satten Farben eines orientalischen Teppichs — nicht in kleinen Beeten oder gar einzeln stehende Pflanzen, wie wir es aus unseren Gärten kennen, sondern oft viele Morgen Blumen, nichts als Blumen. Der Fachmann entdeckt bald, daß auch andere Felder ein Aussehen haben, das man sonst in der Landschaft nicht gewohnt ist. Große Ackerstücke mit Mohrrüben, die über und über mit weißlichen Blüten bedeckt sind, große Flächen aufgeschossener Salat, Zwiebelfelder in der Blüte, Rübensamen mit dem ihm in der Blütezeit eigentümlichen, süßen Geruch und ganze Wälder von Stangenbohnen. Alles — Blumen, Salat, Rüben usw. — wird nur gebaut, um den Samen zu gewinnen; denn der Haupterwerbszweig des Quedlinburg von heute ist der Samenbau. Durch ihn hat sich die Landwirtschaft dieser Stadt eine besondere Stellung in der deutschen Volkswirtschaft errungen, und

der Besuch so manchen Fachmannes aus dem Auslande beweist, daß die Samenzüchtereien und Samenhandlungen Quedlinburgs vielfach Weltruf genießen.

Gleich wenn wir die Stadt vom Bahnhof aus betreten, grüßt uns ein Sinnbild der Quedlinburger Eigenart. Auf dem von Anlagen umfaßten Platz vor dem Bahnhof steht das Standbild der Blumengöttin Flora, die den Reisenden ihre Blumen darbietet. Auch nachdem wir die breite Brücke, die über die „wilde Bode“ führt, überschritten haben, treffen wir auf geschmackvolle Anlagen, die den Eingang in die Stadt besonders freundlich gestalten. Aber wenn die breite Bahnhofstraße mit ihren modernen Gebäuden hinter uns liegt, öffnet sich das alte, früher von der Stadtmauer umschlossene Quedlinburg mit engen Straßen und hohen, geschmückten Fachwerkbauten.

Quedlinburg ist eine der ältesten Städte Mitteldeutschlands und hat am 22. April 1922 die tausendjährige Wiederkehr seiner frühesten urkundlichen Erwähnung gefeiert. Die Stadt kann auf eine stolze Geschichte zurückblicken, die besonders glanzvoll in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens war, als die sächsischen Kaiser die von ihnen gegründete Quittlingaburg häufig zum Wohnsitz nahmen und hier ihre Großen um sich versammelten.

Ein mittelalterliches Bild von hoher malerischer Wirkung zeigt der Marktplatz. Ihn beherrscht das Rathaus,



Alte Stadtkirne
Nach einer Steinzeichnung von Dorothea Milde

das in seiner Front noch ganz die ursprüngliche Gestalt aus dem Mittelalter bewahrt hat mit dem achteckigen Eckturm und dem steinernen Bild des Roland neben ihm. Eine Häuserreihe, deren Fachwerkgiebel gleichfalls mittelalterlich anmuten, schließt das Bild nach der Seite ab, und dahinter erheben sich das hohe Dach und die beiden ungleichen Türme der Marktkirche, die gleichsam die Stätte der bürgerlichen Hoheitsrechte in ihren Schutz nimmt und auf die enge Verbindung zwischen Kirche und Staat im Mittelalter hinweist. Das Rathaus birgt wertvolle Erinnerungsstücke und in seinem neuen Sitzungssaal Wandgemälde aus der Geschichte von Stift und Stadt Quedlinburg.

Aber wenn wir unserm Hauptziel, den Samenzüchtereien und Blumenfeldern zustreben, können wir bei den Zeugen einer früheren Zeit nur kurz verweilen, und das Rathaus ist nicht das einzige Sehenswerte oder das wichtigste Bauwerk von geschichtlichem Wert. Als solches dürfte vielmehr das Schloß mit der ehrwürdigen Schloßkirche anzusprechen sein. Auf dem Wege zu ihm fällt uns noch ein eigentümliches Gebäude auf, dessen Fenster verraten, daß die Zimmer in ganz verschiedener Höhe eingebaut sind. Es ist das älteste Fachwerthaus der Stadt und stammt aus einer Zeit, in der man noch nicht verstand, mehrere Stockwerke aufeinander zu setzen und deshalb die Tragbalken vom Hausgrund und bis an das Dach führte. Durch enge winklige Straßen geht es hindurch, vorbei an Häusern mit buntbemaltem Schnitzwerk, und in ihrem Rahmen erscheint auf einmal das Bild des hochgelegenen Schlosses mit seinen malerischen Renaissance-Giebeln und den romanischen Kirchtürmen. In den Sandsteinfelsen hineingebaut liegen die hochragenden Mauern des Schlosses. Eine steile Treppe, umschattet von alten Linden, führt hinauf, daneben der Fahrweg mit altem, holperigem Pflaster, und beide münden in den gewaltigen Torturm, der mit seiner dunklen Toröffnung einen fast unheimlichen Eindruck hervorruft.

Auf dem Sandsteinfelsen hat König Heinrich I vor 1000 Jahren die „Quitlingaburg“ gegründet, als er durch den Bau von festen Plätzen die Befreiung Deutschlands von dem Joch der Ungarn vorbereitete. Er hat auf



Schloß und Dom in Quedlinburg

Nach einer farbigen Steinzeichnung
Verlag von Franz Jander in Berlin



Ältestes Fachwerthaus in Quedlinburg

Phot. Er. Kliche, Quedlinburg

der Burg und dem an ihrem Fuße liegenden Königshof häufig geweilt und die dort oben gegründete Kirche zu seiner Grabstätte bestimmt. Sein Sohn, Kaiser Otto I, führte einen Plan des Vaters zur Vollendung, als er 936 dort oben ein Stift für fürstliche und vornehme Damen einrichtete und seine Tochter zur ersten Abtissin machte. Das freiweltliche Stift Quedlinburg wurde mit reichem Besitz und wichtigen Rechten ausgestattet und hat seine Reichsunmittelbarkeit bis zum Jahre 1803 erhalten; seitdem gehört es zu Preußen.

Ehe wir uns zur Höhe wenden, um die Gräber Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde zu besuchen, gönnen wir noch einen kurzen Blick einem stattlichen Bürgerhaus auf dem Platze am Fuße des Berges. Eine Marmor-

tafel an ihm kündigt, daß hier der Dichter Klopstock vor gerade 200 Jahren geboren ist. Am 2. Juli dieses Jahres feiert die Stadt Quedlinburg zusammen mit den Verehrern des Dichters und Vertretern der deutschen Literaturgeschichte den Geburtstag des Mannes, ohne dessen künstlerische Vorarbeit die deutschen Klassiker Schiller und Goethe kaum gedacht werden können. Er ist auch der Dichter gewesen, der in den Zeiten der weltföhligen Aufklärung einen warmen vaterländischen Ton angeschlagen hat, kein Wunder angesichts der Beobachtung, daß schon das Haus seiner Eltern im Schatten großer geschichtlicher Erinnerungen stand. Klopstock selbst deutet es in seiner Ode „Mein Vaterland“ an:

„Früh hab ich dir mich geweiht.
Schon da mein



Altes Haus mit Holzschmuck

Phot. Er. Kltche, Quedlinburg

Herz den ersten Schlag der Ehr-
 begierde schlug,
 erfor ich, unter den Lanzen und
 Harnischen
 Heinrich, deinen Befreier, zu
 singen.“

Wir steigen empor zu der Grab-
 kirche Heinrichs, des Befreiers, die als
 Krypta unter dem hohen Chor der
 Schloßkirche liegt. Ein Raum in ro-
 mantischen Formen, niedrig, aber nicht
 gedrückt; verändert im Laufe der Jahr-
 hunderte, aber ganz umwoben von
 ehrwürdigen Erinnerungen. Man zeigt
 uns den steinernen Sarg der Königin
 Mathilde, in dem man später auch die
 Überreste des Königs geborgen hat.
 Am Gewölbe erkennt man noch Spuren
 von Fresken aus dem 12. Jahrhundert,
 deren eines wahrscheinlich ein zeit-
 genössisches Bildnis Friedrich Barba-
 rossas darstellt; auch er hat öfters in
 Quedlinburg gewohnt. Die Schloß-
 kirche selbst ist ein wichtiges Denkmal

frühromanischer Baukunst und auf Be-
 treiben der späteren Kaiserin Friedrich
 um die Mitte des vorigen Jahr-
 hunderts in der früheren Gestalt wieder
 hergestellt. In einer Schatzkammer
 birgt sie wertvolle Erinnerungen aus
 der Geschichte des Stiftes: Reliquien-
 schreine — angeblich aus dem Besitz
 Heinrich I. und Otto I. — in wunder-
 voller Gold- und Elfenbeinarbeit, einen
 Haarkamm, gleichfalls dem König
 Heinrich I. zugeschrieben, Bruchstücke
 wertvoller Pergamenthandschriften,
 Evangelienbücher, reich mit Gold und
 Edelsteinen verziert, vor allem aber
 handgeknüpfte Wandteppiche mit bild-
 lichen Darstellungen von hohem künst-
 lerischen Wert, etwa um 1200 von den
 Stiftsdamen in jahrelanger Arbeit ge-
 schaffen.

Die Gruft unter der Kirche ist
 in salpeterhaltiges Gestein gehauen,
 weshalb die Leichname mumifiziert
 sind. Dort wurde bis vor wenigen



Finkenherd in Quedlinburg. Radierung
Verlag von Franz Sander in Berlin

Fahren der vorzüglich erhaltene Leichnam der Gräfin Aurora von Königs-
mark gezeigt, der Geliebten Augusts
des Starken und Mutter des Marschalls
Moritz von Sachsen, die von 1700—1728
Pröpstin des Stiftes Quedlinburg war.

Eine Tür führt unmittelbar ins
Freie auf eine Terrasse. Die Kette
der Harzberge liegt vor uns, vom
Schloß Ballenstedt über die Viktors-
höhe, den höchsten Punkt des Unter-
harzes, und über dem Regentanzplatz
und die Kofstrappe bis hin zum Vater
Brocken. Davor die „weite sonn-
durchglänzte Au“ des Harzer Vor-
landes und zu unsern Füßen die hohen
Wipfel des „Brühls“, einst das Lust-
wäldchen der Abtissin, jetzt ein Stadt-
park, wie ihn nicht viele Städte be-
sitzen. Und zwischen ihm und den
Häusern der Stadt leuchtet es wieder
in bunten Farben. Es ist der „Abtei-
garten“, den die größte der Quedlin-

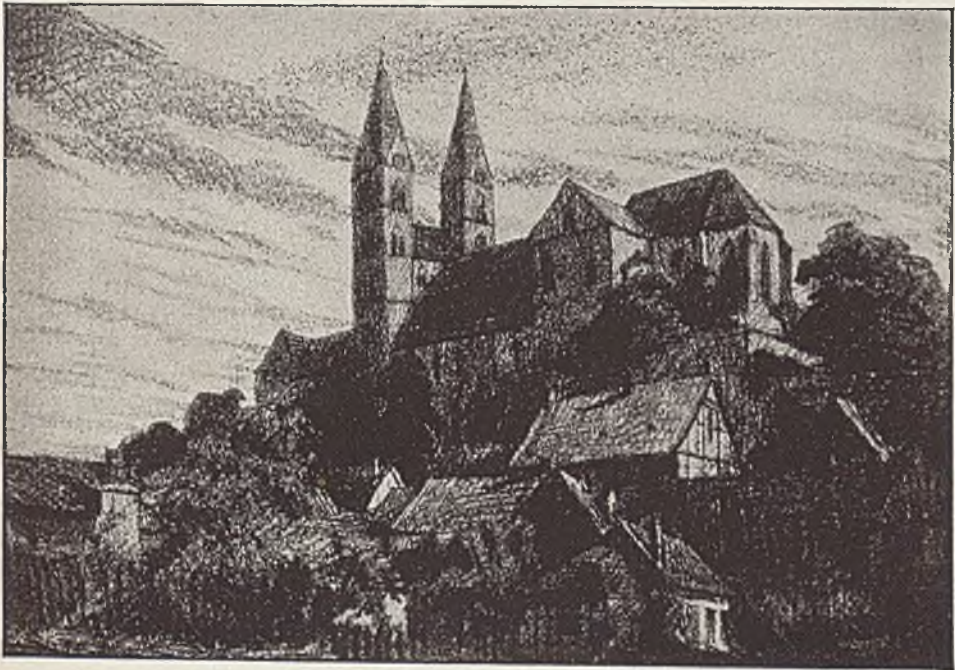
burger Samenzüchtereien, die Firma
Gebrüder Dippe A.-G. zur Blumen-
samenzucht verwendet.

Dieser Garten führt den Zusammen-
hang zwischen der Geschichte Quedlin-
burgs und seinem Wirtschaftsleben von
heute deutlich vor Augen. Von jeher
hatte Quedlinburg eine bedeutende
Land- und eine blühende Garten-
wirtschaft. Als aber nach Aufhebung
des Stiftes zu Beginn des vorigen
Jahrhunderts die großen zu ihm ge-
hörenden Gärten verkauft wurden, gab
das den Bürgern Quedlinburgs eine
neue Anregung und erhöhte Möglich-
keit zur Ausbildung der Gärtnerei.
Damals kam auch der unter dem
Schlosse liegende „Abteigarten“ in
Privatbesitz.

Daneben haben andere Besonder-
heiten Quedlinburgs zur Ausbildung



Aus Alt-Quedlinburg. Radierung
Verlag von Franz Sander in Berlin



Das Schloß von der Fischergasse aus

Steinzeichnung von Dorothea Milde

der Samenzucht geführt. Die Feldmark der Stadt ist mit mehr als 30 000 Morgen eine der größten in Preußen und umfaßt mit den dem Harz vorgelagerten Hügeln und den zwischen ihnen liegenden Tälern die verschiedensten Bodenarten, vom schwersten Humus bis zum leichtesten Sandboden. So wird es dem Pflanzenzüchter ermöglicht, jeder Pflanze den ihr zukommenden Boden zu geben. Die nahen Harzberge schützen die Flur vor allzu rauhen Winden, andererseits fangen sie die mit den Westwinden kommenden zahlreichen Niederschläge ab, so daß Quedlinburg im „Regenschatten“ des Harzes liegt. Auch sind die Winter hier kälter als im Flachland, und das Frühjahr bringt häufig Nachtfroste, der Sommer aber schroffe Witterungswechsel. Pflanzen, die hier gedeihen, müssen also mit verhältnismäßig wenig günstigen Wachstumsbedingungen auskommen, werden dadurch widerstandsfähig und anspruchs-

los, so daß sie nicht so leicht eingehen und sich auch anderen Witterungsverhältnissen anpassen. Ihr Samen birgt deshalb besonders wertvolle Eigenschaften und wird vom Landwirt und Gärtner den Sämereien vorgezogen, die in anderen Gegenden gewonnen sind.

Außer den natürlichen Vorbedingungen ist es auch menschlicher Erfindungsgabe, Tatkraft und Zuverlässigkeit zuzuschreiben, wenn heute Quedlinburg an der Spitze der deutschen Pflanzenzucht steht. Männer wie die Gründer der Weltfirma Gebrüder Dippe A.-G. und Heinrich Mette haben erst die besondere Eignung des Quedlinburger Bodens und Klimas für den Großanbau von landwirtschaftlichen und gärtnerischen Sämereien erkannt, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und langjähriger Praxis auf die Samenzucht angewandt und eine ganz neue Form züchterischer Großbetriebe geschaffen. Das Samengeschäft ist eine



Das Schloß von der Felsenseite aus
Steinzeichnung von Dorothea Milde

Vertrauenssache, da man dem Samen im allgemeinen nicht ansieht, welche Eigenschaften er birgt. So ist die glänzende Entwicklung der Samenzucht in Quedlinburg auch ein Beweis für die Zuverlässigkeit, die von den Quedlinburger Firmen im Laufe der Jahrzehnte herausgebildet und gewahrt ist.

Die Samengewinnung besteht darin, daß man die Pflanzen nicht zum Gebrauch erntet, sondern — zum Teil nach mehrjährigem Anbau — Samen bilden läßt und dann diesen erntet. Aufgabe der Samenzucht ist es, die Pflanzen auszuwählen, die die erstrebten Eigenschaften am besten aufweisen und ihren Samen solange weiterzuzüchten, bis eine Pflanze die gewünschten Eigenschaften in vollem

Ausmaße zeigt. Es liegt auf der Hand, daß die Arbeit des Züchters Jahre, oft Jahrzehnte dauert, bis sie ihr Ziel erreicht hat.

Nicht der älteste, aber der wichtigste und ausgedehnteste Zweig der Quedlinburger Samenzucht ist die des Zuckerrübensamens. Hier ging das Streben der Züchter auf die Hervorbringung von Rüben mit hohem Zuckergehalt, daneben auf reichen Ertrag und eine ansprechende Form. Das Verfahren besteht darin, daß die Rüben auf ihre Eigenschaften und deren Vererblichkeit geprüft und nur solche Stämme weitergezüchtet werden, die in den Prüfungen sich als besonders wertvoll erwiesen haben. Die Prüfung auf den Zuckergehalt wird unter der Leitung wissenschaftlich geschulter Kräfte in den La-

boratorien vorgenommen, die mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgestattet sind. Hier finden wir die Stammesgeschichte der wertvollen Rüben auf Jahrzehnte zurück aufgezeichnet, zum Teil erläutert durch die photographischen Bildnisse der einzelnen Stammrüben. Welche Erfolge die deutsche Zuckerrübensamenzüchtung aufzuweisen hat, kann der Laie daraus ersehen, daß der Entdecker des Rübenzuckers, Markgraf, im Jahre 1846 nur 6% Zucker in der Rübe feststellt, während heute der Durchschnittszuckergehalt etwa 20% beträgt.

Die Züchtung von Gemüsesamen sucht die verschiedensten Wünsche der Verbraucher auf Hervorbringung wertvoller Eigenschaften zu befriedigen. So hat man mit Erfolg die meisten



Die Krypta der Schloßkirche

Phot. Er. Kliche, Quedlinburg

Gemüsepflanzen edler und wetterfester gezüchtet und die Anforderungen der Konservenindustrie auf Lieferung geeigneter Hülsenfrüchte erfüllt. Der feldmäßige Anbau von Gemüsefarmereien erreicht in Quedlinburg einen Umfang, wie man ihn in Deutschland sonst nirgends findet.

Die Blumensamenzucht sieht ihre Aufgabe darin, das menschliche Auge durch immer neue Formen und Farben zu erfreuen. Zur Anzucht der Mutterpflanzen dienen Treibhäuser und Warmbeete von großer Ausdehnung, und die Mutterfaat wird in Gärten und Feldern oft auf vielen hundert Morgen „vermehrte“. Wenn im Sommer die warme Sonne den Samen zur Reife gebracht hat, dann ist es nötig, daß viele Hände ihn pflücken und bergen, ehe die Kapsel aufspringt und der Samen verstreut wird. Da können am besten Kinderhände helfen, und so sind es denn auch Schulkinder, die bei gutem

Wetter gern kommen und in einigen Stunden mit ihren gewandten Fingern das vollbringen, was dem Erwachsenen große Mühe macht.

Gegenüber der Vorkriegszeit ist allerdings der Anbau von Blumensaat zurückgegangen, da die öffentliche Meinung im Kriege an seiner Stelle die Gewinnung von Getreide und Kartoffeln verlangte, obwohl man mit den Devisen, die für Blumensamen auch im Kriege zu erhalten waren, viel mehr Lebensmittel im Ausland hätte einkaufen können, als auf den früheren Blumenseldern erzeugt werden konnten. Jetzt hindern die hohen Kosten, die Handarbeit erfordert, eine Ausdehnung bis zu dem früheren Umfange, und Handarbeit wird in den Samenzüchtereien viel gebraucht. Werden doch in ihnen mehr als dreimal soviel Arbeitskräfte beschäftigt als von der Landwirtschaft im allgemeinen.

In dieser Beziehung ist die Zucht



Blick vom Schloß auf den Müinzenberg, im Vordergrund rechts Klopstocks Geburtshaus
Phot. Fr. Klische, Quedlinburg

von Saatgetreide günstiger, die von den Quedlinburger Samenzüchtereien in den letzten Jahrzehnten gleichfalls aufgenommen ist; denn bei ihr läßt sich die menschliche Arbeitskraft im stärkerem Maße durch Anwendung von Maschinen ersetzen. Auch hier sind schöne Erfolge zu verzeichnen, da bei vergleichenden Anbauversuchen Quedlinburger Saatgetreide wiederholt an hervorragender Stelle gestanden hat.

Gegenüber der Samenzucht tritt die Anzucht von Blumenpflanzen zurück. Der Pflanzenversand hat in der letzten Zeit besonders durch die starke Verteuerung der Postgebühren und Pappwaren gelitten. Immerhin gibt es auch auf diesem Gebiet in Quedlinburg einige bedeutende Betriebe wie die Firma H. Wehrenpfeinig, die sich die Massenanzucht von Stecklingen für Teppichbeetpflanzen, Fuchsien, Pelargonien, Topfpriemel usw. zur Aufgabe gesetzt hat. Besonders sehenswert sind im Herbst die wundervollen

Dahlienfelder der Firma Pape u. Bergmann, die auf diesem Gebiete Hervorragendes leistet.

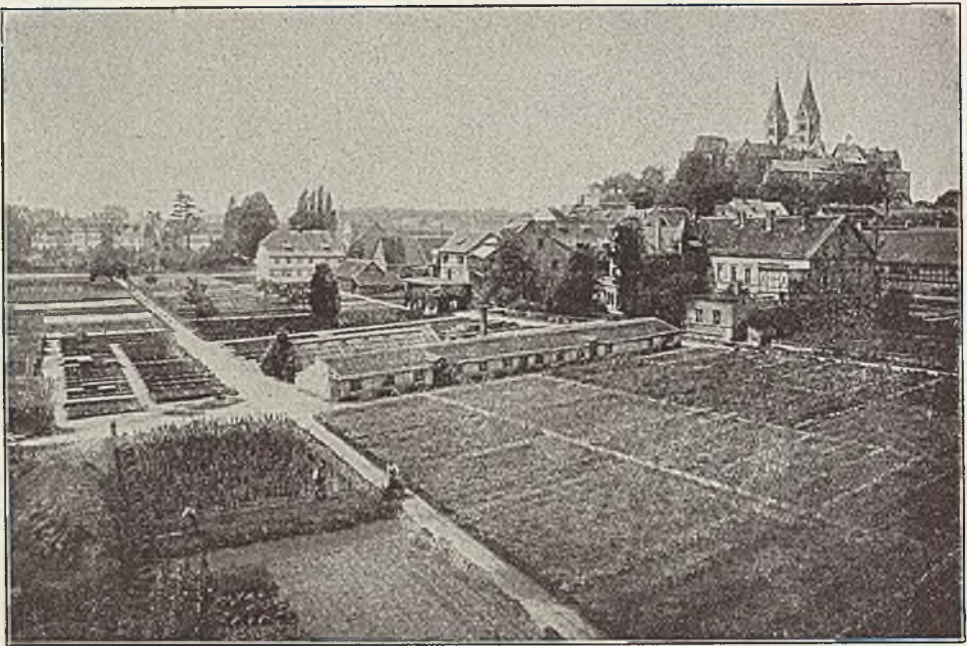
Auf dem Wege vom Quedlinburger Schloß fallen die Gehöfte der Samenzüchtereien durch ihre hohen und langgestreckten Speicher auf. Der Samenzüchter kann nicht seine Ernte unmittelbar von der Dreschmaschine an den Händler verkaufen, sondern muß sie vorher bearbeiten und prüfen. Außerdem erhält er im Herbst die Ernte von den landwirtschaftlichen Betrieben, denen er Mutterfaat zur „Vermehrung“ gegeben hat. Es gibt Betriebe, die ihren Samen von Vermehrungsstellen in ganz Deutschland, z. T. im Ausland auf einem mehrfachen der von ihnen selbst bewirtschafteten Fläche anbauen lassen. Für Lagerung und Bearbeitung all der Samenmengen sind umfangreiche Gebäude erforderlich. Dort finden wir die verschiedenartigsten Trocknungs-, Dresch- und Reinigungsanlagen, für die Feststellung der Keim-



Primula obsconica in den Warmhäusern der Gebrüder Dippe A.-G.



Ein Begonienhaus der Gebrüder Dippe A.-G.



Samenzuchten der Firma Martin Graßhoff

kraft besondere Keimstuben, in der die Sämereien geprüft werden, ehe man sie verkauft. Durch die besonderen Arbeiten, die in den Samenzüchtereien erforderlich sind, entsteht auch im Winter, der sonst den landwirtschaftlichen Höfen Ruhe bringt, ein lebhaftes Treiben auf den Höfen der Quedlinburger Samen-züchtereien. Welchen außerordentlichen Umfang die Betriebe z. T. erreichen, möge nur der Hintweis andeuten, daß das Hauptgehöft der Firma Gebrüder Dippe N.-G. mit den zahlreichen Geschäftszimmern, Wirtschaftsgebäuden, Speichern und Treibhäusern eine Fläche von 26 Morgen bedeckt.

Wir treten noch schnell in eins ihrer vielen Gewächshäuser ein und sind entzückt von den wundervollen Farbentönen und Zeichnungen, die wir an den dort gezüchteten Gloxinien bewundern können. Der Führer behauptet, daß der Samen dieser kostbaren Blume mehr wert sei als Goldstaub. Und dann wenden wir uns den

außerhalb der Stadt liegenden Blumenfeldern zu. Denn Gewächshäuser in ihrer bunten Pracht können wir auch in anderen Orten Deutschlands betrachten; aber weite Felder von Blumen finden wir nur in Quedlinburg. Etwas erhöht über der Stadt liegen die Äcker mit den Sommerblumen der Firma Gebrüder Dippe N.-G. Eine weite, bunte Fläche! Bunter Mohn, gefüllt und ungefüllt, daneben die golden leuchtenden Streifen der großblumigen Tagetes, vom Volk „Totenblumen“ genannt, dann wieder die Clarkien im rosa Gewand, umsummt von den honigsuchenden Bienen, spanische Kresse in allen Farben und eine fast endlose Zahl von verschiedenen Arten der wohlriechenden Wicke. Die warme Sommer-sonne liegt auf dem Blumenteppeich und der leichte Wind bringt uns Wellen von Wohlgeruch entgegen. Das farbenfrohe Bild aber säumen die nahen Harzberge, deren helles Grün selbst in der Ferne sichtbar wird.

Die „Schöne Madonna“ im Breslauer Altertumsmuseum

Von Prof. Franz Landsberger

Mit vier Abbildungen *)

Breslau hat noch immer nicht den Platz unter den Kunststätten, den es verdient. Das liegt zum Teil an seiner geographischen Lage, zum Teil an der Verborgenheit und Zerstreuung seiner Kunstschätze, nicht zum wenigsten aber auch an dem geringen Lokalpatriotismus der Breslauer selber, die gewöhnt sind, ihren Kunstgenuß in der Ferne zu suchen und darüber das Eigene vernachlässigen. So möchte wohl auch eine Plastik noch immer nicht genügende Bekanntheit und Anerkennung gefunden haben, mit der sich, kaum da sie entdeckt, die Wissenschaft lebhaft beschäftigt hat und der sie wegen ihrer Schönheit den Beinamen „Schöne Madonna“ gegeben hat. Um auch weiteren Kreisen den Genuß an diesem Werke zu erschließen und sie über die Ergebnisse der Forschung zu unterrichten, sollen diese Zeilen geschrieben sein.

Die „Schöne Madonna“, eine leicht unterlebensgroße Statue aus Kalkstein, wurde vor etwa 10 Jahren in einem Magazinraum des Websky-Schloßchens gefunden — ursprünglich wird sie wohl eine Breslauer Kirche geschmückt ha-



Die schöne Madonna. Vorderansicht

Phot. Dr. Stimpel

*) Die Photographie der Vorderansicht der „Schönen Madonna“ danke ich Herrn Dr. Mimpel, die Teilaufnahme wie die der Rückseite Herrn Dr. Wiese, aus dessen grundlegendem Buch: „Schlesische Plastik vom Beginn des XIV. bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts“ sie stammt.

ben — und ins Altertumsmuseum gebracht. Die Erhaltung ist ausgezeichnet. Nur ein Stückchen des linken Beines des Christkundes ist abgebrochen; ein paar Faltenenden fehlen sowie die Brosche, die den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, und endlich ist die — heut erneuerte — Krone abhanden gekommen. Auch die Bemalung ist noch in großer Frische erhalten und zeichnet sich durch ihre vornehme Tönung aus. Der weiße, goldgefäunte Mantel Mariä, dessen blaues Futter hier und da hervorsieht, ist zu dem Gold der Haare, der Krone und des spitzen Schuhs abgestimmt. Damit harmonisieren das weiße Gesicht, das an den Wangen zu einem zarten Rot aufblüht, die blaßroten Lippen und getönten Augen.

Vor uns steht eine junge, reizende Gestalt, die mit anmutig mütterlicher Bewegung auf ihr nacktes, bewegliches Kind herabsieht. Sie hält es mit der Linken leicht umfaßt und reicht ihm mit ihrer feingliedrigen Rechten aufs Zierlichste einen bunten Apfel, den das Kind linksch ergreift. Die Lieblichkeit die in Blick und

Gebärde zu uns spricht, wird noch erhöht durch das jugendlich unter der Krone hervorquellende Haar und das dünn herabrieselnde Tuch, die das zarte Oval umgeben. Eine massige und grandiose Rahmung aber findet diese Gruppe in dem königlichen Mantel, der Maria umschließt. Reife von den Schultern abfallend, deren feine Linien er noch enganliegend begleitet, löst er

sich bald von dem Kontur des Körpers los und fällt auf der einen Seite in dichtem Faltensturz herab, auf der andern rundet er zunächst in breiter Quersfalte ein Postament für das Kind, um dann in schweren Schüsselfalten nach dem Boden zu quellen. Auch die Rückseite entbehrt bei bescheidenerer

Durchbildung mit ihren langgezogenen Röhrenfalten nicht des Reizes.

Woher stammt dieses Werk? Da ist es zunächst wichtig zu erfahren, daß es ein paar ihm verwandte Stücke gibt. Das eine befindet sich in der Johanniskirche in Thorn, ein zweites im Provinzialmuseum in Bonn. Nach dieser Bonner Schwester unserer Madonna



Die schöne Madonna. Rückansicht
Phot. Erich Wieje



Die schöne Madonna, Teilaufnahme

Phot. Erich Wiese



Tafelbild der Madonna mit dem Kinde am Prager Domplatz

hielt man zunächst die ganze Gruppe für mittelschlesisch. Aber bald fand man noch weitere verwandte Werke. Von der Wiener Staatsgalerie wurde eine Madonna von ähnlichem Typus erworben, die aus Krumman stammt, und ein zweites Stück fand sich in der Klosterkirche von Wittingau. Da Krumman und Wittingau böhmische Städte sind, so mögen diese beiden Madonnen wohl in Böhmen entstanden sein, das ja im späteren Mittelalter eine blühende Plastik besaß. Sollte da nicht auch unsere „Schöne Madonna“ aus Böhmen stammen? Schlesien hatte sich ja seit dem 14. Jahrhundert an Böhmen angeschlossen, wird also auch in der Kunst nach Böhmen geblickt haben. Auch die Thorner Madonna ließe sich leichter aus dem Südosten importiert denken als

vom fernen Rhein hergeholt. Aber die Statue in Bonn? Nun, sie stammt aus der Sammlung eines Herrn Thewalt. Dieser Sammler aber weilte häufig in Schlesien, um hier seinen Besitz zu mehren, und so läßt auch diese Statue die Herkunft aus Böhmen zu. Für diesen Ursprung spricht endlich die Verwandtschaft mit einigen böhmischen Tafelbildern der Madonna mit dem Kinde, von denen ich hier das eine, im Prager Domplatz befindliche, abbilde. Wie ähnlich ist vor allem das munter sich drehende Kind, dessen Arm in die Falten hinabgreift, dessen angezogenes Bein auf der Hand seiner Mutter ruht. Man könnte das fehlende Stück Bein auf unserer Statue nach diesem Tafelbilde ergänzen,

so verwandt ist die Bildung. Ob unsere „Schöne Madonna“ nun aus Böhmen hierher importiert ist, ob ein in Böhmen geschulter Meister in Breslau selbst seine Werkstatt aufschlug, wer will das sagen? Breslau war damals nicht nur eine blühende Handelsstadt, sondern auch eine lebhafteste Kunststadt, die ihrem religiösen Gefühl in zahlreichen, schönen Kirchenbauten Ausdruck gab und die dafür sorgte, daß ihre Kapellen mit Plastiken und Bildern reich geschmückt wurden. Wir haben aus der gleichen Zeit noch eine ganze Anzahl von plastischen Arbeiten, Beweinungsgruppen, Schmerzensmännern, Kreuzigungsdarstellungen u. a., von denen manches Stück in Schlesien selbst entstanden sein dürfte. So mag man auch unsere Madonnenstatue am besten als



E. Müller:

Bettelnder Alter

Mit Genehmigung der Kunsthandlung Bruno Wenzel, Breslau



„Böhmisch-Schlesisch“ bezeichnen, wenn man ihre Herkunft umschreiben will.

Und nun die weitere Frage: Zu welcher Zeit ist die Entstehung dieses Werkes zu denken? Geht man vom Augenscheine aus, so erkennt man leicht, daß es nicht mehr das schlanke, hochragende Format der Figuren hat, wie es dem 14. Jahrhundert, besonders in seiner ersten Hälfte, eigen ist. Der breitgelagerte Mantel gibt der ganzen Gestalt einen Zug nach der Breite, und der abwärts geneigte Kopf Mariä wie die schweren Schüsselfalten ziehen den Blick eher nach unten, anstatt daß sie ihn, wie in rein gotischen Figuren, in die Höhe leiten. Sodann haben die Figuren des strengen 14. Jahrhunderts noch etwas Flächiges, das sich mit geschmeidiger Silhouette in die Ebene schreibt, während die Falten des Mantels unserer Madonna sich nicht nur nach unten, sondern zugleich nach der Tiefe runden. Auch das sich drehende Kind wie das umgeschlagene Mantelstück zu seinen Füßen sind voll räumlichen Empfindens. Im allgemeinen ist das der Geist, der erst im 15. Jahrhundert die Kunst beherrscht. Es ist jener neue Geist, der mit dem Breiteren, Schwereeren, Vollrunderen der Figuren zugleich der Ausdruck eines erdgebundeneren und derberen Geschlechtes ist. Nun spricht aber ein Moment deutlich für eine etwas frühere Entstehung. Gleichfalls im Breslauer Alttextmuseum befindet sich eine Beweinung Christi, auch sie aus Kalkstein, die unserer schönen Madonna in vielen Punkten verwandt ist. Ihr Faltenwurf ist aus ähnlichen Motiven gebildet und der auf Weiß, Blau und Gold gestimmte Farbenklang ist der gleiche. Nun wissen wir von

dieser Pietà nicht nur, daß sie aus der Elisabethkirche stammt, sondern daß sie schon 1384 in einer Urkunde als ein „erlesenes und meisterliches Werk“ erwähnt wird. Freilich ist unsere Madonna in ihrer Formensprache und Anmut vielleicht schon ein wenig entwickelter, aber man wird sie doch nicht zu weit von dieser Beweinungsgruppe abrücken dürfen. Mit der allgemeinen Datierung „um 1400“ wird man das Richtige getroffen haben.

Diese vergleichsweise frühe Ansetzung ist gerade im Zusammenhange ihres Entstehungsortes nichts weiter Erstaunliches. Denn Böhmen war dank der genialen Regierung Karls IV. eines der kultiviertesten Länder Europas geworden. In Prag vor allem pulsierte ein reiches, künstlerisches Leben, und wie fortschrittlich man dabei war, dafür möge das Reiterstandbild des hl. Georg auf dem Grabschmied zeugen, welches, 1371 entstanden, das älteste in Bronze gegossene Reiterdenkmal seit den Tagen der Antike ist, ein Vorläufer der ehernen Reiterstatuen der italienischen Renaissance. Breslau aber, die zweite Hauptstadt des böhmischen Reiches, nahm an dieser Blüte den lebhaftesten Anteil. Wenn man vor unserer schlesischen Kunst so häufig das Wort „Kolonialkunst“ braucht und damit zugleich andeuten will, daß hierher das Neue immer erst ein paar Jahrzehnte später dringt, so bezieht sich das gewiß nicht auf jene böhmisch-schlesische Epoche. Allen Anschein nach hat damals Breslau im Anschluß an Prag an führender Stelle gestanden, und welche künstlerische Höhe diese Zeit zu erringen wußte, dafür ist unsere Madonna das eindringlichste Zeugnis.





Wippchen in Nöten

Ein lustig Märlein von Emil Moris

Mit 1 Federzeichnung von Otto Stein

Es war einmal ein Schneider, der hieß Wippchen und lebte hoch oben in der Giebelstube eines Hauses am Markt. Da er nur selten etwas Gesottenes vor den Mund bekam, war er meist recht unzufrieden. Wenn er so auf dem Tisch seiner Werkstatt hockte und an einem durchgeschabten Hosenboden herumkutschte, glitt sein Blick wohl über die roten Dächer ringsum und blieb zuletzt auf dem goldenen Knauf des Rathauses haften, das mitten auf dem Markt seine Zinnen stolz in die Höhe reckte. „Wenn ich es doch auch einmal so haben könnte wie der Herr Bürgermeister,“ dachte er dann jedesmal, „der geht tagsüber auf der Straße spazieren, nicht nur würdig mit dem Kopfe, wenn ihn die Leute grüßen und sitzt abends im kühlen Ratskeller und läßt sich den roten Muskateller wohl munden. Ach ja, die Welt ist doch unvollkommen eingerichtet.“ Mit diesem Seufzer schloß er jedesmal seinen Gedankengang, kletterte mühsam vom Tisch herunter, weil ihn die dürren Beine vom Sitzen schmerzten, und gab dem Lehrbuben eine schallende Ohrfeige, was für diesen das Zeichen war, in die Küche zu stürzen und den Kaffee zu bereiten.

Als Wippchen eines Tages am Ofen kniete und die Kohlen im Bügeleisen

in Glut setzte, flog zum offenen Fenster eine Elster herein. Der funkelnde Fingerhut des Meisters hatte es ihr seit langem angetan und sie beschloß, sich heute seiner zu bemächtigen, um ihn zu den übrigen Schätzen in ihrem Nest zu legen. Schon hielt sie die Beute im Schnabel und spreizte die Flügel zur Flucht, da wandte sich Wippchen um und erkannte die Gefahr. Wie der Blitz sprang er auf den Tisch und schlug das Fenster zu. Da war das arme Tier gefangen. Jetzt beschloß Wippchen seinen Feind zu bekriegen. Er stülpte den leeren Kochtopf wie einen Helm über die Glase, gürtete sich die Scheere als Schlachtschwert um und bewehrte die Filzpantoffeln mit langen Nadeln, die gleich furchtbaren Sporen hinausstarren. Dann streifte er den Deckel des Kaffeetopfes wie einen Schild über den linken Arm und ergriff mit der Rechten die Elle, die ihm zur Lanze dienen sollte. Als er so gerüstet war, erhob er ein gewaltiges Kriegsgeschrei mit „Mäh, Mäh“ und „Hi, Hi“ und starrte nach seinem Feind, der sich auf der Gardinenstange zusammenduckte und mit ängstlichen Augen den Vorbereitungen Wippchens folgte.

Jetzt begann der Kampf. „Wehre dich,“ schrie der tapfere Schneider zur Elster hinauf und sprang auf den Tisch.

Von hier aus gedachte er sie mit einem kühnen Stich herunterzuholen. O weh, da ging die Elster ihrerseits zum Angriff vor. Noch ehe Wippchen ausholte, flog sie nach der Mitte der Zimmerdecke, wo die Lampe hing, und ließ dem hinaufstarrenden Meister etwas Weißes mitten ins Gesicht fallen, daß er mit einem Wehlaut umsanf und nur noch stöhnen konnte: „Ich muß sterben, ich bin getroffen.“ Als er aber merkte, daß der Tod nicht kommen wollte, wischte er sich das tückische Geschoß von der Backe und erneuerte seinen Angriff. Wieder erhob er seinen Kriegsruf und stürzte sich mit noch größerer Wut auf den Gegner. Diesmal gedachte er ihn mit einem kräftigen Schläge niederzustoßen. Schon fauste die Elle durch die Luft, da flog die Elster wieder davon, und die Lampe ging krachend in tausend Trümmer.

Als die gehezte Elster oben keinen Halt mehr fand, flog sie auf den Fußboden des Zimmers. Wippchen tat einen Jubelruf, denn jetzt hoffte er, den Feind endgültig zu fassen. Mit „Hurra“ und „Hojo“ ging es hinterdrein, unter den Schneidertisch, in die Ofenecke und endlich hinter das Bett. Von hier gab es kein Entrinnen mehr. Ein kühner Griff, und das Tier war in der Gewalt des Schneiders, der ein Siegesgeheul ausstieß, daß die Wände dröhnten. Dann schwang er ein Küchenmesser und rief: „So, du alte Sünderin, jetzt sollst du den verdienten Lohn erhalten. Wer weiß, wieviel Diebereien du schon auf dem Kerbholz hast, und ein Elsterbraten wird auch keine üble Kost sein.“ „Du willst mich also töten?“ fragte der gefangene Vogel, „daran dürftest du keine Freude haben, denn ich bin schon hundert Jahre alt und mein Fleisch gleicht zähem Leder.“ Wippchen gedachte seines zahlosen Maules, das kaum den Hirsebrei zu meistern vermochte. Er ließ daher das

Messer sinken und sprach: „Fürwahr, elendes Vieh, du bist mir das Fett nicht wert, in das ich dein klappriges Gestell hüllen müßte, um es zu schmoren. Du magst leben und in ewiger Gefangenschaft deine Untaten bereuen. Damit du nicht entfliehst, werde ich dir jetzt ein wenig die Flügel stuken.“ „Und was hättest du davon,“ entgegnete die Elster, die neue Hoffnung schöpfte. „Höre, edler Meister, gib mich frei, so will ich dich reich belohnen. Ich zeige dir dafür an der Kirchhofsmauer den Ort, wo das Pflänzlein ‚Wandeldich‘ gedeiht. Wer dieses besitzt, kann sich verwandeln, in wen er will.“ Donnerwetter,“ dachte Wippchen, „so etwas könnte ich gebrauchen.“ Er zeigte sich aber recht gleichgültig und sagte nur: „Wie soll ich deinen Lügen glauben? Dir ist ja doch bloß darum zu tun, mir zu entwischen.“ „Dann bringe mich nach dem Friedhof,“ erwiderte die Elster, „und ich will dir das Blümlein zeigen.“ Das war dem Schneider recht. Er legte seine Rüstung ab, schlüpfte in den Sonntagsstaat, nahm die Elster fest unter den Arm und pilgerte durch die Gassen nach dem Friedhof hinaus. Jeder, der ihn so sah, lachte höhnisch, drehte sich nach ihm um und dachte bei sich: „Wippchen hat doch wirklich einen Vogel.“

Als die beiden an der Kirchhofsmauer angelangt waren, sagte die Elster: „Wir sind da. Bevor ich dir das Blümlein zeige, mußt du bei allem, was dir heilig ist, schwören, daß du mir dann auch wirklich die Freiheit schenkst.“ Wippchen antwortete: „Es gilt, wenn die Probe gelingt, so schwöre ich dir bei Kaffeetopf und Filzpantoffeln, dich sogleich laufen zu lassen.“ Da reckte die Elster ihren Kopf, pickte mit dem Schnabel in einen Mauerspalt und holte ein unscheinbares Pflänzchen heraus, das einen feinen Duft ausströmte. „Da nimm und mach die Probe. Du

brauchst nur daran kräftig zu riechen und dir dabei zu denken, in wen du verwandelt sein willst.“ Der Schneider betrachtete das Pflänzchen geraume Zeit und überlegte, wessen Gestalt er annehmen sollte. „Wie wäre es, wenn ich mit dem Gevatter Schuster den Anfang machte? Aber nein, der hat einen Buckel und sieht auch sonst recht unvorteilhaft aus. Etwas Vornehmeres müßte es schon sein. Halt, der Herr Bürgermeister! Ja, den will ich zuerst probieren.“ Er hielt das Blümlein an die Nase, roch recht kräftig daran und wünschte sich, jetzt der Herr Bürgermeister zu sein. Sogleich war er in das Stadtoberhaupt verwandelt, der dicke Bauch, die Hornbrille, die Schnallen schuhe, alles war da. Selbst die Warze auf der etwas rötlichen Nase fehlte nicht. Im freudigen Schreck schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und ließ hierbei die Eister los. Diese flog sogleich auf die Mauer und sprach voller Hinterlist: „So, du böser Kerl, verwandelt bist du zwar, weißt aber nicht, wie du deine eigene Gestalt wieder erhalten kannst. Nun sieh zu, ob du weiterkommst.“ Damit wippte sie ein paar Mal mit dem Schwanz und flog davon.

Der Schneider blieb wie angewurzelt stehen. Was nützte ihm seine Verwandlung, wenn er nie wieder er selber werden konnte? Endlich raffte er sich auf und machte sich auf den Heimweg. „Nur schnell in der Werkstatt verkrochen,“ war sein einziger Gedanke. Sonderbar, alle Leute, die ihm begegneten, zogen höflich den Hut und verbeugten sich tief. Was wollten sie nur von ihm? Ach richtig, er war ja gar nicht mehr Schneider-Wippchen, sondern der Bürgermeister in höchsteigener Person. In seiner Angst dankte er niemand und machte, daß er weiterkam.

Als er die Straße nach dem Markte einbog, verließ just der echte Bürger-

meister das Rathhaus, um sich nach den vielen Mühen der Stadtregierung an einem abendlichen Trunk zu laben. Eifrig über das Wohl und Wehe der Bürger nachdenkend, ging er des Weges und stand plötzlich vor seinem Ebenbilde. Zuerst glaubte er vor einen großen Spiegel geraten zu sein, er blieb stehen, betrachtete den verwandelten Schneider von oben bis unten und sprach zu sich selber: „Eigentlich bist du noch ein ganz passabler Kerl mit deinen fünfzig Jahren. Nur schade, daß sich das Bäuchlein gar zu sehr rundet und das verwünschte Not der Nase immer kräftiger wird.“ Da plötzlich bemerkte er, wie sein Gegenbild respektierlich den Hut zog und sich mit einem „Guten Abend“ davontrollen wollte. Das würdige Oberhaupt der Stadt griff sich nach der Stirn, um zu prüfen, ob nicht ein böser Traum sein Narrenspiel mit ihm treibe. Da er aber merkte, daß er es weder mit einem Traumgesicht noch einem Geisterpuk zu tun habe, schrie er den verwandelten Schneider an: „Halt, wer bist du?“ Jetzt gab sich Wippchen verloren. Er knickte sichtbar zusammen, aber schon im nächsten Augenblick beschloß er mit dem Mute der Verzweiflung seine Rolle, in die ihn die verwünschte Eister gebracht, weiter zu spielen. Er setzte also seine hochmütigste Miene auf und schrie sein Gegenüber an: „Nanu, was ist denn das? Kennt man hier den Bürgermeister nichtmehr?“ Nun kam die Reihe an den echten Bürgermeister, vor Schreck zu erstarren. Er suchte nur mit den Armen in der Luft herum und ächzte: „Weiche von mir, unheimliches Gespenst.“ Als aber Wippchen ruhig stehen blieb, schrie er aus Leibeskräften: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ Als bald versammelte sich eine große Menge Volks um die beiden. Man betrachtete sie von allen Seiten und rief: „Halloh, jetzt hat sich unser Bürgermeister verdoppelt.“ Ver-

geblich beschwor der echte von ihnen die Leute, doch auf ihn zu hören, wie sie es sonst getan. Der verwandelte Wippchen rief immer dazwischen: „Glaubt diesem Schwindler nicht. Euer Bürgermeister bin ich allein und kein anderer daneben.“

Die ganze Stadt geriet in eine ungeheure Erregung. Ein jeder guckte den andern an, ob er ihn denn noch wiedererkenne, man faßte sich an den Kopf und fragte sich: „Bist du noch Du oder bist Du ein anderer geworden? Als aber ein jeder erkannte, daß er noch seine alte Gestalt habe und nur einmal da sei, ausgenommen der Bürgermeister, der doppelt vorhanden war, da sagte man zu einander: „Das muß wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, hier waltet ein böser Zauber.“ Um diesen zu brechen, beschloß man die beiden Bürgermeister auf das Rathaus zu bringen und sie auf die Probe zu stellen. Sogleich versammelten sich die Ratsherren, legten ihre goldenen Ketten um den Hals und forderten die beiden Oberhäupter auf, sich auszuweisen und ihres Amtes zu walten. Der echte Bürgermeister schrie die Versammlung an: „Was habe ich nötig, mich vor Euch auszuweisen? Kennt Ihr mich nicht, daß Ihr mich so anstarrt? Werft lieber diesen Kerl da in den Turm.“ Ob dieser Worte murrten die Ratsherren und sprachen zu einander: „Nun werden wir vielleicht gar von einem Betrüger gescholten und an unsere Pflicht erinnert.“ Und als nun Wippchen sprach: „Liebe Freunde, bevor wir mit der Sitzung beginnen, laßt uns auf den Schreck doch ein Gläschen Malvasier auf Kosten der Stadt trinken,“ da schmunzelten die Ratsherren und meinten: „Das scheint doch unser wahrer Bürgermeister zu sein, der hat ein Herz für uns.“ Man ging also hinunter in den Keller und setzte sich an den Tisch. Wippchen bekam den Ehrenplatz eingeräumt. Er glaubte jetzt sein Spiel

gewonnen zu haben, und nahm sich vor, bis an sein Lebensende Bürgermeister zu bleiben. Als er aber an dem Becher nur bescheiden nippte, guckten ihn die Ratsherren mißtrauisch an, stießen sich in die Seite und murmelten einander zu: „Traun, das ist doch nicht der echte, denn der säuft wie ein Loch.“

Es blieb also nichts anderes übrig, als die beiden Stadtoberhäupter fürs erste einzusperrern und dann zu beraten, wie man sich aus der Affäre ziehen könnte. Die Aufregung in der Stadt steigerte sich, die Bürger spalteten sich in zwei Parteien, die sich heftig befehdeten, alle Arbeit stockte, Handel und Wandel ruhte. Schon drohte es zum offenen Bürgerkrieg zu kommen, da verkündete der weise Rat nach endlosen Beratungen folgenden Spruch: „Es wird hiermit beschlossen, um nicht eine falsche Wahl zu treffen, beide Bürgermeister aufzuhängen und nach vollzogener Hinrichtung einen neuen zu ernennen. Das Urteil wird alsbald vollstreckt.“ Alles atmete auf, wie von einem Alp befreit. Man gab sich mit dem weisen Spruch allgemein zufrieden bis auf die beiden Todeskandidaten, von denen der echte Bürgermeister abwechselnd fluchte oder den Rat um Vernunft bat, während Wippchen in starrem Troß verharrte und zu sich sprach: „Nun gut, wenn ich ja doch einmal sterben muß, so mag es wenigstens als Bürgermeister geschehen und das Dickwanst, das ich schon immer beneidete, soll es auch nicht besser haben.“ Er verriet also nicht, wer er sei.

Als der Tag der Hinrichtung gekommen war, wurden die Verurteilten wieder auf das Rathaus gebracht, von wo aus sie ihren letzten Gang antreten sollten. Der Älteste des Rates erhob sich, las ihnen das Urteil vor, brach über hrem Haupte den Stab und rief: „Man hole Wippchen herbei, damit er ihnen Maß zum Totenhemd nehme.“

Der Ratsdiener stürzte davon, kam aber nach einiger Zeit nur mit dem Lehrbuben wieder und meldete, Wippchen sei nicht zu Hause gewesen. Als nun der Lehrling mit der Elle in der Hand vortrat und sich vor lauter Angst recht ungeschickt stellte, konnte Wippchen seinen Ärger nicht mehr mäßigen. Er versetzte dem Jungen eine schallende Ohrfeige und schrie: „Ist das die rechte Art, das Maß zu nehmen? Wart, elender Bube, wenn du erst wieder daheim bist.“ Da rief mandurcheinander: „Hört, hört, was dieser da zu dem Lehrbuben gesagt hat, er scheint gar ein Schneider zu sein.“ Andere wieder fragten: „Wo ist denn Wippchen und warum kommt er nicht hierher, wie es der Rat gefordert?“ Da trat der geohrfeigte Lehrling vor und berichtete, sein Meister sei nirgends zu finden; solch eine Ohrfeige aber, wie er sie eben bekommen habe, könne nur dieser schlagen. Jetzt half kein Leugnen mehr. Wippchen mußte bekennen, wie er zu der Verwandlung gekommen sei und fing so jämmerlich um sein Leben zu bitten an, daß die Ratsherren Mitleid in ihrem Herzen verspürten und der älteste von ihnen sprach: „Wohl an, wir geben dir drei Tage Zeit. Gelingt es dir bis dahin, deine frühere Gestalt wiederzuerlangen, so sollst du frei ausgehen, andernfalls aber wirst du doch gehängt.“ Damit wurde er in den Turm zurückgebracht, der echte Bürgermeister aber feierlich in sein Amt wieder eingesetzt.

Wippchen saß traurig im Kerker. Die Stunden zerrannen eine nach der andern, aber keine brachte ihm Rettung. Da er jede Nahrung verschmähte, wurde er bald so dünn wie ein Bindfaden. Von Zeit zu Zeit erschien der Kerkermeister, um zu prüfen, ob der Gefangene sich etwa in den alten Wippchen verwandelt habe. Als er wieder einmal hereintrat, meinte er grinsend: „Na,

Euer Gnaden, wenn Ihr wieder werden wollt, was Ihr wart, dann beeilt Euch nur, denn auf dem Galgenberge trifft man schon alle Vorbereitungen, um Eure Standeserhöhung würdig zu begehen.“ Das war für den armen Wippchen zu viel, und er beschloß zu fliehen. Oben in der Mauer war ein schmaler Spalt für Licht und Luft. „Wenn ich erst dort oben bin, könnte ich mich leicht hindurchzwängen,“ dachte er. Mühselig kletterte er an der Mauer empor und gelangte auch glücklich bis an die Öffnung, wo er sich an einem Gewirr von Unkraut festklammerte, das auf dem Sims wucherte. Als er aber seine Beine nachziehen wollte, o weh, da gab das Wurzelwerk nach, und er plumpste in den Turm hinunter. Wehmütig betrachtete er das Pflänzlein in seiner Hand und sprach: „Warum hast du nicht ausgehalten, bis ich oben war? Nun ist alles aus. Ach, wäre ich doch der Schneider Wippchen geblieben!“ Da ging die Tür auf, und der Kerkermeister trat herein, um ihn zur Nichtstätte zu führen. Voller Erstaunen ließ er die Schlüssel fallen, denn vor ihm stand der leibhaftige Wippchen, der in höchster Not das Pflänzchen „Wandelbich“ und auch den richtigen Spruch gefunden und nun wieder seine eigene Gestalt erlangt hatte. Als die Kunde hiervon die Stadt durchlief, da entstand überall ein lebhaftes Bedauern, denn man hätte so gern das Schauspiel des Hängens gesehen. Wippchen wurde gemäß dem Spruch des Rates freigelassen, und er kehrte frohgemut in seine Dachkammer zurück. Ein Gutes hatte die böse Geschichte für ihn aber doch. Denn so oft er sich von nun an auf der Gasse zeigte, zog jedermann den Hut vor ihm mit den Worten: „Guten Tag, Herr Bürgermeister.“ So war der Traum seines Lebens verwirklicht. Er fühlte sich geehrt und geachtet und dabei blieb es.



Was wollen die deutschen Jugendherbergen?

Von Julius Schult in Iserlohn
Mit elf Abbildungen



Unserm heranwachsenden Geschlecht wird es wahrhaftig nicht leicht gemacht, den kindlichen Märchenglauben in dem jungwarmen Herzen zu bewahren und sich ein Eutopia, ein Seligland voller Romantik und von heiligen Schauern erfüllt, auszudenken, wie dies ein Vorrecht und der Jugend wesentlich ist. Unter Entbehrungen, oft in bitterster Not aufgezogen, der leitenden Hand des väterlichen Freundes lange Jahre, wenn nicht gar auf alle Zeit mangelnd, wo der Krieg eine grausame Lücke ins Familienleben riß, leidet unsere deutsche Jugend immer noch und wer weiß, wie lange noch, unter den harten Friedensbedingungen des verlorenen Krieges. Das Großstadtelend wenigstens zum Teil zu mildern suchen die menschenfreundlichen Quä-

ter, das Rote Kreuz, unsere österreichischen Nachbarn. Wir wissen ihnen heißen Dank dafür, haben sie doch mehr Verständnis für Menschenpflicht und Nächstenliebe, aber auch für die Voraussetzungen zur wirtschaftlichen Wiederaufrichtung Deutschlands und zur Erfüllung



In der Jugendherberge Falkenstein in der Mark



Schlafraum der Jugendherberge auf Burg Altena

des Friedensdiktats, als unsre westlichen Nachbarn.

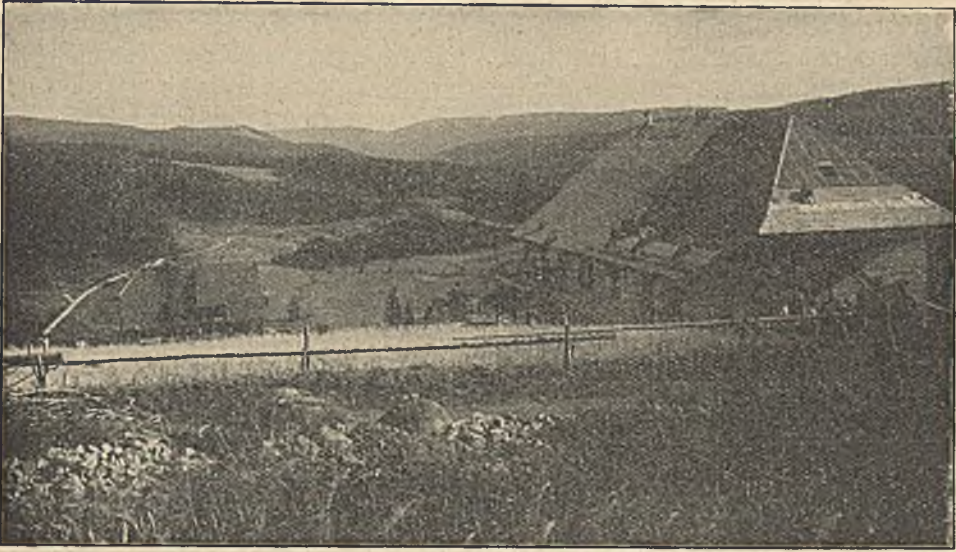
Eine harte Jugend war manchem der großen unter unseren Führern vom Schicksal bestimmt. Bis zu einem gewissen Grade sind Entbehrungen auch eine gute Schule für des Lebens Rauheiten und Widerwärtigkeiten. Um sie ertragen und ihrer Herr werden zu können, bedarf es jedoch eines kräftigen Körpers. Gerade daran hapert's nun leider bei einem großen Teile unserer Jugend. Ähnlich wie in Dresden, wo jedes sechste Schulkind krank ist und vom Unterricht ferngehalten werden muß, liegen die Dinge in sehr vielen Orten im übrigen Deutschland. Erschreckend, wenn nicht geradezu trostlos, ist diese Zahl im Hinblick auf Deutschlands allgemeine Lage. Können wir da noch hoffen, daß unser Vaterland wieder zu neuer Blüte ersteht und nicht dem übermächtigen Drucke der einstigen Gegner unterliegt? Wo unserem Volke kaum Raum zum Atmen gelassen bleibt, fällt jedes Hoffen gar schwer. Und dennoch glauben wir an unseres Volkes und Vaterlandes Auferstehung, dürfen wir die Hoffnung nicht

fahren lassen, müssen wir unser ganzes Sinnen und Trachten darauf lenken, Wege zu finden, unserer Jugend das rechte Jugendland zu schenken, ihr Los und ihr Dulden zu erleichtern, sie gesund und stark und fröhlich, trotz alledem, werden zu lassen. Nur so befreien wir sie von Hemmnissen und Widerständen auf ihrem Marsche durchs selige Kinderland, darin sie das beste in sich aufnimmt und gewinnt, um den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein.

Es ist dazu nicht nötig, daß wir unseren Kindern Berge von Zucker und eine Fülle kostbarer Geschenke auf-türmen, um sie des Zauberlandes der Jugend teilhaftig werden zu lassen. Wer kann dies heute noch? Deutschland ist arm geworden. Allzugroß ist die Auswahl der Mittel nicht, der Kinder Augen hell aufleuchten zu lassen. Wir müssen nun sehen, aus dieser Armut das beste zu schöpfen, was sie uns noch zu bieten hat und was unserer Jugend am zuträglichsten ist. Da öffnet sich vor unserm Blick das weite Märchenland der Natur mit allen seinen Wundern und Reichtümern, seinen Selig-



Essraum der Jugendherberge Burg Altena



Falkauer Hütte im Schwarzwald

keiten und seinem Füllhorn von noch Unentdecktem, Neuem für das jugendliche Gemüt. Wir erinnern uns, welch ein Segensspender auch für die Volksgesundheit der Jungbrunnen Natur sein kann und welchen Vorzug die Kenntnis der Natur vor vielen Bücherwissen hat. In der Natur können wir gerade das

Vorbild für die Wege zur neuen Blüte des deutschen Volkes erkennen: Einfachheit, Natürlichkeit, Reinheit, Wahrhaftigkeit, Größe! Alles Dinge, die zudem ein empfängliches Herz die Allmacht eines Größeren, des Höchsten erkennen lassen. Schon die Jugend beginnt da draußen zu ahnen, daß die Natur aller



Jugendherberge im Stütel

Meister Meister ist, wie Goethe, der Lebens- und Reiskünstler, herausfand. Noch viel zu wenig Wert legen wir auf die innigste Fühlung mit der Natur, der längst nicht ausgekosteten, längst nicht zu Ende erforschten, die uns in immer neuem Lichte, in ewig neuen Reizen die Pforte zu einem unvergänglichen Jungbrunnen öffnet. Daß auch nicht ein Wald, nicht ein Tälchen, nicht ein Baum oder Strauch dem andern gleich ist, macht sie uns immer langweilig, erfüllt uns Sommers und Winters mit einem immer neuen Frohsinn, kraft dem wir ins Dunkel und Leidvolle unserer Zeit Licht und Freude hinüberretten. Erst eins zu sein mit der Natur, mit unserer Umgebung, erhebt uns über Zeit und Raum, erweckt in uns zu der göttlichen Liebe auch die

Liebe zum Vaterlande, ohne die wir letzten Endes doch nur Irrläufer auf dem weiten Erdball sind, ohne Anker und sicheren Port, solange uns irdisches Dasein beschieden ist. Müssen wir noch betonen, daß in Deutschlands schlimmster Notzeit kein Deutscher das Recht zu sein, zu leben hat, der sich nicht bewußt und ganz in den Dienst der Wiederaufrichtung seines Volkes und Vaterlandes stellt?! Erst wenn wir alle es erkannt haben, daß jeder Atemzug, jede Muskel, jeder Gedanke, jede Frucht und jede Ernte eines jeden von uns dem Wohle des großen Ganzen, dem wir eingegliedert, dessen wir ein Teil sind:

unserem Volke, unserem Vaterlande gehört, erst wenn wir alle danach leben, erst dann haben wir die Gewähr für eine neue Blüte deutschen Landes.

Unsere verkümmerte, entbehrende Jugend ans Herz der Natur zu führen, bleibt in heutiger bitterer Zeit nicht nur eine dankbare Aufgabe, sondern erscheint uns als eine der hehrsten Pflichten gegen jene, denen wir ein böses Erbe hinterlassen, und gegen unser Vaterland. Raum anderes bleibt uns übrig, als das von unseren Altvorderen in ihrer Handwerksburden- und Studenzeit so liebevoll gepflegte Wandern wieder zu Ehren zu bringen, soweit die deutsche Zunge klingt. Nur so findet und erkennt unsere Jugend den unendlichen Wert der Altmutter, nur dadurch lernt sie Volk und Vaterland an den



Jugendheim Burg Schnellenberg bei Altendorn

urfrischen Quellen kennen und für alle Zeit lieben, nur wandernd und schauend, echt goldnes Sonnenlicht schlürfend, gesundet und erstarbt Deutschlands Jugend, wird zwar nicht die „blaue Blume“ der Romantik, dafür aber den Schlüssel zu einem geachteten (nicht geächteten) und freien (nicht geknechteten) Deutschland finden, auf dessen Boden sie und ihre Nachkommen lebensmutig und schaffensfroh einer besseren Zukunft entgegensehen als wir. Und wenn unsere Jungen und Mädchen dabei vom Zauber der Poesie umspinnen werden sollten, so schadet das auch nichts, im Gegenteil wird ihr



Greifswalder Landhelm

dieser leichter über manches Schwere der Zeit hinweghelfen und sie wieder eine edle Begeisterung finden lassen, die allzuleicht im trüben Lichte des grauen Alltags abhanden zu kommen droht, doch notwendig ist, wenn es

Hochzielen und heiligen Dingen gilt. Der Blick weitet sich ebenso wie die Brust da draußen auf sturmuntoften Höhen; die in Liedern vielbesungene Heimat bekommt Gestalt und Farbe, Leben erst durchs Wandern und Schauen.



Rostocker Landhelm

Die Sinne bleiben nicht auf den allernächsten Kreis der Stadtmauern oder des Dorfgangers begrenzt, sie umfassen Menschen und Welt und alle Vorgänge leichter, da die Entdeckungen auf den Wanderfahrten geradezu zwingen, Stellung zu ihnen zu nehmen. Stadt und Land kommen am ehesten zusammen durch frühzeitiges und allgemeines Wandern, wenn sich erst das Volk als Volk kennen lernt, was übrigens schon Jahn vor rund hundert Jahren forderte.

Bestrebungen, das rechte Wandern zu einer deutschen Volkssitte zu machen, sind in den letzten Jahrzehnten umfassender geworden als je. Die Erkenntnis vorbeugender Maßnahmen frühzeitig bei der Jugend als bedeutungsvoller gegenüber heilenden, dringt von Jahr zu Jahr in immer weitere Kreise. Bekannt ist der in einem großen Teil der deutschen Jugend innerwohnende Trieb, aus sich selbst heraus durch innige Fühlung mit der Natur zu ordentlichen und tüchtigen Menschen zu werden. Aus dem „Wandervogel“ ist die heute recht ansehnliche Jugendbewegung hervorgegangen, zu der sich u. a. auch die Quickerbornen als eine Schar junger katholischer Abstinenten rechnen. Durch die Erlasse mehrerer deutscher Kultusministerien sind in den oberen Klassen der Volksschulen und in den höheren Schulen seit kurzem monatliche Pflichtwanderstage eingeführt worden als eines der Mittel zur Hebung der Volksgesundheit. Sobald größere Massen auf die Beine gebracht werden, bedarf es vor allem der rechten und vorbildlichen Führer. Solche auszubilden und heranzuziehen, bemühen sich viele Behörden und Vereine durch alljährliche Führerlehrgänge. Damit ist eine der wichtigsten Voraussetzun-

gen für echtes, gesittetes und fruchtbringendes Wandern gegeben. Die Durchführung des allgemeinen Jugendwanderns, bei dem es sich, wohlgemerkt, um rund 10 Millionen deutscher Jungen und Mädchen handelt, ist weiter gewährleistet durch die vom Verbands für Deutsche Jugendherbergen (Geschäftsstelle in Hildenbach in Westfalen) seit fast 15 Jahren in ganz Deutschland erstrebten Jugendherbergen.

Wir finden heute derartige Jugendherbergen in Nebenräumen von Schulen, Turnhallen, Bauernhäusern, sogar in uralten Ritterburgen, deren Romantik ja von jeher Anziehungskraft bot. Mit wenig Kosten wurden die Räume umgestaltet und mit übereinandergestellten Bettgestellen oder vielfach nur einfachen Strohlagern mit Decken ausgestattet. Neben den für Knaben und Mädchen getrennten Schlafräumen begegnen wir häufig besonderen Tagesräumen, die meist neben dem Aufenthalt bei Tage oder am Abend auch der Selbstzubereitung der einfachen Mahlzeiten dienen und mit Kochvorrichtung versehen sind. Alkohol und Nikotin sind in den Jugendherbergen ausgeschlossen. Ein Herbergsvater, zuweilen auch eine freundliche Herbergsmutter betreut das Ganze und sieht darauf, daß die Hausordnung be-



Jugendherberge der Stadt Milsheim (Ruhr)
am Kahlen Astenberg (Sauerland)

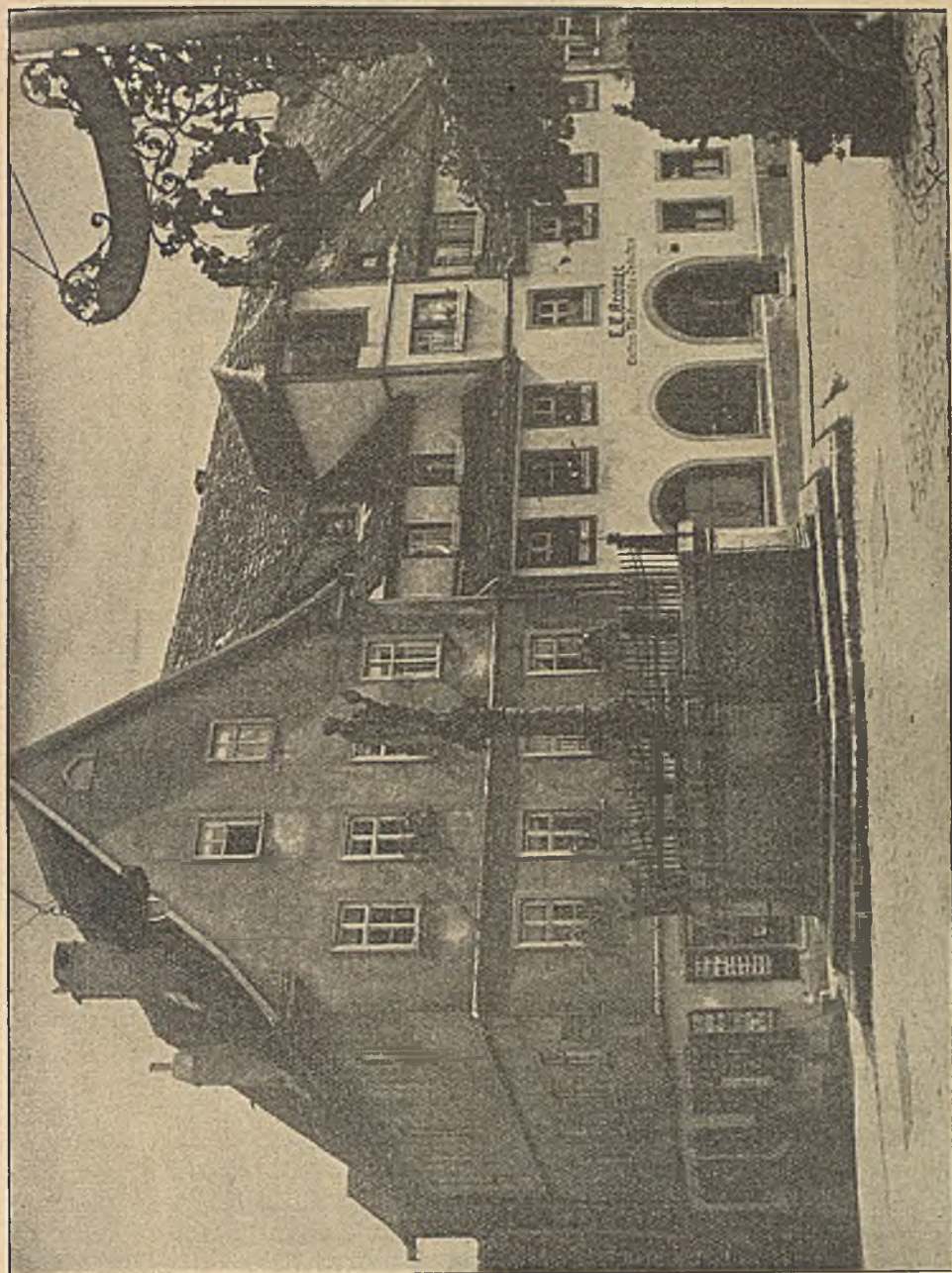
achtet wird; auch regeln sie die Voranmeldungen. Liegen solche nicht vor, können Jungwandergruppen die Bleiben auch zu mehrtägigem Verweilen als Erholungsaufenthalt benutzen. Eine mäßige Übernachtungsgebühr ist mit zur Selbstunterhaltung der durch und durch gemeinnützigen Einrichtung bestimmt. Aufnahme finden alle ordentlichen Jungwanderer ohne Unterschied des Standes usw. So hat der Gründer der deutschen Jugendherbergen, Lehrer Richard Schirrmann auf Burg Altena an der Renne (übrigens eine der schönsten Herbergen) auch in den Jugendherbergen den Grundstein gelegt zur Überbrückung der Gegensätze und zur Heranziehung eines einigen deutschen Volkes. Der Besuch in den letzten Jahren — Millionen von Nüchtigungen — beweist das große Bedürfnis nach solchen Stätten. Noch aber fehlen Tausende von Jugendherbergen, ehe ganz Deutschland in Tagesmarschabständen überall den Jungwanderern passende Nüchtigungsgelegenheit bieten kann. Noch viel zu wenige sind gleichzeitig Jugendheim, wie z. B. die von den Quirbornern erworbene prächtige Burg Rothensels am Main,

die ganz der Jugend gewidmet ist, oder die von den Wandervögeln selbst ausgebaute Burg Ludwigstein an der Werra.

Erst durch die Schöpfung der Jugendherbergen ist allgemeines Jugendwandern möglich. Damit sind wir anderen Völkern weit voraus. Wo wir bei der männlichen Jugend die tüchtige Schule der Militärzeit entbehren müssen, ist das Wandern berufen, als nächstliegende, billigste und allen zuträglichste Leibesübung ein Ersatz in bezug auf die körperliche Ausbildung zu werden. Was sich unsere Jugend in dem Gesundluftspeicher Natur erwandert, hinterläßt unauslöschliche Eindrücke in den jungen Menschenherzen und bleibt dort wie Goldkörner ewigen Reimens eingestreut. Möge es unserer vielgeprüften Jugend vergönnt sein, entsprechend den Worten des Bischofs von Kepler: „Die Freude ist Ozon für das leibliche und geistige Wesen“ rechtzeitig auf den Weg gewiesen und zur Quelle der reinsten Freude, der Natur, geleitet zu werden, damit ihr auf Wanderbrücken das leuchtende Dichterwort offenbar und ganz zu eigen werde: „Wir sind jung und das ist schön!“



Wandernde Volksschüler



Georg Gerndt

Aus einem fränkischen Städtchen

Vom alten deutschen Nachtwächter

Von Kurt Meyer-Rotermund.



Angehörige solcher Berufe, die mehr als andere in enger Fühlung mit der Natur sich eine ungebrochene Urwüchsigkeit bewahrt haben, sind von je Lieblingsgestalten der Dichter und bildenden Künstler gewesen. Zu diesen Menschen monumentalen Gepräges (Bauern, Hirten, Jäger, Fischer u. a.) zählt auch der für Sicherheit von Haus und Hof sorgende nächtliche Wächter. Ihn nennt bereits die Bibel (Hohelied Salom. 3, 3), und ebenso wie Jerusalem war das alte Rom nachts nicht unbewacht. Das deutsche Mittelalter kannte — seit dem 15. Jahrhundert mit der ihm eigentümlichen Berufsbezeichnung — den öffentlich bestellten Wächter, der die Straßenpolizei ausübte und die Nachtstunden ausrief oder absang. Die besorgte Mahnung „Höret, ihr Herrn, und laßt euch sagen“ besitzt auch schon ein stattliches Alter, hat aber seither manche Wandlung erfahren. Waren früher die Stundenrufe von Hornschall begleitet, so trat zu Beginn des 19. Jahrhunderts an die Stelle des herkömmlichen, charaktervollen Blasinstrumentes die erschrecklich nüchterne Signalpfeife, und in den Städten wurden immer mehr die Nachtwächter durch Polizisten ersetzt, so daß der ehrwürdige, allerdings häufig böswillig mißbrauchte Amtstitel „Nachtwächter“ heute wohl fast überall der Vergangenheit angehört. Seine wettererprobte Uniform ist schon längst ein Gegenstand der Museen geworden.

Wie gemütvoll und beziehungsreich war einst die Stellung des Nachtwächters im deutschen Volksleben. Im Lichte der Poesie, dem Volksliede, erscheint schon früh der vom Turm des Rathhauses oder Stadttores ins Land lugende

Wächter. Oft genug haben übermütige Patrizier- und Musenföhne den lästigen Cerberus gehänselt, und als gegen Ende des 17. Jahrhunderts der akademische Spottname „Philister“ auftauchte, war der Nachtwächter einer der ersten, dem jenes Schmähwort angehängt wurde. Als Opfer nächtlicher Heldentaten, als komische Figur hat er nicht nur auf dem heißen Boden von Universitätsstädten ein wenig beneidenswertes, weil obendrein kümmerlich besoldetes Dasein geführt.

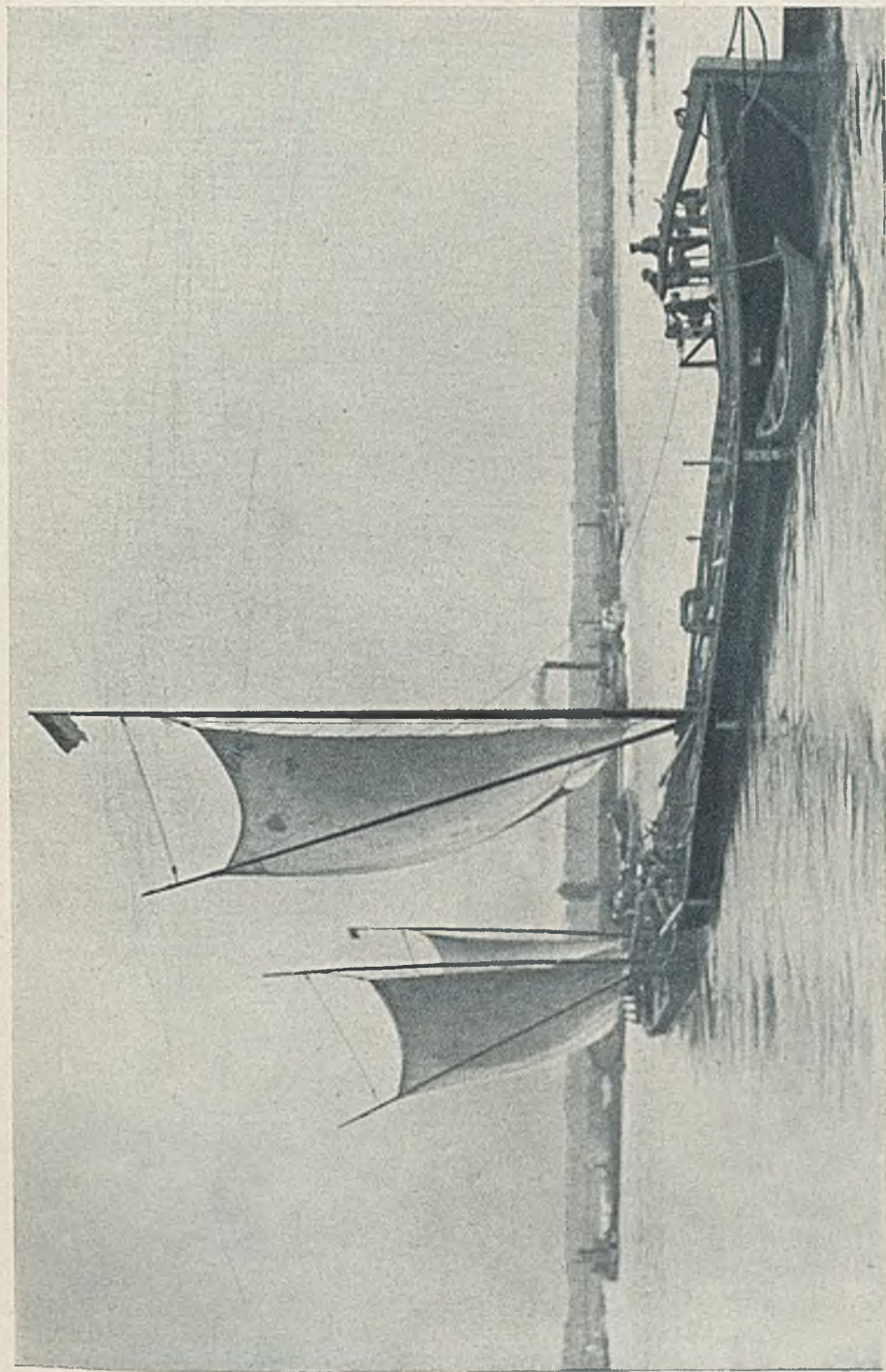
Zweimal jedoch ist er in der Geschichte für alle Unbill entschädigt, ward auch ihm, dem Märtyrer eines nicht immer leichten und ungefährlichen Berufes, die behelmte oder bemühte Schläfe mit dem Lorbeer des Ruhmes umflochten: In der Romantik und im Zeitalter des Jungen Deutschland. Besonders die politische Lyrik des Vormärz hat den Nachtwächter eine symbolische, tendenzhafte Rolle spielen lassen. Da die Romantik eine schwärmerische Freundin der Nacht war und deren mystischen Zauber stets von neuem besungen hat, so lag es nahe, daß auf diejenige Persönlichkeit, die erst in der Nacht zu ihrer vollen Bedeutung gelangte, ein Abganz der dichterischen Verklärung fiel. Der ehemals Verspottete wuchs empor zum einsamen, mit geheimen Mächten verbündeten Tagesverächter, wie der seltsame Held in Bonaventuras realistisch-metaphysischer Dichtung, deren wirklicher Schöpfer noch immer nicht feststeht. Drei Jahre später, 1805, nennt der junge Ludwig Uhland in einem für seine Freunde bestimmten Fragment den Nachtwächter gar eine „heilige Stimme der Nacht“. Bereits ist er literarisches Requisite: Unter Einfluß des geheimnisvollen Bonaventura

gibt J. M. Feßler 1809 eine gegen den Mystizismus gerichtete umfangreiche Schrift „Der Nachtwächter Benedict“ heraus. Eine große Wendung vollzieht sich: Bei Matthias Claudius (1777), bei Jean Paul (1796) noch ist der Nachtwächterposten, der so manchem Invaliden aus dem Siebenjährigen Kriege ein Gnadenbrot verschafft hat, lediglich der Subgriff des Idyllischen; in der Romantik leistet seine beschauliche Tätigkeit philosophischer Weltbetrachtung Vorschub, um schließlich den politischen Lyrikern des Biedermeiers das Ahal eines unzufriedenen Gesellschaftskritikers zu sein. Nunmehr werden die Stundenrufe zu bitteren Anklagen und leidenschaftlichen Beschwürungen und aus dem Horne tönen Ironie und Satire. „Wer will noch Hahn und Wächter sein?“ fragt Hoffmann von Fallersleben 1840 angesichts seiner vielen Zeitgenossen, die beim Kampfe um die Freiheit zurückbleiben, die noch nicht angefeuert sind von der 1832 in Hamburg zum ersten Male erschienenen politisch-satirischen Zeitschrift „Der Nachtwächter“. Chamisso's bekanntes „Nachtwächterlied“ (1826) mit dem Ende reim „Lobt die Jesuiten!“ verführt in der gefährlichen Aera Metternich den kurheffischen Gymnasiallehrer Franz Dingelstedt, eine politische Zeitsatire einzukleiden in die 1841 anonym herausgegebenen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“. Wie Heine satirische Streifzüge durch die deutschen Länder und Städte liebte, läßt auch

Dingelstedt seine Helden einen kritischen Weltgang antreten. Diese Wanderung seines satirischen Konkurrenten hat Heine aufmerksam verfolgt. In seinen Zeitgedichten nimmt er mehrmals eigens Bezug auf Dingelstedts Nachtwächterlieder. Als deren Verfasser im Jahre 1843 Hofrat in Stuttgart und 1853 Hoftheaterintendant in München geworden ist, verspottet ihn Heine wegen seiner Kompromißnatur, versteht es aber, daß nach solch weiter Weltwanderung die „langen Fortschrittsbeine“ europamüde sind: „Der beste Nachtwächter wird endlich stumm.“ Die Tagesmode, das Nachtwächterhorn zum Sprachrohr politischer Ideen zu benutzen, hat übrigens Grillparzer in seinem „Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall“ (1842) verurteilt; er wirft den genannten Dichtern vor, lediglich Erverbüßler habe sie zu ihren Tendenzschöpfungen veranlaßt, und gegen ein Stück Geld seien sie bereit, wie Dingelstedt ihr kritisches Wächterhorn an die Wand zu hängen. —

Es ist begreiflich, daß auch die bildenden Künstler sich die malerisch wirksame Staffage, die solch ein Nachtwächter der guten alten Zeit abgab, nicht entgehen ließen. In der drolligen Würde seines Amtes haben ihn Richter und Spitzweg, Hasenelever und Hofmann festgehalten; gravitatisch wandelt er durch die Münchener und Neu-Nuppiner Bilderbogen, und er fehlt nicht in den Witzblättern, wo er den Schlaf des deutschen Michels getreulich hütet.





Serbet W. Friedrich:

Dritter photographischer Wettbewer

Stromauf

Die gute alte Zeit

Erinnerungen von Elisabeth Simon



Aus einem der größten Seebäder kommend, mit seiner doppelten, stets belebten Strandpromenade und dem das Rauschen der Wogen übertönenden lärmenden Treiben der buntwimpelten Zeltstadt unten am Meeres-saum, mit durch „Burgen“ und „Gräben“ zerwühltem Sande, hatte ich verlangend ausgeschaut nach dem kleinen Fischerdörfchen bei meiner Heimatstadt Böslin, das damals keinen anderen Komfort bot, als den man selbst aus seinem Stadthaus halt in das Sommerheim verpflanzte, und das dennoch in meiner Erinnerung der Inbegriff alles Behagens, der süßesten Ferienruhe ist, wie ich beides seither nirgends gefunden. — Die elektrische Bahn führt nach dem Stranddorf Groß Möllen. Durch die Nähe der Stadt und vor allem durch die elektrische Bahnverbindung mit ihr, hat Groß Möllen den benachbarten Stranddörfern den Rang abgelaufen. Freundsliche, von Gärten umgebene Villen, eine Strandpromenade, Badeanstalten, Strandhallen und Strandkörbe zeigen, daß Groß Möllen auf dem Wege ist, ein Seebad von Ruf zu werden.

Wieder wandere ich durch Kiefern- und Eichenbüsche, durch Schilf- und Brombeer-gekrüpp der Dünen, durch Sand und über Wiesenpfade, an deren Rande die Strandmyrte zu blühen beginnt. Die Grille zirpt und ein Vöglein singt alte, längst nicht mehr gehörte Weisen. Träumend umspielt mich die Mittagsonne und will das „Einst“ mir als „Jetzt“ vorzaubern.

Da liegt das Dorf vor mir — just wie damals eine langgestreckte Straße, nur durch eine Dünenwand getrennt vom brausenden Meere. Dieselben schmuden Häuschen, doch fremde Besitzer, die alten ruhen längst auf dem Friedhof. Weiter schreite ich das Dorf entlang. Das einzige als neu nur ins Auge fallende ist das „Kurzhaus“, das an Stelle des alten, früher neben dem Dorfkreuz stehenden, aus Holz gezimmerten „Kurzsaals“ getreten ist. Und doch schaut alles anders aus, anderer Geist, anderes Leben waltet hier. Nicht mehr werden die Häuschen im ganzen vermietet, kein Zelt vor oder neben dem Hause, das die Familie froh vereint; geteilt oder gar zimmerweise sind sie vermietet, so daß die kleinen Häuser oft zwei oder mehr Parteien beherbergen. Rechts und links gibt es Holzlauben, wie Futtertäpchen an Vogelhäusern zu schauen. Ich schritt über die Düne eines Hauses, das wir einst bewohnten — ver-

schwunden der breite, weißsandige Strand, statt seiner fast ungangbares Steingeröll. Das Meer erreicht jetzt an dieser Stelle fast den Fuß der Düne. Die zu den einzelnen Häusern gehörenden Badehütten zogen sich noch wie damals am Strande längs der Dünen hin, aber nicht mehr gibt es dort Herren- und Damenbaderunden, sondern es ist ein großes „Familienbad“ geworden, das heißt es kann jeder den ganzen Tag baden, wann und wo er will, und in ungenierter Weise wird davon Gebrauch gemacht. So zogen sich jene Kreise zurück, die früher das stille, schmude Dörfchen unmittelbar an der See zum Aufenthalt erwählten. Das Nachbardorf, dessen mittlerer, die Kirche umgebender Teil schon damals bei stürmischem Wetter in Gefahr geschwebt hatte, hat eine starke Schutzmauer erhalten, Faschinen-Buhnen ziehen sich weit, weit in das Meer hinein. Durch diese Befestigung wird das Geröll von der Sorenböhner Küste, die jetzt weichen, tiefen Sand zeigt, abgehalten und treibt dem Bauerhufener Strande, sich dort ablagernd, zu.

Als die Sonne sich neigte, besaß ich mich mit meinen lieben Gastfreunden auf der Düne in Groß Möllen. Die Wogen hatten sich geglättet — leise nur flüsterten kleine Wellen mit den Muscheln am Strande, es klang wie das Summen eines Wiegenliedes, dessen Sinn meinem Herzen vertraut war. Tiefer neigte sich der feurige Ball, seine glühenden Farben der Wasserfläche mitteilend, daß es funkelte und leuchtete in märchenhafter Pracht. Da war sie wieder, die goldene Straße, welche das Meer zu überbrücken schien, auf der ich so oft gewandert zur Sonne — voraus in die Zukunft, die ebenso golden und geheimnisvoll sich vor mir ausdehnte.

Noch einmal will ich sie beschreiten, kommt mir mir; nicht in unbekannte Fernen führt der mir vertraute Weg, nein, zurück ins Märchenland meiner Kindheit, in die Zeit vor fünfzig Jahren.

Wenn der Sommer die großen Ferien brachte, dann kam das Allerschönste, dann zogen wir und alle befreundeten Familien hinaus an den Strand. Zuerst stellten sich in der Morgenfrühe zwei große Leiterwagen von dort ein; auf dem einen wurden diejenigen Möbel, welche wir in der Sommerwohnung nicht vorfanden, als da sind Sofa, Waschtische, Korbstühle, Lampen,

Risten mit Küchengerät, und dazu unsere Reisefoffer aufgeladen; vorn auf dem Sofa thronte unsere Köchin. In früheren Zeiten sollen Familienbilder auf diesem lustigen Sitz den Hausrat begleitet haben; wir Kinder bedauerten tief, daß dies nicht mehr passend sein sollte. Auf dem zweiten Wagen wurde zwischen Stroh- und Bettläden unser Flügel verstaut. Der gute, alte Flügel, auf welchem schon unser Vater seinen Unterricht genossen, bewies seine vorzügliche Art glänzend dadurch, daß er nicht nur diesen Strapazen standhielt, sondern sich sogar seine Stimmung durch sie nicht verderben ließ. Mittags wurden wir selbst dann im flotten Korbwäglein geholt, es ruhte zwar nicht auf Federn, durfte sich aber zweier Polsteritze rühmen. Das war eine lustige Fahrt! Wenn wir aus der Sonnenglut in den „Buchwald“ gelangten, fuhrten die Pferde Schritt, um später, wenn die Landstraße zu Ende war und der Knüppeldamm begann, sich in schlanken Trab zu setzen, damit wir bald darüber fortkämen. Wir machten im Wagen vergnügt viel unwillkürliche Sprünge und unsere Mütter ermahnte uns Kinder, den Mund geschloffen zu halten, damit wir uns nicht die Zunge abbißen.

Die Wagen mit dem Hausrat waren inzwischen eingetroffen. Die Eingangstür des Häuschens, das wir gemietet, war mit frischgrünem Gewinde geschmückt, das ganze Haus innen und außen frischweiß gestrichen, ebenso die Außentüren und Fensterläden mit grüner Farbe. Uns Kinder lockte das Lauschen der See, wir eilten über die Düne sofort an den Strand, und als wir uns zum Abendbrot pünktlich einstellten, da fanden wir schon die Gardinen aufgesteckt, Teppiche und Tischdecken gelegt, kurz, von dem warmen, traulichen Behagen umgeben, das überall da herrschte, wo unsere Mütter waltete. Die Häuser bestanden aus zwei größeren zweifensstrigen und aus zwei kleineren einseitigen Stuben und der Diele, vom Rückflur durch eine Glastür getrennt. In der Küche befand sich noch offener Herd, über dem an langer Kette und eisernem Haken der Wasserkessel hing, um den sich Dreifüße für Speisefassrollen und Töpfe gruppierten, neben der Küche, die für uns Kinder sehr anziehende Speiseflamme. Am andern Morgen wurde von den Wirten neben dem Hause unser Zelt aufgeschlagen, in dem alle Mahlzeiten eingenommen wurden. Jeden Sonntag früh befränzten die Wirte den Zelteingang mit frischer Blumengirlande, das war Sitte in den Stranddörfern, ebenso wie das allsommerliche frische Streichen der Häuser.

Die Badegäste waren unter sich alle gut bekannt; denn es waren den gleichen Kreisen angehörende Familien aus Köslin.

Als wir zum erstenmal dort wohnten, befand sich der „Kurjaal“ noch im Dorfkrug, er verfügte aber schon über einen Kronleuchter mit Kerzen, gleiche Wandleuchter und über genügende Anzahl von Stühlen und Bänken. In früheren Jahren sollen die Badegäste zu ihrem geselligen Vergnügen jeder einen Stuhl und ein Licht oder eine Lampe haben liefern müssen, das mußte natürlich noch viel lustiger gewesen sein. Später wurde ein Kurjaal in Gestalt einer großen Holzhalle gebaut, der sogar über einen Petroleumkronleuchter verfügte.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist das „Ständchen bringen“. Da taten sich einige unverheiratete — auch verheiratete Leute zusammen, zogen vor das erste Haus des Dorfes und brachten ein Ständchen, indem sie ein Volkslied sangen; das Haupt der betreffenden Familie mußte darauf eine Dankrede halten und sich mit den Seinen anschließen. In dieser Weise ging es von Haus zu Haus durch das ganze Dörfchen, bis zuletzt die ganze Badegesellschaft unterwegs war. Wir Kinder, die wir um acht Uhr zur Ruhe gehen mußten, hörten den Gesang, schlüpfen heimlich aus den Betten mit unseren kleinen Gastfreunden, denn solche durften wir stets mit an den Strand nehmen, und sahen vom Fenster aus den Zug mit bunten Laternen vorbeiziehen, sehrlich wünschend, daß auch wir erst groß sein möchten. Da wurden Picknicks, Wasserlörso, Spiele im Freien, Maskenbälle und Konzerte veranstaltet, aber alles ohne nennenswerte Kosten. Morgens früh zog ein Ausrufer, junger Badegast, durch das Dorf: „Heute abend findet Maskenball im Kurjaal statt. Um vollzähliges Erscheinen wird gebeten.“ Jetzt wurden eifrig Kostüme hergestellt, für die Mütter und Töchter sich schon in der Stadt fürsorgend mit Zutaten versehen hatten. Mein jüngerer Bruder stolzierte in Aniehofen, roten Trägern, mit Marktkorb und einer Nase von der Länge eines halben Meters als „Zwerg Nase“ einher. Ein junger Doktor in der vom Briefträger geliehenen Uniform brachte den Anwesenden Briefe humoristischen Inhalts.

Der Morgen führte zu weilen ungeahnte Überraschungen herauf, die man lachend dem Übermut der jungen Leute verzieh. So wollte es eines Morgens gar nicht Tag werden — es waren von außen sämtliche Fenster mit dunklem Papier verklebt, ein großer Stein vor die sich nach außen öffnende Hofstür gewälzt und die Vordertür mit einem Wagen verbarrikadiert. Dem Nachbar war das Zelt entwendet — es fand sich auf der gegenüberliegenden Wiese. Einzelne Häuser oder Dorfteile erfreuten sich scherzhafter Namen. So hieß eine kleine Einbuchtung des Dorfes,

in der nur drei Häuser standen, der Schloßplatz, ein am westlichen Ende gelegenes, von dichten Weidengebüsch umgebenes, baumbeschattetes Haus „das verwunschene Schloß“, eine der Wiesen, Tummelplatz unserer ländlichen Spiele, „Schmetterlingswiese“. Vantelsänger, ein invalider Leierkastenmann mit Niederterzte verteiler riesengroßer Frau zogen durchs Dorf; die lustigen Weifen griffen wunderbar auf Vorgänge des Vadelebens, und schließlich entdeckte man in den geschickt Verkleideten für solche Scherze besonders begabte Obergerichtsassessoren.

Auch gemeinsame Ausflüge nach entfernteren Stranddörfern wurden auf bekränzten Sackleiterwagen unternommen. Eine solche Fahrt nach dem lieblichen „Nest“ ist mir besonders lebhaft in Erinnerung. Nach frühlich verlebtem Nachmittag und Abend überraschte uns auf der Heimfahrt ein Gewitter mit strömendem Regen, dessen Begleiterscheinungen die gute Laune nicht zu verderben vermochten. Die Wagen blieben effliche Male im tiefen Sand stecken, dann stiegen die Herren aus und halfen schieben bis das betreffende Fuhrwerk wieder flott war. Mein Bruder und ich teilten den Sack mit einer alten und sehr umfangreichen und gewichtigen Geheimrätin. Bald hatte sich die Hälfte des Sackes, die sie einnahm, vermöge ihrer Schwerkraft auf den Boden des Wagens gesenkt, während wir hoch oben in Lüften schwebten. Dann wurde angehalten und wir mußten bis auf weiteres den Platz mit ihr tauschen.

„Nest“ ist ein uraltes Fischerdorf, das auf einem Dünen-Weidestreifen zwischen der Ostsee und dem Jamunder See unter Obstbäumen traulich gebettet liegt. Eine Urkunde vom Jahre 1410 sagt von ihm: „Vor alters war der Strand bei Nest mit Weide so reichlich gesegnet, daß nicht allein die Bewohner des Fischerlagers vor ihr Vieh, sondern auch die Bürger aus der Stadt vor die jungen Kälber und Füllen sich derselben bedienten, so aber alles vergangen und besandet.“ — Ehemals soll Nest näher an der Ostsee gelegen haben, aber im Jahre 1552 wurde es durch die Sturmflut völlig vernichtet; dann bauten die Bewohner ihre Häuser am Jamunder See wieder auf. In Nest fand ich noch etwas Merkwürdiges vor, das an der ganzen pommerischen Küste wohl kaum mehr seinesgleichen haben dürfte — ein sogenanntes „Rauchhaus“. Der Rauch des Herdfeuers findet dort nicht Abzug durch einen Schornstein, sondern allein durch die Ritzen des Daches und durch die Haustür. Die Leute in ihrer Wohn- und Schlafkammer fühlen sich nicht belästigt, und Schinken und Würste sollen auf solche Weise geräuchert besonders schmackhaft werden. Ich erinnere mich, in meiner Jugendzeit

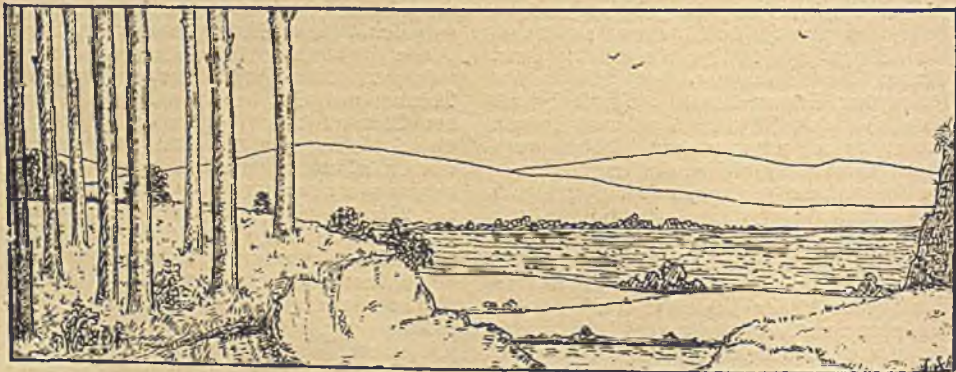
noch verschiedene solcher Rauchhäuser gesehen zu haben.

Das interessanteste Dorf in der Umgebung von Köslin ist das Pfarrdorf Jamund. Es kann auf eine lange Vergangenheit zurückblicken, schon im Jahre 1337 wird seiner erwähnt, als es durch eine Schenkungsurkunde des Bischofs von Gießstädt in den Besitz der Stadt Köslin überging. Die Lage des Ortes an dem über eine Meile langen Binnensee gleichen Namens und die Ähnlichkeit des Namens „Jamund“, wie die Bewohner sprechen, hatte Schriftsteller des 18. Jahrhunderts sogar verleitet, hier den Raubhaat „Zooamsberg“ zu suchen, eine besetzte Stadt, die dänische Abenteurer 958 n. Chr. an der pommerischen Küste gegründet hatten und die durch die von hier ausgehenden Raubzüge dem Mutterlande gefährlich, schließlich von den Dänen eingenommen und zerstört wurde. Die Jamunder bildeten mit den Bewohnern des Dorfes „Labus“ eine streng abgeschlossene Familie. Nur sieben Familien existierten, und diese alten Geschlechter hatten sich von Jahrhundert zu Jahrhundert rein erhalten. Die gleiche altertümliche Tracht, die gleichen Sitten und Gebräuche vererbten von den Vätern auf die Söhne, von den Müttern auf die Töchter. In einem Büchlein aus dem Jahre 1840 hat Ernst Benno den sonntäglichen Kirchgang in Jamund farbenprächtig geschildert. Die schwarzen Ueberzüge der Männer, von Zigeth (selbstgewobener Stoff), sind ohne Kragen und Knöpfe nur durch Haken und Ösen zusammengehalten und reichen bis unter die Knie. Die Weste läuft in über die Hüften hängende Schöße mit Taschen aus, sie ist aus buntgestreitem Zigeth vorn mit blauem Band und Knöpfen besetzt. Meistens, besonders bei kaltem Wetter, tragen die Männer unter der Weste noch eine weiße Tuchjacke. Die anschließenden Beinkleider sind aus Leinwandzigeth und unter dem Knie mit buntgewirkten Bändern gebunden. Die Stiefel werden eine Hand breit unter dem Knie umgekrümpt und mit Lederricken festgehalten. Die Strümpfe von schwarzer Wolle sind unter dem Knie ein wenig sichtbar. Bei Festen tragen auch die Männer nur Schuhe. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus einer schwarzen Pudelmütze. Im Sommer tragen die älteren Männer einen dreieckigen Filzhut, die jungen einen runden. Daheim tragen die Männer eine scharlachrote Mütze mit schmalen, schwarzem Pelzbesatz. Die Mützen der Knaben bestehen aus buntgestreitem Zigeth mit rotem oder blauem Bande eingefast, dazu ein dunkelblaues Hemde aus Zigeth, vorn zu schließen und mit rotem Frieß gefüttert. Die Frauen und Töchter auf dem Kirchwege in ihrem

Sonntagsstaat sind nicht die gewöhnlichen Bäuerinnen unserer Dörfer. Die Hausfrauen und Mütter tragen schwarze edige Mützen mit bis über die Ohren hinabgehenden Backenstücken (Simpfen) mit grauem Pelz verbrämt, darunter leinene Hauben und Stirnbinden und dreistrahlige Haarzöpfe vom Hinterhaupte bis zur Hüfte hinabhängend, breite, gesteierte Hemdtragen und über die Schultern herabhängende Tuchmäntel, Leibchen von schwarzem Zigeth mit abstehenden Schößen. Die jungen Mädchen zeichnen sich durch besonders eigentümliche Kopfbedeckung aus. Statt der pelzverbrämiten schwarzen Mütze tragen sie über der Binde ein Gestell von steifer weißer Leinwand, „Blünden“ genannt (kleine Mädchen tragen bis zur Einsegnung bunte mit blanken Treffen und Band besetzte Mützen). Bei den Wohlhabenden sind die Kopfbinden von feiner schlesischer Leinwand, eine Handbreit künstlich geflickt, mit der sie im Sommer auch ohne jene Blünden zur Kirche gehen. Unter den Schnürleib von buntgestreiftem Zigeth ist der reich mit Goldtreffen besetzte Brustflap. Frauen aber und Mädchen haben gemeinjam die große Anzahl von Röden, deren sie zur Kirche fünf oder sechs übereinander anziehen; sie sind von wollenem Zeug, rot und schwarz oder blau gewebt und reichen bis unter das Knie auf die Wade und ruhen oben an der Hüfte auf einer runden Leinenwulst, welche rings um den Schnürleib befestigt ist. Die Strümpfe sind braunrot, die Schuhe haben spitze Absätze, reichen bis zum Knöchel und werden vorn mit Riemen zugebunden. Das Trauergewand (Heufen) ist ganz eigenartig. Es besteht aus schwarzem Tuch, welches über den Kopf fällt und vorn zusammengehalten wird, so daß nur Augen und Nase sichtbar. Zur Berühmtheit ist der Brautstaat einer Jamunderin gelangt. Der Leibgürtel des schwarzen Anzuges nach vorgeschriebenem Schnitt ist reich mit Silber- und Goldtreffen besetzt, ein Faltentragen von feinsten Leinwand reicht bis zum Knie hinab, der

schwarze Tuchmantel und schwarze Lederhandschuhe mit blanker Stiderei vervollständigten den Anzug. Der Hauptschmuck aber des bräunlichen Staates ist die hohe Brautkrone (Peil genannt), welche sich auf einem handbreiten Metallbügel erhebt, über dem sich andere Bügel erheben, die alle mit Silberflitter, Knistergold und anderen blanken beweglichen Zierraten geschmückt sind. Seit 1817 ist dieser Schmuck noch bereichert worden durch eine goldene Halskette, welche die Tochter Friedrich Wilhelms III., Prinzessin Charlotte, die spätere Kaiserin von Rußland, damalige Braut des Großfürsten Nikolaus, auf ihrer Reise nach Peterssburg, als sie auf dem Gollenberge von einer Schar junger Jamunderinnen, deren eine im Brautschmuck, begrüßt wurde, sich vom Halse löste und der jungen Braut umhängte. Die Kette wird in der Kirche aufbewahrt und schmückt seitdem jede Jamunder Braut an ihrem Ehrentage . . .

Wenn die Ferien sich zu Ende neigten und die Abschiedsstunde schlug, so ging jeder Badegast mit bekränztem Haupt zum letzten Bade, um den Kranz weit hinaus in das Meer zu werfen; nahm die See das Opfer an, so durfte er auf eine fröhliche Wiedertehr im nächsten Sommer rechnen, verschmähte sie es, so war ihm solche versagt. Man pflegte sich dies aber gegebenenfalls anders auszulegen: „Ich kehre zurück, wie die Wellen meinen Kranz wieder dem Ufer zuführten.“ — Die Wagen der Heimkehrenden waren von den Hauswirten bekränzt, bekränzt auch die Hüte. Niemand fiel es ein, die Kränze vor der Einfahrt in die Stadt abzunehmen, um die treuherzigen Geber, denen man seinen Dank nicht mit Trinkgeldern, sondern mit praktischen Gaben als Andenken ausbrüdete, dadurch nicht zu kränken. Die Girlande des Wagens wurde daheim um die Laube des Gartens gelegt, als Nachklang der herrlichen am Strande verlebten Wochen, in dem sich schon heimlich die Vorfreude der nächstjährigen Wiedertehr barg.



Bergstädters Bücherstube

Jakob Schaffner

Von Friedrich Caselle. Mit einem Bildnis

Viele Schriftsteller geben sich das Ansehen, als bestände das Schicksal des Menschen aus lauter heroischen und „repräsentativen“ Vorgängen, die ihn sogleich, sobald er etwas erlebt, von weitem wahrnehmbar aus der Alltäglichkeit herausheben. Die Leute beobachten schlecht, oder ihr Wahrheitsdrang ist nicht groß. In Wirklichkeit bleibt der Verlauf des täglichen Lebens, selbst wenn sich das Schicksal hineinmischt, ganz derselbe, da die Menschen gar keinen andern zur Verfügung haben, als den einmal überkommenen. Andererseits ist es auch nicht möglich, die Menschen in ihrer menschlichen Wirklichkeit anders zu finden und nachzuweisen, als an der Hand ihres bürgerlichen Wandels, wo allein sich die stillen und unerbittlichen Veränderungen ihres Bestandes offenbaren, und zwar bloß dadurch, daß sie dieselbe Sache heute anders tun als gestern und vorgeestern und daß dasselbe Tun heute zu vollkommen andern persönlichen Ergebnissen führt, als noch am Tage zuvor. Wer den Menschen kennt, weiß, daß gerade dies seine Ungeheuerlichkeiten sind; denn er selber sieht ja die Welt und das Leben nicht mit dem sensationellen Blick des Romanschriftstellers, sondern er ist ohne Überblick und ohne Hoffnung auf Willensfreiheit darein verknüpft, auf Gnade und Ungnade. Seine Heiligkeit besteht in der Spur von Geist, die sein Tun und Lassen stets begleitet, und in der Vorstellung einer innewohnenden Sittlichkeit, aus welcher er sich sein Urteil bildet.“

Wie einen langen Gedankenstrich setzt der Dichter Jakob Schaffner diese Betrachtung über das Wesen der Romankunst mitten in das Buch hinein, das uns in seinem bisherigen Schaffen am fremdesten berührt und das doch zweifellos eines seiner persönlichsten Werke kenntnis ist. Denn immer da, wo der Künstler sich losreißt aus seiner Welt und einen Stoff gestaltet, der ihm äußerlich wesensfremd ist, immer da will er am meisten Herzblut an diese Gestaltung hingeben. Man hat dann immer das Gefühl,

daß der Künstler sich einmal mit Gewalt losreißen mußte aus dem Bannkreise seiner schöpferischen Bedrängnisse, daß er frei werden wollte von all jenen Hemmungen, in denen er selbst menschlich befangen war, frei werden mußte, um über seine eigene Menschlichkeit hinaus einmal allgemein Menschliches zu bilden.

Dieser Roman „Weisheit der Liebe“ spielt in einer klein bürgerlichen Berliner Umwelt. Diese Umwelt hat Jakob Schaffner während seines Berliner Aufenthaltes kennengelernt. Sie ist etwas für sein Leben rein Außerliches. Es konnte also hier der Fall eintreten, daß der Stoff um des Stoffes willen ihn gefangen nahm. Dann hätte eine Geschichte daraus werden können, die an die Zeit des Berliner Realismus erinnerte, wenn er nämlich versucht hätte, die Schicksale zu heroischen und repräsentativen Vorgängen zu steigern. Dieser Gefahr ist Schaffner aber mit großer Meisterkraft aus dem Wege gegangen. Die Menschen dieses Buches sind eben nichts anders als reine, unverbildete Alltagserscheinungen, denen ihr Schicksal durchaus nichts anders ist, als natürlichste Beigabe zu ihrem eigenen Handeln. Aber sie erkennen dieses Handeln alle insgesamt. Darin offenbart sich jene Spur von Geist, die das Heilige des Menschen ist, und jene Sittlichkeit, die in jedem Handeln offenbar wird, wenn der Mensch sich Rechenschaft gibt über dieses Handeln und mit bewußter Kraft sowohl

das aus seinem Handeln entspringende Böse als auch das in ihm wachsende Gute zu tragen weiß. Hier ist die tiefste Wurzel in dem dichterischen Schaffen von Jakob Schaffner.

Er kommt aus einem Menschengemut, das von Anbeginn erfüllt ist von den Einwirkungen des Schicksals. Schon an die Wurzeln seines menschlichen Wachstums rührt jenes Schicksal, das wir Alltagsmenschen Not oder Entbehrung zu nennen pflegen. Der am 14. November 1875 in Basel geborene ist der Sohn eines Herrschaftsgärtners und einer Mutter, die aus klein-



Jakob Schaffner

bäuerlichem Geschlecht stammt. Der Vater stirbt früh, und der Knabe kommt in die schweizerische Waisenanstalt Beugge. Wie hier der Dichter Jakob Schaffner aus dem Menschen geworden und wiederum jene völlige Verschmelzung von Mensch und Künstler zu einem Eigenmenschen geworden ist, erzählt Schaffner in seinem 1922 erschienenen Bekenntnisbuch „Johannes“. Dieses Buch steht in der großen Reihe germanischer Bekenntnisbücher von Goethes „Wahrheit und Dichtung“ an über Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ zu Hermann Stehrs erschütterndem Buch „Drei Nächte“. Es gehört in die Reihe der großen Kunstwerke, weil es nicht ein Leben um der äußeren interessanten Entwicklung willen aufzeichnet, wie viele Hunderte sogenannter autobiographischer Romane, von denen der besten einer nur genannt sei, damit den Lesern gleich der Unterschied klar wird: „Asmus Sempers Jugendland“ von Otto Ernst. Was in diesem Semper mit außerordentlicher dichterischer Feinheit, aber doch letzten Endes anelodenhaft aneinandergerichtet wird, das tritt in Büchern wie denen Gottfried Kellers und Jakob Schaffners zurück. Der Dichter umgibt die Außerlichkeiten der Jugendentwicklung nicht mit romantischem Schimmer, sondern er stellt sie unerbittlich wirklich vor den Leser hin. Diese sieben Jahre in der Armenschule Demutt — man beachte diese Umwandlung des wirklichen Namens — sind mit unerbittlicher Härte dargestellt. Der Knabe Johannes zerleibt sich selbst in den Geständnissen seiner Entwicklung, zerstört sich selbst immer bewußt alle romantischen Illusionen und arbeitet so mit einer ungeheuren Selbstzucht an der Entwicklung seines Menschen, eben jenes Eigenmenschen, „der unter dem Druck einer vielfach zwinghaftesten Umwelt wachsen mußte“ und in dessen Erlösung und Befreiung von allem hemmenden Zwange der Dichter die große Wahrheit deutet, „daß das Glück eines Volkes und der Menschheit von ihrem Besitz an Eigenmenschen abhängt.“

Freilich ist der Eigenmensch Jakob Schaffner noch nicht gebildet. Die Welt muß ihn erst noch in ihre Arme nehmen. Jahre der Jugend sitzt er auf dem Schusterschemel. Seine Novellenbücher geben köstliche Ausschnitte aus diesen Zeiten, da zum ersten Male fertiges Menschentum mit all seinen Absonderlichkeiten, mit all seinen Schrullen, aber auch mit all seiner Herzenswärme ihm entgegentritt. Doch der Hunger nach Welt und Menschheit treibt den jungen Geistesbruder des schlesischen Mystikers Jakob Böhme in die Welt hinaus. Er wandert durch Deutschland, Frankreich, Elsaß. In dem Roman „Konrad Pilater“ hat Schaffner sicherlich viel Außerlichkeiten dieses Wander-

lebens dargestellt. Er warnt aber selber davor, diesen Roman als ein autobiographisches Bekenntnisbuch anzusehen. Der Leser spürt ja auch ohne weiteres, daß eigentlich nicht Pilater die Hauptgestalt ist, sondern jener seltsame Wanderfreund, der aus den gebildeten Ständen durch ein Verschulden herabgeglitten ist. Ihn psychologisch darzustellen und vielleicht noch die Frau, die in Pilaters Leben tritt, ist wohl das Endziel seiner Darstellung. Darüber hinaus war es dem Dichter vielleicht Herzensbedürfnis, die Seele so eines wandernden Handwerksgejellen in aller Einfachheit und ohne alle sentimentale dichterische Aufmachung darzustellen. Der Leser wird von einem solchen Buche wie Konrad Pilater ganz unbewußt abschweifen zu anderen Vagabundenbüchern, die eine Zeitlang sehr in Mode waren. Er wird, wenn er ehrlich und unbeflügelt vergleicht, dann selbst zu der Einsicht kommen, wieviel sentimentale Falschheit in solchen Büchern sich aufdrängt, wie diese Verfasser aus ihrem Welt- und Gesichtskreis heraus dem Vagabunden Gefühle und Weisheiten unterhieben, die vielleicht unbewußt hinter ihrem Menschentum stehen, aber niemals so erkannt werden, wie der ihnen weltfremde Dichter sie ihnen aufpackt. Gerade um dieser Ehrlichkeit und Einfachheit willen wird man Konrad Pilater neben ein so weißes und gütiges Buch stellen, wie das des Schlesiers Paul Barsch „Von einem, der auszog“. Hier sind Vergleichspunkte möglich und hier wird der Leser erst erkennen, wie echt solche Schöpfungen sind, wenn sie ganz aus eigenem Erleben kommen, wie bei Schaffner und Barsch, wie verlangen sie aber sind, wenn sie aus einem ganz anderen Weltkreise heraus äußerlich gesehen und gestaltet werden. Erlebnis und Erkenntnis des Erlebnisses ist erste Forderung für jedes echte große Kunstwerk. Freilich werden im Leben und in der Entwicklung eines jeden Künstlers Schöpfungen stehen, von denen er um des Stoffes willen sich befreien mußte. Auch Schaffner hat Werte dieser Art geschaffen: den meisterlichen Bauernroman „Die Erlhöferin“, seinen zweiten Berliner Roman „Kinder des Schicksals“, in dem wiederum Menschentum mit außerordentlicher Scharfsichtigkeit und Kraft dargestellt ist, und endlich in seinem großen Kriegsroman „Der Dechant von Gottesbüren“, ein mitteldeutsches Idyll von außerordentlicher Feinheit, über das der Schatten des Schicksals wie eine dunkle Wolke dahinzieht.

Aber diese Bücher sind nicht das Wesen von Jakob Schaffner. Das spricht zu uns in jenen ersten Bekenntnisbüchern, ganz besonders aber in dem Roman, der wohl als die reifste Frucht im Schaffen des

Schweizer Dichters zu bezeichnen ist, in dem 1923 erschienenen Werk „Das Wunderbare“. Hier sind eben jene Eigenmenschen Schaffners in höchster Vollendung gezeigt, jene „Menschen, denen durch Menschen nicht mehr zu helfen ist,“ die durch Wunder nicht mehr zu fassen sind, deren Los Verzweiflung und Einsamkeit ist, und denen doch diese Verzweiflung letzte Labsal schenkt, sie erlöst und erläutert zum wahrhaftigsten Menschentum. In diesem Buche, das übrigens auch rein dichterisch ausgezeichnet ist durch die Meisterschaft der Sprache und die Schönheit der Schilderungen, stehen der durch den Kastengeist des Gelehrtentums gefesselte Privatdozent und die in Soldatenüberlieferungen gezüchtete Generalstochter gegen ihre ganze Welt, als Eigenmenschen, und zwar als Eigenmenschen von solch unerbittlicher Selbstzucht, daß sie auch einander bis zur letzten Entfugung und Verzweiflung hinabstoßen müssen, um tiefste Vernichtung und Befreiung zu finden. Mit der Grausamkeit Strindberg'schen

Hasses und mit der Güte Dostojewski'scher Liebe kämpfen all diese Menschen der Gesellschaft gegen einander, und nur der eine große Spötter findet den Ausweg: durch Selbstvernichtung. All die andern aber zerreiben sich an ihren eigenen Schicksalen und an den Widerständen des Kulturlebens, in das sie eingezwängt sind. Und mit dem Spötter Graf Horn finden in der völligen Loslösung von dieser schauerhaften Scheinwelt die beiden Liebenden das Wunderbare in der Verzweiflung der Entfugung, in der Erkenntnis, daß gegenseitige Hilfe in solchen letzten Menschheitsnöten tiefste Beglückungen bringt. Von allen Büchern Schaffners ist dieses in seiner menschengütigen Tiefe, in der aus dieser innerlichen Freude strömenden und daher unbedingt notwendigen Farbigkeit der Darstellung neben dem „Johannes“ das bisher wichtigste Buch des Schweizer Dichters, denn: „ein wichtiges Buch schreibt sich im Kopfe seines Verfassers selber, während er mit seinem Dasein zusammenwächst.“

Festspiele in Mariazell

In Mariazell, dem größten Wallfahrtsorte Österreichs, an dem Zielpunkte vieler Tausender berggroßer Wanderer, erhebt sich inmitten der wunderbaren Bergwelt der steirischen Alpen das neuerbaute Festspielhaus, in welchem — einem Zuge und Bedürfnisse der Zeit entsprechend — alljährlich während der Hauptzeit religiöse Weihespiele stattfinden werden. Sie sind in großem Stile geplant. Das Festspielhaus selbst, ein aus Holz und Mauerwerk gefertigter, mächtiger Bau, der sich glücklich in das Landschaftsbild einfügt, liegt etwa fünf Minuten vom Orte Mariazell entfernt, am Abhange zur sogenannten Rasing.

Der Zuschauerraum mit seinen 32 Meter überspannenden Bögen, ein Meisterwerk modernster Holzbautechnik, bietet bequem Raum für 1364 Sitzplätze. Der Bühnenraum mit einer Breite von 30 Metern, 10 Meter Bühnenöffnung, die ein gotischer Spitzbogen überwölbt, und 10 Meter Bühnentiefe wird durch eine 15 Meter hohe Mauer vom Zuschauerraum getrennt und durch einen gemauerten Rundhorizont abgeschlossen; die Bühne ist eine nach den Plänen eines hervorragenden modernen Bühnensachmannes entworfene sogenannte Stilbühne, die unter Verzicht auf die Mittel überlabener Dekorationskunst in der Hauptsache durch eindrucksvolle Lichteffekte im Zuschauer ganz besonders jene seelischen Wirkungen zu erreichen sucht, wie sie gerade der ganz auf Innere gestellte Gehalt religiöser Stücke

notwendig voraussetzt. Hierzu steht eine modernste Beleuchtungsanlage zur Verfügung, die in einem eigenen Transformator eine Höchlichtstärke von nahezu 150 000 Kerzen bietet, wie sie keine andere Bühne in Österreich aufweisen kann. Der gemauerte Bühnenunterbau enthält die weitläufigen Garderoberräume, die in praktischer Anordnung für mindestens 50 Schauspieler Raum bieten. — Für die diesjährige Spielzeit ist die Aufführung eines Passionsspiels, eines Werkes von Calderon und eines mittelalterlichen Totentanzes geplant. Die Vorstellungen sollen tunlichst täglich stattfinden, und zwar sind im ganzen rund 100 Spieltage vorgesehen.

Die Erfahrungen der vorjährigen, wenn auch kurzen Spielperiode, die zudem in die ungünstigere Nachzeit fiel und unter der haultichen Unfertigkeit des Hauses schwer zu leiden hatte, geben die Gewißheit, daß die Zukunft des Unternehmens wirtschaftlich gesichert ist. Mariazell wird alljährlich von etwa 200 000 Fremden besucht, von denen wohl der größte Teil den Aufenthalt mit einem Besuche der Festspiele verbinden wird. Da bei einer überaus vorsichtigen Schätzung die Kosten einer Vorstellung durchschnittlich 10 Millionen Kronen nicht erreichen werden, hingegen bei durchschnittlich weniger als halber Besetzung des Hauses eine Einnahme von etwa 16 Millionen Kronen erzielt wird, erscheint die wirtschaftliche Sicherheit des Unternehmens ausreichend gewährleistet.

Vom Büchertisch

Die Soldaten der Kaiserin. Roman von Juliana von Stockhausen. Verlag Kösel u. Pustet K.-G., Verlagsabteilung Rempten. 8° 603 S. Geh. 5,50 M., geb. in Halbleinen 7,50 M. Fürs Ausland 4,50 und 5,50 Schweizer Franken.

Ein Maria-Theresia-Roman größten Stils aus der Hand einer Dreiundzwanzigjährigen! Die hatte zwar schon im raschen Entfaltungsaufstieg der Siebzehn- zur Zwanzigjährigen drei kulturhistorische Romane geschaffen, den ersten: „Das große Leuchten“, mit dem Gepräge sinnfälliger Begabung; den zweiten: „Brennendes Land“, mit bereits teilweiser Verwirklichung der gegebenen Verheißung; den dritten: „Die Dichterstadt“, mit einer alle Erwartungen überfliegenden Erfüllung. Und nun der vorliegende Meisterwurf! Auch er noch mit den Anzeichen jugendlicher, unbedingt auf weiteres Vordringen zielender Kraft, aber doch schon, als Ganzes, durchaus schöpferisch in sich selbst gefestigt. — Und die Kritik? Sie wäre nicht die jegige deutsche, trüge sie nicht den Zug des verwirrenden Für und Wider. Doch Zerstückbares gibt es hier nicht für sie, da ein Genie wie just dieses unfehlbar sich selber durchseht.

Möge es hier gesagt sein: Juliana von Stockhausens dichterisches Geschichtswerk hilft uns zur Mit-Wahrung der Sachlichkeit im einschlägigen allgemeineren Geschichts-urteil. Denn dieser jungen Künstlerin wurde gegeben, Maria Theresia wahrhaftig zu zeichnen, nicht unter historischem oder eigenpersönlichem Vorurteil, nicht unter Zwang einer Grenzen umstürzenden Phantasie, sondern im dichterisch-seelischen Hellssehen einer wundervollen Gingabe an ihre Gelbin, die große, einzigartige Frau und Fürstin mit dem leidenschaftlichen Gemütsleben und der Tragik eines tiefsten und umfassendsten Mutterleids, nur im eisernen Banne der Herrscherpflicht an einem Riesennreiche mit dessen Völkern: nach Auffassung der Kaiserin „alle, alle ihre Soldaten, ihre Kinder“. Eisern war dieser Pflichtbann, weil von der sich Verpflichtetführenden als unbedingte Disziplinforderung anerkannt: für sie selbst und alle, die zu ihr gehörten. Und wunderbar war jene Gingabe seitens der Dichterin, weil zutiefst eingegründet in „Wissen“. Denn wenn jemand, so hatte sich Juliana von Stockhausen gewissenhaft vorbereitet auf die innerlichst gestellte und übernimmene Aufgabe. Diese kam zu ihr, wie solche ein Genie zur Durchführung empfängt: während eines frühmorgendlichen Abstiegs von der Wiener Burg beim Niederblick auf das eiserne Maria-Theresia-Standbild, da sie wie in einer Vision die Überragende selbst erschaute und über weite Felder, die enbloßen Züge ihrer mar-

schierenden Soldaten. In dem Augenblick wußte die Berufene, wer und was sie rief. Und ging hin zu strenger Arbeit, vertiefte sich in ungezählte Quellen der Welt- und Kulturgeschichte, der Monographie-, Memoiren-, Tagebuch- und Briefliteratur, der Kriegswissenschaft, Politik und Diplomatie, durchforschte auch Museen, bedeutende und bescheidene Niederlagen der Groß- und Kleinkunst. Und schuf, durchglüht von Menschenliebe und Gerechtigkeitsdrang, eine ganze überragende Persönlichkeit, eine ganze überragende Zeit und ein ganzes überragendes Schicksal mit einer Fülle von Einzelgeschnehnissen und Einzelmittägern aller Grade, Klassen und Stände bis tiefst hinein ins Volk — gab es je, um ein einziges Beispiel zu nennen, eine ergreifendere „dienende“ Gestalt als den Panduren Janto?

Hier fehlt der Raum zu näherem Eingehen. Man sehe selber zu: erwerbe, lese, studiere das Buch, erlebe es. Gestreift sei an dieser Stelle die Hauptthemenreihe: Wie die Krone der Sinn des Lebens werden mußte für eben diesen Menschen als Fürstin, Gattin und Mutter; wie durch Vermählung eben dieser Seele mit der Krone unter Blut und Tränen eine Krone der Seele sich bildete; wie die Mutter, genannt Maria Theresia, zur Mutter des Volkes wurde, die Mutter der der Gerechtigkeit, zur Mutter der Liebe. — Möglich, daß das Buch noch des öfteren Anwürfe erfährt; wesentlich können sie ihm nicht schaden. Juliana von Stockhausen wird ihren Weg aufwärts weitergehen, immer sicherer, reicher im Gesehen und Erleben, im Erfassen und Gestalten, mehr und mehr das Zufällige abstoßend, das dauernd Gültige herausstellend. Ob sie nicht bald den Eingang zur Hochkunst der Dramatik findet? Alas, meine ich, weist bei ihr darauf hin . . .

E. M. Samann.

Carl Friedrich Nowak: *Der Weg zur Katastrophe*. 16.—20. Aufl. XVI und 297 S. Geh. 2 M. — *Der Sturz der Mittelmächte*. 1.—10. Aufl. VIII u. 435 S. Geh. 8,50 M. — *Chaos*. 6.—10. Aufl. VIII u. 353 S. Geh. 6,50 M. Verlag von Georg D. W. Callweh, Verlag für Kulturpolitik in München.

Die vorliegenden drei Bände schildern das gewaltige Drama von dem Kampfe und der endlichen Niederlage der Mittelmächte im Weltkriege 1914—18. Der sehr geschickte Wiener Schriftsteller hat es verstanden, uns die einzelnen Akte dieses Ringens so lebendig vor die Seele zu stellen, daß wir noch einmal all die großen Hoffnungen und tiefen Enttäuschungen jener schicksalsschweren Jahre miterleben. Der erste Band gibt nach einer kurzen

Vorgeschichte eine Darstellung der Hauptetappen des Nientkampfes bis zum Zusammenbruch Österreichs und Deutschlands. Vor allem in dieser Gesamtdarstellung kommen der glänzende Stil und die plastische Darstellungskunst Nowaks so recht zum Ausdruck. Die beiden folgenden Bände behandeln eingehender die Zeit vom Frieden von Brest-Litowsk bis zur Abdankung Karls von Österreich und der Flucht Wilhelms II. nach Holland, jene Zeit der letzten, gewaltigen Anstrengungen und des endgültigen Erliegens der Mittelmächte.

Es ist ein schwieriges Unternehmen, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit objektiv richtig darstellen zu wollen. Wenn sich auch der Verfasser darauf beruft, seine Angaben aus Geheimakten, Kronratsprotokollen und persönlichen Mitteilungen der handelnden Personen geschöpft zu haben, so gewinnt man doch nicht den Eindruck völliger Parteilosigkeit, und die scharfe Kritik an den deutschen Generalen entflammt doch wohl zum guten Teile den Angaben der österreichischen Führer, vor allem Marschall Höhendorfs. Über viele Tatsachen wird man heute bei den unvollständigen Quellen und ungeklärten Zusammenhängen überhaupt noch nicht zu abschließenden Urteilen gelangen können. Während z. B. der Verfasser über sein Vornährsman den Vormarsch Hindenburgs an die Weichsel im Herbst 1914 scharf verurteilt, lobt ihn Stegemann als „einen der glänzendsten Bewegungsfeldzüge aller Zeiten“. Von allen Heerführern der Mittelmächte findet nur einer uneingeschränkte Anerkennung, selbst, wo er versucht, sich in die hohe Politik einzumischen, Marschall Conrad von Höhendorf, der als geistiger Urheber der bedeutungsvollsten Pläne und als glänzendstes strategisches Genie gefeiert wird. Vor seinem hellstrahlenden Lichte treten die deutschen Führer gar sehr in den Schatten, und Falkenhayn und auch Ludendorff geht es herzlich schlecht. Die Bücher sind von österreichischem Standpunkt aus geschrieben und versuchen, Österreichs Leistungen in den Vordergrund zu stellen. Die richtige Verteilung von Licht und Schatten wird erst die Zukunft zeigen, wenn alle Geheimarchive geöffnet sein werden. Jetzt werden wir deshalb noch nicht zu einer vollständigen Klarheit gelangen können. Trotzdem wird man aber die Bücher mit Genuß und vielem Interesse lesen und auch manchen neuen Zusammenhang entdecken können.

—r.

Immanuel Kants Leben in Darstellungen seiner Zeitgenossen Zachmann, Borowski, Wasianski. Neu bearbeitet und gekürzt von Paul Landau. Aus der Sammlung: Lebensbilder aus

deutscher Vergangenheit. Verlag Carl Flemming und D. T. Wiskott u. Co. Berlin. Auf holzfreiem Papier gedruckt und in Halbl. gebd. 2.10 Mk.

Das Jubiläum von Kants 200. Geburtstag ist in der ganzen Welt festlich begangen worden und viele Bücher, Abhandlungen und Aufsätze haben die bereichernde Tat seiner Philosophie gefeiert; aber es gilt nicht nur den genialen Denker wieder ins Leben zu rufen, sondern auch den großen Menschen, der hinter diesen unsterblichen Werken steht. Bietet sich doch gerade von seiner Lebens- und Wesensart aus der beste Zugang zum Verständnis seines schwierigen Lehrsystems, zum menschlichen Begreifen seiner erhabenen Weltanschauung. Kants Persönlichkeit erschließt sich nicht so leicht wie die anderer Philosophen aus seinen in strenger Objektivität und einer „heiligen Mächtigkeit“ verfaßten Schriften. Deshalb dürfen wir es als einen besonderen Glücksfall preisen, daß drei Schüler und Freunde, Zachmann, Borowski und Wasianski, die ihm zu verschiedenen Zeiten seines Lebens nahe standen und sich daher gut ergänzen, sich im Jahre seines Todes zu einer Lebensschilderung ihres großen Lehrers vereinigten. Sie schufen die zuverlässigste und lebendigste Kant-Biographie, die stets die wichtigste und erschöpfendste Quelle für alles Persönliche bleiben wird. Dies Werk liegt nun in einem Neubruck vor, der durch Weglassung aller heute weniger interessierenden Weiterschweifigkeiten, durch chronologische Neuordnung des Stoffes und bessere Hervorhebung des Wesentlichen bei getreuer Wahrung des ursprünglichen Textes für den modernen Menschen erst recht lesbar geworden ist. Das Buch stellt so die ideale Kant-Biographie für das Volk dar.

Neue Subertusbilder. Von Arthur Schubart, Stuttgart, Verlag Bong u. Comp. 165 S.

Die Weidmannspoesie Arthur Schubarts hat ihre Eigenart. Die Form ist denkbar einfach, schlichte, meist jambische Rhythmen ohne Reime, gelegentlich kann das kritische Auge sogar kleine Unebenheiten feststellen. Trotzdem wirken die „Subertusbilder“ durch die Mannigfaltigkeit des Stimmungsgehalts niemals eiförmig. Hintergrund ist stets die Natur — Wald und Feld, Berg und Meer im Wechsel der Jahreszeiten — in Stimmungen, wie sie der Weidmann erlebt, davor aber zieht alles vorüber, was das Menschenherz bewegt in den stillen Stunden draußen im Revier. Darum wird wohl auch nur der Weidmann den Gehalt dieser Dichtungen voll ausschöpfen können. Dr. S. R.

Der Volks-Gotthelf. Mit größter Freude machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, daß im Verlag von Eugen Kentsch in München eine neue Ausgabe der Romane von Jeremias Gotthelf erscheint und zwar zunächst eine von Professor Dr. Rudolf Hunziker und Dr. Hans Bloesch besorgte Gesamtausgabe in 24 Bänden, die auf die Urfassung aller Schriften des großen Schweizer Erzählers zurückgreift, sie also von Grund auf erneuert. Daneben erscheint der Volks-Gotthelf, der in zwei Reihen die neun Hauptwerke Gotthelfs bringt. Als erster Band ist der am wenigsten bekannte Roman „Geld und Geist“ erschienen. Das war ein besonders glücklicher Gedanke, denn gerade dieser Roman offenbart ja weit mehr wie die beiden Ullik-Romane oder wie der Schulmeister die über alle Zeiten hinwegschreitende Größe dieses Erzählers, auf dem alle große Erzählungskunst des 19. Jahrhunderts ruht. Ja, es ist wohl zu sagen, daß Gotthelf erst jetzt seine tiefste Wirkung offenbart und seine letzte Sendung erfüllt. Wir sehen es ja von Tag zu Tag deutlicher, wie gebieterisch er sich gegen den Dichter stellt, der unsere chaotische Zeit beherrscht: Dostojewski. Der urgermanische Mensch mit seiner schlichten Güte und Menschenliebe gegen den slawischen Asiaten mit seiner aus eigener Wirnis quellenden Bitterkeit und Verzweiflung. Dostojewski ist notwendig, ist groß und unvergänglich als Denkmal einer werdenden Menschheit. Gotthelf ist noch notwendiger, noch größer und unvergänglicher als die Vollendung eines Menschentums, das europäische Wertung hat und ein Bollwerk werden wird gegen das Slawentum und seine zersetzende Macht. — In Erkenntnis dieser Bedeutung des Dichters hat der Verlag seinen höchsten Ehrgeiz daran gesetzt, gerade die Volksausgabe von Gotthelf zu einer drucktechnischen Musterleistung zu machen. Holzfrees Papier, edelster Druck und vornehmste Ausstattung bei dem ungeheuer billigen Preise von 3,80 M für den dauerhaften Pappband sichern der Ausgabe den großen Erfolg, der ihr um des Dichters willen gebührt.

G. Stecher, Casar Flaischlen, Kunst und Leben. Mit einem Bildnis des Dichters. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924. Preis 3,50 M.

Der großen Gemeinde des schwäbischen Dichters bereitet Stecher mit seiner liebevollen und doch streng kritischen Darstellung der Entwicklung und Persönlichkeit Flaischlens eine große Freude. Auch literarische Kreise, die in einseitiger Einstellung und Voreingenommenheit achselzuckend an diesem liebenswerten

Künstler vorübergehen, werden die Schrift Stechers mit Vorteil lesen. Denn sie werden erkennen, daß Flaischlen zeit lebens ein ernster Ringler war, der stets im Kampf mit den höchsten Problemen der Kunst lebte und diesen unsäglich schweren Kampf fröhlichen Sinnes geführt hat, bis er auf der Höhe des Schaffens zusammenbrach von innerer Ermattung. Seine anscheinend so leichte Kunst ist aus diesem schweren, zähen Kampfe mühsam gewonnen; sie ist ganz Ausdruck seines Wesens, das als höchste Forderung das Kunstsein, nicht das Kunstkönnen für sich selbst und jeden schöpferischen Menschen erhob.

Diese große Kunst Flaischlens spricht auch aus dem ebenfalls jetzt erschienenen kleinen Bändchen Dichtungen in schwäbischer Mundart „Von Derhoim und drauße“ (ebenda, Preis geb. 2,— M.). Hier weht vor allem in dem schönen Weihnachtssybill der tiefe, reine Zauber der Heimat, von dem Flaischlen immer erfüllt war; hier spricht erst recht der große Formkünstler und tiefgemütvolle Mensch in der höchsten Ausdruckskunst: der Mutterprache.

Mag Kreher

hat am 7. Juni seinen siebzigsten Geburtstag begangen. Aus diesem Anlaß hat der Verlag E. Dünnhaupt in Dessau die Hauptwerke des Erzählers in neuen Ausgaben auf den Markt gebracht. Uns liegen von dieser Sammlung die Romane „Herbststurm“, „Der irrende Richter“, „Stehe auf und wandle“ und „Fidus Deutschling“ vor. Man läßt sich, wenn wir auch heute wesentlich andere und höhere Anforderungen an die Romanikunst stellen, doch immer wieder willig einfangen von der großen Virtuosität dieses Erzählers, der einmal als der größte Prosaikünstler der realistischen Epoche galt. Verblüffend sichere Menschenbeobachtung, selbst noch in Alterstagen, da er unter den Einwirkungen des Krieges ein realistisches Meisterwerk wie den „Fidus Deutschling“ schaffen konnte, blendend erzählte Handlung voll spannender Geschehnisse, glänzender Humor in der Zeichnung der modernen Gesellschaft, beißende Satire in der Geißelung der Unsitten und Torheiten der Menschheit, dabei viel Gemüt in der Schilderung namentlich weiblicher Gestalten — das sind auch heute noch und bleiben die Vorzüge der Kunst von Mag Kreher, der das Verdienst hat, im Roman jene Freiheit einer neuen Richtung gefunden zu haben wie Gerhardt Hauptmann im Drama. Und in dieser Stellung behauptet er auch heute noch seinen Platz in der Erzählungskunst der Gegenwart. E.



Bearbeitet von Otto Adermann.

Aufgabe Nr. 435. Erstabdruck.
K. Hedrich, Hamburg



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 436.

K. Mari, Genua.

1. Pr. Good Comp. April 1924.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Liste der Löser.

Dr. Jačmann in Sangerhausen: 414, 17 bis 22, F. Verhaufen in Wipperfürth, M. Döschler in Triberg, D. Bergmann in Frankenberg, G. Sprockhoff in Berlin: 418—22, W. Koffler in Wien, G. Fischer in Charlottenburg: 419, F. Fröhlich in Leipzig, C. Daum in Breslau, G. König in Töbels: 418, 9, 22; K. Hedrich in Hamburg: 418, 9, 22; Wikar G. Jansen in Essen-Nr. 419.

Zu unseren Aufgaben.

Der Zweizüger Nr. 436 gehört zu jener großen Gruppe von Aufgaben, deren auf den Löser ausgeübter Reiz nicht in der

Lösungen.

Nr. 418 von J. Neumann: 1. d7—d8T. Zur rechten Einschätzung des Wertes dieser feinen Aufgabe bedarf es der Kenntnis einer Studie des Verfassers im Leipzig-Schöner Kongressbuch.

Nr. 419 von D. Nagy: 1. Ke3—e2!

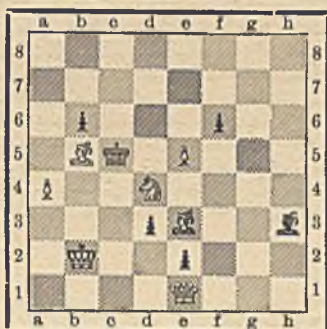
Nr. 420 von S. Weinert: 1. Dh5—b5, Dc5, 2. Sf2+; 1.... Dc6, 2. D: b4+; 1.... Dc5, 2. Dc4+; 1.... Df6, 2. Db4+; 1.... d5, 2. Db6; 1.... Ld4, 2. Se1. Ein Sonntagskind; man beachte die beiden schönen Mustermatts mit Fesselung der schw. D!

Nr. 421 von N. M. Gibbons: 1. Sb5—d6, K: d6, 2. c8D; 1.... Dc3, 2. Db5+; 1.... Lb beliebig, 2. Dc4+; 1.... La4, 2. Sb7+; 1.... Kb4, Dc4+.

Nr. 422 von J. R. Neumann: 1. Te3—f3.

Aufgabe Nr. 437.

J. Scheel, Stendal.
Norsk Schakblad 1920.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 438.

Dr. E. Palischa, Prag.

1. Pr. Arnel/Sahlberg-L.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

Schönheit oder Schwierigkeit des Einleitungszuges, aber auch nicht in der Feinheit oder Eleganz der Mattstellungen begründet ist. Er liegt in einem Versteckspiel zwischen Komponisten und Löser, das durch die technische Anlage des Problems gegeben ist. Läßt man verzußweise einmal bei zunächst unberührten weißen Steinen den Schwarzen ziehen, so ergibt sich in jedem Falle ein bereitliegendes Matt als Antwort. Aber das günstige Verhältnis kann nicht aufrecht erhalten werden, weil Weiß eben anziehen muß. Es gilt einen neuen Plan zu fassen und daher ist wohl die von Dr. E. Palischa vorgeschlagene

Bezeichnung „Planwechsel-Aufgaben“ für die Gruppe am treffendsten. Je schwerer sich der Löser entschließt, den ersten Plan aufzugeben, um so schwieriger wird die Lösung fallen. Ein sehr gelungener Spaß ist in diesem Sinne der Zweizüger Nr. 439 von H. Weenink aus der niederl. Schachzeitung: Weiß: Kc8, Dg7, Th4, La6, d2, Sb7, e7, Be5, f3; Schwarz: Kd4, Lb8, g4, Sf2, Bb4, d7. Dreizüger 437 entnehmen wir der a. a. O. besprochenen Scheel-Sammlung; wir fügen in Typen noch ein besonders schönes Stück von demselben Problemkünstler bei. Dreizüger 440. Weiß: Ka6, Dc1, Tc5, Sb7; Schwarz: Kd4, Bc6, e6, e7. Die Baltostasche Aufgabe endlich hat in dem sehr stark beschiedenen „Arnell-Sahberg-Gedächtnis-Turnier“ zusammen mit der folgenden Nr. 441: von N. Traylor und J. Gumpe die ersten beiden Preise erworben: Weiß: Kb8, Do5, Th3, Se7, Bc2; Schwarz: Kh8, Tf2, Lc4, d2, So3, Ba7, c7, e6, f3, g5, g7, h7. Das Tur-

nier hat sowohl in dieser, wie in der Vierzüger-Abteilung ganz vorzügliche Leistungen hervorgerufen. Nur eines bedauern wir, daß nämlich unter 30 gekrönten oder belobten Bewerbungen nur eine einzige schwedische Aufgabe an bescheidener Stelle sich befindet. Das ist bei der ungemein liebevollen Pflege, die das Problemschach gerade in Schweden erfährt, verwunderlich.

Problem-Turnier.

Die Upsala Allmänna Schacksällskap schreibt zur Feier ihres 20jährigen Bestehens ein Zweizüger-Turnier aus. Einsegnungsfrist 31. Oktober 1924, Urteilsverkündung im Februar 1925, Preisrichter F. A. Ros und Erik Lundqvist, Preise 50, 35, 20 schwedische Kronen und ehrende Erwähnungen. Höchstzahl 2 Bewerbungen, Motto, Autornamen im versiegelten Umschlag. Adresse: Georg Lagerström, Upsala, Östra Agatan 31.

Schachliteratur.

Johan Scheel: 200 Schachopgaben. Herausgegeben von der Schachgesellschaft zu Christiania aus Anlaß des 40jährigen Bestehens am 4. Februar 1924. 174 S. 8°, fleiß. Brosch. mit einem Bildnis und einem Vorwort in norwegischer und englischer Sprache. Preis 6 Kronen nord. Verlag der Schachgesellschaft zu Christiania.

Die Schachgesellschaft der nordischen Hauptstadt hat sich durch die Herausgabe einer so musterergültigen Sammlung ihres hervorragenden Problemmeisters ein würdiges Erinnerungsmaal errichtet. Unsere Leser kennen Scheel aus verschiedenen, ihnen vorgeführten Proben seiner hohen Meisterschaft — wir erinnern nur an Nr. 277, seinen schönen Preissträger aus dem Göttenburger Turnier — und werden aus unserer heutigen Nummer 437 erneut mit Bewunderung feststellen, daß Scheel so vollkommen im böhmischen Kompositionsstil aufgeht, wie wenn er nicht im hohen Norden, sondern in persönlicher Berührung mit den böhmischen Künstlern schaffen würde. Die chronologisch geordnete Sammlung läßt deutlich erkennen, wie Sch. mit eiserner Strenge gegen sich selbst nach immer höherer Verbollkommenung strebt. Er steht erst im 35. Lebensjahre; wir dürfen also noch auf vieles Schöne von ihm hoffen. Sowohl die äußere Ausstattung, wie vor allem auch die Anordnung des Stoffes sind musterhaft. Ein Anhang von 20 Seiten gibt Urteile über Scheelsche Aufgaben aus berufener Feder wieder und zeigt an 60 Beispielen, wie sich Scheels Schaffen mit demjenigen gleichstrebender Problemkünst-

ler berührt. Wir empfehlen das Studium des sehr preiswürdigen Werkes nachdrücklichst.

Der 23. Kongreß des Deutschen Schachbundes in Frankfurt a. M. vom 28. Juli bis 11. August 1923. Herausgegeben von J. Dimer. 108 S. Gr.-8°. Preis geh. 3,50, geb. 4,50 M. Verlag Hans Hedewigs Nachf., Leipzig.

In der gewohnten äußerst sorgfältigen Weise Meister Dimers bearbeitet liegt das Frankfurter Kongreßbuch vor. Es enthält nach einem kurzem Überblick über die Verhandlungen alle in Frage kommenden Spielabellen und bietet dann im Hauptteil die Partien des Meisterturniers, weiter Partien aus den Vorgruppen des Hauptturnieres und aus dem Gastturnier. Alles in allem 112 Partien mit zahlreichen Diagrammen und Erläuterungen. Den Abschluß bilden die Preisaufgaben des gleichzeitig abgehaltenen nationalen Problemturniers nebst dem Urteil der Preisrichter. Das Kongreßbuch bietet also dem praktischen Spieler wie dem Aufgabefreunde reichlichen Genuß.

III. Internationales Schachmeisterturnier zu Ostende 1907. Bearbeitet von R. Teichmann, mit 2 Porträts. 336 S. Gr.-8° geh. 6, geb. 8 M. Verlag B. Kagan, Berlin W. 8, Behrenstr. 24.

Das Buch ist eine ungeheure Sammlung von wertvollem Studienmaterial; enthält es doch nicht weniger als 400 Meisterpartien, die in dem sechswoöchigen Turnier zu Ostende von 30 der damals besten Meister geliefert worden sind.

Porträts der beiden Sieger: Dr. Bernstein und A. Rubinstein finden sich vor; im übrigen ist aller beschreibende Text fortgelassen und auch die Erläuterungen zu den Partien sind knapp und ohne sich in weitschweifige, analytische Betrachtungen zu verlieren, abgefaßt. Das Buch setzt also für sein nutzbringendes Studium die Fähigkeit voraus, auch ohne besondere Anleitung eine Meisterpartie zu verstehen. Allen diesen Schachspielen wird es wegen seines Umfangs und seiner Preismäßigkeit willkommen sein.

Der fertige Schachpraktiker von F. Gutmayer. Zweite durchgesehene und verb. Auflage. 160 S. Gr.-8^o, geh. 3,50, in Halbleinen geb. 4,50 M. Verlag G. Hedewigs Nachf., Leipzig, Berthestr. 10.

Der mit 500 Stellungsbildern ausgestattete Band beruht im wesentlichen auf einer Sammlung geistvoller Partiestrategien, die ein süddeutscher Schachfreund dem Autor zur Verfügung stellte. G. hat aus Eigenem nicht viel hinzugetan und das ist gut so. Für den Spielanfänger ist Gutmayer's Eigenart, wie wir wiederholt an dieser Stelle betonten — annehmbar,

für den Fortgeschritteneren nutzlos. Was Jenen begeistert und unbeforgten Mutes über alle Klippen der Theorie hinaushebt, muß diesem als hohles Pathos, ja als weniger denn dieses offenbar werden. Die Sammlung selbst enthält vieles Überraschende und Feine, ihr aufmerksames Studium wird tatsächlich belohnen.

Der Beuthener Schachkongreß. Bearbeitet von A. Kramer. 64 S. 8^o. Verlag Schlesischer Schachverband, Breslau, Karlstraße 30. Geh. 1,25 M.

Das Schachleben der Heimatprovinz unserer „Vergstadt“ hat in A. Kramer, dem Meister von Schlesien, einen ungewöhnlich tatkräftigen Nureger gefunden. Das zweite Bändchen seiner Sammlung enthält nicht nur den Bericht über den vorjährigen Kongreß in Beuthen nebst 18 Partien, sondern als berechtigten Nachdruck aus dem Tepliz-Schönauer-Turnierbuch auf 36 S. einen „Witquer“ im kleinen. Das sehr preiswürdige, dabei gut ausgestattete Bändchen wird dem Schachleben, besonders in den kleineren Provinzorten sehr förderlich sein. Der Reinertrag fließt dem Fonds für das Bundesturnier 1925 zu. D. H.



„Hurra, die Ferkeln sind da!“
Rabberung von Paul Sinitzky-Ebersbach

Rätsellecke

Würfelsprung.

		den		sich			
er	bist	du	fern	Glanz	glück		
reich	Gör	wär'	du	bist	gleich		
nüg	be	kann	kein	nern	seht		
den	kein	sam	ten	ist	den		
leit	Ge	schic	Frie	er	in		
		Wald		bir			

Silberrätsel.

Aus folgenden Silben sind 27 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus den Werken von Wilhelm Busch ergeben:

a, ar, al, bach, bres, bra, bach, burg, co, chen, der, de, eng, e, eu, en, go, ger, gers, hä, ham, has, in, i, le, la, lan, li, lau, lei, len, hier, muk, man, ment, men, ne, na, neu, ne, or, per, po, pe, raf, ri, rak, rock, ro, rv, son, sta, sel, stadt, sa, so, sen, ti, ta, ter, tau, tu, ter, then, tyr, un, vo, vi, va, wan.

Die Worte bedeuten: 1. Volk, 2. ärztliches Instrument, 3. Figur aus einem Freitagischen Roman, 4. Seeschlacht, 5. Ausflugsort bei Rom, 6. Säugetier, 7. Pianoforte-Fabrikant, 8. polnischer Mäurername, 9. Stadt in Schlesien, 10. weib-

scher Name, 11. biblischer Berg, 12. Bekleidungsstück, 13. Indianerstamm, 14. Handarbeit, 15. Ratter, 16. Verzierung, 17. Stadt, 18. wichtiges Gebäude in Spanien, 19. deutscher Maler, 20. ägyptischer König, 21. Muse, 22. Stadt, 23. Waldgott, 24. männlicher Name, 25. Stadt am Rhein, 26. Oper von Strauß, 27. Gefäß.
E. N.

Scharade (zweifelbig).

Die erste regt die Menschen auf,
Die Eier nach ihr geht in die zweite.
Von diesen viele sind die erste,
Und hat man keine, ist man pleite.
Das Ganze ist aus Ungarland,
Als Komponist hoch anerkannt.

Scharade (dreißigbig).

Ein jedes Volk hat meine ersten;
Es bleibt ein Narr sein Leben lang,
Wer sie nicht kennt, wer sie nicht liebt;
Wein, Weib ist's nicht, auch nicht Gesang.
Die dritte sucht vergeblich mancher,
Der andere nennt sie längst schon „mein“.
Wer in sich birgt das große Ganze,
Wird meistens musikalisch sein.

Logogryph.

Ist es krank mit „r“ am Ende,
Wird's mit „n“ beschwerlich sein.

Zahlenrätsel.

(Gleichzeitig zum Teil Palindrom.)
1, 2, 3, 4, was alle haben,
Ist umgekehrt 'ne Schweizer Stadt.
4, 2, 3, 1, womit wir schlagen,
Rückwärts wohl jeder eines hat.
4, 1, 2, 3 wird oft gefunden,
Doch selten rein, fast stets gebunden.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 9

Würfelsprung.

Du find'st in dir die Ruhe nicht,
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang' von deiner Schuld Gewicht,
Du willst ein Teil auf andre laden.
Rückert.

Silberrätsel.

Reclam, Fjohare, Cincinnati, Herkules,
Achat, Raute, Dezember, Wallis, Akalei,
Gibbon, Nürnberg, Entente, Ratibor.
(Richard Wagner — „Meisterfinger“.)

Scharade (vierfifbig).

Aberglaube.

Magisches Quadrat.

w	i	e	g	e
i	l	l	e	r
e	l	l	e	n
g	e	e	s	t
e	r	n	t	e

Von der Schnurpfeisergilde

Meine Badereise.
Von Richard Klose.

Sanatorium „Abendröte“,
Gummizelle Nummer drei.

Gummizelle — ?

Sie stufen natürlich — dieser Gummimensch wird hier gedruckt? Überhaupt gedruckt? Erlauben Sie mal — wenn Sie das stört — heutzutage!

Also bitte! Sie können es ja auch als Originalität auffassen! Es kommt ja meistens weniger auf Tatsachen als auf die Auffassung an. Und nicht jeder kommt so in die Gummizelle wie ich.

Unschuldig, selbstverständlich! Sie lächeln: Das sage jeder! — Gewiß — aber bei mir stimmt es auch! Doch schlage ich vor, daß Sie mir lieber gestatten, endlich anzufangen; bald werden Sie freudestrahlend erkennen, daß ich nicht so bin. — Es gibt zweifellos viele Dinge, die man heute nicht unbedingt nötig braucht; siehe Brodhaus oder Meyer, z. B. beim Buchstaben B: Bant, Baumlaten, Zwillinge usw.

Brauchen Sie das alles unbedingt? Wohl kaum! Sie stimmen mir also bis jetzt schon bei — trotz der Gummizelle — Sie fassen Vertrauen zu mir. Ich auch.

Aber gewisse Dinge gehören nun mal zum modernen Leben; allerdings bin ich kein ganz Moderner. Ich besitze z. B. keinen Radiosunk, kein Uhrarmband, kein Familienhaus, keine Goldplombe, keine Rabinbranntagore-Ausgabe, keine kleine Freundin, keine Devisen — nicht mal ein Auto.

Ich schweige beschämt — aber immerhin gehöre ich zur Neuzeit, und manchmal flutet es in mir von Sehnsucht nach all diesen schönen Dingen, die ein Moderner haben soll.

So zum Beispiel noch: eine Badereise! Finden Sie es anspruchsvoll? Nein — Sie lächeln gütig — wir nähern uns innerlich, und ich fahre fort:
Also — eine Badereise.

Es war nämlich, wie üblich, Sommer geworden; bunte Bier- und Selterwagen, kurze Sommerkleidchen, harmonische Fliegenfänger und das strebsame Thermometer ergaben die gewohnte Juli-Sinfonie von dreißig Grad Celsius.

Ich stand nun wochenlang vor den bekannten Reisebüros: Lloyd usw. Ich überlegte händebefaltend; ich wurde zu einer merkwürdigen Mischung von Karl May, Columbus, Stanley, indischem Vizekönig. Meine Träume schwirrten von Nordlicht, Känguruh, Pyramiden und Seetrankheit.

Es war wundervoll!

Meine sämtlichen Verwandten übermittelten mir ihre Wünsche inbezug auf Reiseandenken; mein kleiner Willi wünschte sich einen Elefanten aus Amerika — bloß einen — am liebsten einen solchen, der Ostereier, Elefantenostereier, legen kann! „Weißt du, unter den Schreibtisch!“

Ich versprach alles, auch die Ostereier. Alles war in Ordnung; nur leider — meine Gelbbörse streckte.

Ich wurde tiefsinnig; ich kam schrecklich herunter wie Goethe: „Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie.“

Doch Goethe war wohl inzwischen gestorben; ich wollte leben!
Aber ohne Badereise?

Ich kam immer mehr herunter; ich konnte mich nicht mehr sehen lassen; mitfühlende Freunde schenkten mir einen gebrauchten Gummiträger, um mein Aussehen zu verbessern — es half nichts; und ich ließ mir Preislisten vonervenheilanstalten senden, denn ich zerschmolz zu bissiger Salzsäure, so daß man mit meiner Seele eine Zinkwanne blankputzen konnte. Ich bitte, hätten Sie sich bei solchen Umständen zu Zucker kondensiert?

Da endlich geschah das Unfassbare! Das Wunder! Eines Abends kam ich spät von einer Vereinsfikung der „Nichtinsbadreisenden“. Ahnungsvoll durchdämmerte ich die neumondgefüllten Gassen der schlafenden Stadt.

Da fiel mein Blick — nein, meine Seele in ein Schaufenster; zufällig stand davor eine sogar brennende Laterne.

Und es geschah mir wie dem ollen Bel-sazar — Sie wissen schon — an der Wand die Geheimschrift — so geschah es mir! Ja — Buchstaben von Feuer — nein, es war bloß Schlemmkreide. Ich las:

Wer ins Bad nicht reisen kann,
siehe sich mein Fenster an!

Eine Art Papierwand hinten, ein Gemäuer darstellend! Daraus ein Papierrohr, aus dem ein paar lange Lamettasäden quollen, sprudelndes Wasser vor-täuschend, dann rote, weiße, gelbe, grüne Pappschachteln, Gläschen, Zahnpulver, Gummisauger, Kattierpinsel, Mottenpulver. O, ergebender Anblick! Rings tiefe Rätselnacht.

Ich stand — ich las.

Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, stand ich noch immer, alles wurde blässer — ich auch. . .

Doch ich wurde gestört; Mitbürger aller Formate sammelten sich neben mir — auch solche Leidensgefährten? Tief betrüblich!

Endlich erschien im holden Morgenrot und in eleganter Sommerüberzieher der Ladenbesitzer und redete mich freundlich an:

„Nicht wahr — sehr geschmackvoll — treten Sie, bitte, ein — Sie dürften müde sein!“

Ich: „Im Gegenteil — ich fühle schon die kräftigende Wirkung Ihres Fensters — ich bleibe lieber stehen —“

Mein Gönner: „Bitte — aber vielleicht ein kleines Frühstück gefällig?“

Richtig — bei einer Badereise muß sich ja auch der bekannte Badehunger einstellen.

Ich betrat also den Laden; draußen wogte die fensterbadende Masse fröhlich weiter.

Da kam mir eine Erleuchtung:

„Sagen Sie — was kostet der Schaufenster-Zubehalt?“

War das nicht genial? Ich beschloß, zu Hause eine Dauer-Badereise zu unternehmen. Ich würde in meiner guten Stube alles wieder so nett aufbauen, die Rasierpinsel und den Kinderpuder. Meine trefflichen Kopien einiger Gemälde von Rembrandt und Holbein, Radierungen von Klinger und D. F. Probst würden wohl den Eindruck schwächen — aber immerhin: ich hätte meine Dauerbadereise im Zimmer, auch meine Familie samt Verwandten und Bekannten. Eine Art Familienbad! Heut so beliebt und modern!

Die Bekannten würden ein bescheidenes

Eintrittsgeld zahlen! Hurra! Meine Kasse! Ich beschloß daher heimlich sofort den Ankauf eines zweiten, aber ganz neuen Gummitragens.

„Nun?“ drängelte ich endlich den Ladenmann.

„Gewiß, gewiß — alles verkäuflich! Sagen wir mal — hundert Mark — Goldmark.“

Ich frohlockte aufs neue — eine Badereise kostete mindestens vierhundert Mark. Also glatt gespart: dreihundert Mark! Ich konnte mir einen dritten Gummitragen kaufen.

„O, ebler Mann! Retter meines Daseins!“ Ich drückte ihm die Hand und sank überwältigt an seine Uhrkette . . .

Als ich wieder weiter denken und danken wollte, da besand ich mich hier in der Gummizelle.

Warum? Ich weiß es nicht! Wahrscheinlich eine betrübliche Verwechslung mit einem armen Kranken.

Ich will nur schnell meinen Fallsfederhalter und Notizblock hervorholen und alles festhalten, eh' es verblaßt.

Nachmittags bin ich gewiß wieder daheim; meine Frau hat das Fenster längst überhandt erhalten; sie kann sich freuen. Und abends schwimme ich samt meiner ganzen Familie in Badeatmosphäre.

Wer ins Bad nicht reisen kann, sehe sich mein Fenster an.

Eins ist mir aber noch nicht ganz klar geworden: warum der Schaufensterinhalt aus Papier und Pappe bestehen mußte!

Mottenjagd.

Ein Herr kommt in die Drogerie und verlangt ein Mittel gegen Motten.

„Nehmen Sie doch Mottentugeln,“ rät der Verkäufer.

„Also schön, packen Sie mir 10 Mottentugeln ein.“

Aber schon am Nachmittag ist derselbe Käufer wieder da, kauft 50 Mottentugeln um am nächsten Vormittag 100 und am Nachmittag 200 Kugeln zu kaufen.

Höchst erstaunt fragt der Verkäufer, wozu denn so viele Mottentugeln gebraucht würden. Darauf die Antwort:

„Ja, was glauben Sie, ehe man so eine Motte mit einer Kugel trifft — —.“

Aus Schulaufsätzen von Janet Kaleypta.

Ich habe den Schperling gern, weil der Schperling ein frecher Hund ist. Und ich auf ihn schmeißen kann. Der Schperling zieht nich in die wärmere Länder, denn der Färb bleibt auch hier.

Wenn ich viel Geld hätte, mechte ich reich sein. Wenn ich viel Geld hätte, mecht ich sich selbständig machen. Ich mechte nach Bleiwih fahren und sich dorte alles ansehen. Und mir mehrere Tabullen. Scheulade kaufen. Und Malzbombongä (Aus der Oberchlesischen Heimatzeitschrift „Volk und Heimat“ Sindenburg D.C.)





Franz von Defregger

Dirndl



Der teuflische Torwart

Roman aus den Kärntner Bergen

Von Gustav Renfer

2. Fortsetzung.



Als der Morgen durch den nun beruhigter fallenden Schnee dämmerte, nahm er von ihr Abschied.

„Wir sind jetzt Mann und Weib,“ sagte er feierlich.

„Nicht vor Gott,“ bebte ihre Stimme.

„Wenn hier in den Bergen und im Donner der Wetternacht nicht Gott ist — wo dann? Aber zum Gottessegnen soll sich auch noch das bindende Menschenwort finden.“

Es war alles wahr in ihm, da er so sprach.

„Komm bald wieder!“ klang ihr letzter Gruß hinter ihm her. Da schritt er schon in undeutlichem Zwielficht über die verschneite Wiese.

Leise strömte der Schnee nieder, kein Laut war zu hören, der Wind war verstummt. Die Nebel hingen bis tief ins Tal, waren schwer und dicht.

Als Tobias aus dem Graben heraus der Spittaler Straße zuing, schlug ihm eine warme Luft entgegen. Allorten begann es zu rinnen und zu rieseln, unten in der Stadt wandelte sich der Schnee in Regen.

„Bei uns kommt der Faut (Südwind),“ sagte der Pfarrer nachmittag zu Tobias. „Auch in Rußland frieren die Flüsse zollbick zu.“

„Hat man was gehört vom Krieg?“
„Nur Gerüchte. Die kommen aus dem Ungefähr und keiner weiß, wie sie so schnell über Berg und Land geflogen sind. Die Heere Napoleons sollen oben in Rußland samt und sonders erfrieren.“

„Ist kein Kurier gekommen?“

„Ja, der französische Kommandant hat mir eine Bottschaft gezeigt — wohl mit Absicht, daß ich's weiter sage: Napoleon hat die Russen besiegt und kehrt nun wieder nach Deutschland zurück.“

„Wenn man gesiegt hat, bleibt man bis zum Friedensschluß im Lande.“

„Das mein ich auch. Irgendwas steht faul im Norden.“

Tobias nahm wenig Anteil an den Gerüchten, die bald die ganze Stadt durchschwirrten. Er sah, daß sich zwischen den Wolken allmählich blaue Seligkeitsstraßen des Himmels zeigten, daß der Schnee teilweise wieder verging oder nur in kläglichen Nesten am Walbrand lag. Aber als er etliche Tage darauf wieder in den Graben wanderte, hatte er schwere Plage, denn dort oben lag der Schnee noch hoch und hing sich schwer an die Schuhe, als sei er zähes Rankenwerk, von bösen Dämonen gelegt, die den Weg zum stillen Glück in der Hütte sperren wollten. Doch des Mannes Sehnsucht war stärker, zerriß die hinterlistigen Fesseln und fand das Ziel.

Urs Lahner hatte Tobias abgefangen, als er beim Radbad aus dem Graben kam. Dort saß er auf einem Baumstrunk, rauchte aus seiner Pfeife und blinzelte dem Lehrer vertraulich entgegen.

„Hab' lang auf Euch gewartet.“

„Was wollt Ihr denn — ist es so dringend, daß Ihr's mir nicht in der Stadt sagen könnt?“

„Könnten uns Augen sehen, die nicht dazu berufen sind.“

„Ihr tut gar geheimnisvoll.“

„Wird schon so sein müssen.“

Tobias setzte sich neben Urs und beide schwiegen lange. Der Knecht wußte offenbar nicht, wie er das Gespräch beginnen sollte, und der Lehrer wartete, bis ihm jener seine Geheimnistuerei erklärt habe.

„'s ist warm da bei uns,“ meinte Urs endlich.

„Ja, und in drei Wochen Weihnachten.“

„Das macht der Faut.“

„Habt Ihr mir das sagen wollen?“

Der Knecht überhörte den Spott.

„Wo anders ist's kälter.“

„Wahrscheinlich! Am Nordpol.“

„In Rußland auch. Alle sind's erfroren. Oder in einem Fluß ertrunken — hab' den Namen vergessen.“

„Beresina soll er heißen. Aber die Leut' reden viel.“

„Wird schon wahr sein.“

„Wir wollen's hoffen.“

Der Knecht griff in die Tasche und zog ein Stechmesser hervor, wie man es braucht, um Kälber abzutun. Es war ein ganz einfaches Messer, nur auf seinem Griff war ein Kreis eingeschnitten, darunter etwa dreißig wagrechte Kerbe.

„Das da hat mir heute der Ignaz Fercher geschickt. Sein Bübel hat's gebracht und gesagt, der Vater läßt für das Messer danken. Jetzt geb' ich's Euch.“

„Was soll's damit?!“

„Habt Ihr nie eine geheime Botschaft gekriegt? Ihr habt doch gesagt, Ihr im Unterland wartet nur bis . . . Ihr wißt schon, was ich mein'.“

Tobias sah Urs scharf an. Mit einem Male begriff er, Zusammenhänge taten sich auf, unklar noch, aber doch schon ein wenig sichtbar.

„Ich versteh. Und ich freu mich, daß Ihr mir jetzt vertraut. Wo soll's sein?“

„Wenn Ihr mit wollt — ich führ Euch. Aber Ihr müßt damit rechnen, daß Ihr die Nacht von der Stadt fernbleibt, wegen der Wachen.“

„Also ist's nicht in der Stadt?“

„So dumm sind wir nicht. Und jetzt geht allein zurück. 's ist besser, man sieht uns nicht zu oft beisammen. Abends dann vor der Dunkelheit bei der großen Eiche dort unten an der Spittalerstraß.“

Tobias brauchte auf Urs nicht lange zu warten. Zur vereinbarten Stunde kam der Knecht lässig dahergeschlendert. In der Hand hatte er eine Säge, als ginge er zur Arbeit.

Vor dem Radlbad bog er links ab und ging weglos durch dichten Wald bergauf.

„Habt Ihr Euch heute nicht ver-

mummt?“ fragte Tobias etwas spöttisch.

„Ist nicht mehr notwendig. Zuerst sind Köhler und Wurzelgräber, dann Leut' vom Radlbad bis weit hinauf in den Wald gegangen. Die haben jetzt ein Grausen vor den Waldschraten gekriegt und wagen sich nicht mehr vom Weg ab. Die Rena Gregori geht im Winter auch nicht mehr ihre Geißen suchen. Und daß der Herr Lehrer an Geister nicht glaubt, hat der Binder Karl erfahren, wie Ihr ihm fast eine Kugel in den Kopf geschossen habt.“

„So, der Binder Karl war das?“

Urs tat sehr stolz. „Alle haben sich vor uns gefürchtet, sogar die Wilberer. Ist keiner mehr in den Gräben gegangen.“

„Aber mit dem Feuer hättet Ihr vorsichtiger sein sollen — das hat man schon von dem Rochus seiner Hütte aus gesehen. Oder gehört der Rochus auch zu Euch?“

„Nein, der ist doch ein Italiener. Also gesehen hat man's?“

„Und wie fein! Der Rochus war, nachdem ich ihm beigebracht hab', daß es keine Geister gibt, so wütend, daß er am liebsten mit dem Gewehr hinabgelassen wär. Nur die Rena hat ihn abgehalten — die hat noch immer Angst gehabt.“

Urs lachte selbstgefällig. „Ja, war kein schlechter Gedanke von mir, nicht wahr?“

„Den Einheimischen gegenüber nicht. Bei mir hat's nicht verfangen.“

„Ihr seid halt gar ein gescheites Köpfele. Und daß Ihr den Fremden trotzdem nichts verraten habt, war uns ein Zeichen dafür, daß Ihr ein redlicher Mensch seid.“

„Was hätt' ich denn verraten sollen?“

„No, wenn Ihr wirklich ein französischer Spion gewesen wäret, hättet Ihr sowas doch sofort melden müssen. Wir haben damals immer erwartet, daß französische Soldaten im Graben aufstaken würden.“

„Also für einen Spion habt Ihr mich gehalten. Sehr nett von Euch! Und das Briefel, das mir in die Stube geflogen ist, habt Ihr wohl geschrieben?“

„Ich kann ja nicht schreiben. Der Sax Peter hat's geschrieben — der versteht's fein.“

„Das hab' ich gemerkt!“ lachte Tobias. „Da werd' ich heut' wohl auch die Ehre haben, einmal die Bekanntschaft vom teuflischen Torwart zu machen?“

Urs Lahners Stimme wurde sehr ernst. „Spottet nicht, Herr! Mit solchen Dingen soll man keinen Scherz treiben.“

„Ist der denn nicht bei Euch?“

„Wo denkt Ihr hin! Gerade darum haben wir ja als Versammlungsort den Graben gewählt, weil er verrufen ist. Und haben aber den Wald an der anderen Grabenseite ausgesucht, wohin der Torwart nicht kommt!“

„Also ein Gespenst hat vor dem andern Angst.“

„Wir sind keine Gespenster, sondern redliche Leut', die sich zusamm. ntun, damit das Vaterland gerettet wird. Die Mummereien haben wir machen müssen, damit wir sicher sind. Aber der Torwart, Herr, der ist wirklich.“

Ein leiser Ruf unterbrach ihr Gespräch. Aus einem Haselbusch redete es sich schwarz auf, Metallisches blinkte und ein Gewehrlauf streckte sich vor.

„Tu den Schießprügel weg, Engelbert,“ sagte Urs.

„Ah, du bist's — hast ihn mitgebracht?“

Ein Vermummter trat vor und löstete das Tuch über dem Kopf.

„Ja, da ist er — das ist der Engelbert Pirker aus Trebesing, Herr Lehrer. — Die Mästerad' kannst abtun, Engel; ist nicht mehr notwendig, seit die Franzosen nachts die Tore versperren. Kommt keiner mehr heraus seitdem und wir brauchen nicht mehr Gespenster spielen.“

„Wenn die Franzosen nicht selber herauskommen,“ meinte Tobias, wäherend sie weitergingen.

„Das, Herr, wär' eine andere Sach und dagegen täten schwarze Tücher blizwenig helfen. Aber wir sind vorbereitet und der Engelbert, wie er dort im Busch gefessen ist, ist eine von den Wachen.“

Röttlich schimmerte es jetzt durch die Stämme, und halbblautes Reden wurde

laut. Tobias Kalterer erkannte die Wiese, auf welcher er einst die ihm unerklärliche Feuerstelle gefunden hatte; auch jetzt brannte hier eine Flamme und ihr Widerschein fiel wie purpurne Wellen über den neuen Schnee.

Eine Anzahl Männer — es mochten in ganzen gegen die fünfzig sein — hockten um den krachenden Flammenholzhaufen und hielten die Hände darüber, andere schnitten bedachtsam Speck und führten ihn mit Brotstücken zum Munde, wieder etliche kauerten um Baumstrünke, von denen sie den Schnee fortgepußt hatten, und spielten Karten. Neben jedem der Männer lag ein Stutzen bereit, so daß sie nur zuzugreifen brauchten, wenn Gefahr drohte.

Die Ankunft des Lehrers begrüßten sie gleichmütig und ohne Überraschung; es war wohl bei einer früheren Versammlung ausgemacht worden, Tobias Kalterer, dessen Gesinnung Urs geprüft hatte, in ihren Kreis aufzunehmen.

Einer der jungen Burschen sagte, als er dem Lehrer die Hand gab, lachend: „Muß mich noch schön bedanken, daß Ihr so schlecht Pistolen schießen könnt — sonst säß ich nicht hier.“

„Ihr seid wohl der Karl Binder? Ja, seht, das kommt davon, wenn man in fremde Fenster guckt. Was hattet Ihr auch vor des Nochus Hütte zu suchen?“

„Dem Kachelmacher (Italiener) haben wir nie getraut und über Euch sind wir uns auch nicht im Klaren gewesen. Da hab' ich hören wollen, von was Ihr sprecht.“ Er lachte verschmizt. „Na, es war nichts Schlimmes — weder in der Küche noch im Wohnzimmer.“

Ein rasches Rot kam und verschwand wieder von der Stirne des Lehrers.

„Vor der Küche habt Ihr auch gehorcht?“

„Freilich, habt doch den oberen Türbalken offen gehabt.“

Ein hochgewachsener Mann mit einem Krausbart rund um das Kinn und stahlblauen, etwas selbstbewußten Augen erhob sich jetzt aus seiner kauerten Stellung am Feuer, rieb die über der Flamme erwärmten Hände kräftig aneinander und fragte rundum: „Sind jetzt alle da?“

„Ihrer sechs sind auf der Wacht im Wald, der Schönbichler laßt sich entschuldigen — sein Weib liegt in den Wehen.“

Der Krausbärtige setzte sich auf einen Baumstrunk, entzündete seine Pfeife und sagte: „'s ist ein Neuer da, der Herr Lehrer Tobias Kalterer aus Gmünd. Liegt weiter nichts vor gegen ihn, haben auch in Klagenfurt Bericht eingeholt, daß er nicht anders denkt wie wir.“

Tobias dachte bei sich: „Vorsichtig sind sie — sogar daheim haben sie sich erkundigt! Aber wie weit muß die Gesellschaft über das Land verbreitet sein, wenn sie sogar in Klagenfurt Späher haben!“

Der Mann auf dem Baumstrunk fuhr fort: „Wenn ich Euch heute hab' zusammenrufen lassen, so war das darum, daß ich Euch sag', was mir geheime Boten zugetragen haben. Die Franzosen verschweigen, was sie plagt. Denn es steht schlimm mit ihnen und unsre Zeit ist nicht mehr fern.“

Er entfaltete ein Blatt Papier und begann daraus vorzulesen. Genauer und ausführlicher als alle Gerüchte, die in den letzten Tagen herumgeschwirrt waren, wurde da von dem furchtbaren Schicksal des napoleonischen Heeres an der Beresina erzählt, von der Flucht des Kaisers auf einem offenen Schlitten durch das eisstarrende russische Land und von der völligen Auflösung und Zerrüttung der Armee.

Der Bauer Ignaz Fercher faltete das Papier wieder zusammen und sagte weiter: „Noch eine Nachricht ist mir gekommen — weiß nicht, ob's wahr ist, aber in Wien soll das Gerücht umlaufen, der Preußengeneral York, der gezwungenerweise hat mittun müssen an der Seite der Franzosen, wartet irgendwo im nordischen Land auf die Russen und will mit ihnen ein Bündnis schließen. Das wäre der Anfang von dem Ende des Napoleon, versteht ihr wohl? Uns hier bleibt nichts übrig, als zu warten, bis uns die Brüder vom Norden rufen.“

„Wenn nur unser Kaiser mittut,“

ließ sich einer vernehmen. „Seit er sich in Schönbrunn mit dem Korfen vertragen und ihm sogar seine Tochter ins Ehebett gelegt hat, schleckt er dem Napoleon die Stiefel ab.“

„Die Habsburger,“ lächelte der Fercher spöttisch, „haben sich immer dorthin gehalten, wo sie am wenigsten verlieren konnten. Wenn's dem Napoleon schlecht geht, wird sich der Kaiser Franz gerad so zum Sieger halten, wie er 1809 die Tiroler geopfert hat. Und wenn nicht — na, wir wissen ja unseren Weg.“

Die Leute nickten zustimmend. Tobias Kalterer verstand die letzte Anspielung nicht und war keineswegs geneigt, hier nur die Rolle eines stummen Gastes zu übernehmen.

„Erlaubt, Herr Fercher,“ sagte er hell, „da Ihr mich schon einmal hier zugelassen habt, will ich an allem Anteil haben. Was habt Ihr für den Fall beschlossen, daß Osterreich nicht mit Preußen gehen sollte?“

Der Bauer wandte sich mit schlauem Lächeln dem Lehrer zu. „Eine Gegenfrag' — mit Verlaub! Was tut ihr jungen Leut' in der Stadt in solchem Fall?“

„Hab' einen Eid geschworen, nichts zu verraten.“

„Weiß es und ist recht, daß Ihr den Eid haltet. Dann will also ich 's Euch sagen: Ihr meldet Euch in Deutschland bei einem freiwilligen Jägerkorps. Hab' ich recht?“

Tobias nickte. Aber er sah darin keine Antwort auf seine Frage. Denn daß der Bauer Erde, Hof und Vieh verlassen sollte, um in einem fremden Land zu kämpfen, dünkte ihm unwahrscheinlich. Etliche Burschen vielleicht aus Abenteuerlust, aber die Mehrzahl trennte sich doch nicht von der Scholle.

„Ihr habt recht mit dem, was Ihr jetzt wohl denken möget,“ sprach Ignaz Fercher. „Wir — was wir Älteren sind — gehen keinen Fußbreit fort. Aber ausmisten tun wir, wohl, ausmisten! Das ist Bauernarbeit. So helfen wir denen droben und uns selbst.“

„Ich geh' mit ins Deutsche!“ rief der heißblütige Urs.

„Ich auch — ich auch,“ kam es von verschiedenen Seiten.

„Ist recht und billig,“ nickte Fercher. „Ihr, die Ihr gerufen habt, schlafet in fremden Kammern und esset Brot, das ihr nicht gesät habt. Ihr seid ledig. Bauernerde aber bindet. Ist wie ein gutes Weib, so einer sein eigen nennt. Argert einen immer einmal, hat seine Launen und sperrt sich gegen unser Wollen — aber loskommen tun wir doch nicht von ihm. Also geht ihr immer hinaus, während wir hier warten, bis die Feuer auf den Bergen brennen. Ist alles für eine Sach’.“

Er erhob sich und schritt zum Feuer, um sich neuerdings die Hände zu wärmen. Die Nacht war bitterkalt und es begann wieder leise, in glühend wirbelnden Floden zu schneien.

Tobias Kallerer hatte diese Art der Volkstagung seltsam ergriffen. Ganz anders war das als in der Stadt, wenn sich junge, für ihr geknechtetes Volk begeisterte Burschen zusammengefunden hatten. Dort wurden begeisterte und flammende Reden gehalten, Lieder neuer Dichter, die von der Freiheit predigten, gesungen und eine schöne, aber oft wirklichkeitsfremde Schwärmerei lag über allem. Hier kauerten sie um das Feuer, aßen Speck, rauchten Pfeifen und sprachen in dünnen, herbkantigen Worten, als gälte es einem Viehhandel. Aber eben in dem Umstand, daß die wortkargen Bergmenschen darüber sprachen, daß sie nach harter Tagesarbeit die Nachtruhe opferten, lag ein Verweis für die innere Wahrheit ihres Handelns.

Ein zaundürrer Bäuerlein wischte sein Stechmesser an der Hufe ab und sprach, während er noch den letzten Bissen zerkaute: „Wenn wir da ausmisten, könnt’s sein, daß andere in großer Zahl kommen und wieder Mist in den Stall tragen. Dem sollt’ man wehren.“

„Hab’ auch schon dran gedacht,“ bekräftigte ein Junger.

„Oh du, du denkst immer, was andere reden.“

„Streitet’s nicht. Der Gruber hat recht. Man sollt’ an der Straße eine

Falle herrichten, wie’s die Tiroler gemacht haben.“

„Eben das hab’ ich gemeint. Hab’ auch schon eine Stell’ ausgespekuliert auf dem halben Weg nach Spittal. Dort ist die Schlucht ganz eng und wenn wir ob der Straße Steinlawinen richten und dort Schützen aufstellen, kommt keine Maus durch.“

„Werden’s die Franzosen nicht merken, was wir da vorbereiten?“ fragte ein Lustlicher.

„Die gehen ja kaum aus der Stadt heraus. Und selbst wenn sie’s merken — ’s ist Holzfällerarbeit, sagen wir. Bäum’ müssen ohnedies gefällt werden. Die Steine kann man noch immer in der letzten Minute herschaffen.“

„Ist gut so!“ sah sich Fercher im Kreise um. „Wer meldet sich zur Arbeit?“

Viele streckten die Hände auf, unter ihnen auch Tobias.

„Der Lehrer nicht,“ brummte Gruber.

„Misttraut Ihr mir?“ fuhr Tobias auf.

„Hab’ keine Ursach. Aber daß der Lehrer holzschlagen tut, glaubt keiner. Wär’ zu auffällig — da käm’ doch irgendwer auf den Schwindel.“

„Wahr ist’s!“ gab Tobias zu. „Aber etwas möcht’ ich doch tun, damit ich Euer Vertrauen lohnen kann.“

„Hab’t’s ja in der Hand, zu tun, was der guten Sach’ wert ist.“ sagte Fercher. „Die Kinder stehen in Eurer Hut. Ein deutscher Lehrer sein, ist kein geringer Wert und oft ebenso gefährlich wie hinter einem Baum stehen und den Stützen losdrücken. Aber dazu kommt es schon auch noch — geduldet Euch nur. Und wenn Euch wieder Botschaft kommt, daß Euch mein Bub das Messer da bringt, so geht allein und unauffällig zu dem Platz da. So Euch jemand von uns begegnet, gebt ihr euch die Tageszeit und schert Euch weiter nicht um einander. — Und jetzt, Manner, sind wir fertig. Ober hat noch einer was zu sagen? — Gut also! Einzeln fortgehen, wer will, kann bis zum Tagesanbruch bleiben, wer eine warme Stube will, kommt zum Badwirt. Der

Glühwein wartet dort und Dirndeln sind zum Tanzen da. Aber Mund halten, von nichts reden und tun, als wären wir der Unterhaltbarkeit halber dort. Der Urs Lahner hat sogar fünf französische Soldaten aus dem Elsaß, die deutsch reden, eingeladen, damit niemand Verdacht schöpft. Freundlich sein mit den Leuten, keinen Streit anheben und sie beim Essen und Trinken freihalten.“

Der Bauer klopfte seine Pfeife aus und schwang einen schweren Schafspelz über die Schultern.

Einer nach dem andern verschwand im Walde, nur etliche wenige, denen es wohl in der lärmenden Wirkstube nicht behagte, warfen neue Holzprügel in das Feuer, breiteten ihre Mäntel auf den Boden und blieben bei spärlich sicherndem Gespräch nebeneinander sitzen.

Aus der Ferne kamen Glockenschläge herangeschwebt, von irgend einem Kirchturm des Tales. Zehnmal, feierlich wie tiefer Harfenton durch die Stille der schneeknisternden Nacht. Flochtig wirbelte es nieder und der Winter der Berge deckte die vielen Spuren zu, welche die Männer in den Schnee getreten hatten.

* * *

„Sie sind etwas abseits der Welt, mein lieber Herr Lehrer,“ sagte Fräulein Charlotte Angerer und blätterte zerstreut in den Notenheften, die auf dem Spinett lagen, während sie mit der linken Hand zeitweise etliche Akkorde oder Melodiengänge anschlug. Die Hefte, die vor ihr lagen, zeigten brüchiges, gelbliches Papier und waren in stark abgenützte, schwarze Pappendeckel gebunden, auf denen mit verbleichenen Goldbuchstaben die Namen der jeweiligen Liedichter gedruckt waren.

„Den gleichen Vorwurf wirst du mir auch machen müssen,“ meinte der Pfarrer lächelnd und strich mit einem Stück Rehlleder behutsam über die Saiten des Cellos, das er zwischen den Knien hielt.

„Bei dir, Onkel, ist es etwas anderes.

— Du bist schon fast ein Menschenalter in diesem einsamen Bergnest. Aber der Herr Lehrer kommt doch aus der Stadt — wenn's auch nur Klagenfurt ist.“ Sie kräuselte dabei spöttisch die Lippen, als sei die hellshimmernde Stadt am Wörtersee für sie nicht viel anderes denn das zwischen dunklen Wäldern und silbrig leuchtenden Firnen verträumte Gmünd.

„Wien ist allerdings weder das eine noch das andere. Aber schließlich bist auch du in Klagenfurt erzogen worden.“

Das blonde, hochgewachsene Mädchen am Spinett sah gedankenvoll vor sich hin. „Erzogen — ja! Bei den Ursulinerinnen in Klagenfurt. Das war wie eine still behütete Kinderstube. Aber das Leben habe ich erst in Wien kennen gelernt. Das Leben und — die Musik.“

„Ich hab's nie begreifen können, daß dich meine Schwester, deine gute Mutter, Musikerin werden ließ. Und vollends gar, daß sie mit dir nach Wien übersiedelte. Sie war immer ein Geschöpf der Stille und fast ein wenig ängstlich, wenn sie viel Leute um sich sah.“

„Das eine kam durch das andere. Nach Wien kam ich, weil ich Musik lernen wollte und Musikerin wurde ich, weil ich nach Wien kam. Denn das ist ein großer Unterschied: Musik lernen oder Musiker sein. Das eine kann man in Klagenfurt ebenso wie vielleicht in Linz, Funsbrunn oder sogar Gmünd. Das andere aber, das kann man nur in Wien werden.“

„Bist du es eigentlich geworden?“ sagte der Pfarrer und heftete seine Blicke ernst auf das Antlitz seiner Nichte.

„Warum fragst du das?“ antwortete sie unsicher. „Hast du in meinem Spiel etwas gefunden, das dir sagt, ich hätte mein Ziel verfehlt?“

„Das nicht. Dazu verstehe ich auch zu wenig —“

„Eine Meisterin sind Sie, Mademoiselle, eine begnadete Künstlerin!“ unterbrach Tobias schwärmerisch.

„Da hast du das Urteil, Charlotte,“ setzte der Pfarrer fort. „Auch ich emp-

finde deine Kunst so — es ist eine vollendete Ausdeutung dessen, was wir einfachen Menschen der kleinen Stadt, was der Herr Lehrer und ich in alltagsfernen Stunden bei Geige und Klavier erträumen. Es ist ein Stück von dem, das wir unvollendet in uns tragen. Aber nichts Fremdes. Und eben daraus erkenne ich, daß du noch zu uns gehörst. Wärest du eine große Gestalterin des vielen Neuen, das jetzt durch die Welt geht, dann müßtest du uns ebenso unverständlich sein wie ein fremdes Licht, das weitab am Horizont aufgeht und an das wir uns erst noch gewöhnen müssen. Wer aus der großen Weite in die Engespinntheit eines Waldwinkels kommt, wie es unser Gmünd ist, der muß, wenn er draußen ein Meister geworden ist, bei uns fast fremd, zumindest aber überraschend wirken. Wir halten hier noch ein wenig in der Vergangenheit, — er warf mit einigen Handgriffen die Noten auseinander — „Haydn, Boccherini, Dittersdorf und Mozart.“

„Mozart ist nicht Vergangenheit!“ sagte sie langsam. „Mozart ist Zukunft. Mozart und — noch einer: Beethoven!“

„Auch Beethoven kennen wir,“ fiel Tobias rasch ein. „Da — Klavier-sonaten, Trios, — das haben wir alles schon gespielt.“

„Das ist nicht Beethoven,“ sprach sie fast hart, während sie die ihr gereichten Noten durchblätterte.

„Natürlich ist es Beethoven,“ lachte er und wies auf die Umschläge.

„Nein, das ist noch Mozart und Haydn. Den wahren Beethoven kennt ihr nicht. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihn genau kenne. Das ist das neue, seltsame Licht, das am Horizont auftaucht, das ist fleischgewordener Genius der Menschheit gleichwie Goethe, nur in anderer Ausdrucksform. Er ist nicht wie wir — er ist eine Zukunftsweisagung, er ist gottnäher als alles um ihn. Wenn man zehn Schritte von ihm entfernt ist, scheint es doch so, als sei eine ungeheure Kluft zwischen ihm und uns.“

„Sie haben Beethoven schon gesehen?“

„Nicht nur einmal. Es ist ja fast traumhaft, aber doch — er geht unter uns. Auf dem Glacis geht er hin und die Leute weichen ihm aus, lassen ihm freie Bahn. Erst weit hinter ihm, wenn er um eine Ecke verschwunden ist, schließt sich die Gasse wieder. Es ist, als rausche ein mächtiges Schiff durch ein Meer, das von Millionen namenloser Wesen bevölkert wird. Das sind wir — die Furche aber, die das Schiff gezogen hat, bleibt noch lange wie eine selig schmerzhaft Wunde im Körper unserer Vielheit.“

„Aber er hat doch Freunde, Menschen, die ihm nahestehen?“

„Er hat schon Freunde, aber die Freunde haben ihn nicht. Er hat nicht einmal ein Weib — vielleicht besingt er darum so wunderbarlich die Liebe. Aber etwas steht ihm doch nahe — das habe ich einmal gesehen. Im Heiligenstädter Park war es. Ich bin allein meiner Wege gegangen, da sah ich ihn. Ganz plötzlich, so daß ich fast erschrak. Er bemerkte mich nicht, saß auf einer Bank, die wie eine Laube von Gebüsch umrankt war. Und um ihn war seltsames Leben. Vögel flatterten nieder, setzten sich auf seine Schultern, trippelten vor ihm auf dem Riesboden hin und her, flogen dann wieder in die Zweige empor und jubelten hell auf. Ein Eichhörnlein hüpfte von Ast zu Ast nieder, sprang auf die Lehne der Bank, darauf Beethoven saß, machte dort ein Männlein und schnellte dann in einem Satz quer über seine Knie auf die Erde. Er aber saß still, ganz still. Nur sein Haar flatterte in einem unendlich zärtlichen Wind, der auch die Zweige der Büsche und Bäume bewegte. — So sah ich Beethoven. Und damals empfand ich tiefer und schmerzlicher als je, daß alles, was ich lerne und leiste, nur ein Fußfall vor dem Allergrößten ist. Ich habe Beethoven vorher und nachher noch oft gesehen, auch im Konzertsaal. Aber so ganz Gottes Sprache war er mir doch nur da, als kein Laut um ihn war, denn Vogel-singen und Windrauschen. Ich glaube, damals war er gar nicht auf der Erde,

sondern sein Geist stand vor Gottes Thron und nahm dort neue Gaben entgegen, um sie zu den Menschen niederzutragen.“

Kurzes Schweigen fiel über die drei Menschen. Das Mädchen sah, in schöner Erinnerung versunken, aus dem Fenster in die helle Nacht hinaus, der Pfarrer fuhr zärtlich mit dem Handballen über die Saiten des Instrumentes, so daß ein tiefer, schwirrender Ton aufstieg wie Oberglockengeläute. Vor Tobias aber riß mit einem Schlage der Vorhang der Enge, die ihn solange umgeben hatte. Er schämte sich vor sich selbst. So rasch war er in die kleine Wichtigkeit einer schmalbegrenzten Welt eingetaucht und hatte sich mit seinem Denken darin vergraben. War törichte Spuckgeschichten nachgelaufen, hatte sich mit Gevatter Schneider und Handelsmann angefreundet — da klang ein Name in sein träges Leben, ein Wort wie eine helle Siegesfanfare: Beethoven! Und sagte ihm, daß er nur einer der Vielen war, eine jener Mikroskopen, die der Kiel des daherbrausenden Schiffes zerschneidet.

Diejenige aber, die das Wort in ihn geworfen hatte, gleich einem Stein in einen ruhigen Waldsee, die neue, ungestüme Wellen in ihm erregt hatte, stand vor ihm wie eine Priesterin der Kunst, herrschend, überragend, selbst wohl auch nur Teil der Vielen, aber doch emporgetragen von der Nähe eines Unsterblichen. Leuchtend geworden durch eine Gnade, die ihr zuteil ward: daß sie Beethoven sah, als er unter den Bäumen saß und die Vögel ihm neue Lieder schenkten.

So stark war das Gefühl seiner eigenen Bedeutungslosigkeit, daß er die Richte des Pfarrers in dem Augenblick fast haßte. Ihre kalte, fremde Schönheit atmete einen Hochmut aus, der geringschäßig auf sein Eintagsfliegenleben herabsah. Und ein toller, aus seiner Erniedrigung geborener Gedanke loderte plötzlich in ihm empor: wenn ich sie, die sich so hoch über uns Weltverborgenen wähnt, zu mir zwingen könnte.

Mit einem Male war die Vorstellung da: Frau des Gmünder Lehrers sollte sie sein, die einst Beethoven im Heiligenstädter Park sitzen sah. Als könnte er sich damit an den Glücklicheren draußen rächen, sie durch diese einzige Person zu sich niederbeugen.

Aber wie der Gedanke aufzündete, so erlosch er sogleich wieder und ließ in Tobias nur das Gefühl eigener, großer Lächerlichkeit zurück. Charlotte Angerer war nur zehn Tage hier bei ihrem Onkel, um mit ihm das Weihnachtsfest zu feiern. Dann ging sie wieder, dann kamen wieder behaglich stille Abende im Pfarrhof bei den alten Meistern Haydn, Dittersdorf und Boccherini. Die Woge verrauschte, der Waldsee glättete sich wieder — nur eines blieb: eine Sehnsucht, Erinnerung an ein lockend schönes Bild. Das mußte so sein und es gab kein Sichwehren dagegen.

„Jetzt wollen wir den neuen, den gewaltigen Beethoven spielen,“ sagte Charlotte. Sie kramte aus ihrer Mappe Notenblätter und verteilte sie an den Pulten.

„Ein Trio — das kennen wir noch nicht,“ prüfte der Pfarrer und sumnte auf dem Cello das erste Thema hin.

„Glaub's schon — es ist eben erst im Druck erschienen.“ Charlotte saß an ihrem Instrument und sah sich noch einmal um — wie ein Führer, dünkte es Tobias, wie ein Führer vom Berge, der vor einer entscheidenden Stelle seinen Gefährten ansieht, um mit diesem Blitze Mut für schweres Werk zu geben. Unwillkürlich tauchten neben diesem strengen, harten Blick die Augen Renas vor ihm auf, die nie herrisch, nie verlangend zu ihm sahen, aus denen stets ein über allem Sachlichem schwebendes Gefühl glühte. Aber schon erklangen die ersten Töne unter Charlottens Händen und das liebe Bild verschwand.

Sie spielten ein Adagio. So hatte es die Pfarrersnichte wollen — sei's jetzt, weil sie den ersten Satz mit seiner düster zusammengeballten, atemlos dahinjagenden Vielschichtigkeit für ihre

Mitspieler als zu schwer erachtete oder weil sie durch die feierliche Schönheit und Verträumtheit des langsamen Satzes für das viele Neue und Kühne des Werkes werben wollte.

Die Geige schwebte in freiem, stolzem Fluge wie ein Adler mit weitausgebreiteten Schwingen über der Klavierbegleitung, nahte sich ihr, schien auf sie herunterstürzen zu wollen, fühlte aus eigenwillig starken, ungeheuer selbstsicheren Klängen einen Widerstand, erhob sich wieder, glitt bis zu weißschimmernden Gipfeln empor — da läutete es aus der Tiefe wie dunkles Erz auf, wie die Glocken der Gnünder Kirche, die er so oft unirdisch verklart aus dem Tale gehört hatte, wenn er oben unter den Schirmdächern der letzten Fichten gestanden war. Die Glockenstimme wurde zum Menschenmunde, zu einem Lied voll innigen Glaubens und bedenkloser Hingabe.

Das Cello sang unter den Händen des alten Pfarrers. So überraschend war der neue Klang zu der Zweieinnigkeit von Geige und Klavier gekommen, daß Tobias fast erschrak. Das war doch — Herrgott! — das war doch Renas Stimme gewesen! Narrete ihn der große Zauberer von Wien, dessen Gottesnähe der Lehrer von Gnünder und die Hirtin aus dem Nablgraben doch immer unbekannt bleiben würden? Tobias neigte sich, die Geige unter dem Kinn, tiefer zu seinem Notenblatt — ja, da war der Einsatz des Cellos verzeichnet.

Als er die Augen wieder hob, da er etliche Takte Pause hatte, sah er das Gesicht Renas vor sich.

Schemenhaft, körperlos stand es im Dunkel der gegenüberliegenden Zimmerwand.

Er sah ein mattes Leuchten über der weißen Stirne wie eine Krone aus schwarzem Bergkristall, sah das schmale, zarte Gesicht, darunter den Hals — dann wieder das Dunkel. Der Kopf stand unbeweglich an der Wand und starrte ihn an. Große, fragende Augen, unter ihnen dunkle Ringe, die Wangen etwas eingefallen.

Und jäh durchzuckte ihn der Gedanke: „Sie wird Mutter!“

Durch diese fragenden, flehenden Augen sah er in die geheimen Tiefen des unsichtbaren Körpers, sah ein ahnungslos Lebendiges, das unter ihrem Herzen schlummerte: ihr Kind, sein Kind!

„So spielen Sie doch!“ kam es herrisch vom Klavier. Und dann: „Zurück! Zwei Takte vor dem B-Dur-Akkord.“

Er riß sich zusammen, spielte. Dachte, daß das Bild an der Wand, der unheimlich schwebende Kopf verschwinden würde. Aber er blieb.

Die Geige taumelte wie ein weidwunder Vogel hin und her, das Cello mahnte, bat und klagte, das Klavier triumphtierte in harten, vollen Akkorden.

Mit einem Male riß alles ab — der Satz war zu Ende, von Tobias in gedankenlosem Takthalten mitgespielt.

Das bleiche Gesicht war noch immer da, bewegte sich jetzt. Tobias hob den Kopf weit über die am Pulte angebrachte Blendlampe, sah in das Zimmer hinüber.

Blitzschnell enthüllten sich jetzt Gegenstände, Tisch, Stühle. Auf einem von ihnen eine in ein schwarzes Kleid gehüllte Gestalt: die Hirtin vom Berge.

Der Pfarrer hob den Schirm von der Klavierlampe — nun flutete das Licht frei durch den Raum.

„Die Häuserin hat mich hereingeführt,“ sagte RENA zaghaft.

„Und wir haben gar nichts davon gemerkt,“ lachte der Pfarrer. „So hat uns Beethoven in Atem gehalten.“

„Ja, ich bin leise gegangen, weil Ihr so schön Musik gemacht habt. Ich hab gar nicht gewußt, daß du so spielen kannst, Tobias.“

Er zuckte unter dem Du-Wort zusammen — es war ihm, als offenbare die vertraute Ansprache alles, was ihn an diese enge, kleine Welt band. Und das gerade jetzt, wo ihm Beethoven die Schwingen verliehen hatte zu größerem, sternennäherem Flug. Er sah ein halb neugieriges, halb spöttisches Aufblitzen in dem Gesichte der Wienerin.

„Was willst du hier?“ sagte er und es war mehr Rauheit in dem Ton, als er beabsichtigt hatte.

Durch Renas Gestalt ging es wie ein Schauer. Und ihre Stimme war Klagen einer zerbrochenen Glocke: „Dich hab' ich gesucht. Deine Wirtin hat mir gesagt, daß du beim Herrn Pfarrer bist. Ich habe den Onkel besucht — er hat sich sehr gefreut, es geht ihm schon besser und der Herr Medikus hat gesagt, daß er nach Neujahr wieder heim kann.“

„Ja — und was wolltest du davon mir?“

In ihren Augen war stumme Antwort: Dich, was sonst? Muß ich dir das erst sagen? Aber ihr Mund sprach: „Der Schnee hat nun doch den Ziegenstall eingedrückt — da hab' ich dich bitten wollen, daß du mit dem Raz kommst, ihn schnell wieder aufbauen. Die Ziegen hab' ich unterdessen in die Wohnstube getan.“

Charlotte saß noch immer am Klavier. „Also mit dem Erbauen von Ziegenställen befassen Sie sich auch? Wirklich, ein vielseitiger Mann!“

Der spöttische Ton hätte ihn gegen Charlotte erbittern sollen, aber gerade das Gegenteil geschah: er erzürnte sich noch mehr über Rena.

„Ich kann doch nicht in der Nacht in den Graben gehen. Morgen früh muß ich wieder Schule halten.“

Unbedacht sprach er es aus und fürchtete sich dann, sie könnte ihm antworten, daß es schließlich nicht das erstemal sei, daß er oben übernachtete, um beim Morgengrauen wieder in die Stadt zu gehen.

Aber sie antwortete still: „So hab' ich's auch nicht gemeint — wir dürften ja gar nicht mehr aus der Stadt, die Tore sind zu und die Franzosenwach' geht durch die Straßen. Aber morgen, wenn du kommen tätest — ich wär' schon recht froh.“

Da war er ihr dankbar um der Andern willen, der er sich nicht als ein in Kleinlichkeitsneben verstrickter Landschullehrer zeigen wollte.,

„Gut, morgen komme ich mit dem Raz,“ erklärte er heiter und wandte sich

zu Charlotte. „Ich erbaue nämlich nicht aus Profession Ziegenställe, Mademoiselle, aber den Onkel des Mädels da kenne ich gut. Der Mann liegt krank im Spittel — also kann man ihm schon einen kleinen Gefallen tun.“

Der greise Pfarrer hatte bislang still zugehört. Er verstand alles so gut, er hatte es ja kommen sehen, seit er um diese ungleiche Liebe wußte. Und er konnte Tobias nicht einmal bedingungslos verurteilen. Er wußte, daß ihm Charlotte nicht so sehr Weib war als gleichsam Botin einer großen, reicheren Welt, einer Welt, die Tobias klarer erkennen mußte, wenn er nicht in träger Selbstgenügsamkeit hier einkrusten wollte. Und daß der junge Lehrer das nicht wollte, daß er hier im Tiefertal nie dauernd Wurzel fassen würde, das hatte er bald erkannt. In der Zufriedenheit der Enge bleibt nur, wer sein Schneckenhaus schon von Geburt an auf dem Rücken trägt oder der, den Leid und Erfahrung so verinnerlicht haben, daß er hier mit sich allein leben kann.

Dabei dachte er an sich und seine verlorene Jugend. Einen Stuhl rückte er herbei und rief der Häuserin durch die Türe einen Befehl zu. Dann sagte er zu Rena:

„Setz dich — wirst müde sein vom Winterweg. Ein Glühwein kommt auch gleich. Wie geht's oben im Graben?“

Rena begann zu erzählen, mit gezwungener Lebhaftigkeit, als fühle sie, das einfache Naturkind, selbst das Unbehagliche der Lage. Viel Schnee sei oben, arg viel Schnee. Und Lawinen seien auch schon gefallen, allerdings weiter oben, nicht in der Nähe der Hütte. Aber sie hätten im Sommer brav Heu gemacht, den ganzen Stadel voll, und so würde das Vieh wohl genug zum Fressen haben und durch die böse Zeit durchkommen. Arg einsam sei es halt und vor dem stillen Weichnachtsfeste habe sie fast Angst. Wenn doch der Onkel zwei Wochen früher aus dem Spittel kommen könne! Aber vor Neujahr dürfe er ihn nicht laufen lassen, habe der Medikus gesagt.

„Kommst halt zu uns zum Christfest,“ schlug der Pfarrer vor.

„Dank schön, Hochwürden!“ lehnte sie ab. „Das geht nicht. Denket doch an das Vieh. Braucht nur ein Wetterumschlag eintreten in selbiger Nacht, daß ich wegen der Lawinen nicht mehr zur Hütte kann — dann verhungern die Geißen. Wenn ich nur den Stall wieder hab', dann bin ich schon froh.“

„Ich helf' dir ja morgen,“ warf Tobias ein.

„Und wenn du nichts dagegen hast, kleine Sennerin,“ setzte Charlotte hinzu, „komm' ich auch mit. Ich möchte gerne einmal eine Alm im Winter sehen. Man kann doch hoffentlich ohne Beschwerde hinauf?“

„Das schon — der Weg ist gut ausgetreten.“

„So? Bekommst du soviel Besuch?“

„Zimmer einmal kommt wer zu mir — ein Holzhacker oder so wer,“ sagte Rena. Nur ein flatternder Blick sprach zu Tobias: „Du hast den Weg durch den Schnee bei vielen Besuchen ausgetreten. Wirst du auch künftighin so oft kommen?“

Es wurde anderntags ein Weg von Scherz und Lust. Und doch hatte Tobias nicht die Freude wie sonst, wenn er für sich durch den verschneiten Wald emporschritt. Es konnte sich nicht anders geben, als daß er mit Charlotte ging, der man nicht die Gesellschaft des groben, häßlichen Naz zumuten konnte. Je höher sie stiegen, desto freier wurde er in sich selbst. Die Berge sahen still und feierlich nieder, und im Walde war das herrliche, frosterstarke Schweigen, das dem Wissenden mit tausend Zungen spricht. Menschenkram sank zur Tiefe nieder, das Plaudern und Lachen der Städterin, das unten so geistreich und witzig klang, war hier wie der mißklingende Ton einer arg verstimmtten Orgel in einer schönen Kirche, durch deren bunte Fenster flimmernde Sonnenkringel auf den Steinboden fielen.

Tobias suchte Rena — aber stets waren die andern im Wege. Im Geißenstall der verdrossen arbeitende

Naz, in der Stube die Pfarrersnichte, der die Arbeit zu lange dauerte und die von dem Abenteuer schon genug hatte.

Endlich traf er die Hirtin allein in der Küche, wo sie für die Gäste ein fettes Rahmruß bereitete.

Er umfaßte sie und sie hielt gleichmütig still, ohne ihm, wie sonst, an die Brust zu fliegen.

„Und wie geht's dir, Rena?“ fragte er hastig. Er wollte für die Ahnung, die ihm gestern abend gekommen war, Gewißheit haben.

„Nicht uneben. Nur hab' ich jetzt manchmal Absichten. Das ist dann schon so bei uns Frauen.“

„Was meinst du damit?“

„Ich krieg ein Kind.“ Sie rührte gleichmütig mit dem Holzlöffel in dem Ruß.

„Also doch!“ murmelte er. Vieles brach in ihm zusammen, neu auftauchende Hoffnung, sein Leben auf eine höhere Stufe zu heben, heiße Wünsche des Geistes, der lernen und sehen wollte.

„Mach' kein so unglückliches Gesicht, Tobias; ich häng' mich nicht an dich. Ich hab' gestern viel gelernt. Du hast dich meiner geschämt, nicht wahr? Leugne nicht! Ich bin nur ein dummes Bergmädcl, aber das fühlt auch unser einer. Es häßt' nicht gut getan mit uns beiden. Gott sei Dank, daß mir noch beizeiten die Augen aufgegangen sind.“

„Ich weiß meine Pflicht und steh' zu ihr.“

„Das ist Gered, Tobias, und reut dich, wenn wir noch nicht vom Altar weg aus der Kirche getreten sind.“

„Ich laß' dich nicht im Unglück sitzen.“

„Unglück! Dummer Bub! Ein Glück kommt in meine Hütten. Wie das liebe Christkindel, so erwart' ich mein Kind. Und erst der Dunkel! Wird der sich freuen!“

„Aus dem Haus jagen wird er dich.“

„Da kennst ihn schlecht. Der ist gescheit, wenn er auch nicht auf der Studi war. Der weiß, daß das Land auf, landab das Schicksal von uns armen Mädcln ist. Kinder sind allemal ein Segen. Gleich wird's heller werden in unserer Hütten.“

So sprach sie tapfer, während ihr die Augen voll Tränen standen. Ohne daß sie 's ihm eingestand, nahm sie doch Abschied von einem köstlich schönen Traume.

Die Augen voll Tränen gingen mit ihm, als er zu Tal schritt. Sie schwebten in der Nacht über seinem Lager und standen in stillen, nachdenklichen Stunden vor ihm.

Da floh er vor ihnen. Ins Pfarrhaus, zu der Musik. Wieder trat die Sehnsucht nach der großen Welt heran, strömte zu ihm aus den klugen Reden des fremden Mädchens, aus den Tönen der Musik.

Er begann die kleine Stadt zu hassen, ein Eckel faßte ihn, wenn er Sonntags aus dem Saale der „Post“ die grobe Tanzmusik hörte, das Stampfen und Föhlen der angeheiterten Burschen.

Ein Gespräch fiel ihm beschämend ein, das sie droben in der Hütte geführt hatten, als sie zu viert das Rahminus verzehrten. Charlotte hatte beiläufig gesagt, daß sie Musikerin sei.

„Ah, das ist schön, das hab' ich gern,“ hatte Rena geantwortet. „Beim Badwirt spielt der Strauch-Simmerl immer so schön die Ziehharmonika. Könnt Ihr's auch so gut?“

Darüber war er wütend aus der Hütte gelaufen, trotzdem ihm Rena eine halbe Stunde vorher gesagt hatte, daß sie ein Kind von ihm erwarte. Und hatte darob einen gar feinen, köstlichen Satz nicht vernommen, der aus dem Ahnungsreichen in des Mädchens Seele gekommen war: „Doch ob Ihr Ziehharmonika spielt, wie der Strauch-Simmerl, oder Klavier, wie Ihr 's leythin beim Herrn Pfarrer getan habt — das ist gleich. Musik ist immer schön — sie macht so froh.“ —

Jetzt war Silvester da, ein trüber, wolfschwerer Tag. Unablässig trömte der Schnee nieder, heulender Nordsturm warf ihn wider Türen und Fenster, verklebte und verpappte mit der weißen Masse die Häuser.

Der Wurzelhaz trat in des Lehrers Zimmer. „Da ist's gemütlich und warm,“ stellte er sich an den Ofen und

rieb behaglich die Hände. „Und doch werdet Ihr jetzt mit mir ins Schneetreiben hinaus müssen.“

„Wüßt' nicht, warum?“ lächelte Tobias von seinem Buche auf, darin er gelesen hatte. „Erst abends geh' ich aus — zum Pfarrer. Dort soll Silvester gefeiert werden.“

Der Naz blinzelte vertraulich mit den Auglein. „Mein doch fast, daß Ihr mit mir gehen werdet, wenn ich sag, wohin. Zur Rena gehen wir.“

„Was wollt Ihr denn bei dem Wetter im Graben?“

„Sie soll nicht allein sein heut'. Und ein bißel lustig wollen wir sein. Wein hab' ich im Rucksack, Ökrapfen und Zuderwerk. Nicht wahr, jetzt geht Ihr mit?“

Er überlegte einen Augenblick. Er rechnete, daß er vor Abend immer noch zurück sein könnte. „Gut, ich komme. Aber lang' oben bleiben kann ich nicht.“

„Natürlich bleiben wir oben —“

„Ich muß zum Pfarrer, bin eingeladen. Da kann ich nicht ausknutschen.“

Naz zog ein wenig das Gesicht zusammen. Aber dann sagte er: „Gut, kommt nur. Gerade daß Ihr ihr gutes Neujahr wünscht.“ Und dachte bei sich in seiner Eivalt: „Wenn ich ihn nur erst oben hab! Sobald der Glühwein dampft und die Krapfen auf dem Tisch stehen, vergift er aufs Heruntergehen. Und das Mädel hat seine große Neujahrsfreude.“

Als sie in den Graben einbogen, kam dumpfes Tosen aus dem Unsichtbaren des Nebels.

„Die Lawinen gehen schon,“ sogte Naz und strampelte eifriger durch den Schnee, der den ausgetretenen Pfad beinahe eingeebnet hatte. „Jetzt heißt's eilen, sonst erwischt uns eine.“

„Ist's denn so gefährlich?“ zögerte Tobias und verhielt den Schritt. Er war nicht feig, aber der stumme, lauernde Tod, der in der Luft, im Unsichtbaren hing, stößte ihm, mit den Bergen weniger vertraut, doch Grauen ein.

Naz antwortete nicht. Eilends spurte er durch den Schnee, die weiße, lockere Masse mit den Füßen aufwerfend.

Ein langgedehntes, hohles Säusen schwebte durch die Luft, ein wehes Winseln, als schrien die Schneeförner auf, die der Sturm mit wilder Kraft vor sich hertrieb. Nachdem die Männer einen steilen Hang erstiegen hatten, blieb Naz verschauensd stehen. Gespannt lauschte er dem Dröhnen und Donnern, das immer wieder aus allen Winkeln des Tales juhr.

„Jetzt ist's mir schon nicht mehr um Glühwein und Ökrapsen — jetzt krieg' ich Angst ums Mädel.“

„Warum? Sie sitzt doch sicher in der Hütte.“

„Die Lahnien sind heuer ärger als sonst. Könn' sein, daß es eine bis zur Hütten schmeißt.“

„Die Hütte ist ja fest.“

„Herr! Was versteht Ihr von den Bergen!“ sagte er unfreundlich.

„Und wenn wir wegen der Lahnien nicht mehr zurückkönnen?“

„Dann heißt 's eben warten. Wird Euch etwa nicht so schwer werden bei der Rena. Ich schlaf oben im Heuboden und Ihr habt es in der Stube gemütlich.“

Tobias unterdrückte eine zornige Bemerkung. Die Formlosigkeit und Ungezwungenheit des Naz empörte ihn, die nahezu selbstverständliche Art, mit welcher er ihm seinen Platz bei Rena zuwies. Er spürte daraus eines: in Naz sprach das ganze Bergvolk dieser Täler, das ihn durch seine Beziehungen zur Hirtin für sich beanspruchte. Durch die Liebshaft mit Rena war er einer von da geworden, gehörte zu den Burshen des Tales wie jeder andere, der zu einem Mädel fensterln ging. Herkommen und Sitte, das den Mann an die Seite des von ihm zur Mutter gemachten Mädchens stellte, umklammer-ten ihn und ließen ihn nicht mehr los. Sein unbändiges Freiheitsgefühl wehrte sich gegen den Zwang; teils aus Troß und Widerspenstigkeit, teils, weil gerade jetzt in ihm der Wunsch nach der Weite riesengroß emporgewachsen war, ihm die enge Welt, in der er sich gefangen hatte, hassen gelehrt hatte. Und wie eine lodende Verheißung stieg der

Abend an der Seite des Mädchens aus der großen Stadt vor ihm auf, ein Abend voll kluger Reden, voll Musik. Rena war immer da, aber die Pfarrers-nichte wollte schon in drei Tagen wieder nach Wien reisen. Dann war wieder Leere und dder Alttag um ihn.

Eine Torheit war heute dieser Weg durch das Latwinengrauen mit der Aus-sicht, vielleicht tagelang oben in der Hütte eingeschneit zu werden.

Eben betraten sie eine Pichtung, die nach der Bergseite zu offen war. In tiefverschneites Geröll ging der Waldboden über, eine Schlucht fürchte in den Leib des Berges und verlor sich im Nebel. Hier blieb Tobias stehen.

„Ich geh' nicht weiter. Es ist ein Unsinn —“

„Kommt!“ unterbrach ihn Naz hastig.

„Ich sag' Euch doch, ich kehre um.“

Jetzt packte ihn der unverschämte Wurzelmann gar am Mantel, wollte ihn fortzerren. Doch plötzlich erstarrte er, lauschte einen Augenblick in die Höhe. Ein dumpfes Krachen ertönte dort, dem Tobias keine Bedeutung beimaß. Aber er erschrak, als er des Naz Gesicht sah, das in Angst und Grauen fast erstarrte.

Lief ihm nach aus einem ihm unerklärlichen Zwange, die kurze Strecke zum Walbrand zurück, aus dem sie getreten waren. Dann weiter hinein in das Gewirrzahrhunderte alter Stämme.

Hinter ihnen aber brach entfesseltes Toben übermenschlicher Kräfte los.

„Ich hab's ja gespannt, daß sie kommt —“ hörte Tobias noch wie aus weiter Ferne den Keuschler schreien. Dann toste der Wald, die Bäume schrien auf, splitterten, krachten. Eine dichte Wolke von feinem Schneestaub wirbelte wie Miriaden surrender Mücken, Sturm fiel durch die Äste, eine unsichtbare Faust schnürte dem Lehrer die Kehle zu. Er verlor die Luft, schnappte, biß nach dem Lebensdacht, riß den Hemdkragen auf. Und dachte: „Das ist das Ende — das Ende —!“

Dieses Wort schwebte um ihn wie eine gewaltige Melodie, von der Wald und Berge erfüllt waren.

Da, mit einem Male, ward es stiller.

Nur draußen auf der Lichtung ein machtvolles Rauschen, als fließe dort ruhig schäumendes Wasser. Rundum aber prickelndes Surren und Sausen von abertausend schwirrenden Flügeln. Nun erstarb auch Rauschen und Sausen. Tobias hörte das Blut in den Schläfen hämmern und vernahm ringsum sich ein Stöhnen und Achzen. „Wo sind nur plötzlich die vielen Menschen hergekommen?“ dachte er. „Merkte aber, daß es nicht Menschen waren, sondern Bäume, die sich teils wieder aufrichteten, teils bis ins Mark ihrer Stämme verwundet vollends zu Boden sanken.“

Ein weißes Bündel kroch heran, richtete sich langsam auf. „Seht, ich hab' Euch gesagt, wir sollen nicht auf der Lichtung stehen bleiben.“

Da war es der Naz, über und über mit Schnee verkrustet. Nicht einmal die Nase und ihre absonderliche Färbung sah man mehr. Selbst die Augen waren verpappt und versuchten, sich durch krampfhaftes Blinzeln wieder Sicht zu verschaffen.

„Das — war die Lawine?“ stotterte Tobias.

„Na, ein Bubenschneeball war's grad' nicht — das habt Ihr wohl selbst gemerkt. Schaut Euch nur die Bäum' an.“

Ja, die lagen am Rande der Lichtung kreuz und quer mit zerpellten Stämmen, gebrochenen Ästen.

Tobias hatte bislang kräftig frischen Atem eingezogen, um die Luft zu genießen, die nun wieder herbkalt und wundersam stark in seine Lungen floß. Jetzt konnte er wieder sprechen: „Ich aber hab' Euch gesagt, wir sollten umkehren. Wer hat nun Recht gehabt?“

„Ich! Denn jetzt gehen wir weiter.“ „Ihr seid verrückt! Nach dem, was wir erlebt haben.“

„Hier kommt so schnell keine Lahn mehr herunter.“

„Ich geh' nicht weiter. Hab' genug von dem einen Abenteuer.“

„Aber ich geh' weiter. Und ich sag' Euch eins: so feig, wie Ihr tut, seid Ihr gar nicht. Euch ist's nur um den Abend im Pfarrhof —“

„Was untersteht Er sich!“

Des Naz Stimme klang höhnisch, während er sich den Schnee aus Bart und Haaren rieb. „Er untersteht sich, zu sagen, daß im Pfarrhaus ein Mädel ist, das dem Herrn in die Augen gestochen hat. Und daß er von Anfang an schon nicht mitgehen hat wollen.“

„Schweig, du Waldstrolch!“

„Schimpfst, wie Ihr wollt! Und gehabt Euch wohl. Den Weg zurück findet Ihr nach unsern Spuren leicht.“

Er ließ den Lehrer stehen und stapfte durch den auf der Lichtung aufgeschütteten Lawinenwall. Komisch sah er dabei aus, wie eine große Spinne, die durch eine Wasserpflüze patstcht. Versank da, rappelte sich dort wieder hoch, kollerte ein Stück mit einem Schneebloch, der sich unter seinem Schritt gelöst hatte und rutschte da auf der Hufe einen der erstarrten Wellenberge hinab. Die Lawine war sehr breit, in Grate, Mulden, Spalten und Buckel zerrissen. Endlich hatte Naz das jenseitige Ufer erreicht. Er wandte sich, nach dem Lehrer um. Aber der war ihm nicht gefolgt. Stand vielleicht noch drüben, traute sich nicht. Naz legte die Hände hohl um den Mund: „Kommt nur meinen Spuren nach — es ist jetzt keine Gefahr.“

Das Echo raunte in den nahen, nebelverhängten Felsen, und hoch oben über den Graten jaulte der Wind. Vom Lehrer keine Antwort — war wohl schon talab gegangen. Naz suchte die Achseln und fühlte ein ekles Gefühl aufsteigen. In weitem Bogen spuckte er aus. „Pfui Teufel!“ Das schrie er recht laut, damit der drüben es hören könnte.

Dann stapfte er weiter, bog den Oberkörper fast wagrecht nach vorne und rannte dem Orkan entgegen, wie der Stier auf den Wolf losstürmt.

Da war schon die Alpwiese und über sie raste der Wind am ärgsten. Den Atem blies er vom Munde fort und mit spitzen Nadeln stach er durch die Kleider auf den bloßen Körper ein.

„Der Glühwein, den mir die Nena jetzt kochen muß! Und die Strapsen dazu!“ Naz schmatzte mit der Zunge. Dann schöpfte er tief Atem und begann

den Kampf gegen den Schneesturm. Wieder hielt er den Kopf wagrecht nach vorne und wankte, vom Luftzug oft seines Gleichgewichtes beraubt, in der Richtung hin, die ihm weder ein Kompaß noch freie Sicht zeigte, sondern nur sein Gefühl. Das liegt dem Alpenmenschen so im Blute, er kommt aus Ziel, auch wenn er nicht weiter als zwei Schritte im Umkreis sehen kann. Naz sah nichts als den Boden unter sich, das gleichförmige, in seiner Einkönigheit blendende Weiß.

„Jetzt muß die Hütte gleich da sein,“ dachte er.

Da wurde es hart unter seinen Füßen, er spürte Knollen, vereiste Brocken. Und seltsam — bergan ging es, wo er doch wußte, daß der Alpoboden eben wie ein Nudelbrett war. Hügel, kleine Grate, Risse!

„Was ist jetzt das?“ fragte er erstaunt.

Jrgendwo im Unsichtbaren donnerte es — vielleicht stürzte entfesselter Schnee auf die Eisbede des Hohen Sees. Da begriff der Naz mit einemmal.

„Die Lawin!“ schrie er auf und der Sturm zerpflückte ihm die Worte am Munde.

„Da unten liegt sie wo — o, du armes, liebes Dirndel!“

Er starrte auf den Boden, als könne sein Blick klaffertief durch die Schneedecke bis zum Grund sehen. Darob vergaß er, dem Sturme standzuhalten. Der fegte stärker heran, lupfte den kleinen Mann und schmiß ihn in eine der Mulden des Lawinenleibes.

Hier war es etwas ruhiger. Der Naz richtete sich auf, atmete vor allem gründlich und betastete seine rechte Hüfte. Er war auf etwas Hartes gefallen und das hatte ihm wehgetan. Es war ein Stück Fichtenstamm, das der Lawinendruck längsseitig in mehrere Teile gespalten hatte, die fast wie faustdick, recht ungehobelte, zersplitterte Bretter waren.

Naz rüttelte daran, riß eines von ihnen los. Er betrachtete es genau, legte es dann neben sich und setzte sich in den Schnee. Die Pfeife zog er hervor,

stopfte, brannte sie an. Und weil er gar so allein war, begann er laut mit sich selbst zu reden: „Schau, Naz, du mußt dem Herrgott doch grad' kein Dorn im Aug' sein — verzeih' mir die Annahmung, aber ich sag's wie ich's denk' in meinem Sinn. Das Dirndel ist verschüttet — also mußt du sie ausgraben. Aber mit was? Da gibt dir der Herrgott ein Ding in die Hand, das ver-teufelt wie eine Schaufel ist. Und sagt zu dir: ‚Fürs erste hab' ich dir geholfen, Naz, jetzt mußt allein weiter schauen.‘ Also seien wir gescheit und denken wir nach. Zerschlagen kann's die Hütten nicht haben, denn sie ist an einen Felsblock angebaut. Also hat sie die Lahn nur zugedeckt. Aber wo ist sie? Naz, denk' nach! Etwa zehn Schritt hinter der Hütten ist die Quelle, und da fangt wieder der Wald an. Gleim daneben steht eine Fichten und auf der ihrem Wipfel ist in Auswuchs. Weiß noch genau, wie ich das erstemal da war, daß ich gedacht hab', das ist ein Auerhahn. Also suchen wir die Fichte mit dem Auerhahn. So haben wir sie immer genannt.“

Er kroch, das Holz in der Hand, wieder empor und mühte sich in der Richtung, wo er den Wald vermutete. Schwarz und klobig stieg der vor ihm auf. Aber der Schneesturm wütete so, daß man die Wipfel nicht sehen konnte. Wo war der Baum mit dem „Auerhahn“?

Naz faltete die Hände und bat: „Herrgott, mußt doch ein Einsehen haben. Ich kann nicht auf jeden Baum krallen und schauen, wo der Auerhahn ist. Derweilen ist das Mabel schon erstickt. Also laß es ein bißel, nur ein bißel hell werden.“

So stand er und wartete, lange, lange Zeit. Da verschnauste der Sturm endlich für Sekunden, und hurtig ließ Naz die Augen umherwandern. Wichtig, da drüben stand ein Baum, in dessen Wipfel ein dichtes Buchergewächs von Ästen, nicht unähnlich einem großen Vogel, war.

Der Mann murmelte ein Dank-sprüchlein, während er dem Baume zu-lief. Denn schon wieder setzte der

Orkan ein. Nun tasteten die Hände an die rauhe Borke der Fichte — bis hierher war die Lawine gedrungen, wulstartig waren ihre Ränder aufgeworfen.

Zehn Schritte geradeaus! So, da mußte die Hütte sein. Eine Zuversicht war in Naz, daß ihn Gott, die Jungfrau und alle Heiligen wohl an den rechten Platz geführt haben würden. Er begann zu graben.

Anfangs ging es leicht, denn da war nur neugefallener Schnee und Staub der Lawine. Das flog unter dem Brett fort wie Spreu. Aber dann stieß er auf Hartes. Einen Augenblick freute er sich, glaubte, es sei schon ein Balken der Hütte. Aber es war eisverballter Schnee, zusammengepreßte Lawinemasse. Der Naz hieb und stieß, bohrte und wütete gegen den Schnee. Von der Kälte spürte er nichts mehr, der Schweiß rann ihm über alle Glieder und langsam, ganz langsam wollten die Arme den Dienst versagen. Er mußte ein wenig rasten. Als er dabei aufschaute, merkte er, wie es dämmerig wurde. Die Nacht nahte und mit ihr rechte es sich gespenstisch aus dem Einerlei des Schneetreibens, schwebte auf den Flügeln des Sturmes heran, troch aus dem eisstarrten Boden: der Tod.

Das wußte Naz. Sobald er rastete — und er würde einmal ein wenig sitzen müssen — war das Ende da.

Verzweifelt grub und bohrte er. Kaum sah er mehr, wohin sein Brett, das schon etliche Risse bekommen hatte, stieß — er war gleichgültig, gegen alles unempfindlich geworden. Nur einmal wallte es in ihm auf: „Wäre der Lehrer da, dann hätten sie in gemeinsamer Arbeit vielleicht schon die Hütte. Der Schelm, der Nichtstuer, der jetzt wohl schon im Pfarrhaus beim Silvesterpunsch saß und der Fremden ein wohlgedrechtes Sprüchlein zutrauf!“

Dann versanken Groll und Zorn, die Seele begann einzuschlafen, nur die müden Arme taten noch den Dienst. So gleichgültig war er geworden, daß er sich kaum erregte, als sein Holz an

einen Stein stieß. Und neben dem Stein klang es hohl — das Hüttendach.

„So, da sind wir!“ dachte er, als hätte es so kommen müssen. Aber dann wurde er wieder reger. „Wie jetzt hinkommen? Dem Dach nachgraben bis zum Rand und dann hinunter bis an ein Fenster? Das kann die ganze Nacht dauern bei dem harten Schnee.“

Etwas anderes fiel ihm ein. Er zerrte den Stein, der als einer von vielen nach Alplerbrauch auf den Schindeln lag, damit diese nicht der Wind fortblase, zur Seite und begann an den moosbewachsenen Brettern zu reißen. Sie waren mit Eis verkeilt und schwer zu trennen. Naz ließ sein Brett gegen das Dach donnern. Aber plötzlich hielt er inne. Bei dem Lärm, den er vollführte, hätte die Rena längst merken müssen, daß Hilfe nahte. Aber da unten regte sich nichts. Er neigte den Kopf tief auf den Boden, lauschte. Jetzt drang ein Geräusch zu ihm empor, ein seltsames Geräusch — Gackern von Hühnern. Entsetzt ließ er das Brett sinken. Da hatte er stundenlang gegraben und war nun, statt über der Hütte, über dem Stall. Aber gleich darauf hieb er wieder gegen das Dach. Im Stall hatte, das wußte er, Rochus Schaufel, Spaten und Pickel verwahrt — also würde er sich die holen und dann einen Tunnel zur nahen Hütte bohren.

Einen Krach gab es, ein Splintern und Brechen — die Dachschindeln hatten nachgegeben. Ein warmer Brodem stieg aus dem Loch auf, nun hörte er auch die Geißen meckern.

Sehen konnte er nichts mehr, es war ganz dunkel geworden. Er erweiterte das Loch, faßte dessen Rand mit den Händen und ließ sich vorsichtig ins Ungevißte hinab. Seine Füße trafen auf Weiches, Nachgiebiges, überall knisterte es. Das war doch Heu. Und im Stall, wußte er gewiß, gab es kein Heu außer das wenige in den Futterraufen. Da begriff er: er war doch in der Hütte, aus irgend einem Grunde, wahrscheinlich weil sie die Lawinengefahr erkannte, hatte Rena Hühner



P. Schmidt:

Schafherde bei Rottwig

Dritter photographischer Wettbewerb. Vierter Preis.

und Geißen in die Hütte gebracht, wo sie sicherer waren als in dem zerbrechlichen Stall.

Naz hatte oft genug auf diesem Heuboden geschlafen, um zu wissen, wohin er sich jetzt wenden mußte. Er tastete sich zur Lude und ließ sich auf den Boden des Küchenvorraumes niederfallen. Feuerstein und Zunder holte er aus dem Schmeinsblasenfäclein, das er am Gürtel trug, und schlug Licht. Rienspäne lagen säuberlich zurechtgeschneit auf dem Herd, davon brannte er einen an. Aufgeschrecktes Geflügel umflatterte ihn und die Geißen drängten sich hilflos an seine Füße. Er tat die wenigen Schritte zur Stubentüre, doch als er die Klinke ergriff, zögerte er etwas. Er wußte ja, daß Rena da drinnen tot lag, aber es graute ihm doch davor, sie, gerade sie, als kalte, stille Leiche zu sehen. Aber es mußte sein. Er drückte die Klinke nieder, trat ein.

Das Rienspanlicht jagte die Schatten mit roten Geißeln in Ecken und Winkel, fiel auf Tisch und Bänke, auf das mattschimmernde Kreuzifix in der Ecke, auf das Bett und einen dort liegenden Körper.

Das war Rena.

Ihr Gesicht war sehr bleich, aber um die Lippen zitterte es leise. kaum merklich hob sich die Brust, aber immer heftiger wurde diese Bewegung. Der Atem fuhr pfeifend ein und aus, schien nicht genug von der frischen Luft bekommen zu können, die durch die Lude im Dach und die geöffnete Türe hereindrang.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe, starrte wie geblendet in das Rienspanlicht, rätselte an den Zügen des vor ihr stehenden Mannes, ein jähes Freuen flog über das blasse Gesicht, dann eine ermattende Enttäuschung.

„Du bist's, Naz?“

„Freilich wohl, ich bin's. Bist schier gar erstickt, Reneke!“

„Hab' keine Lust mehr gekriegt. Seit gestern abend bin ich vergraben. Dazu noch die vielen Tiere — ich hab' sie herübergeholt. Die haben auch Lust gebraucht.“

„Sind aber bei sich gewesen, wie ich gekommen bin, haben gegackert und gemedert. Ja, die haltens länger aus wie unsereiner — haben gar kleine Lingerln.“

„Wenn sie nur alle gesund sind.“ Sie erhob sich vom Lager, ordnete ihre Kleider.

„Hättest die Viecher erschlagen sollen, dann hättest noch viel länger schnaufen können.“

Sie schüttelte den Kopf. „Du!“ sagte sie plötzlich. „Ich hab' gehört, wie du gekommen bist — ist das nicht lustig? Kraken hab' ich gehört und dann schlagen aufs Dach.“

„Warum hast nicht gerufen?“

„Hab' nicht können. Hätt' nicht die Kraft gehabt. Werden schon an die drei Stunden her sein, daß ich so dalieg. Immer schwächer ist mir der Atem gegangen und ich hab's Sterben erwartet. Ich hab' deine Schritte gehört und wie du Feuer geschlagen hast. Aber hab' mich nicht rühren können. Jetzt ist alles wieder gut.“

Sie hing den Rosenkranz, den sie um die Finger geschlungen hatte, neben dem Weihbrunnfessel auf. Dann wandte sie sich jäh um. „Ist leicht noch einer mit dir gekommen?“

Er lachte grell auf. „Ich bin allein. Der feine Herr, der bis zur unteren Wiesen mitgegangen ist, hat Angst vor den Lawinen gekriegt und ist heimgegangen. Außerdem ist er abends im Pfarrhof zu einem Silvesterfest eingeladen und das hat er nicht versäumen wollen.“

„Mußt mir wirklich so weh tun, Naz?“ fragte sie schmerzlich.

„Wenn ein Baum dürre Ast' hat, haut man sie ab. Das tut dem Baum weh, ist aber gesund für ihn. Kannst mir ja die Türe weisen, wenn ich dir zu minder bin,“ setzte er verbissen hinzu.

Als Antwort ergriff sie seine beiden Hände. „Ich dank' dir, Naz. Ich leb' ja so gern und es ist mir bitter-schwer geworden, wie ich gedacht hab', jetzt geht's ans Sterben.“

„Ja,“ sagte er, während er den Rienspan in den dazu bestimmten Ring an

der Wand steckte, „die Büchelschreiber lügen doch großmächtig, wenn sie erzählen, daß sich eine umbringt, weil sie Pech in der Lieb' hat. Der Mensch kann viel ertragen.“

„Weit vom Ziel haben sie aber doch nicht geschossen, die Büchelschreiber. Das kann ich dir sagen.“

Er klatschte in die Hände und rief fröhlich: „Dirndl, laß das Sinieren. Altiahr geht und das neue kommt. Hausenweiß soll's dir Glück bringen.“

„Ein Glück wird's mir sicher bringen, so Gott will!“ lächelte sie träumerisch und sah nun etwas froher drein.

„Auf das Glück trinken wir jetzt einen Wein. Ich hab' ihn mitgebracht. Und Oskrapfen dazu, du, Oskrapfen!“

„Mir ist's nicht ums Essen und Trinken.“

„Aber mir. Und dabei kriegst du sicher Appetit. Bleib' ruhig sitzen und raß noch ein bißel. Ich mach' unterdessen Feuer.“

„Daß wir alle zwei im Rauch erstickten!“

„Ist ja jetzt ein Loch in der Decke — da kann er hinaus.“

Er ging in die Küche, arbeitete am Herd. Die Krapsen prasselten noch einmal in heißem Butterschmalz auf, um recht knusprig zu sein, im Wein kochten allerlei Gewürze und zergehender Zucker süßte ihn.

Als Speise und Trank auf dem Tisch standen und sie sich eben dazu setzen wollten, regte es sich an der Wand.

Dort hing eine Uhr, die Kochus in seinen Mußestunden kunstreich geschnitten und mit einem artigen Spielwerk versehen hatte. Eine Türe öffnete sich unter dem Ziffernblatt, daraus trat ein spannenlanges Männlein aus Holz und schlug würdevoll gegen eine Glocke.

„Ping — ping — ping,“ klang es, zwölfmal hintereinander.

Da war das neue Jahr da, das Jahr achtzehnhundertunddreizehn seit dem Tage, da Christus im Stalle zu Bethlehchem geboren worden war.

(Schluß folgt.)

Meine Berge

Johannes Jegerlehner

Wenn schwül die Luft und schwer der Sinn,
Zu meinen Bergen schau' ich hin,
Wo fern von Trug und Menschentand
Der Himmel hoch den Bogen spannt.

Der Glocken Hall und Weiden Duft
Am Silberschnee, der Schattenluft,
Sie weben wonnesames Klingen,
Der Seele wachsen neue Schwingen.

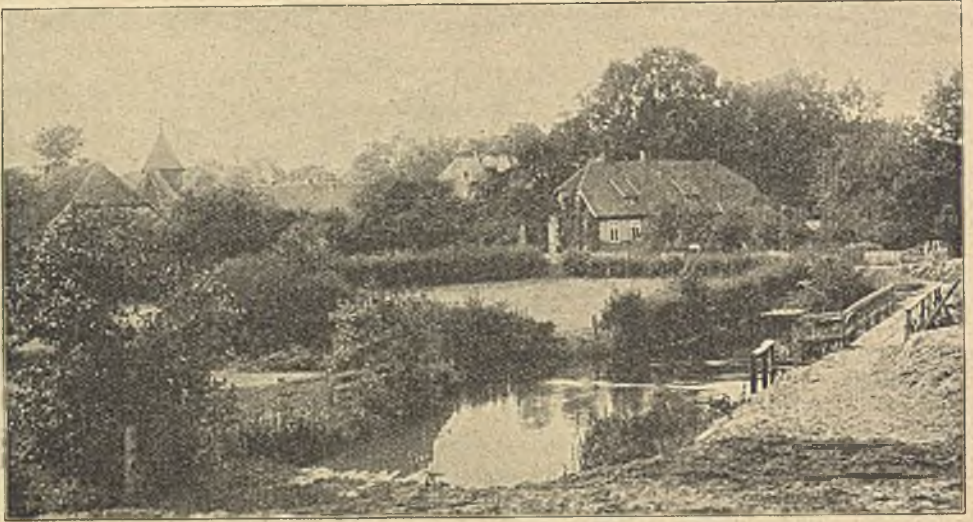
Vom Baume rieselt Blatt um Blatt,
Ich lausch' und lausche, nimmer satt.
Den goldgesäumten Nebelflören
Entragen Zinnen, Hütten, Föhren.

Die Firne gluten, Bäche schäumen,
Blauseelein blaue Märchen träumen.
Und Berge schimmern, weltverloren,
In Freude, die sie selbst geboren.

Schwebt ich hinauf? Sank er zu mir?
Nicht dort bin ich und doch nicht hier.
In meines Herzens tiefste Falte
Der Himmel meiner Berge strahlte.



Alter Wacholder bei Starckshorn
Federzeichnung von Dorothea Milbe



Das idyllische Dorf Müden

Hermann Löns und seine Heide

Von Friedrich Castelle

Mit sieben Abbildungen

Die deutsche Heide, insbesondere der Zubegriff und schönste Teil aller deutschen Heidelandschaften, die Lüneburger Heide, ist eigentlich erst eine der wertvollsten Eroberungen unserer Zeit, die langsam zu der Erkenntnis gekommen ist, daß auch die heimlichen, verborgenen Schönheiten eines Landes, ja gerade diese vielleicht am allermeisten, ein Stück deutschen Wesens und deutscher Natur sind. Zu dieser Erkenntnis hat uns aber erst die Verinnerlichung unserer Zeit geführt. Durch das Auge des künstlerischen deutschen Geistes haben wir selber sehen gelernt und versenken uns heute staunend in die Wunder dieser Weltverborgenheiten.

Aber selbst ein für deutsche Naturschönheit so empfänglicher Geist wie Eichendorff hatte noch kein Gefühl für die Heide. Als der Hallenser Student im September 1805 eine Reise durch den Harz nach Hamburg und an die Nord- und Ostsee macht, gedenkt er noch in den Erinnerungen seines

Tagebuches mit gelindem Grausen der Fußwanderung durch die „lungenfüchtigen Steppen der markalsten Reichsprosa Deutschlands, der weltberühmtesten Lüneburger Heide“. Nicht weniger freundlich schilderten Reiseschriftsteller am Ausgang des 18. und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Eigenart der Lüneburger Heide und ihrer Bewohner, und selbst ein Mann wie Höpfer, dessen „Weltkunde“ früher in Schulen viel gebraucht wurde, nennt die Lüneburger Heide „ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, Täler, ohne Seen, ohne alles Laubholz...“, da ist nichts als Sand, Heide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern“. Der Mensch mußte erst eindringen in diese Wunderwelt, um sie zu erleben. Erst als der Landschaftsmaler Christian Morgenstern 1867 die ersten Heidebilder ausstellte, wandelte sich dieses Urteil.

Aber der Eine mußte noch kommen, dem Heibeland und Heidenatur wesens-

lebendig war, und dieser Eine mußte Heidemensch sein nach seiner ganzen Veranlagung und Entwicklung: Hermann Löns.

Es ist vielleicht eine der rätselvollsten Erscheinungen an der künstlerischen Persönlichkeit von Hermann Löns, wie er als oft bewußter Großstadtmensch doch diese unlösliche Verbindung mit der Natur wahrte, ja, mitten in Gesellschaft und Kultur ein Innenleben führt wie ein weltensamer Heidebauer. Löns-Berehrer fragen oft nach den Ortlichkeiten, an denen seine Naturbilder entstanden sind. Und immer muß die Antwort sein: am Schreibtisch, mitten unter gleichgültiger anderer Tagesarbeit.

Aber gerade in dieser Zwierspältigkeit bildet sich der Heidegedichter Hermann Löns. Denn er war jener echte Heidegänger, der stets mit allen seinen Sinnen und schaffenden Sehnsüchten draußen in der geheimnisvollen Natur lebte. Ein Stück Garten, ein Bahndamm, eine Stunde Wanderung durch die großen Hannoverschen Stadtanlagen der Eilenriede, eine Bahnfahrt, ein Radausflug — die flüchtigste Berührung mit der Natur schon erschloß und brachte ihm tausend Wunder. Seine Gefühle waren eben bei jedem Laut, bei jedem Vogelflug, bei jedem Grasbeben empfänglich für die lebendigen Offenbarungen der Natur. Und wenn er diese Offenbarungen dann niederschrieb, dann drängten sich an der Pforte seiner Seele tausend und abertausend Gesichte und Erinnerungen, und sie alle wollten mit hinein in seine Niederschriften. Daher auch die quellende Überfülle sei-

ner Naturschilderungen, bunt wie ein Wiesengrund im höchsten Prunk und doch einfach-einheitlich in der Gesamtstimmung wie dieser.

Hermann Löns geht nicht mit der naiven Oberflächlichkeit des nur Schönheit suchenden Stimmungsdichters an die Heidelandschaft heran. Er ist sein Leben lang ein ernster und ernsthafter Naturforscher gewesen, und nur aus dieser tiefsten wissenschaftlichen Kenntnis kommt ihm der unerschöpfliche Reichtum seiner Darstellung. Er ist auch niemals überschwänglicher Lobfänger von Schönheiten gewesen, die nicht zu erhalten waren, sondern er hat immer nur für jenen praktischen Heimatschutz gekämpft, der durchführbar und gesund war. In einem unter seinen Nachlasschriften vorgefundenen Aufsatz „Die



Im Bauernwald bei Müden

„Bezwingung der Heide“ hat er selbst wohl das beste Übersichtsbild über die wirkliche Erscheinung und Bedeutung der Lüneburger Heide gegeben. Es heißt darin:

„Es ist noch nicht lange her, da lächelte man in Mittel- und Süddeutschland etwas spöttisch, kam die Rede auf die Lüneburger Heide.

Man stellte sich darunter ein Stück Land vor, platt wie ein Tisch, leer wie eine Bettlerhand, mit niedrigem Heidekraut bewachsen, bewohnt von einer rückständigen Bevölkerung, deren Haupteinkommen in Schafzucht, Honigverkauf und Torfmachen bestand.

Diese Vorstellung beruht auf vollkommener Unkenntnis. Ein einziger Blick auf die Landkarte muß den Beweis erbringen, daß ein Landstrich, der zwischen den Unterläufen der Elbe und der Weser liegt, der von vielen wasserreichen Flüssen und Bächen zerschnitten wird, der Höhen und Tiefen besitzt, unmöglich ein dürres, armes Gefilde sein kann, und daß höchstens gewisse Teile davon, infolge dünner Besiedlung und Mangel an Straßen, als Ödland daliegen.

Ein Land, das Städte mit wohlhabender Bürgerschaft, wie Lüneburg, Soltau, Gelle, Uken, Walsrode und eine Menge von zum Teil großen Flecken und stattlichen Dörfern umfaßt, die zum größten Teil auf eine alte und stolze Vergangenheit zurückblicken können, kann in seiner Gesamtheit nicht arm gewesen sein.“

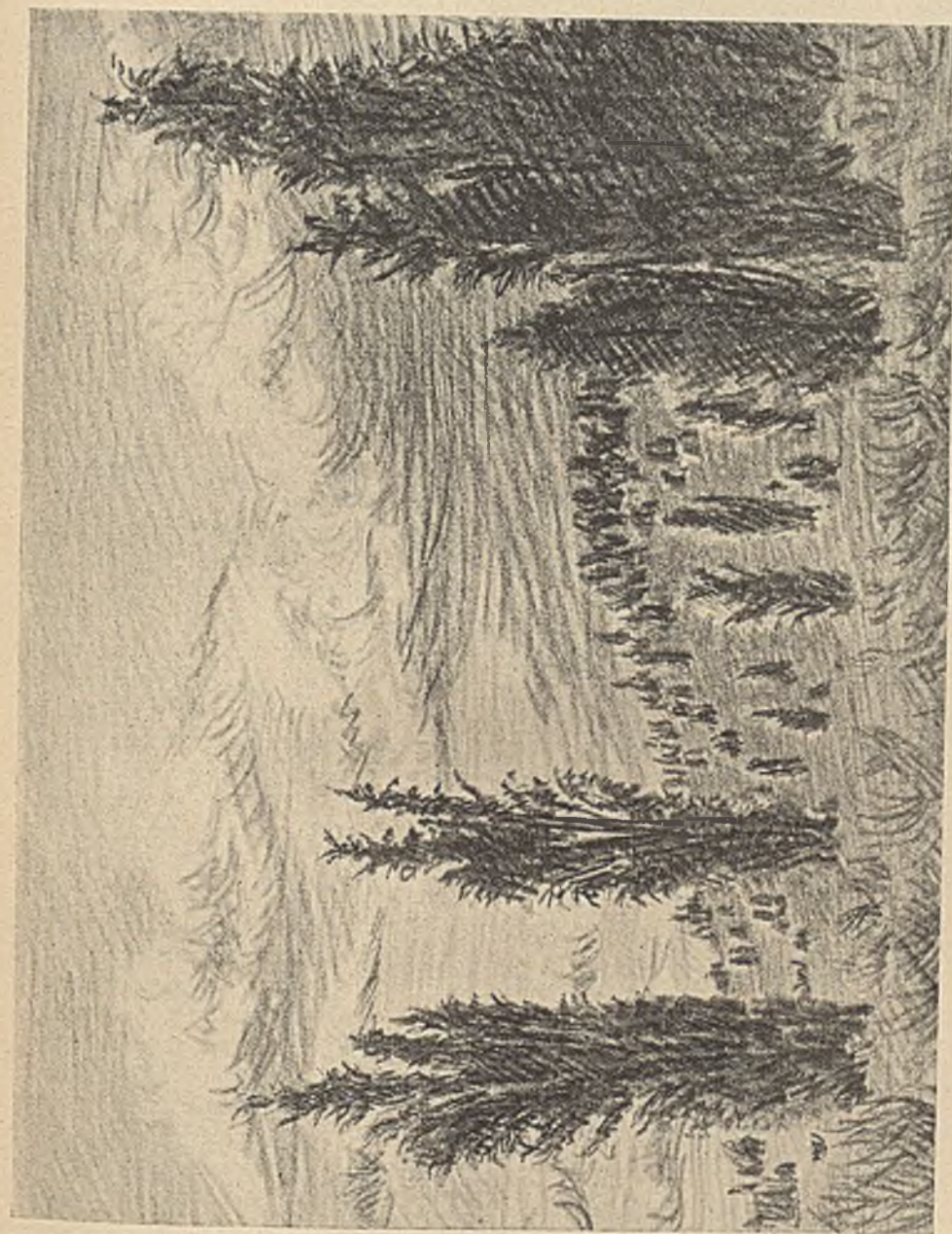
Welch unerschöpflichen Reichtum an Natur und Kultur die Lüneburger Heide in Wirklichkeit besitzt, zeigt das kürzlich erschienene Buch: „Hermann Löns und seine Heide“ (Verlag Fr. Billeßen, Berlin). In achtzig großen Federzeichnungen und acht Vierfarbendruckten wird der ganze Zauber dieses immer noch nicht zur Genüge bekannten Landstriches anschaulich dargestellt. Und

erst an der Hand dieses Buches kann der Löns-Berehrer eine rechte Löns-Wanderung durch die Lüneburger Heide machen.

Es ist ein heiliges Land, das der Heidegänger Löns verteidigt, auch gegen die Horden der Eindringlinge, deren rühmliche Hinterlassenschaften Zeitungspapier, Eierschalen und Flaschenscherben sind. „Drei Kreuze hinter ihnen her! Es war eine greuliche Zeit. Wo sonst der einsame alte Kammler lag, da trampelten johlende Scharen, wo der heimliche Bock wechselte, strömte es von Stadtjappern; das Birkwild wanderte vor dem Gesange aus, und das Rotwild veränderte Stand und Wechsel wegen der Menschenrudel, die vom Morgenrot bis zur Sonnensinke durch Moor und Geest zogen. Wo sonst Hirsche meldeten, da balzte der Jüngling im Sonntagsgewand und die Jungfrau im hellen Hut; wo der Schreiadler rief, jodelte der Touristenvereiner; wo das Birkwild sich äste, hielten vielköpfige Familien Picknicks ab.“

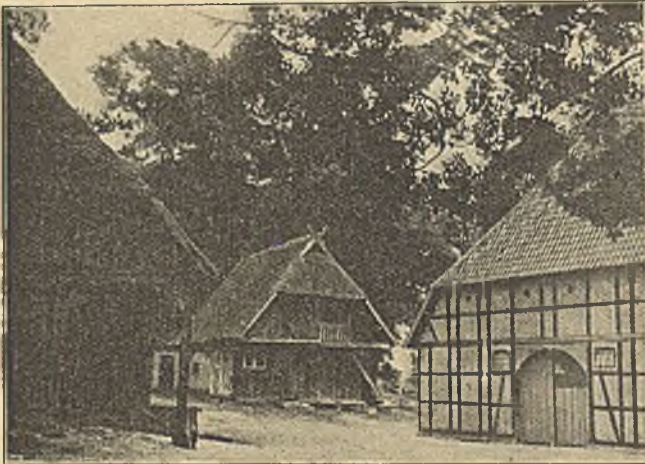
Nicht diese laute Welt des Alltags suchte Löns: „Die Einsamkeit wollte ich haben, nicht die schmerzliche, traurige, verlassene, die nicht, aber meine stille, gute, kluge, liebe Einsamkeit, die mir zuredet mit leisen Worten, die mir ihre stillen Lieder singt und mit mir geht, stumm und froh, durch die braune Heide, durch große, ruhige Weiden, die mir lieber sind als der schönste Wald, als die gewaltigsten Berge, als die herrlichsten Wasser.“

Ob der Heidegänger im Totengrund am Wilseder Berg ruht und seine tiefen Augen über jene wunderselige Welt wandern läßt, die ihm zum Angedenken heute die Löns-Heide heißt; ob er in den tiefen düsteren Mooren zwischen Post und Ellern gründige Pfade sucht; ob er über der Hohen Heide dem Spiel der Wanderfalken und Bussarde zusieht; ob er durch das alte Sachsenland der Senne



Wacholder im Totengrund

Zeichnung von Dorothea Wilde



Nieder-Dee

unterhalb des Hermannsdenkmals wandert — überall grüßt er demütig und voll liebender Treue die ernste, stille Frau. „Und so stolz sie ist und so langweilig sie sein kann bei lautem Volk, mich mag sie gern, und mir ist sie gut, weil ich gerade so still bin wie sie und nur froh bin bei ihr; denn sie ist eifersüchtig und duldet keinen neben sich; und so legte sie die feste, angebräunte, schöne Hand in meine und schob ihren Arm unter meinen und ging mit mir.“

Das ist ja nun alles weiter nichts Weltbewegendes und Menschenerschütterndes, und der unvertraute Sonntagswanderer mag in der unendlichen Weite, bei glühender Hitze, im staubigen Sande wohl aufstöhnen über die endlose Einförmigkeit dieser Landschaft und über die unendliche Ferne, bis zu der sich ein Heidweg sich hinziehen kann, weit, weit vorüber an Menschenbehauungen und Wirtshausbänken. Aber, wenn einer ein echter Heidgänger ist und Dichter oben drein, mit hellen Augen und wachen Sinnen, dann kann ihm solch ein einfältig einsamer Heidweg die große Straße des Lebens werden, mit allen menschlichen Torheiten, Freuden und Nöten. Man muß das eben nur sehen und hören können.

Ja, die junge Fuhre am Wege, das feste Ding von fünfzehn Jahren — ach, das Leben ist ja so leicht, einfach und schön. Aber die hohe Fuhre dort, die weiß, wie das Leben ist: Entfagung, hoffnungslose Wehmut. Und der Machangelbusch, der sich so wichtig vorfindet; und die Fichten, an denen die Schnucken nagen, bis sie aussehen wie struppige Igel; und die Birken, dort die traurige alte

Hängebirke und hier der junge, goldgrüne Maibaum — ja, ja: „es gibt auch solche Menschen; sie müßten gerade und schlank aufwachsen, aber sie stehen auf falschem Boden, in einer Umgebung, die nichts Schlanke und Gerade verträgt. Allerlei beißt und biegt an ihnen herum und schließlich werden sie schrullige Geschöpfe. Und konnten Großes sein... Hoch zu wachsen und vom Blitz getroffen zu werden, schließlich ist es doch besser, als krüpplich zu bleiben und verschont von Blitz und Sturm. Es gibt Menschen, die anders denken; die leben, damit sie im Alter nicht verhungern. Aber, das ist dann auch kein Leben.“

Wohl bei keinem anderen Naturdichter ist die äußere Einwirkung der landschaftlichen Umgebung so impressionistisch-eindringlich zu spüren wie bei Hermann Vöns. In den Anfängen des dichterischen Schaffens nimmt ihn das Malerische der Umwelt leidenschaftlich gefangen. Die äußere Schönheit der Ostsee in der Büneburger Niederung mit den hohen Forsten der Gölde taucht in seinen Skizzenbüchern auf. Aber sie konnte ihn auf die Dauer nicht fesseln, hier ging die Heide schnell zugrunde. Die Bahn Hamburg—Hannover durchschnitt sie. Die nahe Elbe

brachte störende Industrie-Anlagen. Die Großstädte führten Sonntag zum Sonntag die Ausflügler dorthin. Sommerfrischen und Kurorte entstanden, wie das schöne Hitzacker, kurzum, die Ostheide wurde Modeheide und war damit für den stillen Heidegänger abgetan.

Er zog sich tiefer zurück, in die Einsamkeit der Mittelheide, jenes wundervollen Landstriches, der in dem Dorfe Wispingen seine schönste Siedelung, im Wilseder Berg seine höchste Erhebung, im Totengrund seine feuscheste Urnatur hat. Hier war die Welt des Dichters Hermann Löns. Für dieses Gebiet hat er gekämpft und geworben durch seine schönen, zahllosen Naturskizzen. Und nicht zuletzt seinen unablässigen Mahnungen und Bemühungen ist es zu danken, daß hier 1900 jener gewaltige Naturschutzpark geschaffen wurde, der im Norden durch die Hanstedter Berge, im Süden durch den Weg über die Osterheide zwischen Schneeverdingen und Behringen, im Westen durch die von Soltau nach Buchholz führende sogenannte Wüstenbahn, im Osten durch das Tal der Schmalenau begrenzt wird. Hier ist für alle Zeiten ein Stück deutscher Urheide gesichert und geschützt, so wie es in den Büchern von Löns immer wieder lebendig wird.

Aber je mehr der Sinn für Volkstum und Landesgeschichte in Löns geweckt wird, um so stärker zieht ihn die Südheide an, der Teil unterhalb der Bahnlinie Alzen—Langwedel. Nicht war es die landschaftliche Schönheit der Dieth, das schönste Fleckchen Erde in der Lüneburger Heide mit Müden und Johannsburg als Mittelpunkt, nicht die malerische Landschaft bei Lutterloh, sondern die Vergangenheit dieses Landstriches. Celle lag in der Nähe und die



Im Raubtammerforst

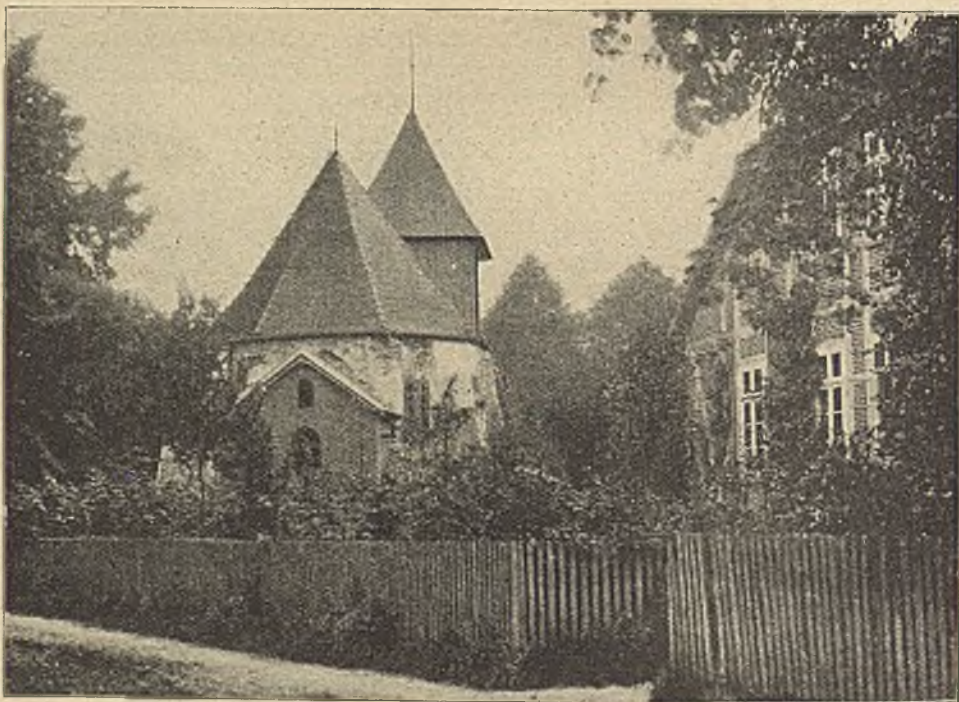
große Heerstraße kriegerischer Zeiten, deren Sendlinge von hier aus die Heide wie Hornissenschwärme überfielen. Die sieben Steinhäuser am linken Ufer des Rohrbaches erzählten von großer Vorzeit, Denkmäler, deren größtes Seelenhaus einen Deckstein von fünf Meter Länge und viereinhalb Meter Breite trägt. Die großen Höfe um Hermannsburg wurden ihm Anregung für die Umweltschilderung des „Wehrwolf“ und die Bauernburg, in der die Wehrwölfe den letzten Angriff der Schweden abschlugen, wurde endlich gefunden in dem alten Ringwall bei Altencelle. So verwurzelt der Dichter immer tiefer in diesem Lande und vermag immer neue Schönheiten in ihm zu entdecken.

In unerschöpflicher Fülle wechseln bei Löns die Bilder, eines farbiger wie das vorhergehende. Er hört und sieht alles, selbst in den Augenblicken höchster körperlicher Anspannung, wenn er ein Wild anschleicht. Auch dann noch hat er Auge und Ohr für alle Vorgänge in seinem Gesichtskreis und Hörbereich. Noch schnell, ehe er den Kolben an die Wäde wirft, strichelt er leise und zärtlich ein duftiges Naturbild oder Tieridyll in seine Jagdszene hinein:

„Vor mir im Fallaub knistert es. Ein in Grün, Gold und Bronze gepanzerter großer Käfer kämpft da mit einem ungeheuer von Regenwurm. Dreimal reißt der Wurm sich los. Dreimal faßt der blanke Ritter ihn und schleppt ihn schließlich in seine Burg, den moosigen Eschenstücken. Ich muß lachen: Ritter Georg und der Drache fällt mir ein ...“

Dieses Versenken in die Natur, dieses Erkennen und Offenbaren tiefster Geheimnisse ist keine Gabe, die nur der Naturdichter in so feinhörigem Fühlen, in so ständigem Lauschen und Lauern, Forschen und Formen erwirbt. Solche Kunst wird nicht im Ländelspiel, im leicht gefälligen Abschreiben der augen-

wirkenden Außerlichkeiten sich bilden können, sondern nur in liebevoller Hingabe und in unablässiger Beobachtung und Freundschaft. So sind die Naturskizzen von Löns letzten Endes Naturgeschichte und Naturlehre, hinter der ein ernsthafter Wissenschaftler steht. Aber der Wissenschaftler ist zugleich Künstler, wie Goethe einer war und Voelcke und Carl Hauptmann einer ist. Solche Künstler aber brauchen wir für unsere Sehnsucht nach tieferer Erkenntnis der Natur, der Landschaft, der Heimat, weil sie uns die Wege weisen zu der lebendigen Entwicklung alles Gewordenen, weil sie uns enträtseln, was uns flüchtigen Wanderern entgeht. . .



Seidekirche

Meister Thomas

Erzählung von Dorothea Hollatz

Wenn man die frühlingsfreundlichen Straßen der alten Stadt durchwandert, führt einen der Weg schließlich in einen großen, herrlichen Garten, der „Freigarten“ genannt. Zwar liegt er weit draußen, und doch verdankt ihm allein das Städtchen seine eigentümliche Schönheit. Vier große breite von hohen Kastanienbäumen eingerahmte Wege durchkreuzen ihn sternförmig; aber dann gibt es unzählige kleinere Wege, wilde Wege, die nicht gepflegt werden, deren Unkraut nicht ausgejätet wird, und die eng eingezäunt sind von verwilderndem Gestrüpp, das von keiner Gärtnershand beschnitten wird. Diese Stiefkinder des Gärtners, diese schmalen wilden Wege laufen in einer Ecke des Gartens in einen runden Platz zusammen, wo sich Kinder einen großen Sandhaufen gebaut haben und während der langen, hellen Sommertage hier lachen und spielen. Er ist ein wahres, kleines Paradies dieser Platz!

An einer Stelle bildet das dichte Gebüsch, das diesen Platz einrahmt, eine natürliche Lücke, durch die man weit über den Garten hinschauen kann bis zum andern Ende, wo zwischen mächtigen Bäumen der bemooste Giebel eines kleinen Hauses sichtbar ist. Wenn man dann eins der spielenden Kinder fragt: „Du, Junge, wer wohnt denn dort drüben?“ oder ein Mädelschen am Zopf zieht: „Du, Kleine, wem gehört denn das da?“ und mit der Hand flüchtig zum Haus hinüber weist, dann strahlen alle die warmen Kinderaugen in großer Freude: „Meister Thomas! Meister Thomas!“ — . . . und der Gärtner“, pappelt e n ganz Kleines gewichtig und die fröhliche Schar wiederholt lachend:

„Ja . . . und der Gärtner!“ Dann wird man weiterfragen, wer denn Meister Thomas sei, daß alle Kinder sich seiner so voller Seligkeit erinnern und seinen Namen mit solchem Frohsinn aussprechen, als riefen sie die Mutter, die ein köstliches Frühstück bringt.

„Ja, wer ist denn Meister Thomas?“ — „Nein, wie kann es nur einen Menschen geben, der nicht weiß, wer Meister Thomas ist? — „Das ist der gute Alte, der bei jedem Wetter, früh am Morgen und spät am Abend im Gebüsch herumstreift und das Leben der kleinen Vögel belauscht, der die vergessenen Spielsachen von den Kindern aussammelt und sie ihnen am nächsten Nachmittag wiederbringt und ihnen dabei den Kopf streichelt und mit dem Finger droht, wenn sie an ihm hochklettern wollen und an dem langen, weißen Bart raufen, in dem sich so oft grüne Blättchen und kleine Zweige verfangen haben. Er geht niemals aus dem Garten heraus, niemals; das Essen nimmt er bei den Gärtnersleuten ein, die unten im Haus wohnen.“ Mehr wissen die Kinder nicht — aber das ist ja für sie auch eine ganze Menge. Aber nun ist man neugierig geworden und fragt so verschiedene Menschen — und erhält auch verschiedene Antworten. „Das ist ein Sonderling,“ sagt die Vätersfrau, „ich seh ihn oft im Garten umherlaufen, aber immer nur zu einer Zeit, da andere Menschen nicht da sind, schier, als wenn er sich vor ihnen fürchtete. Ja früher, da hat er jeden Sonntag dort in der Kirche die Orgel gespielt; jetzt ist ein neuer, junger da, und seitdem bin ich nimmer in der Kirche gewesen. Aber der Alte hat gespielt, sag' ich Ihnen,

daß mit die Tränen nur so 'runter-liefen . . ." — Da wußte man schon etwas mehr, aber das meiste erfuhr man, wenn man zufällig hinter zwei Damen herging, die ihre Schritte quer durch den Park lenkten und mitleidig-gleichgültig zu dem versteckten Haus hinüberblickten. „Da wohnt nun der alte Grobian,“ sagte die eine, „es war auch kaum mehr zum Aushalten mit ihm. Seinen Sie froh, daß Sie nicht in seinem Kirchenchor waren, es war kein leichtes Auskommen mit diesem stummen Sonderling. Denken Sie, wenn jemand nur einige Sekunden zu spät kam, so unterbrach er die Probe sofort, um mit einem steinernen Gesicht tiefster Menschenverachtung noch einmal von vorn anzufangen. Das war dem späten Gast stets sehr unangenehm. Ein Zuspätkommen aber ist doch oft unvermeidlich. Manchmal brach er mitten im Dirigieren die Probe ab, bloß weil er fand, wir sangen nicht rein genug, und das kann doch leicht einmal vorkommen. Wirklich, die Proben waren oft mehr Angst als Freude, und so hat man ihm den Laufpaß gegeben. Jetzt ist ein junger, höflicher Organist gekommen, und ich rate Ihnen sehr, in seinen Chor einzutreten.“

Leider gehen die beiden so schnell, daß es auffällig wäre, wenn man ihnen so schnell auch folgen wollte, aber es bietet sich schon eine neue Gelegenheit, um von Meister Thomas mehr zu erfahren. Mit einer gefüllten Gießkanne in der Hand, mit Gartenschere und Spaten stapft der Gärtner einher, der den Schloßgarten zu betrauen hat.

„Sagen Sie, kennen vielleicht Sie Meister Thomas?“

„Da!“ antwortet der und renkt sich den Hals aus nach der Richtung hin, wo sein Haus steht.

„So, — wissen Sie vielleicht, ob man ihn zu jeder Zeit sprechen kann? Wenn ich nicht irre, wohnen Sie mit ihm im

selben Haus; die Kinder haben mir vorhin so etwas erzählt.“

„Ach, die Kinder! Was die für lose Mäuler haben,“ acht der alte Gärtner, „ja, ja, wir wohnen wohl zusammen, aber sprechen können Sie den Meister Thomas nicht, der spricht nicht mit den Menschen.“ — „Aber doch mit den Kindern! Vorhin haben sie es mir selbst erzählt . . ." — „Ja, die Kinder, das sind auch noch so Unschuldgeschöpfe wie die Tiere. Aber mit Menschen redet er nicht, Sie brauchen nicht erst hinzugehen. Die Menschen haben ihn arg geboßt; er ist ein guter, alter Mann, aber er hat sich mit den Menschen nicht vertragen können und da haben sie ihn fortgejagt — dort aus der Kirche fortgejagt. Denken Sie doch nur! Ich kann's ihm nicht verdenken, wenn er . . ." Und den Rest seiner Rede knurrte er grollend in sich hinein.

„Ja, was tut er nun den ganzen Tag?“ — „Er ? Er malt!“ — „Er malt? Ist er denn Maler?“ — „Nein, er ist Orgelspieler, aber er hatte immer schon gemalt, und jetzt malt er schon seit drei Jahren an einem riesigen Bild, das keiner sehen darf. Das Zimmer ist immer verschlossen und wir haben ihm versprechen müssen, niemals hineinzugehen. Einmal, wie er gar nicht zum Essen kam — er ist nämlich immer mit uns zusammen — da ist meine Frau hinaufgegangen und hat die Tür vorsichtig aufgemacht, um zu sehen, ob er überhaupt noch lebe, denn sehen Sie, so ein alter Herr . . . Aber er hat dort vor einem ausgespannten Laten gestanden und mit einem Lineal daran rumgemessen, immerzu. Wie er aber den Kopf meiner Frau in der Türriße gesehen hat, hat er wie ein Löwe gebrüllt und geschrien, daß meine Frau im Nu die Treppe heruntergepurzelt kam. Wir hörten ihn noch lange toben und haben zwei Tage lang vergeblich gewartet, daß er käme, um zu essen.“

Erst am dritten Tage kam er wieder herunter — da hat er gelacht. Er ist ein guter Mann, er meint es nicht böse. Und klug muß er sein . . .“

Bei diesem Ausruf des Entzückens fällt ihm wohl ein, daß er genug geredet habe, und er stapft unerwartet mit gefälligem Gruß seinen Weg weiter.

Ein Abend war es, ein warmer Sommerabend. Der große Garten war ganz in Duft gehüllt, die Bäume atmeten leise und die Luft bewegte sich kaum. Am Himmel waren die Sterne aufgegangen und leuchteten mit müdem Licht hernieder. Er hatte etwas Trauriges dieser Abend, so — als wenn es schon Spätsommer wäre und der Herbst kommen wollte. Zwischen den dichten dunklen Gebüsch huschten die Glühwürmchen, die Johannisikäfer, hin und her; sie haschten sich, liebten und schwangen sich lautlos weiter, trunken von Sommernachtseligkeit, von Busch zu Busch.

Mit langsamen Schritten schleppte sich Meister Thomas durch die schmalen Wege. Die Zweige griffen nach ihm und wollten ihn halten, aber er schob sie stumm fort und blieb nur manchmal lauschend stehen, wenn er das Liebeslied der Vögel hörte, die in diesen warmen Nächten nicht schlafen wollten. „Ich will mir das Kind wieder mitnehmen,“ dachte er bei sich, „es kann mich wieder führen, denn das Gehen fällt mir heute schwer, die Luft ist schwül und das Atmen macht mir Mühe.“ Und er ging langsam wieder zum Haus zurück und klopfte beim Gärtner an die Fensterscheibe: „Schläft das Kind schon, Gärtnersfrau?“

„Mein Gott, nein, es will heut nicht einschlafen,“ jammerte die Mutter, „es will durchaus die Sternschnuppen fallen sehen und ist nicht zu Bett zu kriegen.“

„So schick es mir heraus, Mutter, ich will ihm welche zeigen. Es kann

mich dann wieder führen, denn das Gehen fällt mir heut schwer; es ist so heiß draußen.“

„Ja, es ist gut, Meister Thomas, ich schick Euch das Kind heraus, es kann heute doch nicht schlafen und früh aufzustehen braucht es morgen auch nicht, weil morgen Sonntag ist.“

Und der Alte wartete geduldig und ein Lächeln glitt über seine Züge, als die Tür sich öffnete und die kleine Renate mit leichten Schritten auf ihn zukam und ihm vertrauensvoll die Hand reichte.

„Du möchtest Sterne fallen sehen, Kleine?“ fragte der Alte väterlich. „so komm', ich will dir welche zeigen. Fähr' mich zur Bank dort hinten, wo die Kinder spielen,“ und er dachte, vielleicht doch noch irgendwo ein Lachen zu finden, das eins dort gefunden hätte. Da schritten die beiden Hand in Hand langsam durch den nächtlichen Garten, der Greis und das kleine Mädchen, beide mit einer großen Sehnsucht im Herzen, beide stumm und stauend und voll großem Vertrauen zueinander.

Als sie sich durch die schmalen Gänge gewunden hatten, kamen sie zu der umrankten Bank und setzten sich. Vor ihnen schimmerte ein kleiner, heller Spieleimer, den eins der Kinder hatte liegen lassen. „Heb' ihn auf, Renatchen,“ bat Meister Thomas, „wir wollen ihn nachher mit heimnehmen und ihn morgen zurückgeben; er könnte leicht fortgenommen werden.“

Dann waren sie lange still. Die Glühwürmchen tanzten auf und ab und die Nachtigallen sangen. Weit über den Himmel hin zogen Sternschnuppen ihre rätselhafte Bahn. Der Alte hob dann immer leise die Hand auf und das Kind blickte stauend in die große Unendlichkeit. Aber sie sprachen noch immer nichts.

„Kind, ich bin müde,“ fing der Greis endlich an, und nach einiger Zeit fuhr

er fort: „Morgen ist Sonntag, Kind, gehst du in die Kirche?“

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Weißt du, wer dort früher auf der Orgel spielte?“

Es schüttelte wieder den Kopf und sah den Alten fragend von der Seite an, und der erzählte weiter: „Ich, Kenatchen, ich habe da gespielt, daß sich die Engel im Himmel freuten, aber . . . ja Kind, so geht es einem, die Menschen — sie haben mich fortgejagt.“

Staunend richtete sich das kleine Mädchen auf: „Meister Thomas?!“

„Ja, Kind, du sehnst dich ins Leben hinein, ich sehne mich hinaus. Kind, Renate!“ rief er mit stärkerer Stimme mühsam aus, „hüt' dich vor den Menschen, sie sind schlecht, Renate — schlecht! Hörst du?“ Und er legte seine zitternde weiße Hand auf den blonden Kinderkopf, der diese Worte noch nicht verstand. Und wieder schwiegen sie lange, bis der Alte von neuem anfing: „Du sagst ja nichts? Willst du schlafen gehen?“

„Nein, bitte, Meister Thomas,“ bettelte das Mädchen, „es ist so schön hier, so wunderschön.“

„Du möchtest mich etwas fragen, Kind?“

„Meister Thomas,“ begann Renate zögernd, „ich möcht' wohl was fragen, Meister Thomas, — was malt Ihr den ganzen Tag? Vater sagt, Ihr maltet immerzu, aber niemand wisse, was.“

Da ging ein Leuchten über des Alten Antlitz, aus seinen Augen strahlte ein himmlischer Glanz und sein Herz war voll Freude, daß ein Kindermund ihn nach dem Größten fragte, was ihn bewegte.

„Kenatchen,“ sagte der Alte und zog die Kleine dicht an sich, so daß sein Atem ihr Haar streifte, „weil du ein Kind bist, will ich dir antworten. Sieh, es ringt etwas in mir, das will nicht

zur Ruhe kommen, das ganze Leben lang nicht. Das ist der eine Wunsch, immer, immer dort in der Kirche schöne Melodien zu spielen, und der andre Wunsch, nach Hause zu gehen, und immer nur zu malen, große, schöne Bilder zu malen. Wenn ich das eine tat, schmerzte es mich, weil ich meinte, das andere zu vernachlässigen, und nun — siehst du — da ein anderer dort drüben ist,“ und er wies mit der flachen Hand zur fernen Kirche hinüber, „da, bleibe ich eben zu Hause und vereinige die beiden Wünsche in mir, und das ist wunderschön so. Und so male ich das, was ich nicht mehr dort in der Kirche spielen kann, was ich aber innerlich immerzu denke, spiele und höre, was mein ganzes Leben ausfüllt, was mein Gott ist und mein Beschützer, was ewiger ist als die Bäume dort und lieblicher als der Vogelsang.“

Da sah ihn das kleine Mädchen fremd und verwundert an und der Alte fühlte, daß es nichts von alledem verstanden hatte. Aber er war nicht traurig darüber und eine warme Welle stieg in seinem Herzen auf und mit ihr der Wunsch, dies kleine Mädchen in seinen Armen ruhen zu lassen, um es vor den Menschen zu beschützen, die oft mit täppischen Händen das Beste in den Kinderseelen ersticken.

Renate sah stumm auf die gefalteten Hände des alten Meister Thomas und wunderte sich, daß er heute gar so müde und alt aussähe.

„Komm' du liebes Kind,“ bat er, „leg' mal deine beiden Hände auf meine Augen, so . . . so . . . etwas fester, das tut gut, ach Kind, wie wohl tut mir das; ich bin ja so müde, ach, so müde, daß ich wohl nicht mehr aufwachen werde, wenn ich mich schlafen lege.“ Er umfaßte die Kleine, die zwischen seinen Knien stand, behutsam mit beiden Armen und lehnte seinen Kopf an die schuldblose Kinderbrust.

„So, Renatchen,“ flüsterte er, „streichle mal den alten, weißen Kopf deines Meisters Thomas; magst du?“ — Und er zitterte vor Glück, als er die weichen, kleinen Kinderhände mütterlich über sein Haupt gleiten fühlte, und dachte dabei, daß keine Mutter ihn in dieser letzten Stunde liebevoller mit dem Leben hätte ausöhnen können als dieses junge Menschenkind, dessen Herz er an seiner Wange schlagen fühlte.

Die Glühwürmchen tanzten noch immer ruhelos auf und ab, nur die Vögel waren eingeschlafen in den dichten Zweigen, deren Laub wie flüßiges Silber schimmerte. Wunderbar war dem Kind zumute und es dachte über die Worte nach, die der Alte vorhin zu ihm gesagt hatte, aber es verstand nichts davon.

„Kind, laß uns gehen, ich friere,“ hub er an zu sprechen, und er richtete sich mühsam an ihm auf, nahm seinen Kopf zwischen die kalten Hände und küßte es auf die Stirn: „Du wirst niemals wissen, Kind, wie gut du mir heute getan hast. Komm', führ' mich nach Hause, wir wollen schlafen gehen. Wirst du mich nie vergessen, Renatchen?“

Da schmiegte sich das kleine Mädchen mit großen Augen an ihn, daß er den warmen Kinderkörper unter dem dünnen Sommerkleidchen fühlte: „Nein, Meister Thomas, ich vergeß Euch niemals!“

Dann gingen sie langsam Hand in Hand den Weg wieder zurück, der eine, um auf das Leben zu warten, der andere, um von ihm Abschied zu nehmen.

Die Gärtnersfrau hatte noch Licht im Zimmer. Als sie den schwer schlürfenden Schritt von Meister Thomas vernahm, öffnete sie leise den Fensterladen: „Seid Ihr's, Meister Thomas? Wart, Renatchen, ich komme dich holen, du bist aber lange fortgewesen!“

„Laßt es nur gut sein, Mutter,“

meinte der Alte, und seine Augen waren feucht, „es war das letzte Mal heute.“

„Du lieber Gott,“ lachte die Frau, „Meister Thomas! Was Ihr auch immer für Gedanken habt. Das kommt von solchen Nachspaziergängen. Schlaft wohl zum Sonntag, Meister Thomas!“

„Ihr auch . . . zum Sonntag,“ erwiderte der Greis, „ . . . und behütet das Kind gut.“ Und er zeigte dabei mit der Stockspitze auf das kleine Mädchen, das ihm mit großen Augen ängstlich nachschaute.

Diesem seltsam schönen Abend folgte ein herrlicher Morgen mit Sonnenglanz und Blumenleuchten, mit Schmetterlingen und Kirchglockenläuten. Die Vögel sangen und jubelten und der Himmel verschwendete sein Blau.

Als Renate nach kurzem Schlaf erwachte, galt ihre erste Frage dem Meister Thomas. „Aber Renatchen, der schläft doch noch, er ist doch gestern erst so spät hinaufgegangen,“ antwortete beruhigend die Mutter, die in ihrer weißen, gestärkten Schürze fleißig bemüht war, einige Blumen zu ordnen.

Da sprang das Kind aus dem Bett, stellte sich vor die Mutter hin, umarmte sie heftig und rief mit ängstlichem Weinen: „Geh' hinauf zu ihm, Mutter, geh' schnell hinauf, ich glaube, er will nie wieder herunter kommen.“

„Schlaf noch, Kleines, du träumst ja.“ Aber dennoch drangen Renatchens Worte wie Schwertstiche durch das gute Herz ihrer Mutter und sie bat ihren Mann, zu Meister Thomas hinaufzugehen, um ihm einen guten Morgen zu wünschen.

„Ja, ich will's wohl tun,“ meinte der, stellte die abgenutzten Geräte, die er Tag und Nacht bei sich hatte, in die Ecke, polterte die Treppe hinauf und klopfte bei Meister Thomas an. „Guten Morgen Meister Thomas! Schöner Sonntag heute! — Meister Thomas! Meister Thomas!“

Da klinkte er die unverschlossene Tür auf und ein ehrlicher Schreckensruf entfuhr seinem Munde: „Mein Gott — Meister Thomas!“

Und er kniete nieder vor dem schweren Manneskörper, der lang ausgestreckt in voller Kleidung am Boden lag, wie tief im Schlaf. Aber sein Antlitz war der festliche Schimmer seelischer Erlösung gebreitet und seine Augen schienen durch die Stubendecke weit hindurchzusehen bis dahin, wo die Sternschnuppen in stillen Sommernächten ihre ewigen Bahnen ziehen. Um ihn

herum lagen Papierbogen in allen Größen und Farben, Pinsel lagen verstreut umher, Kreide, Kohlenstifte, Lappen und Farbtöpfe in wüster Unordnung. Die strahlende Morgensonne flutete in das Zimmer und warf ein gleißendes Licht auf das große Leinen, das über die ganze Wand gespannt war und auf dem Meister Thomas seiner späten Jahre großes Werk bis zum letzten Pinselstrich vollendet hatte: ein Bild in ungeheurer Größe des Vollkommenen, des Herrlich-Unsterblichen, des Johann Sebastian Bach.

Des Schicksals Kammerspiele

Eine Glocke schrillt — mein Wecker rast,
Und die Seele springt ins Haus zurück,
Das des Hirnes enger Raum umfaßt.
Und sogleich beginnt das neueste Stück,
Wenn der Vorhang sich vom Aug' gehoben,
Meine Augenlider, traumumwoben.

Unter meines Schädels Kuppeldach
Ist des Herrgotts Bühnenplan gebaut,
Und schon sitzt die Seele frisch und wach,
Daß sie auf dem Plan das Spiel beschaut,
Das das Schicksal in der Nacht erfunden,
Und das nun in meinem Hirn begonnen.

Zwar das Vorspiel ist — hab', Schicksal, Dank —
Jahre schon von gleicher, froher Art:
Gott zum Gruß, Ihr Mäd'el, gertenschlank,
Gott zum Gruß, du Fraue, hold und zart!
Meine Seele lacht euch froh entgegen,
Cretet ein, ihr seid mein Morgensegn!

Und nun drängt sich auf dem engen Plan
Bild um Bild, in Gruppen, bunt gereiht.
Lachend führt das Glück die Frohen an,
Cückisch schleicht um einen Schwarm das Leid.
Akt um Akt, ein Spiel voll Lust und Graufen
Sieht die Seele mein vorüberbrausen.

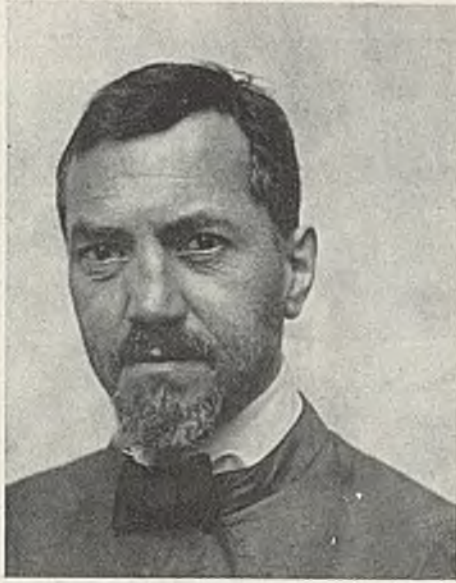
Hundertfältig lebt sie Schmerz und Lust,
Bis des Tages goldnes Licht versinkt.
Meine Seele ruht. Ihr unbewußt
Hat ein Engel Gottes ihr gewinkt.
Schattend sinkt der Szene Vorhang nieder,
Meine schlummerchweren Augenlider.



Sander-Serweg:

Wendentaufllein





Philipp Theodor von Gosen

Philipp Theodor von Gosen

Von Reinhold Conrad Muschler

Mit 20 Abbildungen

St der Künstler Träger und Ver-
fänger des Ausdrucks seiner Zeit
oder formt er den Willen der
Epoche nach seinem Wesen? Immer wie-
der wird diese Frage aufgeworfen und
die Anhänger der einen oder der ande-
ren Ansicht bekämpfen sich aufs heftigste.
Verfolgt man vorurteilslos den Ent-
wicklungsgang der Gezeiten und sieht
in ihrem Ablauf den Künstler, der
Bleibendes geschaffen hat, so erkennt
man auch in den unabhängigsten
Schöpfern stets das Sprachorgan ihrer
Zeit. Der scheinbar revolutionärste
Geist ist im Grunde genommen nichts
anderes, als die Verkörperung einer
neuen Wendung im Willen der Zeit.
Nicht darum also kann es sich letzten
Endes handeln, ob der Künstler mäch-
tiger in seiner Sprache ist, als die
Rede seiner Epoche, sondern in welchem

Schaffenden sich das Wesen seiner Zeit
am reinsten ausdrückt. Geht man
dieser Frage auf den Grund und zwar
nicht auf die Jetztzeit sich beschränkend,
sondern im Überblick über „die Ge-
schichte der Kunst“, so lösen sich zu
allen Zeiten drei Künstlercharaktere aus
dem Chaos der Allgemeinheit los.
Es sind dies erstens die rein revolutio-
nären Neuerer, jene immer ekstatisch
sich Gebärdenden, denen jede Über-
lieferung Zwang, Unsinn und Plage
ist; die unter Vermeidung der Schulung
am Beispiel, nur aus eigenem Sehen
drauf los schaffen und denen die
Form eine Hemmung bedeutet. Sie
leben von dem Experiment. Ihnen
ist das Versuchen angenehmer und
wichtiger als das Suchen. Aus ihren
Reihen können sich hier und da Künstler
von Bedeutung entwickeln. Verfolgt

man deren Werdegang aber, so sieht man, daß sie sehr bald den Erstweg verlassen haben und sich ihrer Dogmen ledig erklärten. Als zweite Erscheinung des Künstlertypus sind jene technisch begabten Naturen anzusprechen, die an die Haupterrungenschaften einer ehemals als umstürzlerisch geltenden Richtung sich dann anschließen, wenn die Ziele dieser Schulen klarer geworden sind und im Herausläutern ihrer Grundideen das Brauchbare an ihnen erwiesen ist. Ich erinnere an die Nachfolger und Weiterführer des Impressionismus bei uns. Zwischen diesen beiden Lagern steht jener dritte Künstlertypus, der, gebildet an den klassischen



Venus, Marmor

Meistern, sich ihnen mit einem gewissen Konservativismus seiner Innenkultur anschmiegt, aber dennoch ohne unbedingtes Verschreiben an die Tradition das Werden auch im Revolutionärsten erfühlt und ihm deshalb gerecht wird, weil er es selber als eigenes Erweiterungsbedürfnis der überlieferten Form in sich trägt. Er sprengt diese Form nicht willkürlich, sondern er weitet sie der Ausdrucksgröße seiner Zeit entsprechend. Sein Wesentliches aber ist, daß er die Form beherrscht, sie nicht als

Gegner seiner Empfindungen fühlt, sondern aus der Stärke seines Könnens heraus sie so erweitert, daß sie in dieser Neugestaltung immer wieder Form bleibt. Diese dritte Künstlerart ist der die Zeit in ihrer Gesamtheit verkörpernde Künstler.

Das gilt für jede der drei Kunstgattungen: Musik, Malerei und Dichtung.

Diesem letzten Schöpfertypus ist Philipp Theodor von Gosen zuzurechnen. Sein zurückhaltendes Wesen, das allem gestikulierenden Titanismus abhold ist, sein Sinn für Harmonie und die ihm angeborene und durch strenge Selbstschulung bewußt gepflegte Begabung, am Stil der Zeit mitzuschaffen, haben ihn ein

Gesamtwerk vollbringen lassen, das durch seine Bindung ans Neue und durch die Wertung des Überlieferten selbst zur Bildung neuer Tradition berufen ist.

Phrasentum und Mache liegen Theodor von Gosen fern. Er hat nicht die Absicht, das Augenmerk übergebührlich auf sich zu lenken. Er ist einer jener Künstler von Qualitäten, die als Kinder ihrer Zeit deren Leidenschaften und Schönheiten in sich tragen und für diese in ihren Werken den verkörpernden Gleichklang finden; gerade

deshalb finden, weil sie nicht an Originalitätswut leiden, die so viel eigene Anlagen zerfört hat.

Gosen ist nie dem bewußten Stilsuchen verfallen. Jeder Eigenstil wächst aus dem Schaffen der Künstler ohne deren Absicht dadurch auf, daß sich die Arbeitenden des klarsten und eindeutigsten Ausdruckes bemühen. Nur so entsteht jene Einfachheit der Sprache, die man mit dem Gesamtausdruck „klassisch“

zu bezeichnen pflegt. Einer der Hauptirrtümer des heutigen Schaffens auf künstlerischem Gebiete ist das Primitiv-Sein-Wollen. Wer einfach sein will, der wird früher oder später in der Manier enden. Das einzig bewußt zu Erstrebende ist immer nur

die Deutlichkeit des Ausdrucks und die damit Hand in Hand gehende Stärke seiner Formulierung.

In diesem Sinne hat Theodor von Gosen seine eigene Sprache gefunden. Daß auch diese in den Silben noch kürzer werden wird, ist aus dem tiefsten stillen Schaffen des Künstlers ohne weiteres anzunehmen.

Theodor von Gosen's bildhauerische Entwicklung hat nichts Sprunghaftes,



Genius, vergoldete Bronze

Ekstatisches oder Sensationelles aufzuweisen. Er ist am 10. Januar 1873 in Augsburg geboren. Viel ist von ihm selber nicht zu erfahren. Er erinnert da an Hugo Wolf, der einmal auf die Anforderung einer biographischen Skizze lapidar antwortete: „Ich heiße Hugo Wolf, bin am 18. März 1860 geboren und lebe noch. Der Frage braucht es nicht.“ So erzählt Gosen nur, daß er zuerst die Kunstgewerbeschule in München besucht hat und dann auf der Akademie Schüler W. von Rümann wurde. Studienreisen führten ihn nach Italien, Frankreich und Belgien. In München nahm er regsten Anteil an der von Pankof, Bruno Paul und Niemer'schmied eingeleiteten Bewegung der Mün-

chener Vereinigten Werkstätten im Handwerk. Durch seine ideenreichen Arbeiten wurde er bald einer der aufregendsten Förderer dieser Unternehmung. Im Jahre 1905 wurde er als Professor an die Kunstakademie zu Breslau berufen. Die diesjährige, zu seinem fünfzigsten Geburtstage von der Gesellschaft der Kunstfreunde im Museum der bildenden Künste zu Breslau veranstaltete Kollektivausstellung zeigte die Berechtigung

der Tatsache, daß Theodor von Gosens Name heute als der eines Künstlers von Eigenart und Bedeutung genannt wird. Daß diese Anerkennung und die Bekanntheit nicht der literarischen Würdigung als Tagesinteressiertheit entspringt, rechtfertigt seinen Werdegang am besten. Das Geistige seiner Arbeiten und sein Formgefühl sind von bezwingender Logik; seine Freude am Handwerklichen und seine innere Verwandtschaft mit dem Materiale machen ihn zu einem Künst-

ler der Formbewegung ohne Weitschweifigkeiten oder Bizarrerien. Aus diesen Anlagen folgert die erstaunliche Vielseitigkeit Gosens, der im Kunstgewerblichen genau so eigenartig schafft, wie in der Großplastik. Er erledigt nichts spielerisch oder als Laune nebenbei. Er beweist, wie wenige, daß aus dem Sich-Vertiefen in alle Gänge einer Kunst erst der Blick für das Ganze sich reißt und damit wiederum das Einzelwerk an Größe und Vollendung gewinnt. Gosens Schaffen ist nicht in Perioden besonderer Arbeitsweisen einzuteilen. Er hat stets das Monumentale neben der Kleimplastik des Kunstgewerbes gleichzeitig hervorgebracht. Daß bei ihm



Franz Strauß, Bronze

nicht wie bei so vielen anderen Bildhauern das eine unter dem anderen zu leiden hat, erklärt sich vielleicht nicht allein aus seiner Fähigkeit, stets plastisch zu denken, sondern aus seiner großen musikalischen Begabung heraus. Wer ihn über ein Mozart'sches Streichquartett hat in Begeisterung kommen sehen, wer ihn in seiner Umgebung an ein Beethoven-Trio gefolgt ist, der weiß, wie für ihn Form und Inhalt ein Untrennbares ist, und der empfindet deutlich, daß ihn ein Me-

dailienmotiv, ein Plakettenhema ebenso vom großen künstlerischen Standpunkt aus in all seinen Intensitäten fesselt wie der Bann eines Monumentalwerkes.

Betrachtet man eine Erstarbeit Gosens, wie etwa die große Perseusstatue, so sieht man bei allem Anklängen des klassischen Vorbildes aus der Phrasenlosigkeit des Ganzen, aus der Geschlossenheit des Aufbaus und in dem glänzenden Beweis der technischen Befähigung einen bereits damals weitüber das Durchschnittsmaß herausragenden Schöpfer. Die im gleichen Jahre (1898) entstandene Heine-Statuette läßt keinen Zweifel darüber, daß Gosens neben allen akademischen Tugenden auch über die Haupt-

bedingung des eigenschöpferischen Menschen verfügt, nämlich über die unerlernbare Begabung, mehr im Kunstwerk zu geben, als mit Auge und Finger festzustellen ist. Er geht — um das so viel vergewaltigte Wort kosmisch zu meiden — über den Augenblickseindruck weit hinaus und gibt im höheren Sinne Geistiges, ohne aber irgend eine Überzeitlichkeit durch Umrißverzerrung zu konstruieren. Was seinen späteren Werken so stark eigentümlich ist, prägt sich auch schon in



Otto Roese, Wachs

dieser Arbeit aus: der plastische Instinkt, der nichts malerisch sieht, was für die Plastik geeignet ist. So sind seine Gestalten nicht in eine Ebene gedacht, auf der sie bildmäßig wirken sollen, sie spielen auch nie mit den Reizen einer malerischen Silhouette, sondern all seine Figuren bieten stets Anblicke, die in nicht sichtbaren Übergängen ineinander übergehen.

Wie sehr die plastische Idee bei Gosen alle Gestalten beherrscht und ihnen eine Lebendigkeit schenkt, die dennoch gar nichts mit einem nachahmerischen Naturalismus zu tun hat, das zeigt sein Schumann = Denkmal = Entwurf für Zwickau und in besonderem Maße sein Lübow = Denkmal für Zobten. Dieses vertikale Aufstreben der mit Kraft geladenen Figur des Helden und die im Pferde aufgespeicherte Lebendigkeit ver-

des für feingeknetetes Volk mit Leib und Seele eintretenden Mannes. In diesem Antlitz liegt jene Beseltheit, die keine Mimik ausdrückt, sondern die jedem kleinsten Teil dieses Gesichtes von der Gesamtkonzeption des Schöpfers zugeschrieben worden ist. Hier sind Kraftbewußtsein und Stolz in jede Linie des Körpers eingeschlossen.

Wleiches läßt sich aus der Statuette des Landwehroffiziers erkennen. Aus diesen Momenten ist ein Wesenszug Gosen's abzulesen:

er sucht nicht durch Stürmendes zu verblüffen, sein Stil ist nicht „Schule machend“, aber Gosen ist Tektoniker, d. h. er ist ein Bildner, der um die Figur herum Raum schafft. Hierbei schließt er sich den Gedankengängen Adolf von Hildebrands an, um den er in München sein durfte, und dessen „Raumproblem“ den unphilosophischen Menschen so arges Kopfszerbrechen gemacht hat. Aus der Vereinigung des geistigen Vermögens und des plastischen Empfindens heraus konnte Gosen später unbeeinflusst vom Hildebrandschen Ideenkreise seinen eigenen Weg gehen und auch dem Bewegungsfaktor zu seinem Rechte verhelfen. Dieser innerste Wunsch, auch der Statue aus dem Starren herauszuhelfen und ihr die Geschmeidigkeit der Bewegung zu verleihen, war schon an der Heime = Statuette durchgeführt und ließ sich erkennen an den Porträtstatuetten der Mutter



Kriegerehrung (Holz) in der Pauluskirche,
Breslau

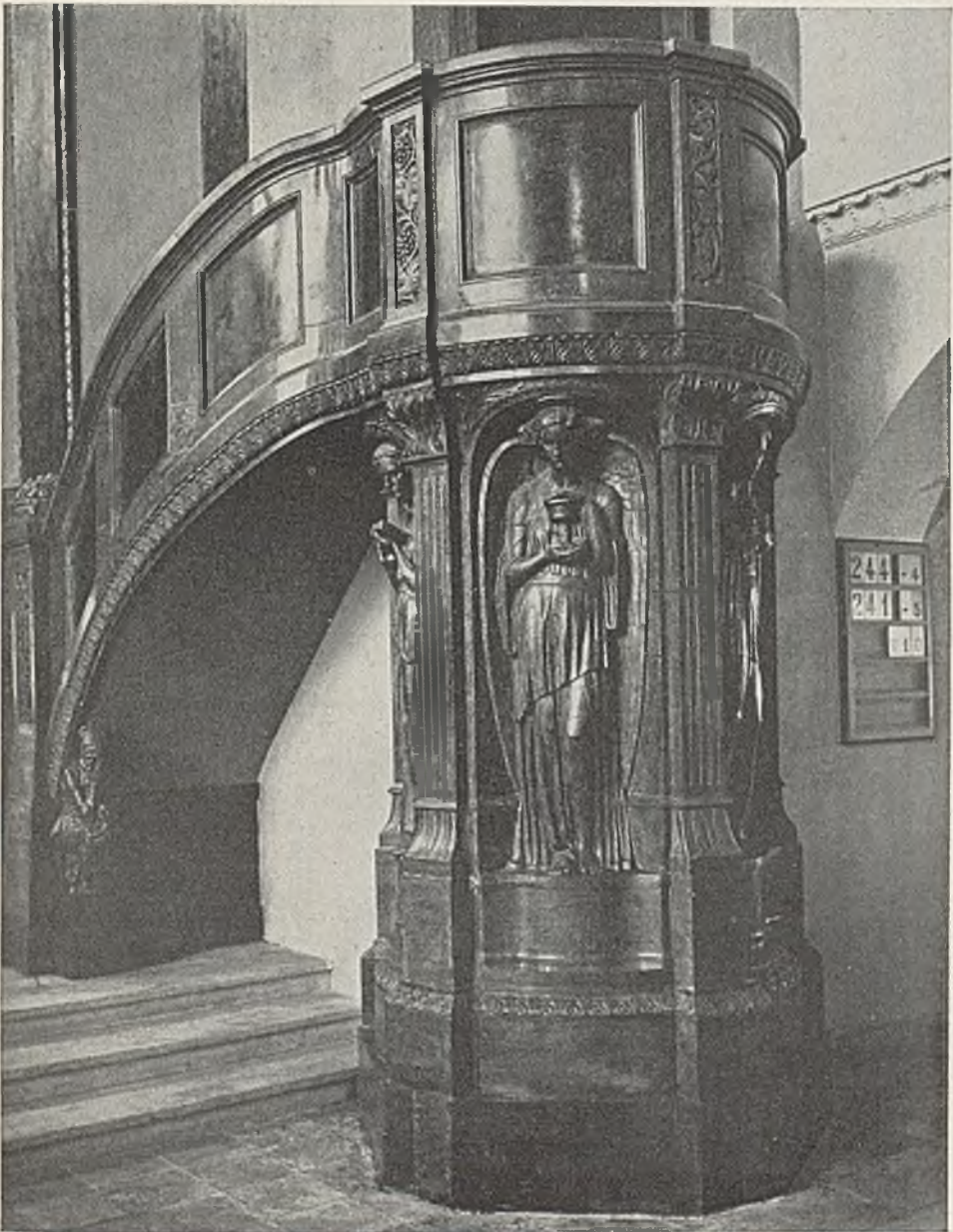
des Künstlers (1921), der Venus (1917) und dem Genius (1922). Es war kein Leichtes, sich aus der Tradition mit dieser Stille und Unmerklichkeit für Auge und Ohr zu lösen, wie der Künstler es getan hat. Die Jüngeren griffen hier zum Mittel der Abstraktion, d. h. sie setzten sich über das optische Empfinden des Beschauers vollkommen hinweg und dehnten die Glieder ihrer Menschen gemäß dem Willen ihrer Darstellungswünsche nach den inneren Funktionen des Darzustellenden. Das ist bis zu einem gewissen Grade möglich. Uberschreitet die bildhauerische Darstellung diese natürli-



Kriegerehrung (Holz) in der Pauluskirche,
Breslau

che Streckung nur im allergeringsten, so wird die ganze Gestalt zur Karikatur. Die bildende Kunst ist vom Auge abhängig. Es ist unbedingter Selbstbetrug, sich über diese Einengung, die durch das Auge

des Beschauers fest gezogen ist, täuschen zu wollen. Man mag noch soviel von der rhythmischen Gebundenheit des Außen mit der Stärke des Inneren reden, man mag von strukturellen Notwendigkeiten



Kanzel in der Johannisikirche zu Breslau (Muschelstalt)

sprechen, das ist alles theoretisch sehr schön, teilweise sogar einleuchtend, die praktische Auswirkung einer solchen Gestalt aber ist — ich nenne das Kind ohne Höflichkeit genau beim Namen — Karikatur. Es muß auch zum Nachdenken zwin-

gen, wenn ein Könner wie Wilhelm Lehmbruck, dessen Zeichnungen und Modellierungen die melodiose Zartfühligkeit eines Jnges atmen, ohne jedes süßlich Verdünnende, wenn dieser selbe Höchstbegabte in seinen Figuren Dinge schafft,



L. Sältpaus, Messing

die als Zeitwille den Raum überwinden wollen. Es ist unmöglich, diesem Schaffen sein innerstes Ergriffensein nur leise zu versagen, aber man fühlt bei diesen systematischen Versuchen Lehmbruchs die gleiche niederschmetternde Erschütterung, die ihn wohl selber zur Tragik seines Lebensabschlusses bewogen haben mag. Dieses Übergangslose plötzliche Wenden Lehmbruchs vom klassisch Verwandten zur

übersinnlichen Problematik zeigt das Berauschtsein von einem Gedanken, der ihn aus dem Wirbel tragen sollte, der damals die Kräfte der Jüngeren in sich sog: Auguste Rodin. Man stürzte sich auf Maillols Sprödigkeiten, sah aber in diesen Werken nur Einzelfälle festgelegt und suchte nach einer vollkommenen Wendung. Theodor von Gosen erreichte sie in aller Ruhe, äußerlich wenigstens, indem er sich über das Hildebrandsche Dogma hinwegsetzte und bei allem Verehren dieses wahrhaft Großen die Bewegung als Lebendiges erfaßte. Damit befreite er sich auch von Marées „vegetativem Sein“. Gosen folgte nicht dem Lockruf, den Körper zu entkörperlichen und ihn zum Gefäß zu stampeln für alles Gedankliche des Künstlers (was Winne in so einzigartiger Weise gelöst hat). Gosen verfiel auch keiner heimlichen Gotik, das beweisen die prachtvollen Engelsfiguren in der Johanniskirche zu Breslau; er ließ sein ursprüngliches Erleben in der Gewalt seiner eigenen Ergriffenheit von seinem plastischen Empfinden in ein Werk umsetzen. Deshalb glückte ihm auch die Erfassung des Menschlichen in seinen Porträtbüsten so ungewöhnlich gut. Er fühlt die innere Melodie des Darzustellenden, er liest sie aus der optischen Gesamtsumme der Bewegungen und Formen als künstlerisches Ganzes ab. Er ist wie jeder echte Künstler Expressionist im Urinne, d. h. er drückt das Innere eines Geschehens aus. Aber er ist Expressionist im Sinne

Goethes, d. h. ohne Naturfeindlichkeit. Er benützt im Gegenteil die Naturformen, um durch sie klar und eindeutig das hinter dem bloß Naturalistischen Liegende, das Metaphysische auszudrücken. Einer zu großen Blätting der Form und einem Unterordnen des Charakteristischen zu Gunsten des Harmonischen, diesen Gefahren der Werden den ist er deshalb nie verfallen, weil er im Material zu denken vermag. Es ist ihm unmöglich, hier fehlzugreifen und da Marmor zu wählen, wo nur Bronze, Eisen oder Holz in Betracht kommen können. Man betrachte die verschiedenen Porträtsbüsten, vergleiche die Ausdrucksstala der Köpfe mit dem Materiale und man wird erkennen, wie treffend des Bildners Wahl in jedem Falle gewesen ist. Das Bildnis Max Regers (1903) gehört neben dem Otto Roeses (1921) zu den besten der heutigen Porträtplastik. Hier redet ein Kömmer eine nach vollkommener Wesensübereinstimmung herausgeläuterte Sprache. In

dieser Haltung Regers, in diesem nach innen verlorenen, wenn auch ins Ferne gerichteten Blicke des jungen Meisters, liegt sein hinter lapidar abweisender Gebärde verstecktes feinsinniges Innere verborgen. Wer den als Menschen und philosophischen Weltbetrachter einheitslichen Denker Otto Roesse nicht persönlich kennt, muß aus diesem lächelnden Antlitz, in dessen lebendigem Mienenpiel die suggestive



Heinrich Selne, Bronze

Macht einer Persönlichkeit liegt, den jeden Ausspruch aphoristisch fein und abgerundet prägenden wissenden und witzigen Geist ablesen. Aus der Messingbüste des Generalkonjuls Galpaus (1923) ist der allem Schwärmerischen abholde Tatenmensch eindeutig zu erkennen. Selten wurde durch eine Bildnisbüste das Wesen eines Menschen so erschlossen, wie das Gosen gelingt mit dem Kopfe von Franz Strauß, dem

Vater Richard Straußens (1897). Hier ist eine Natur des Nur-Wesentlichen kouterseit, ein Künstler, der zeitlebens mit unerhörter Sicherheit seinen von ihm selbst ans Klassische gebundenen Weg gegangen und dessen floßiger Charakter einer größeren Eigenentwicklung selbst eigenjinnig den Niegel vorgeschoben hatte.

Eine frische Arbeit wie die in versilberter Bronze ausgeführte Susanna (1895) geht bei allem melodischen Fluß weit über die Antike hinaus und weist jene Linie des Werdens, aus der später der bronzene Grosreiter auf dem Pegasus in den Breslauer Anlagen entstand (1914). Seine Befähigung als Monumentalplastiker erwies Gosen besonders in den beiden Entwürfen für Brückens Pfeiler in München

(1904). In dieser ausgewählten Art des Ausdrucks zeigt sich Gosen's klare Erkenntnis vom Wesen der Plastik darin, daß er alles Beiwerk streng vermeidet. Dadurch entsteht eine Schlichtheit und Größe, die sich so glänzend bewährte in der Christusfigur für das Breslauer Matthiasgymnasium (1922) und dem Beethovenendenkmal für Mexiko (1923).

Wirft man einen Blick auf diese verschiedenen Denkmale, so erstreut die Erkenntnis, daß Gosen kein Künstler mit prinzipieller Arbeitsweise ist. Dazu ist sein künstlerisches Wesen zu viel-



Landwehroffizier 1813, Bronze

seitig und zu wenig von einem gewissen Fanatismus geleitet. Aus seiner Liebe an Malerischen der Oberfläche ist seine handwerkliche Freude zu verstehen. Aus dem Zusammenklang beider folgert sein Niveau. Von dem Recht auf das Material macht Gosen guten Gebrauch. Für ihn ist das Gesetz des Materials eine Grundbedingung. Wenn er in Wachs, Marmor, Eisen, Messing oder Bronze formt, so sind das immer Notwendigkeiten. Gleiches gilt für seine „Gelegenheitsarbeiten“. Man betrachte z. B. seine Ehrengeschenke, deren eines hier abgebildet ist. Wie wächst dieser aus dunkel patinierter Bronze geformte Holzfäller harmonisch aus dem Ganzen auf. Die leicht strömende Erfindung bleibt überall im Verhältnis zu Inhalt

und Bedeutung des Gegenstandes. Mit den gleichen Eigenschaften sind seine Tafelaufsätze versehen. Alles ist unmittelbar und frisch, und nie hat man das Empfinden, daß hier die Kunst zum Kunstgewerbe herabgestimmt ist. Da der Bildgedanke nicht literarisch ist, und nie illustrativ auftritt und jedewigige Zuspizung meidet, die den Blick zu fest auf Einzelheiten lenken könnte, ist die Geschlossenheit des Ganzen immer ebenso erreicht, wie das Zweckdienliche gelöst ist.

Mit besonderer Freude ist es zu be-

grüßen, daß ein Künstler von Gosen's Rang'sich auch den Grabzeichen zugewendet hat. Gosen geht hier auf den früheren

Gedanken der schlichtesten äußeren Form zurück, wie aus der Platte für Otto Ubbelohde ersichtlich ist. Alles Persönlich-Ehrgeizige tritt in den Hintergrund und im Ornament wie in der Beschriftung tritt der künstlerische Ausdruck zu Tage. Das abgebildete Gitter vom Grabe Molinari zeigt den Einfluß des Künstlers auf die ruhige Gestalt einer solchen Umfriedung und das

Denken des Schöpfers im Material, das eine nur beschränkte

Arbeitsmethode zuläßt. Die große Beobachtungsgabe Gosen's und sein Sinn für das Wesentliche erhärtet sich auch auf seinen Pferdestatuen.

Nicht Wunder kann es nehmen, daß ein Schaffender von der bildnerischen und malerischen Phantasie Gosen's sich mit Liebe der Medaillen- und Plakettenkunst hingeeben hat. Es ist dem Laien meist unbekannt, ein wie geschulter Künstler man sein muß, um in dieser Kleinkunst Gutes zu wirken. Die Komposition allein erfordert außer den schon genannten Bedingungen einen philosophischen oder stimmungreichen Kopf.



Die Mutter des Künstlers, versilberte Bronze

Abgesehen von der vorbildlichen Kunst der Franzosen, finden sich Meisterarbeiten unter den alten deutschen Münzen, die für richtige ornamentale

Schriftenanordnung Musterbeispiele bieten. Die Art vorbildlicher Beschriftung, wobei ihm Zimbal stets zur Seite stand, beweisen die beigegebenen Abbildungen der Gedektafeln. Die Stilreinheit seines Empfindens tritt überzeugend zutage. Wie er spielend die starke Hemmung einer großen Formenfesselung überwindet, das verrät den berufenen Schöpfer, dem die Form stets Reiz und nie Hinde-

rung ist. Das Betonen des Bildlichen im Rahmen der Form und die Anordnung der Schrift sind von klassischer Schönheit. In der Plakette beweist er gleiche Vorzüge. In manchen sind kleine Leeren, die als erprobte Flächen im höchsten Maße stimmungsvoll sind. Gerade sie zeigen Gosen's Stilstärke besonders klar, denn die meisten Künstler hätten hier der Versuchung eines ornamentalen Füllsels nicht widerstanden.

Gosen's malerische Begabung erzielt besondere Erfolge auf dem Gebiete der Emailarbeiten. Hier ist er von derselben gewählten Eigenart, von der glei-

chen Hingabe an den knapp umrissenen Formenausdruck, der im Kontur den Organismus betont, wie in den weiblichen Schmucken. Was er an Broschen, Gürtelschließen und Anhängern geschaffen hat, das ist bei aller nüchternen Erwägung des Endzweckes stets von echtestem künstlerischen Empfinden, fast darf man sagen Leidenschaft durchdrungen. Von köstlichstem Reize sind seine Emaillearbeiten. Man muß eine Ahnung von der Schwierigkeit dieses Kunstzweiges besitzen, man muß wissen, welche vielseitigen technischen Kniffligkeiten bei jedem Fortschritt an solch einem Werke zu überwinden sind, um den einheitlichen, stets hochkünstlerischen und niemals ins Spielerische fallenden Eindruck



Ehrengeschenk, Bronze und Marmor

dieser Arbeiten ganz zu würdigen. Wosjen hat ein Altarkreuz geschaffen, dessen Gesamtheit von einer Innerlichkeit ist, die durch ihre ergreifende Schlichtheit ins Feierliche gesteigert ist. Das ist wahrhaft religiöse Kunst. Welch ein Unzug wird gerade mit diesem Begriffe heutzutage getrieben! Jeder Farbenbesessene glaubt, wenn er die Grundfarben ohne Verbindungstarr, klobig und brutal nebeneinanderstellt; wenn er der einen sogenannten Gestalt seiner chaotischen Verzeichnungen ein karminrotes Gewand u. der anderen einen kobaltblauen Rock anhängt und den Kontur breitstrichig schwarz darum liniert, schon „religiöse Kunst“ zu treiben. Nichts hat den Ernst moderner Richtungen mehr geschadet als diese kenntnislos aufgeblä-



Lühower Dentnat (Muschelkalf) Zoben

sene Zänmerlichkeiten. Knappe Form, asketische Zurückhaltung im Farbigen und Zeichnerischen sind Erfordernisse dieser Kunst, aber sie müssen aus einem tiefinneren Gemüte, aus dem Inneren eines seelisch Vereiften (der deshalb nicht ein Alter zu sein braucht!) stammen. Und diesem muß alles Technische eine so selbstverständliche Grundlage sein, aus der heraus sein Form- und Farbiville ohne jede hemmende Bindung wächst, daß sein Erschaffenes ohne weiteres dem

tiefen Stimmungsgehalt eines Kirchenraumes eingepaßt ist. Aus der Resignation des Farbigen und aus dem Maßhalten im Zeichnerischen muß doppelt stark und doppelt tief die Ausdrucksgröße und Eindrucksinnerlichkeit wachsen. Und das ist in der Tat stets von den Großen erreicht worden. Gosen scheint verwandt mit diesem Emaille, das eine Mischung von Glasmasse mit Metalloxyden ist und dessen Färbungen aus flüssigen Feuern quellen. Der hier Schaffende braucht Gleichmaß, benötigt eines



Hochzeitsmedaille

sich völlig im Materiale versenkenden
Einfühlungsvermögens, ohne daß er
nie zu erfassen vermag, ob diese oder
jene Farbwendung auch nur annähernd

so „kommen“ wird, wie es seinem Auge
im Geiste vorschwebt. Diese helle, ge-
lassene Seele mit der nie verlöschenden
Blut des künstlerischen Empfindens

Ehrenbürger-Medaille
der Universität BreslauEhrenbürger-Medaille (Rückseite)
der Universität Breslau

scheint Gosen zu besitzen. Man betrachte die einzelnen Teile aus der Oberfläche seines Altarkreuzes. Das ist die aus naiver Gläubigkeit geborene Macherzählung eines religiös-geschichtlichen Vorganges. Das Historische ist der kaum sichtbare Untergrund, so wie die Farbe dem Metall aufliegt. Wesentlich ist das Erschütternde des

wächst das Kirchliche zum Religiösen auf. Zwei formvollendete, in der Verteilung von Emaille und Metall vorbildlich schöne Leuchter, vervollständigen dieses Kirchengesetz, das diese Bezeichnung verdient im Sinne des Mittelalters, das im Gerät das Symbol fühlte und sah.

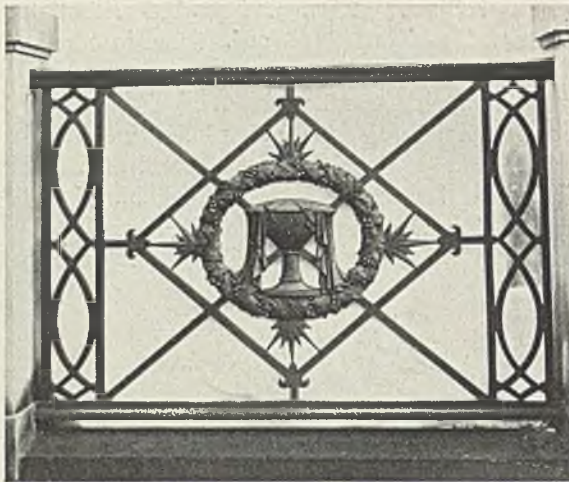
Überschaut man das Werk Gosens,



Samariter-Medaille

religiösen Geschehens. Der Gedanke ist monumental gefaßt, ohne die Raunkleinheit des Bildes auseinander zu treiben. Monumentalität ist eben kein an das Metermaß gebundener Begriff, sondern eine Innensache. Dieses kleine Werk ist etwas unsäglich Sublimes, Feines und Stimmungsreiches. Aus diesem Einzelwerkchen, das hier noch dazu der Farben, also der Seelschwung entbehrt, setzt sich das große Kreuz zusammen. Aus solchem Altarschmuck

so hat man den Eindruck, daß Theodor von Gosen ein Beispiel dafür ist, daß sich Kunstepochen nicht willkürlich herbeiführen lassen, und daß mit Temperamentausbrüchen allein noch gar nichts getan ist. Gosens Schöpfungen beweisen, daß Neues sich nur langsam aus dem Boden des Gewesenen heraus entwickeln kann, daß „Stile“ nicht gewollt, sondern erarbeitet werden müssen und zwar ohne die allerfernste Absicht, „persönlich“ wirken zu wollen.



Grabkette, Bronze



Epitaph, Bronze



Rob. Waag

Sommerabend

Blutsbruder Motor

Aus dem Tagebuch des Leutnants Werth

Von Theodor Heinrich Mayer



G

21. Juni. — — — —

22. Juni.

gestern habe ich zum erstenmal auf der ganzen Fahrt — die Eintragung unterlassen. Die Seligkeit war zu groß. Ich hätte vielleicht schreien können, aber nicht schreiben...

Und Kapitän Brinkmann, unser Führer, kam ja auch nicht über die erste Zeile hinaus: „Wir haben heute den Pol erreicht!“ Wie ein Rausch sind uns die beiden letzten Tage dahingegangen. Gestern gestanden es alle ein: jeder hoffte, daß wir als erste das Ziel betreten würden, aber keiner wagte es laut auszusprechen. Wie eine Mauer drängten sich die Berichte von Peary und Cook vor solche Hoffnung. Und wer hätte es gedacht, daß auch der erprobte Peary irrte, daß der Pol nicht mitten auf dem vereisten Meer lag, wie er behauptete, sondern inmitten einer kleinen Inselgruppe? Ich glaube, wenn wir Pearys Bericht nicht gekannt hätten, wir wären nicht halb so glücklich gewesen — wer war auf eine solche Überraschung gefaßt? Sogar der Motor unseres Polarschlittens muß in unser Frohlocken eingestimmt haben, als sich vorgestern beim Aufbruch die Nebel hoben und plötzlich die Inseln sichtbar wurden. Seit wir von der Nordküste Grönlands aufbrachen, ging er nie besser als an diesem Tag. Ein Tempo von 35 Kilometer, wie damals, hatten wir sonst nie erreicht. Freilich, auch das Eis war spiegelglatt wie noch nie — die Natur gab zum Empfang der Gäste, was Men-

schen von heute schönstes Geschenk ist: schnelle Fahrt!

Dank ihr für solchen Willkomm! Aber tausend Dank dem Motor, der uns so mühelos bis an das ersehnte Gestade brachte! Ohne jede Störung, wie ein gutes, treues, liebes Tier, lief er alle die vierzehn Tage von Kap Archibald bis hierher. Ob nicht solches Menschenwerk auch eine Art von Seele bekommt, wenn sein Schicksal so untrennbar mit dem von Menschen verkettet ist? Es macht froh, das zu glauben ... Jedenfalls, so eifersüchtig ich auch sonst die Maschine hütete, gestern mußte ich sie den Händen aller überlassen.

Wir sind ja noch so jung, Brinkmann mit seinen achtundzwanzig Jahren ist der Älteste von uns ...

Zuerst tropften sie ganz vorsichtig Petroleum in die Zylinder und Öl auf die Lager, kurbelten an und stellten den Motor wieder ab, aber dann spielten sie mit der Maschine wie ein Kind, das zum erstenmal ein mechanisches Spielzeug in die Hand bekommt. Ich hinderte sie nicht, war doch auch ganz toll vor Freude ...

Freilich, ein bißchen war ich doch eifersüchtig, als sie die Maschine lobten und den Lenker vergaßen. Vierzehn Tage lang einen Polarschlitten über solches Eis zu steuern, ohne jeden Unfall, ist doch auch eine Leistung! Ich will nicht gekränkt sein. Ich habe den Motor gern, als sein Blutsbruder fühle ich mich, seit er mir beim ersten Ankurbeln in der Fabrik die Finger

blutig schlug. Wer ihn lobt, lobt auch seinen Schöpfer und Führer.

Auf meiner Maschine hißte ich die erste Flagge, die je auf dem Nordpol wehte! Und dann fuhren wir eine halbe Stunde im Kreis auf dem kleinen Hochplateau herum ... ja, wir sind wie die Kinder. Und eine Maschine trug uns, mit Vollkommenheiten bedacht, die nur eine späteste unter den Zeiten ausdenken kann. ... Einen Augenblick lang kam ich mir wie ein Greis vor, der noch einmal das Jungsein spielen will, ehe er von einem Tausendjahrleben Abschied nimmt.

Fort mit solchen dummen Gedanken, wir wollen nicht Menschheit, sondern Menschen sein! Das erste Glas Champagner teilte ich mit dem Kühler des Motors, er bekam den ersten Trunk, ich den zweiten — so ziemt es Blutsbrüdern! Keiner von den Gefährten verachtete mich dabei, nein, sie alle tranken zuerst der Maschine zu, und sie schien zu fühlen, wie wir sie feierten: versteckte Luftbläschen lösten sich irgendwo aus dem Röhrenwerk, gurgelten zur Oberfläche empor — wie ein leises Lachen hörte es sich an.

Heute genoß der Motor Ruhe. Brinkmann und Hansen hatten mit den Aufnahmen und Vermessungen zu tun, Kellner errichtete eine hohe Steinspyramide, in der wir die Dokumente unserer Anwesenheit hinterlegten, prüfte die Proviantkisten und nähte einige Risse am Zelt. Ich aber gehörte ganz meiner Maschine. Und die Sonne schien dazu, wie daheim an einem Tag im Vorfrühling.

Ich reinigte den Vergaser, pußte die Ventile aus, ließ das alte Öl aus dem Gehäuse ab. Auch bei der Transmission und den Raupenfetten war einiges nachzustellen. Ich bin beim Bau des Motors, bei allen seinen Erprobungen in der Heimat dabei gewesen, habe bei den Arbeiten immer selbst Hand angelegt,

so staunend ehrfürchtig wie heute tat ich es noch nie. Wo Flächen sind, pußte ich sie, bis kein graues Fleckchen von Öl oder Schmutz daran haftete, kam mir dabei wie ein Kirchendiener vor, der andächtig den Staub von goldenen Altargeräten wischt.

Blanker, starker, schimmernder Stahl, Seele einer großen Zeit und Unterpfand einer noch größeren!

Ringsum Eis, flimmerndes Eis, soweit die Blicke reichen. Keine Wolke zieht über den Himmel, rein und klar leuchtet die Sonne über eine eisstarre Welt. Und hinter dem Horizont wieder Eis, Eis überall — kein Sinn vermag ein Land mit Wiesen und Bäumen und Blumen zu denken, eisverloren scheint die Erde wie am Ende der Tage. ... Nein, nein, wohin das Auge blickt, ist Süden, kein Eishügel, kein schneeiger Kamm in der Runde, dem nicht seine Sonnenstunde zugeteilt ist, in der das Gestirn auf seinem Scheitel ruht! .

Kreisende Sonne am ewigen Pol — und am Pol steht der Mensch!

Eis, Menschen — und blinkender, lebender Stahl! Wie doch die Sonne alle Winkel und Spalten der Maschine erleuchtet, mit weichen Oligerhänden über die Flächen gleitet — Stahl, in glühenden Dämpfen gelöst, Stahl der Sonne und der Sterne grüßt irdischen Stahl, dem Menschengestalt Sinn und Form gab ... hier, am äußersten Punkt unserer Erde, fühlt man erst das unergründliche Mysterium, das Geist und Stoff umschließt.

Keine Grübeleien... blendend hell umspielt mich die Sonne, ohne Nacht folgt hier Tag nach Tag, ich stehe am Ziel der höchsten Wünsche meines Lebens, bin Sieger ... Pol des Nordens, um den die Sterne kreisen, sei gegrüßt!

23. Juni. Wir brachen um sechs Uhr früh auf. Die Windstille der letzten Tage ist einer leichten Brise gewichen,

die unsere Fahne auf dem höchsten Punkt der Insel fröhlich flattern läßt. Wir sahen uns lange nach ihr um, erst als wir unter eine zweite kleinere Insel geraten, entschwindet das Siegeszeichen unseren Blicken. Ich biß die Zähne zusammen, bemühte mich, an nichts zu denken als an den Motor, den ich zu bedienen habe.

Auch die andern haben seit dem Aufbruch kein Wort gesprochen. Solche Rückkehr ist wie der Abstieg von einem Gipfel, den man nie, nie wieder betritt. Brinkmann sitzt hinter mir auf dem Motorschlitten, deutet mir nur manchmal stumm mit der Hand die Richtung an; das Eis ist schlecht, wir kommen nur langsam vorwärts. Hansen hütet den ersten Anhänger mit den Benzinkanistern, Kellner den zweiten mit dem Proviant.

Ich muß fast immer mit der ersten Geschwindigkeit fahren. Und dabei haben wir noch fünfzehnhundert Kilometer bis zu den neusibirischen Inseln, wo uns die Expedition Scharmiher erwartet. Wenn unser Plan gelingen soll, das ganze Polargebiet zu überqueren, müßten wir aus Sicherheitsgründen wohl Tagesetappen von mindestens sechzig Kilometer einhalten. Aber schon auf dem Weg von Kap Archibald zum Pol ist uns das nicht immer geglückt ...

Unermüdblich schleppt sich die Maschine vorwärts, kriecht Eishügel um Eishügel hinan, gleitet dann jenseits vorsichtig hinab, zermalmt kleine Höcker mit ihren Greifklauen, bohrt sich knirschend durch Wächten. Regelmäßig wie ein Herz geht der Motor.

Oft, wenn wir ein besonders schwieriges Stück Weg hinter uns haben, klopfte ich auf das warme Blech des Gehäuses. „Brav, Bruder!“ Und nun ist es, als ob eine unsichtbare Hand den Gashebel rückt, der Schlitten mit seinen Anhängern macht einen

Satz nach vorwärts, daß ich Mühe habe, an den Hindernissen glatt vorbeizukommen. Sehe ich genauer zu, so steht der Gashebel dort, wo ich ihn feststellte, auch an der Zündung hat sich nichts geändert.

Was wissen wir von einer Maschine? Daß wir sie gebaut haben ... sonst nichts.

Der Himmel hat sich leicht getrübt, unsere Apparate kündigen einen Wetterumschlag an. Viel kann er uns nicht anhaben, unser Proviant reicht auf drei Monate, und mit dem Benzinvorrat kommen wir noch weit ins sibirische Festland hinein. Nur der Motor dürfte nicht versagen.

Ich habe keine Angst: ein Blutsbruder läßt den andern nicht im Stich. In den Händen fröstelt mich ein wenig, ich schalte den Dynamo ein, dessen Strom meine elektrischen Handschuhe speist. Wie wohl das tut — und diese Wärme kommt vom Motor ...

24. Juni. Die Trübung der Atmosphäre wird stärker, bald da, bald dort springt eine Brise auf, und auch Scharmiher, mit dem wir täglich in drahtlose Verbindung treten, verhält sich in Bezug auf die Wetterverhältnisse sehr zurückhaltend. Er will nichts vorhersagen, warnt uns aber jedenfalls vor jeder unnötigen Verzögerung.

„Der Sommer wird heuer kurz sein,“ meint Brinkmann. Dann gibt er das Zeichen zur Abfahrt.

Die beiden englischen meteorologischen Stationen auf Franz-Josef-Land meldeten schon gestern ein auffallend frühes Zurückgehen der Polartiere. Andererseits deutet das viele offene Wasser um die Inseln dort auf einen gelegentlichen Einbruch von Warmwetter. Nun, auch dafür ist gesorgt. Die Kaltboote mit den Hilfsmotoren bringen uns bequem über offene Meeresteile hinweg.

Den ganzen Tag legten wir bloß dreißig Kilometer zurück. Das Eis

ist sehr zerklüftet und zwingt zu ermüdender Arbeit. Kellner läßt des öfteren kräftige Flüche hören, und auch wir sind nicht gerade in bester Laune. Nur der Motor ist geduldig und uner müdlich wie immer. Kein Mensch kann ein treuerer Gefährte sein.

Des Nachts hätte ich ihn am liebsten neben mir im Zelt, um meinen Kopf daran zu lehnen.

25. Juni. Heute ist der Himmel völlig mit dichten Wolken verhänget, eisige Böen sausen über uns hinweg. Gegen Mittag setzt bei schneidender Kälte ein Schneetreiben ein.

Wir kommen immer langsamer weiter. Eine andere Expedition hätte jetzt die ersten Zeichen von Mutlosigkeit verspürt — wir nicht. Eine Maschine aus Stahl steht uns zur Seite, und stählern wird auch unser Sinn bei solchem Vorbild. Wir wollen als erste das ganze Polarland überqueren — weicht Brinkmann von der vorbestimmten Route ab, wir verweigern ihm den Gehorsam! Aber seine Beharrlichkeit gibt der unsern nichts nach. Wir vollenden, was wir begonnen haben!

26. Juni. Am Morgen weckte uns ein furchtbarer Sturm. Um die Mulde, in der wir lagerten, war ein ganzer Schneewall aufgehäuft; Kellner mußte erst eine Durchfahrt für die Schlitten schaufeln.

„Ob der Motor bei der Kälte gleich angehen wird?“ fragt Brinkmann. Ich spritze Petroleum in die Zylinder, gieße Schwefelkohlenstoff in den Vergaser. Dann sehe ich auf unser Thermometer hin, zude mit den Achseln. Heute wird es mit dem Ankurbeln schon seine Schwierigkeiten haben ...

Aber da spüre ich einen heißen Schmerz in der Rechten, auf der Narbe, die einst der Motor schlug; ich springe zur Kurbel hin, ein Ruck — das Pochen beginnt! Ich schäme mich, eine Sekunde lang an meines Bluts-

bruders Treue gezweifelt zu haben. Stahl kann nicht wankelmütig sein.

Trotz des schlimmen Wetters kommen wir heute etwas rascher vorwärts als gestern, das Eis ist weniger zerspalten. Manchmal gleiten die drei Schlitten so leicht dahin, daß Kellner über die Maschine spottet: „Wenn das Benzintier einmal mußt — die zwei Anhänger ziehen wir auch allein weiter!“ Ich gebe ihm eine zornige Antwort. „Wir sind mit der Maschine ausgezogen und kehren auch mit der Maschine heim! Ein Lump, wer seinen Gefährten im Stich läßt, mag er aus Fleisch und Blut sein oder aus Stahl!“ Der Matrose setzt aber den Disput weiter fort, bis endlich Brinkmann zur Ruhe mahnt.

Sonderbar, wie erregt wir sind. Und noch sonderbarer, daß sich all unser Sinnen und Reden um den Motor dreht. Auf der Fahrt zum Pol nahmen wir ihn als etwas Selbstverständliches hin, und eht ist er der Mittelpunkt unserer kleinen Schar geworden. Fühlen wir vielleicht insgeheim, daß er uns noch viel mehr bedeuten wird, als wir ausdenken wagen? Nein, meine Zuversicht wankt nicht.

Unheimlich dunkle Wolken stehen im Süden. Man vermeint, den geöffneten Rachen eines Riesentieres zu sehen, das uns verschlingen will. Nein, wie eine Reihe von ungeheuren Tanks wälzt sich die Wolkenbank heran. Angstvoll möchte man auf das Dröhnen ihrer Motoren horchen — nur das vertraute Klopfen unserer Maschine ist zu hören. Und dann die Melodie des Eises: es knackt und knarrt und knirscht und knurrt, der Sturm fährt brüllend dazwischen, ächzend splintern ganze Stücke von den Eisbergen ab; dann kommt von der Höhe wieder ein Sausen und Pfeifen, als stürzten unsichtbare Aeroplane herab, dumpf gurgelt das Meer in den Spalten, die sich unter unseren Schritten öffnen.

Wären wir allein auf uns angewiesen, wir bangten vielleicht. Aber so lauschten wir bloß der Maschine aus Stahl, die regelmäßig pocht, wie das Herz eines Menschen.

Es ist kalt, die andern verstecken sich in ihren Pelzen, bloß ich, der Lenker, habe meine Hände frei. In dem Strom, der durch meine Handschuhe fließt, spüre ich das Leben des Motors.

Wie zwei Freunde, die sich an den Händen halten, wandern wir über das Eis.

27. Juni. Tag des Unheils ... Am Morgen schien sich eine Besserung des Wetters anzukündigen. Die Temperatur war auf +1,5 Grad gestiegen. Aber bald danach setzte der ärgste Schneesturm ein, den wir je erlebt hatten. Ja, wir erlebten ihn — wir leben noch!

So dicht wurde das Schneetreiben, daß Kellner auf dem zweiten Anhänger kaum deutlicher sichtbar war als ein grauer Schatten in der Dämmerung. Brinkmann gab nach dem Kompaß die Richtung an. Unmöglich, sich irgendwo besseres Terrain auszusuchen. Das Eis war unerhört zerklüftet, schien erst vor kurzer Zeit eine Pressung ärgster Art durchgemacht zu haben, gelangte noch immer nicht zur Ruhe. Unheimlich dieses fortwährende dumpfe Brausen, bald nah, bald fern. Unter den Schlitten klappten plötzlich Spalten — aus anderen, denen wir ausweichen wollten, stiegen zwei Meter dicke Eismauern auf. Das Heulen des Sturmes, das Pfeifen des mitgejagten Schnees, das Splintern geborstener Eisstrümmen — warum wurden wir nicht verzagt? Manchmal blieben wir für eine Minute stehen, lauschten. Und dann atmeten wir tief auf, blickten uns an. Nur Augen hinter vereisten Brillen sahen wir, und diese Augen lächelten: in regelmäßigem Takt schlug ja das stählerne Herz an der Spitze unseres Buges,

spornte uns zu gleicher Ausdauer an. Wir zogen weiter.

Ein Kilometer in der Stunde leisteten wir so, manchmal auch zwei. Der geringe Fortschritt machte uns nicht mutlos. Wir hatten ja genug Proviant und Benzin.

Die Temperatur stieg weiter an, der Sturm milderte sich ein wenig, die Nebel hoben sich. Ein fremdes Geräusch in der Ferne fiel uns auf, eben weil es fremd war. Brinkmann bestieg einen Eishügel, glaubte gegen Ost-Südost leichteres Eis zu erspähen, deutete uns eine Richtung an. Eine Minute ließ er die Augen noch in die Runde gehen, forschte nach dem fremden Geräusch, das sich zu nähern schien; erkannte keine Ursache, zuckte die Achseln, stieg herab, und wir fuhren in der neuen Richtung weiter.

Das Eis wurde besser, wir hätten uns eigentlich freuen sollen. Aber jetzt, sieben Stunden später, weiß ich es ganz genau: wir zitterten wie Übeltäter vor einer noch unbekanntem Strafe. Und hatten doch nichts verbrochen.

Das fremde Geräusch wurde immer stärker, kam nun schon von allen Seiten, als wollte es uns wie ein Feind einschließen. Wir bemühten uns, es zu überhören, vernahmen es um so mehr.

Ich glaube, es war Hansen — es kann aber auch Brinkmann gewesen sein — oder sprangen wir alle auf den Eishügel hinauf? Ein Schrei war es, ein einziger Schreckensschrei, furchtbarer noch als jenes unerklärliche Geräusch, das nun mit einemmal zu betäubendem Lärm angeschwollen war.

Jetzt, in der Ruhe des Bettes, kann ich mir ungefähr deuten, was geschah. Der andauernde, ungewöhnlich heftige Sturm hatte im Westen eine große eisfreie Fläche geschaffen; die Eismassen, die er ohne Unterlaß vor sich herschob, fanden plötzlich keinen Widerstand, drängten wie ein rasender Strom dem offenen Wasser zu.

Aber wir sahen: ein hoher Wall aus Eis wälzte sich im Halbrund auf uns zu, verlängerte von Sekunde zu Sekunde seine seitlichen Ausläufer, mußte uns in kurzer Zeit ganz eingeschlossen haben. Unbeschreiblich das Poltern, Krachen, Dröhnen der stürzenden Blöcke, die beim Fallen zu Eisstaub zerstoßen, von neuen, noch größeren, verderblicheren gefolgt. In wenigen Minuten erreichten, zermalnten sie uns ... einzelne Blöcke sprangen voraus, wie Führer, brüllend warfen sich die andern nach.

Ein Schrei Brinkmanns: im Südwesten zeigte sich Land, eine kleine felsige Insel... wenn wir sie früher erreichten.. In der nächsten Sekunde waren wir bei den Schlitten, ich gab Vollgas, riß die Lenkung herum. Nur eine Rettung: Schnelligkeit, nur eine Schnelligkeit: die Maschine. Vielleicht dreißigmal stürzte der Schlitten um, fiel auf uns, schlug uns Beulen, blutende Wunden, wir achteten ihrer nicht. Konnten wir uns nicht selber befreien, so eilten die Gefährten herbei. Nicht uns galt ihre angstvoll hervorgestohene Frage. „Ist der Motor heil?“ war ihre einzige Sorge.

Immer näher rückten die haushohen Schollen, ein weißer, grauvoller Lavaström. Sein ungeheurer Druck pflanzte sich unterirdisch weiter, bald da, bald dort brachen Klüfte auf, neigten sich Schollen übereinander.

Noch jetzt verspüre ich den entsetzlichen Ruck, als schleuberte mich eine Riesenhand zurück ins Verderben. Ein Glück, daß das Seil zwischen dem ersten und dem zweiten Anhänger riß... ich habe noch immer das Bild beim Ansehen vor mir, wie sich die Eiswand über den letzten Schlitten neigte, ihn preßte, zerdrückte, weiter glitt, von ihren Unheilsgenossen begleitet... Kellner war nach vorn gesprungen, entkam...

Wir wußten, nun waren die Boote

und unser Proviant verloren, wir wußten es und dachten es doch nicht, nur ein Gedanke hatte in unserem Sinn Raum: der Motor — von ihm hing die Rettung der nächsten Minuten ab, wer fragte nach den Tagen?

Der Handschuh an meiner Rechten war zerrissen, dort, wo die Narbe war, erstarrte ein Tröpfchen Blut.

„Blutsbruder aus Stahl, ich vertraue dir!“

Näher kam die rettende Insel, näher wälzten sich die Schollen. Ihr Krachen, Schlagen, Zerspellen wuchs zu einem Lied der Hölle an. Wir hörten es kaum, in einem letzten Gebet sammelte sich all unser Sinnen, und wir beteten zum Stahl. Wie ein Angsttraum ging die Heßjagd weiter, schnell und doch in entsetzlicher Hemmung, über Hügel ein Kriechen, über Hänge ein Stürzen, über Klüfte ein zitternder Sprung, über kleine Flächen ein verheißender Anlauf, dann wieder beinahe ein Halten vor neuen Hindernissen, ein lähmendes Würgen auf der Brust — das Ende...

Nein, der treue Stahl ließ uns nicht in Stich!

Wie lange wir erschöpft auf dem eisigen Strand lagen, ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wie wir das Zelt aufstellten, den Benzinofen entzündeten, nur den Geschmack von Tee spüre ich im Mund. Die andern haben die Augen zu, ich träume, daß ich alles Grauen des heutigen Tages aufzeichnen muß, um es noch einmal zu erleben. Aber es erschreckt mich nicht mehr, ich bin bloß müde.

Ich träume, daß ich zu schlafen beginne... ich träume, daß ich träume... ein Märchen vom Stahl träume ich... fort mit dem Buch, das meiner Hand entfällt, fort mit dem Licht... ich will träumen, daß ich tief, tief schlafe...

28. Juni. Als wir des Morgens aufwachten, wieder ein neues ungewohntes Geräusch — wie der Anprall

von Wogen hörte es sich an. Wir eilten hinaus — stürmisches Meer zu unseren Füßen! Wir gingen rings um die kleine Insel — überall war sie von offenem Wasser umspült, erst weit draußen zog mit höhnischem Flimmern das Eis vorüber. Schweigend lehrten wir zum Zelt zurück. Dort raffte sich Brinkmann auf.

„Kameraden, unsere Boote und unser Proviant lagen auf dem letzten Schlitten. Wir haben ihn nicht mehr. Auf dem Motorschlitten ist ausreichender Mundvorrat für drei Tage verpackt, kein Tropfen Benzin vom ersten Anhänger ging verloren. Wenn wir den Rest des Proviantes einteilen und Hungertage einschieben, kommen wir länger als eine Woche aus. Von hier bis zur nördlichen der zwei meteorologischen Stationen der Engländer auf Franz-Josef-Land sind es fünf bis sechs Tagesreisen, allerdings über unbekanntes Gebiet... wenn uns das Eis die Brücke baut! Auf uns und den Motor können wir uns verlassen, auf das Eis müssen wir hoffen — es lebe die Hoffnung!“

Wir stimmten in seinen Ruf ein.

Hansen und Kellner gingen daran, unseren kleinen Funkenmast aufzubauen, um einen Rundspruch um Hilfe ergehen zu lassen. Mitten in der Arbeit hielten sie bestürzt inne. Gestern hatte man in der Eile die Sendeapparate auf dem zweiten Anhänger verstaут.

Wir krochen ins Zelt, kochten uns Tee mit ein wenig Trockenmilch und weichten darin ein Stückchen Zwieback auf. Der Benzinofen gab angenehme Wärme.

Wir müssen hoffen.

29. Juni. Ich verließ als erster das Zelt. Keine Änderung der Lage. Das Wetter hatte sich — leider — gebessert, darum ist das Eis nach Süden und Südosten noch weiter zurückgewichen. Im Norden scheint es näher zu kommen. Aber wenn es auch bis zur Insel vor-

bringt, dem mehrtägigen Umweg um den breiten offenen Meeresteil sind wir nicht gewachsen. Nur im Süden gibt es Rettung.

Wir haben nichts zu tun, bloß zu warten. Dieses lähmende, tatenlose Warten! Stunden zählen, Tage berechnen, die noch uns gehören; die Minuten ins Endlose ausdehnen wollen, weil nur das Aussharren Errettung bedeutet; und doch in angstvoller Ungeduld über Tage der Verzweiflung nach dem Augenblick des Befreiens tasten, zu dem noch kein Pfad führt... es muß ertragen werden!

Mit Brinkmanns Hilfe baue ich den Funkenmast fertig, schließe den Empfänger drau, der unverfehrt geblieben ist. Wenn wir auch zu den ferneren Freunden nicht sprechen können, so wollen wir wenigstens von ihnen hören. Dann kriechen wir ins Zelt, Brinkmann hängt sich das Hörrohr um. Wir warten wohl einige Stunden, bis ein Signal kommt. Es ist von Scharnitzer, der besorgt meldet, er wäre schon seit zwei Tagen ohne Funkpruch von uns. Er schickt uns auch den Wetterbericht: nach vorübergehender Besserung neues Sturm- und Wetter.

Wir lächeln ein wenig. Sturm, das kann Kälte bedeuten, und Kälte schlägt die Brücke übers offene Meer... aber dieses quälende Warten darauf...

Aud doch tut es wohl, ein untrügliches Zeichen vom Leben anderer Menschen zu vernehmen, wenn es auch von Maschine zu Maschine geht. Eine Maschine bringt uns Botschaft, eine andere, noch treuere Rettung — wir müssen die Dinge lieben, die uns mit solcher Hingebung dienen!

Nun kommen stundenlang andere Zeichen, die wohl von der einen englischen Station für die andere bestimmt sind, sich aber nicht deuten lassen. Die Ziffern von eins bis acht und die ersten acht Buchstaben, daneben aber auch

K, L und S wiederholen sich fortwährend in vier- bis fünfstelligen Gruppen. Wozu doch die Leute hier in Chiffren zu einander sprechen?

Mittags gibt es Erbsensuppe und ein Stückchen Cornedbeef dazu. Dann strecken wir uns zu einem Schlummer hin. Wir müssen ja warten, und Schlaf ist das schönste dunkle Warten....

Gegen vier Uhr zucken wir alle zur gleichen Zeit auf, als hätte uns derselbe Gedanke gepackt, reißen uns aus den Schlafsäcken, eilen hinaus, befreien den Motor des Schlittens von der schützenden Hülle aus Segeltuch. Alle Augen hängen an mir, dem das Eingangsgesetz der Maschine obliegt ... Und alles schreit glücklich auf, als der Motor in regelmäßigem Ticken zu arbeiten beginnt. Beinahe zwei Tage hörten wir ihn nicht.. und nun erscheint sein Pochen wie ein Unterpfand des Lebens. Vielleicht eine halbe Stunde lassen wir ihn mit ganz langsamer Tourenzahl laufen, wie Kinder sitzen wir im Kreise herum, halten uns bei den Händen, hören verzückt zu. Solange uns dieser Freund zur Seite bleibt, ist nichts verloren...

Abends beginnen wieder die sonderbaren Signale der Engländer, dauern, oft von Pausen unterbrochen, bis in die Nacht hinein.

30. Juni. Alles beim Alten. Es ist trüb und stürmisch geworden, aber das Eis hat sich auf keiner Seite genähert. Dieses Warten, dieses vergebliche und doch hoffnungsvolle Warten... Keine Arbeit, die davon ablenkt, kein Ereignis, das neue Gedanken schafft... Halbaufgerichtet sitzen die Gefährten um mich im Zelt, nicken, wie der Funkspruch von Scharmizer zur gewohnten Minute eintrifft. Doch er enthält dieselben Besorgnisse wie gestern, dieselbe Wetterprognose. Wie ein Echo mutet er an. Und eine Welle später

beginnt auch die unverständliche Unterhaltung der Engländer.

Für heute hat Brinkmann den ersten Fasttag angefezt. Es gibt mittags nur einen Teller leerer brauner Suppe. Etwas Helles leuchtet über den Boden des Zeltes — die Sonne scheint wieder!

Wir nehmen uns kaum Zeit, die Suppe hinunter zu schlürfen. Sonnenschein — das erste Ereignis nach vier Tagen! Draußen ist es windstill und warm, das bedeutet Verzögerung, vielleicht schon das Unheil — wir freuen uns nur des Lichtes und der Wärme. Und dann ziehen wir die Segeltuchdecke vom Motor ab, heben auch die Blechhaube weg, damit das Gestänge seinen Teil an der Sonne bekommt. Ich puze es, bis es blank glänzt, setze den Motor in Gang, und andächtig bestaunen wir das Spiel der bewegten Teile wie ein Wunder, das sich uns heute zum erstenmal offenbart. Einer macht den andern auf Einzelheiten der Bewegung aufmerksam, die wir alle längst schon kennen, freut sich über solche Entdeckung.

Ich erzähle, wie ich Schlitten und Motor im winterlichen Hochgebirge ausprobt, verhehle nur, daß mich oft auch Ilse auf diesen Fahrten begleitete, mit mir von dem treuen Freund zu den verschneiten Gipfeln getragen wurde.

Lieber braver, verschwiegener Motor!

Die Gefährten nehmen das Thema auf, jeder weiß von einem Geschick seines Lebens zu berichten, das irgendwie mit Motor und Auto zusammenhängt, all unser Denken stellt sich auf Ereignisse solcher Art ein. Immer mehr werden die Berichte ausgeschmückt, die Phantasie webt Zukünftiges, nur in bangsten Zweifeln Erhofftes hinein; baut eine kleine Welt auf, und ihr Kreisen geht um einen Motor, der in unveränderlichem Gleichmaß schlägt wie ein starkes Herz. Kein Blick irrt von

bewegtem Stahl zu dem offenen Meer ab...

Erst als der Motor wieder wohlgebor-gen unter seinen Hüllen ruht, kommt hoff-nungslose Traurigkeit über uns. Bei-nahе unerschöpflich ist der Maschine Nah-rung in den hohen Blechkanistern ge-lagert, unsere geht in wenigen Tagen zur Reige. Etwas wie Meid und Born steigt auf — der Motor soll schwelgen, und die Menschen hungern? Ich sehe, wie sich verstohlen Fäuste ballen, eine Hand langt nach der Axt — resigniert sinkt sie wieder herab. Nur das stählerne Leben der Maschine rettet auch das unsere, ihre ungeminderte Kraft ist nötiger als die der Menschen...

Wir kehren ins Zelt zurück, kochen uns wieder die leere braune Suppe, wollen uns mit ihr vergessen machen, daß wir hungrig sind. Die andern flüstern von Autofahrten in glücklicherer Zeit, Brinkmann und ich hängen uns abwechselnd das Hörrohr des Funkenapparates um. Die sonderbare Chiffersprache hebt wieder an. Brinkmann buchstabiert mir vor: „E 2 E 4...“, ich sage es halb-laut nach, fahre auf. „Jetzt kommt E 7 E 5!“ Brinkmann sieht mich verwundert an, wartet eine kleine Weile, bestätigt dann meine Vorhersage — und versteht sie. Die beiden Stationen spielen miteinander Schach, geben sich drahtlos die Züge auf, und wir in unserer Ver-lassenheit und Not können diese Züge verfolgen, als stände das Brett vor uns auf dem Tisch.

Das Gespräch der Gefährten ist ver-stummt, wir beide horchen am Apparat weiter. Wir sind genug geübt, um uns aus den angesagten Zügen den Gang der Partie vorstellen zu können. Sie bricht erst spät in der Nacht in ausge-glichener Stellung ab.

„Ich bin gespannt, wie Weiß den Angriff fortführen wird...“ meint Brinkmann leise zu mir. „Wenn die beiden doch fortspielen möchten...“

Um eines Spieles willen wird uns die Nacht zu lang, um eines Spieles willen verwünschen wir den langamen Lauf der Stunden. Und wissen doch, daß sie sichere Rettung bedeuten, wären die Ereignisse von Tagen in sie gepreßt.

So sind wir Menschen. Um eines Spieles willen...

1. Juli. Der vierte Tag des War-tens. Wenn wir die Rationen noch weiter kürzen, reichen sie für dieselbe Spanne Zeit. Draußen Sturm und Schneetreiben bei Null Grad. Man kann nicht beurteilen, ob das Eis näher gerückt ist. Die paar Kilometer, die man übersieht, sind jedenfalls offenes Wasser.

Wir sind den ganzen Tag nur für wenige Minuten aus dem Zelt gekommen. Die Stimmung ist gedrückt, doch nicht resigniert. Ich ließ draußen den Motor angehen, die andern tauschten eine Weile aus dem offenen Zelt, dann stellte ich die Maschine wieder ab. Das genügte, unsere Hoffnung neu zu beleben. Nur an der Maschine hängt sie ja...

Im Zelt grübeln wir darüber, wie und da heben sich wie ein Licht aus dem Dunkel einige Worte hervor. In ihnen ist das Bild unserer kleinen Welt umrissen: um einen Motor kreist sie.

Sonst schwebt in solchen Stunden der Düsternis das Bild einer Frau auf, bringt Erinnern und Erwarten — und auch Meid auf jenen, dem dieses Bild noch Leben bedeuten wird, während wir... nein, kein Ende denken...

Unsere große Liebe ist der Motor.

„Wenn wir einmal bei den Eng-ländern sind, gehe ich gleich in die Küche, hole mir trockene Lorbeerblätter für einen Kranz, hänge ihn über den Kühler. Nicht wahr, Herr Kapitän, in jeder eng-lischen Küche sind Lorbeerblätter, die Leute lieben ja die Gewürze?“ So fragt Kellner, niemand lacht über seine kindische Rede. Wäre sie nicht dem Ma-trosen eingefallen, so hätte sie ein ande- rer gesprochen.

„Das Schiff, das uns dann von Franz-Josefs-Land abholt, muß auch den Motorschlitten mitnehmen!“ fordert Hansen. „Er hat es wirklich verdient, daß er mit uns heimkehrt . . . er muß es hören, wenn wir als die ersten wahren Entdecker des Nordpols begrüßt werden, er muß als der eigentliche Sieger in unserer Mitte stehen!“ Und wir malen uns den Empfang in Hammerfest oder Tromsø aus: Menschen, die uns umjubeln, Fahnen, die gegen uns geschwenkt werden, sich über ein sonderbares Auto auf Rufen, einen Polarschlitten senken . . . und wir jubeln mit, unser erstes Hoch gilt der Maschine . . .

Brinkmann nimmt das Wort. „In München stellen wir den Schlitten eine Woche lang aus. Eine kleine Halle ist festlich geschmückt, an den Wänden hängen die Bilder von unserer Expedition, einer von uns hat immer Dienst, gibt den Neugierigen, die sich drängen, die nötigen Erläuterungen, wird nicht müde, unsern treuesten Freund zu preisen, unsern stärksten, nie verzweifelnden Freund . . . wie freue ich mich auf diese Zeit!“

Schweigend malen wir uns dieses späte Glück aus, denken kaum daran, daß unser Proviant kaum für vier Tage reicht . . . Und dann bestürmen mich alle mit Auskunft über die Zukunft des Motors. Ich weiß sie vielleicht: wenn der Festelärm vorüber ist, lasse ich ihn in ein kleines Alpendorf bringen, fahre dort über Höhen und Gipfel — Heimat — auf steilen Hängen arbeite ich mich empor, schwindelnde Schneegräte halten mich nicht auf . . . eine junge, schlanke Frau sitzt mir zur Seite, ist blond wie die Sonne, und ihr Lachen klirrt leise wie schuppiger Schnee . . .

Wieder tönt die Stimme der Gefährten in mein Innen. „Der Motor wird doch auch in den paar Tagen nicht versagen?“ „Bisher haben sich doch nicht die geringsten Störungen gezeigt?“

„Wir können uns doch unbedingt auf die Maschine verlassen, wenn wir morgen aufbrechen?“ Und alle beginnen wir von der Fahrt zum Standquartier der Engländer zu reden; Kellner ahmt den Motor nach, wie er mit Vollgas in langsamstem Tempo einen steilen Eishügel hinaufkriecht, oben eine Sekunde leer geht und dann klappernd wieder heruntergleitet. Wir lachen alle.

Wie weh klingt so ein Lachen, wenn in drei Tagen das Hungern beginnt und sich noch immer kein Ausweg aus diesem Inselkerker zeigt . . .

Hansen schleicht hinaus, ruft: „Der Schlitten ist doch da!“ Wir alle eilen ihm nach, bestätigen seine Behauptung. Und niemand fühlt den Unsinn solchen Tuns: wie sollte sich die Maschine entfemen? Sie beginnt doch erst zu leben, wenn wir es wollen . . .

Ich glaube, eine Verzagttheit, die wir uns noch nicht eingestehen wollen, wirft ihre ersten Schatten auf unseren Sinn.

Nachmittags beginnen wieder die Signale der Engländer, Brinkmann hat gestern die Endstellung festgehalten, wir können das Spiel bequemer weiter verfolgen. Wie gestern phantasieren die andern ganz leise von glücklicheren Fahrten, schlummern dabei allmählich ein, während wir beiden die glänzenden Angriffszüge des weißen Spielers bestaunen. Wie gestern — ein paar hundert Kilometer südlicher steht das Brett, und wir vergessen im Spiele alle Not.

Wie gestern . . . bloß nebenher zählen wir auch die Tage.

2. Juli. Der fünfte Tag auf der Insel. Das Eis ist im Norden eine große Strecke näher gerückt, auch im Süden sieht es hoffnungsvoller aus. Brinkmann schlägt für heute wieder einen Fasttag vor. Niemand widerspricht. Hansen erzählt von einem Hungerkünstler, den er einmal gesehen. Er konnte wochenlang ohne Nahrung leben, wenn

er sich auch der geringsten Bewegung enthielt und dadurch den Verschleiß seiner Körperkräfte auf ein Minimum herabdrückte. Wir beschließen demgemäß, den ganzen Tag unbeweglich in unseren Schlaffäden zu verharren bis auf den einen, der mittags die Suppe zu kochen hat. Stundenlang tönt auch nicht ein geklüstertes Wort in die Stille, dann kommt eine gehauchte Frage: „Der Motor ist doch noch immer in Ordnung?“ „Der Frost kann ihm doch nichts anhaben?“ „Sollte man ihn nicht lieber des öftern ankurbeln, um sich seines Funktionierens zu vergewissern?“ Ein stummes „Ja“ von mir beruhigt den Fragenden. Das Dämmern geht weiter.

Gegen Abend nehmen wir wieder an der fernern Schachpartie teil. Weiß steht noch immer auf Gewinn, aber Schwarz wehrt sich verzweifelt, erwirbt sich unsere volle Sympathie. Ein genialer Gegenstoß — ein Läuferangriff — Sprengung des feindlichen Königsflügels — atemlos notieren wir uns die Züge. Jetzt spielt Schwarz auf den Sieg, aber wieder wird die Partie unvollendet abgebrochen.

„Ein Symbol...“ murmelt Brintmann vor sich hin. „Weiß, das Eis, beugt sich vor einer dunklen Kraft...“.

Es friert mich, ich werde diese Nacht den Schlaffack ganz schließen müssen.

3. Juli. Freude, Freude! Ein eisiger, klarer Frosttag beginnt. Wohl ist im Süden das Treibeis so weit abgerückt, daß man es überhaupt nicht mehr wahrnimmt, aber das offene Meer fängt überall an zuzufrieren. Noch ist die Eisdecke dünn, aber morgen wird sie schon tragfähig sein, auch wenn sich der Frost nicht weiter verschärft. Es gibt eine Rettung! Die Rationen werden nochmals halbiert, damit auf der Fahrt keine Hungertage notwendig sind. In vier Tagen können wir auf Kap Jameson sein, wo sich die Station der Engländer befindet.

Wohl liegen wir im Zelt, um unsere Kräfte zu schonen, aber die seelische Erschöpfung scheint gewichen. Alles schwächt durcheinander, erzählt von den Wunderleistungen, die unser Motorschlitten noch vollbringen wird.

Ein Funkspruch von Scharnitzer drückt höchste Besorgnis aus. Beinahe eine Woche ist er schon ohne Nachricht von uns, und die über alles Erwarten widrigen Eisverhältnisse dürften ihn nach seiner Meinung bald zwingen, die neusibirischen Inseln zu verlassen, um nicht vom Eis eingeschlossen zu werden; in diesem Fall würde er aber an der seinerzeit festgelegten Stelle ein Proviantdepot für sechzehn Monate errichten.

Wir lachen laut: Eis und Kälte, gerade das kommt uns!

Heute werden wir gut schlafen.

4. Juli. Mittags! Ganz gegen meine Gewohnheit mache ich schon jetzt, während der ersten Rast, eine Eintagung! Ich kann mich nicht mehr halten, schon jetzt das Erlebte niederzuschreiben: seit unserem Aufbruch, in einem halben Tag, haben wir über hundertzwanzig Kilometer zurückgelegt! Bei —20 Grad war das offene Meer in seiner ganzen Breite fest gefroren, die Bahn nach Süden stand frei! Wir ließen alles nur irgend Entbehrliche auf der Insel zurück, um den Schlitten zu erleichtern. Sogar die Funkeneinrichtung mußte daran glauben. Den Ausgang der Partie haben wir gestern verschlafen, wir werden ihn schon rechtzeitig auf Kap Jameson erfahren. Auch Benzin haben wir für nur vierhundert Kilometer aufgepackt, so daß der Anhänger gleichfalls zurückbleiben konnte, was die Fahrt erleichtert und beschleunigt.

Diese Fahrt über die spiegelglatte Eisfläche! Wir erreichten stellenweise dieselbe Geschwindigkeit wie kurz vor dem Pol! Die unerhörten Beanspruchungen des Schlittens sind an dem

Motor spurlos vorübergegangen. Gibt es einen treueren Freund?

Dank dir, du Blutsbruder aus Stahl!

Jetzt, am Ende des Spiegeleises, rasten wir. Es wird nun recht holprig und schlecht weiter gehen, aber was verschlägt dies? Über ein Drittel der gesamten Strecke liegt schon hinter uns, am ersten halben Tag! Und der Proviant reicht — allerdings auf das Knappste bemessen, mehr der Anregung, als der Kräftigung des Körpers dienend — noch auf vier Tage. Wie gut, daß wir früher die Hungertage einschoben! Und die Rationen zweimal halbierten!

Durch den Nebel glaube ich im Süden hohes Land durchschimmern zu sehen. Ist es so, dann winkt uns sichere Rettung, dann hält uns kein offenes Wasser mehr auf.

Abends. Wir sind noch dreißig Kilometer weiter gefahren, allerdings unter schweren Mühen. Das Land ist schon nahe, es erstreckt sich nach Westen und Osten, soweit das Auge reicht. Es trägt den Charakter von Spitzbergen, die Gipfel scheinen ungewöhnlich hoch. Das dürfte immerhin den Vormarsch ein wenig verzögern.

Ja, aber nicht aufhalten! Dafür sorgt schon unser lieber, lieber Motor!

5. Juli. Unsere Freude über das Land ist etwas enttäuscht worden. Es handelt sich um eine bisher unbekannte, ziemlich große Insel, die in der Richtung Ost-West von tiefen Tälern durchfurcht wird, an die sich wegen des offenen Wassers nicht überschreitbare Buchten anschließen. Um also nicht an Höhe zu verlieren, müssen wir das Gehänge dieser Täler stets in großem Bogen umgehen, was wegen der zerklüfteten Gletscher große Vorsicht erfordert. Wir legten bis abends in der Luftlinie nach Süden bloß fünfundzwanzig Kilometer zurück, der wahre Weg umfaßt aber mindestens das Dreifache.

Auch die Unternahrung macht sich geltend, wir fühlen uns alle recht matt.

Als wir abends das Zelt auspackten, entfuhr mir ein Schreckensschrei, so gefaßt ich sonst bin. Der kleine Behälter, der das Petroleum und den Schwefelkohlenstoff zum Anlassen des Motors enthielt, war verschwunden. Offenbar lockerte sich die Befestigung bei den vielen Stürzen auf den Gletschern, und ein kleiner Ruck genügte, den Behälter in eine Spalte gleiten zu lassen, ohne daß wir es merkten.

Unser Freund aus Stahl trägt daran keine Schuld. Wir waren leichtsinnig.

Nun schien das Ende da. Ohne Petroleum läßt sich der Motor nach dem langen Stehen in der Frostnacht nicht durchdrehen, ohne Schwefelkohlenstoff springt er nicht an. Heute nacht wird die Maschine erfrieren wie ein Mensch, den niemand mehr aus seiner Totenstarre wecken kann. . . Unser Schicksal. . .

Hundertfünfzig Kilometer, die uns noch bleiben, zu Fuß zurückzulegen, dazu reichen unsere Kräfte nicht mehr. Es ist aus.

Da sprang Kellner auf wie einer, dem eine jähe Freude den Sinn geraubt. „Im Zelt ist es warm — wir nehmen den Motor zu uns herein!“

Zuerst sind wir einen Augenblick fassungslos, dann fallen wir einander in die Arme. Wieder ist das Unheil an uns vorbeigegangen. Behutsam wie eine Wiege, in der ein Kindchen ruht, schieben wir den Schlitten in das Zelt, daß der Teil mit der Maschine ganz unter dem schützenden Dach steht, verhüllen ihn auch nach rückwärts, damit kein Luftzug dazu kann. Dann schlüpfen auch wir hinein, der Benzinofen wird angezündet und erst am Morgen wieder verlöscht.

Die winzige Nation, die auf diesen Abend entfällt — wie ein Festmahl verzehren wir sie, streicheln dabei den Motor ein um das andere Mal wie einen wiedergefundenen Freund.

Brinkmann und ich debattieren noch eine Weile über die unbeendete Schachpartie. Aber unser Gespräch ist lange nicht mehr so lebendig wie vor einigen Tagen. Die Erschlaffung des Körpers greift schon auf den Geist über. Wir sind alles Kampfs müde.

Ein Glück, das wir in längstens drei Tagen auf Kap Jameson eintreffen werden.

6. Juli. Am Morgen war der Motor noch ganz warm, ging auf einen Ruck an. Der Vorschlag Kellners hat sich glänzend bewährt. Leider zeigt der Mann selbst schon bedenkliche Zeichen der Erschöpfung. Aber wir müssen die Rationen noch einmal verkleinern — die Fahrt kann möglicherweise vier Tage dauern...

Diese unglückselige Gestaltung des Landes... kein Punkt läßt sich auf geradem Weg erreichen, immer geht es talab, talauf. Dabei steigen die Gebirge fortwährend an, je weiter wir ins Innere kommen. Doch entdeckte ich später im Südwesten einen Paß, nach dessen Überschreitung wir das Ärgste hinter uns haben dürften.

Mührend, wie sich alle um den Motor sorgen, ihn pflegen und hätscheln, obwohl er bloß Öl und Benzin braucht, um zu leben und uns zu helfen. Benzin — ich will Brinkmann nicht mutlos machen, aber wir brauchten bisher bei den unvermuteten Terrainschwierigkeiten viel mehr, als wir bei der Abfahrt von der Insel annehmen konnten. Geht es morgen nicht besser, so muß ich es ihm doch sagen.

Dreißig Kilometer bewältigten wir heute, hundertzwanzig bleiben noch.

7. Juli. Der schwerste Tag bisher. In der Richtung Süden knapp zwanzig Kilometer, mit den Umwegen Benzin für siebzig verbraucht. Von den Lebensmitteln hat Brinkmann heute die letzte Ration ausgegeben. Ich fühle mich ein wenig frischer als die andern, darum

gab ich von meinem Anteil etwas an Kellner ab, der sich kaum noch aufrecht hält.

Das Zelt schlugen wir auf der Südseite des Passes auf. Noch beinahe hundert Kilometer bis zur Rettung. Ohne einige Hungertage werden wir wohl nicht davon kommen. Im Zelt berichte ich wahrheitsgetreu über den Benzinvorrat. Der Ofen darf nicht mehr geheizt werden, alles Benzin muß für den Motor bleiben. Kellner lacht irr auf. „Dann erfriert er uns mitten im Zelt!“

Richtig, daran dachte ich nicht. Wir stöhnen alle qualvoll auf. Können wir dieser Gefahr noch begegnen? Brinkmann rafft sich zuerst wieder zusammen. „Freunde, nicht verzagen! Solange unser Körper warm ist, wird es auch der Motor sein — noch leben wir!“

Wir begreifen nicht gleich. Dann fallen wir über den Motor her, geben ihm Rosenamen und Herzen ihn, wie eine Mutter, die im Schnee verschmachtend noch ihr Kind an der letzten Wärme ihrer Brust birgt. Nur langsam lösen wir uns aus dieser Verwirrung zur Tat.

Kings um den Motor rücken wir so zusammen, daß wir ihn mit unseren Leibern decken. Die Stellung ist er müdend, ein längerer Schlaf wird kaum möglich sein. Aber es geht nicht anders. Wir dürfen frieren, der Motor nicht — wenn wir noch auf eine Rettung hoffen.

8. Juli. Ich wußte es schon am Morgen, daß wir abends nur mehr drei sein würden. Kellner war bewusstlos, als wir ihn beim Ausbruch auf den Schlitten betteten und ihn in alle Decken hüllten. Gegen Mittag hatte er ausgelitten. Wir bauten ein Grab aus Schnee.

Auch unsere Erschöpfung geht unaufhaltsam weiter. Jeder hatte sich von gestern einige Bissen Zwiebad aufgehoben, die lauten wir. Manchmal, wenn der Pfad steil aufwärts führte und wir

neben dem Schlitten gehen mußten, sanken wir willenlos in den Schnee, wußten nicht, wie lange wir so lagen. Und als wir aus der Betäubung erwachten, vernahmen wir das leise Ticken des Motors... Auf den Knien krochen wir zu ihm hin, umfaßten die warmen Flanken, preßten unsere Lippen auf das Metall, stöhnten... Und das nie aussetzende, regelmäßige Pochen gab uns wieder Mut. Wenn nur die schrecklichen Umwege nicht wären... sie abgerechnet, kam wieder nur eine Tagesleistung von dreißig Kilometer zustande.

Im Zelt wurde unser Sinn eine Weile vollkommen irr. Mit verzückten Worten schmiegten wir uns an die heißen, glatten, öligen Seitenwände des Motors, nannten ihn Freundin, Herzchen, Liebchen, leuchten in kraftloser Brunnst... ist das schon das letzte Stammeln des Lebens vor dem Ende? Hansen singt leise irgend ein stumpfsinniges Koupлет vom Rennfahrer und der Benzinfée... Ich mußte mich halten, um nicht mitzusingen, mitzuschreien... Es kommt mich Lust an, alle Kleider von mir zu reißen und nackt in die Nacht hinaus zu torteln...

Später werden wir wieder ruhiger. Ein Sturm jagt die Gipfel herab, saust um unser Zelt.

Es sind noch siebenzig Kilometer bis zum Ziel...

9. Juli. Wir haben es trotz des Orkans versucht, aber dabei unsere letzten Kräfte ausgegeben. Fünfzehn Kilometer in drei Stunden, dann ging es nicht mehr. Lieber warten, bis sich das Wetter wieder ein wenig bessert — vielleicht ertragen wir den Hunger... Im Zelt hüllten wir den Motor in Kellners Decken und Schlaffack, lehnten uns im Halbschlummer ringsum.

Die Wärme von drei Menschen scheint nicht mehr zu genügen. Als ich aus dem Schlummer erwache, fühlt sich

der Motor eiskalt an. Kaum vermag ich ihn noch anzudrehen. Durch das Laufen erwärmt er sich wieder. Wir beschließen, dies alle vier Stunden zu wiederholen.

Der Orkan wütet weiter.

Lieber Motor, guter Motor, in München stellen wir dich aus, und dann sausen wir über die Berge... Iße fährt mit... o, wie der Schnee stäubt... wie sie sich lachend an mich lehnt, sich an mir festhält... lieber Motor, verlaß uns nicht, nur du rettetest uns... Und dann sitzen wir beim Tee, essen Brötchen und Bäckerei, naschen Bonbons aus Ißes Täschchen... ich kann dich nicht zu uns bitten, braver Motor, wir lieben uns, wir wollen allein sein...

Guter Motor, verlaß uns nicht, schleich dich nicht durch verschlossene Türen... ich sage doch, wir wollen nicht gestört werden! In vier Stunden wecken wir dich wieder auf, sei nicht böse... wir möchten ja auch so gerne schlafen, träumen, daß wir nie wieder aufwachen.

Aber der Sturm geht so stark ... guter Motor du...

10. Juli. Kein Nachlassen des Orkans. Ich habe mich an das Andrehen des Motors nach je vier Stunden schon so gewöhnt, daß ich die andern wecke, wenn sie sich, kommt die Reihe an sie, ein wenig verspäten. Auf die Minute muß das sein! Der dumme Hansen — er verschläft ganz seine Zeit, läßt sich durch kein Rütteln wecken — nun, ich werde das Anturbeln für ihn übernehmen.

Merkwürdig, ich spüre kaum noch einen Hunger.

Lieber Blutsbruder aus Stahl, ich vergesse dich nicht... jetzt dreht dich Brinkmann an, nach vier Stunden wieder ich.

Mich friert manchmal sehr.

11. Juli. Brinkmann, du ekelhafter fauler Kerl! Muß ich denn allein dafür sorgen, daß unser guter Motor

nicht einfriert? Und noch dazu jede Stunde, die andern wollen das Metall gar nicht mehr wärmen, tun so, als ob sie ganz steif wären... diese Schwindler, die sich von der Plage drücken wollen...

Ja, lieber Freund Motor, wir zwei halten zusammen!

Der Sturm läßt nach, wir werden nachmittags fahren können.

Ich muß Benzin einfüllen, für die lumpigen siebenzig Kilometer, die wir noch vor uns haben.

Ich weiß nicht, habe ich das Benzin schon eingegossen oder nicht. Aber der Motor hat noch genug. Nein, er wird verhungern.

Mich hungert gar nicht, mir ist auch nicht kalt.

Wie schnell der Schlitten läuft, und ist doch mitten im Zelt — ich kann ihn kaum lenken... Warum bleibt er stehen?

Ja, mein lieber Blutsbruder, alle Benzinkannen sind leer. Den kleinen Rest aus der letzten habe ich hinaus auf den Schnee gegossen.

Warum denn eigentlich? Das hatte doch keinen Sinn...

Sei getrost, Blutsbruder mein — es kommt schon wieder Blut in deine Adern! Du hast mich nie verlassen, ich lohne es dir!

Lieber, warmer, süßer Motor...
Nachmittags fahren wir!

Nachschrift von Capt. G. E. A. Kelley, Leiter der englischen meteorologischen Station auf Cap Jameson:

„Wir fanden das Zelt der Brinkmann-Expedition am 16. Juli 1922, vormittags neun Uhr, unter 85 Grad 17' 26" nördlicher Breite und 71 Grad 38' 55" westlicher Länge am Fuß des Marshall-Wilson-Gletschers. Der Motorschlitten war fast ganz von den Zeltwänden verdeckt. Zwei der Verunglückten lehnten halb aufrecht am Kühler des Motors in ihren Schlaffäden. Die Motorhaube war geöffnet, der dritte Teilnehmer, nach diesem in seiner Tasche befindlichen Notizbuch offenbar Leutnant Werth, lag dagegen quer über den Motor, seine Hände, deren Pulsadern mit einem Taschenmesser aufgeschnitten worden sein mußten, waren so an den damals wahrscheinlich noch nicht erkalteten Motor gepreßt, daß dessen Wärme ein Erfrieren des Blutes und damit ein Schließen der Wunde verhinderte. Alle Teile des Motors waren über und über mit Blut bedeckt.

Ich lege dieses Notizbuch den anderen Dokumenten der Expedition bei.
G. E. A. Kelley.“

Der Acker Von Wilhelm Lennemann

Mohn flammrot und gelbe Ähren
Singen leis ein Sommerlied;
Über ihnen tieft im Blauen
Schimmernd weiß ein Wölklein zieht.

Ach, ihr Felder voller Ähren —
Hungrig eine Sense naht,
Klingt und nimmt mit scharfen Schnitten
Sures Lebens reife Saat.

Tausend Bauernseelen bangen
Um der Acker schwarzes Brot,
Daß sie nun des Sommers Güte
Segne nach des Winters Not.

Und der Acker goldne Gnaden
Wiegend prüfend ihre Tracht...
Und sie rauschen opfergläubig,
Demutsvoll: Es ist vollbracht!

Am St. Wolfgangsbrunnen

Von Reimar Harped.



Ein kostbares Marmorbecken, kein prunkender Brunnentempel, kaum die genügsamste Steinfassung in dem moosigen Erdschacht am Wege unter dem Kreuzbogengewölbe eines sommerlichen Fichtendoms. Und ein jungewig sprudelndes, himmelklares, bergkaltes Quellschen darin, so scheu und bescheiden rieselnd, wie irgend eines der vielen kleinen Bachquellschen sonst, das vielleicht im Frühling spärlich wässert und im Hochsommer sich versteckt im Leibe des Berges. Dies Brunnlein hier aber quillt seit Jahrhunderten, vielleicht gar seit Jahrtausenden, nie abgelenkt, immer sich gleichbleibend, nie versagend in Kraftlosigkeit. Das ist kein Wässerlein von Frühlingsgnaden, das überdauert Venz und Winter, Tier- und Menschengeschlechter. Und die hohen Fichtenstämme, die schlanken Tannenjünglinge ringsum sind wie ewig neue, stets sich ablösende Wachtposten, wie eine treue, nur in Dezennien wechselnde Dienerschaft, die mit ihrer Wurzelkraft den Boden trägt zum Schutze der reizenden Quellenprinzessin.

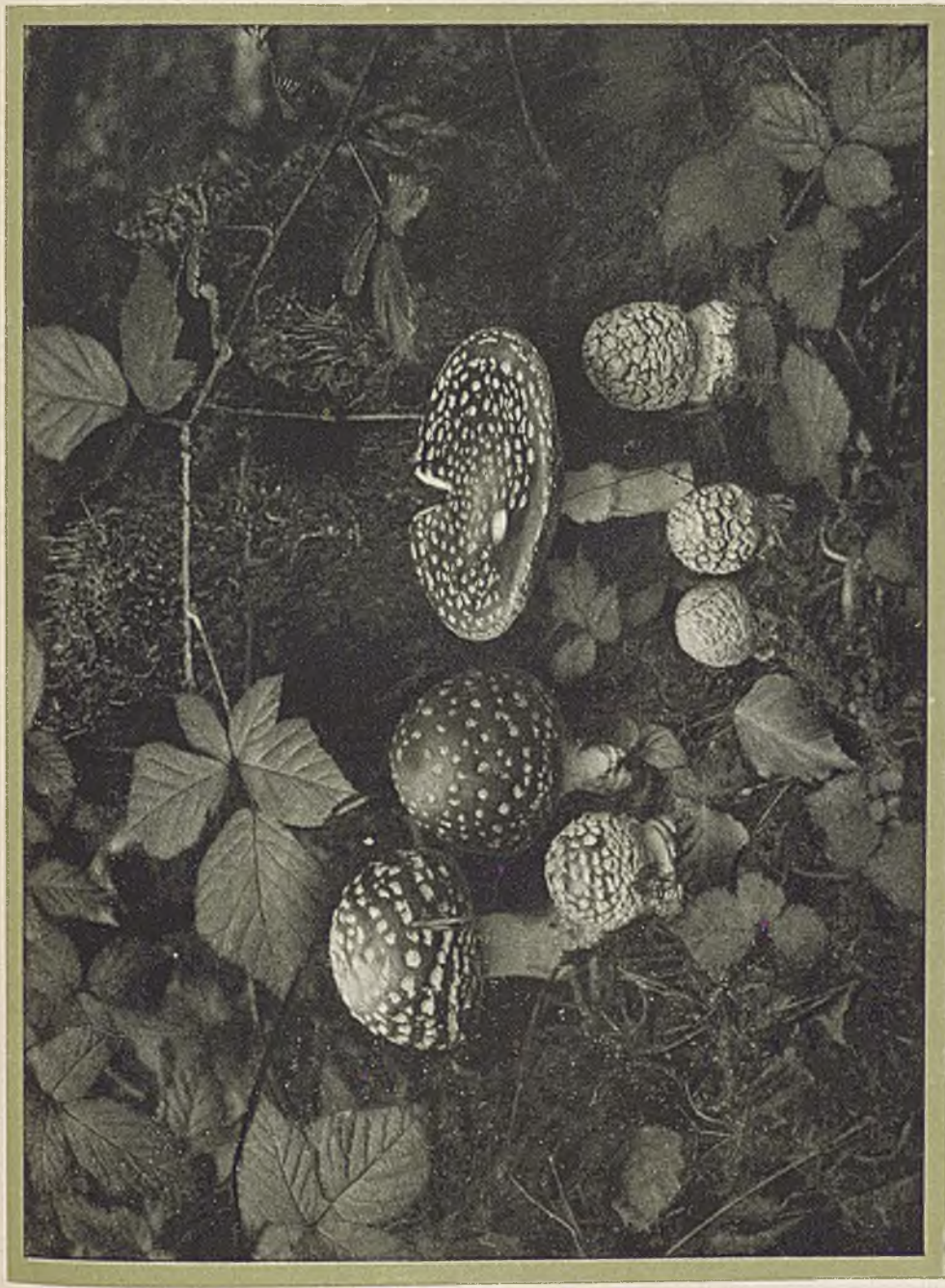
Es webt wie etwas Ehrwürdig-Geheimnisvolles um diesem verborgenen und selbst fast zur Sage gewordenen Bergbrunnen. Auch wer nichts von Vergangenen weiß oder wissen will, von der Zeit der Wallfahrten nach dem nahen Wolfgangkirchlein und der herkömmlichen Raft der Pilger an diesem Wegbrunnen, ebenfalls dem heiligen Wolfgang geweiht, der spürt doch diesen ehrfürchtigen Hauch, diese hoheitsvolle Besonderheit um das schlichte Quellschen herum. Es ist, als wohne hier der alte, ewig sieghafte Geist reiner Bergwelt-einsamkeit, empfangen unsichtbaren Tempeldienst und streue segnend Weihe dafür aus. Durstig schlürfe ich, schöpfe ich

mit der Hand wie jene Pilgerscharen einst das Wasser des geweihten Brunnens. Er durchflutet mich mit stiller Reinheit, kühler Klarheit und Frohmut gleich köstlichem Gottessegen. Das ist ein Wandertrunk, der frisch und neu und kindhaft übermütig macht. Wartet nicht in Wahrheit ein zaubervolles Geheimnis über diesem Brunnen? Die Fichten nickten leise Antwort und durch die dichten, tiefgrünen Heidelbeerbüsche, die lichten, wippenden Waldgraschwaden zittert es wie Jubel. Das so ganz der Gegenwart zugewandte Menschenkind aber, dem Märchenweite und Sagentiefe oft genug kaum mehr waren als eines Tageslebens farbiger Schaum, träumt mit wachen Augen von Zaubervelten, ist mit beiden Füßen ins Märchenland gesprungen und schreit leuchtenden Auges seine smaragdnen Wiesenpfade hinan zum Tempel seliger Jugend.

Ist nicht auch die kleine Kröte verzaubert, die da eben schwerfällig über das Brunnenbrett tappft? Trägt sie nicht ein Krönlein? Es ist mir, als passe sie in meinen Traum wie ein Märchen aus lächelndem Muttermund.

Und weiter spinnen Traum und Märchen, bis der Gefährte mit hellem Wort mich in die sonnige Wanderwirklichkeit zurückeruft.

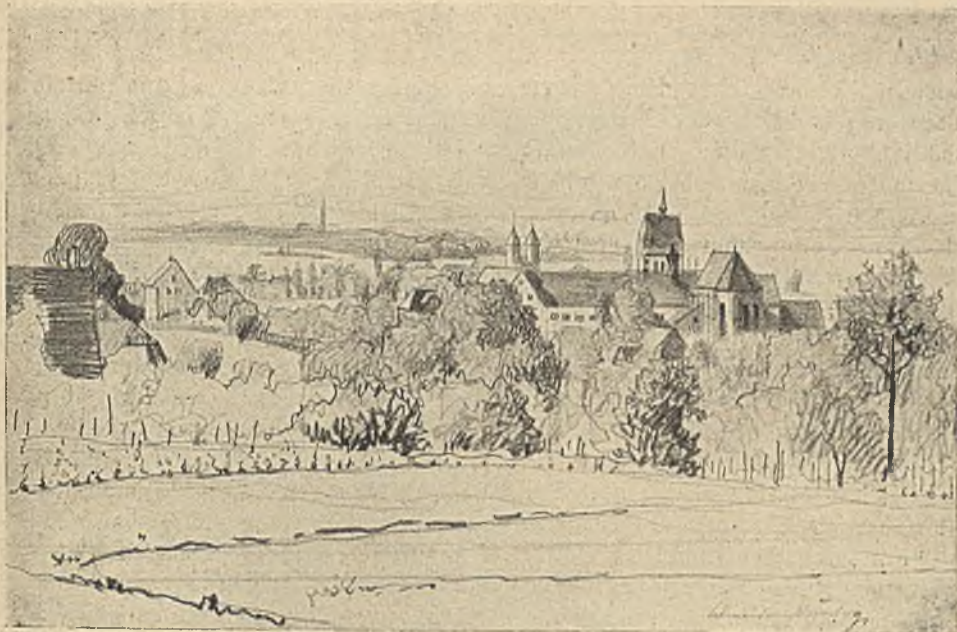
Und dann erfrischt in immer leiserem Raunen das Plätschern des Brunnens hinter mir im Walddämmern. Weiter geht die Wanderfahrt und der grüne Wald unserer Zeit und unseres Gegenwartslbens umfängt uns stundenlang, bis wieder der Menschen Häuser buntfarbig lodend zu unsern Füßen liegen und das Herz sich mählich zurüdfindet zu ihnen und ihren sommerfrohen Matten.



Sohann Gollwitzer:

Aus dem zweiten photographischen Berichtverb der Bergstadt

Pilze



Schneber-Blumberg:

Wassilftzzeichnung

Klosterkirche Reichenau-Mittelzell

Kloster Reichenau

Von B. Galdy

Mit neun Abbildungen

Aus dem Grau deutscher Frühgeschichte steigt erinnerungsschwer das Inselkloster Reichenau im Bodensee, das Mitte August das Jubelfest seines zwölfhundertjährigen Bestehens feiert. Vor der nüchternen Forschung hält freilich das Gründungsdatum vom 25. April 724 nicht stand. Aber was verschlagen hier ein paar Jahre mehr oder weniger. Vielleicht ist das Kloster sogar noch ein paar Jahrzehnte älter. Der sagenhafte Graf Sintlaz, Herr auf Sandegg, der den Grundstein gelegt haben soll, hat ja auch nie gelebt...

Die Überlieferung erzählt, daß Graf Sintlaz den angelsächsischen Bischof Pirmin aufgefordert habe, an den Bodensee zu kommen und das seinige zu tun, damit die widerhaarigen Alemannen den alten Göttern nicht wieder

anheimfielen. Sankt Pirmin kam denn auch und vertrieb das Giftgewürm von der Insel, daß es drei Tage lang den See erfüllte. Allerdings ist das wohl nur bildlich zu verstehen, denn man mag sich nur schwer vorstellen, daß die gartengleiche Insel jemals eine wüste Brutstätte giftzahnigen Ungeziefers gewesen sein soll.

Jedenfalls, wie dem auch sei, erhob sich in jenen Tagen auf der Insel das Kloster fest und stark. Seine Insassen gehörten der Regel des Hl. Benedikt an und Pirmin war für kurze Zeit ihr erster Vorsteher. Damals mag auch der stolze Name der Insel aufgekommen und ihre anderen, womöglich noch stolzeren abgelöst haben: Königsau, Autia regalis, Augia dives hatte man sie vordem genannt, und bald mußte sie

spüren, was es heißt, ein Endlein reichen Bodens zu sein. Von allen Seiten richteten sich gierige Blicke auf die junge Pflanzstätte. Vorübergehend brachten die Konstanzer Bischöfe die Reichenau unter ihre Botmäßigkeit. Aber schon 782 steht mit Abt Petrus dem Kloster wieder ein eigener Herr vor, dem der ehemalige Abt von Sankt Gallen, Waldo, nachfolgte. Es war um das Jahr 800, dormalen sich auch der große Frankenkönig Karl die deutsche Krone aufs Haupt setzte, als mit Abt Waldo die große Zeit des Klosters begann. Der Ruhm der alten Klausur Sankt Galli als Born aller Gelehrsamkeit erfüllte damals die Kulturwelt und der neue Abbas war durch diese Pflanzschule gegangen. So rang sich die Reichenau überraschend aus der Geringheit ihres Daseins los und wurde zu einem zweiten Sankt Gallen, freilich nur, um viel früher zu verlöschen.

Dem großen Abte standen gelehrte und kunstreiche Gehilfen zur Seite. Egino, einst von der Reichenau ausgegangen und nach Erlangung hoher Kirchenwürden zu ihr zurückgekehrt, schuf

die Niederzeller Kirche, an die sich ein Klosterlein anschloß. Mit gewaltigem Eifer unternahm es Reginbert, die rasch wachsende Bibliothek des Klosters zu fördern und sich mit ihr allgemach an die erste Stelle im Lande zu setzen.

Waldo blieb nicht, seine Fähigkeiten versetzten ihn nach St. Denis, wo er starb. Sein Nachfolger war Hatto I., und mit ihm verbindet sich der große Name der Reichenau als Pflanzstätte deutscher Art und deutscher Gelehrsamkeit. Wenn auch unter Hatto die höchste Blüte des Inselklosters noch nicht erreicht war, so schuf er doch die feste Grundlage für diese. Die Bibliothek hatte es auf annähernd fünfhundert Bände gebracht, ein zu damaliger Zeit schier unermesslicher geistiger Schatz, wenn man bedenkt, daß ja alles mit der Hand geschrieben war. Dieser Abt Hatto ist wohl das Bild eines klugen geistlichen Kavaliere gewesen, wenn man so will, ähnlich den politischen Kardinalen späterer Jahrhunderte, nur daß ihm der Eigenbesitz eines umfassenden positiven Wissens über das politische Spiel ging. Jedenfalls müssen auch

seine diplomatischen Fähigkeiten erheblich gewesen sein, denn Kaiser Karl hielt ihn für den geeigneten Mann, den er zum Kaiser von Byzanz nach Konstantinopel schicken konnte.

Die Reichenau mag zu jener Zeit wohl eine Art hoher Schule gewesen sein, an der die, die es vermochten, ihr Wissen zu vervollkommen suchten. Eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren heutigen Universitäten mag um so eher einleuchten, als der Aufenthalt dort



Schneider-Stumberg:

Uferpartie, Insel Reichenau

Bleistiftzeichnung



Schneider-Blumberg:

Gemälde

Ufer Interzell-Reichenau

nicht nur der geistigen, sondern auch der körperlichen Ertychtigung diene.

Hatto war es auch, der an die Stelle des immer noch armseligen ersten Kirchleins die große Klosterkirche setzte. Ein großes Jubelfest war es, als man sie weihte. Sie wurde allmählich mit Reliquien reich ausgestattet, deren Verehrung die Schaffung immer weiterer Baulichkeiten bedingte, so daß allmählich eine Reihe von Kapellen um die Kirche herum, eine wirkliche kleine Kirchenstadt entstand.

Die Kaiser holten sich oft Rats bei den gelehrten Reichenauer Mönchen und manch einer wurde, oft nicht sehr nach seinem Willen, zum Hof gezogen. So Walafried Strabo, der einst Heimatslose, ein Mann von umfassendem Wissen, von gewaltiger Arbeitskraft und un-

tafelhaftem Charakter. Er, der früh im Dienst des Kaisers starb, war das leuchtende Vorbild für viele. Auch der dritte Hatto gehörte zu den „großen“ Äbten, während einer seiner Nachfolger, Luithard, jener kriegsgewaltige Abt Wazmann ist, von dem Scheffel in seinem „Ekkehard“ erzählt. Er war einer, der dem Leben die guten Seiten abzugewinnen wußte, aber auch einer, der, wenn's galt, seinen Mann stand. Der Ringelpanzer behagte ihm, er warf die braune Kutte darüber um; so trat er in den Garten unter die jagenden Brüder wie ein Riese des Herrn. „Der heilige Markus ist heut nacht vor mein Lager getreten,“ rief der Abt, „nach dem hohen Zwiel hat er gedeutet; dorthin wollen meine Gebeine, daß keines Heiden Hand sie entweihe. Auf

und rüstet euch! In Gebet und Gottvertrauen hat seither eure Seele den Kampf mit dem bösen Feind gekämpft, jetzt sollen eure Fäuste weisen, daß ihr Kämpfer seid. Denn die da kommen, sind Söhne der Teufel; Kraunen und Dämonen in asischer Wüste haben sie erzeugt; Teufelswerk ist ihr Treiben, zur Hölle werden sie zurückfahren, wenn ihre Zeit um!"

Nun, der Wahrheit zu Ehren mag gesagt sein, daß die Scheffelschen Hunnen, die eigentlich Ungarn waren, nie die Reichenau betreten haben. Die Sankt Gallener Mönche hatten ihre Schätze auf die Reichenau geflüchtet, weil sie sie dort sicherer wähten, als bei sich daheim. Nichtsdestoweniger aber mag sich männiglich an den Taten des wackeren Bruders Heribald erbauen, der, den dickköpfigen Simpel spielend, allein zur Hut der Heimat zurückgeblieben war. Um ein Haar wäre freilich

die Sache schief gegangen, weil Heribald in seinem Allemannensittensinn den fremden Götzen nicht anbeten wollte; aber „ein hunnischer Reiter trat unbemerkt bei, zupfte den Mönch am Gewand und raunte ihm leise, aber auf gut schwäbisch ins Ohr: ‚Landsmann, ich tät' knieen an deiner Stell', es sind gar lebensgefährliche Leut'.‘ Der Warner hieß eigentlich Snewelin und war von Ellwangen im Riesgau, seiner Geburt nach ein fester Schwabe, aber im Laufe der Zeit ein fester Hunne geworden und stand sich ganz gut dabei.“

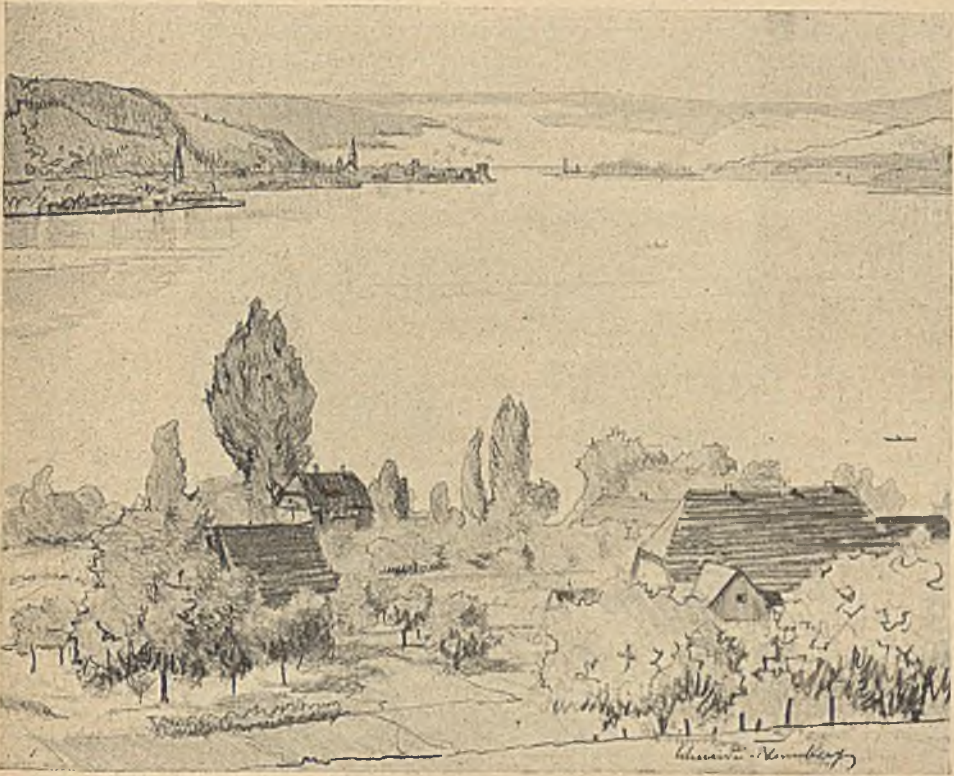
Heribald kam dank dem Rat des ellwängischen Hunnen mit dem Leben davon und die Klosterschätze auch. Es war ein Glück für das Kloster. Denn nur auf Grund dieses unversehrten Bestandes konnte der „goldene“ Abt Witi-gowo seinem unstillbaren Ausschmückungswillen volle Rechnung tragen. Er baute, schmückte, zierte und sammelte,



Schneider-Blumberg:

Bleistiftzeichnung

Blick auf Unterzell, Insel Reichenau



Schnelder-Bumberg:

Bild auf den Rheinausfluß — Vordergrund Insel Reichenau
Steifstiftzeichnung

daß der Glanz der Reichenau alle andern Gotteshäuser überstrahlte.

Nach ihm übernahm noch einmal ein bedeutender und gelehrter Mann den Krummstab: Abt Berno, unter dem in Gegenwart Kaiser Heinrich III. 1048 die Markuskirche eingeweiht wurde. Im nächsten Jahr besuchte gar Papst Leo IX., ein geborener Deutscher aus dem Geschlecht der Grafen von Dagsburg, auf der Heimkehr von der Mainzer Synode die Insel. Das größte Licht der Gelehrsamkeit des ersten Jahrhunderts, der schon erwähnte Hermannus Contractus, der geistesgewaltige und körperlich verkrüppelte Sohn des Grafen von Beringen, lenkte die Blicke der damaligen großen Geister der Kulturwelt auf das Inselkloster. Die Klosterbrüder Kerung und Burkard waren seine kaum minder leuchtenden Trabanten.

Es war der höchste Glanz. Rasch sollten ihn düstere Nebelschwaden umhüllen. Mag Reichenau in der Hauptsache auch nie so des Ruhmes voll gewesen sein, wie die Rivalin Sankt Gallen, so war es doch zweihundert Jahre einer der stärksten und fruchtbarsten Träger deutscher Kultur und Gelehrsamkeit. Was das in jenen Zeiten bedeutete, können wir heute kaum recht ermessen. Die Reichenau war, nach Hermann dem Lahmen, ein Kloster, geabelt durch große Männer, Bücher und die Schätze seiner Kirche. Felsenfest schien dieser Bau zu stehen, unwiderstehlich durch seine innere Kraft — und doch, wie rasch und gründlich war der Niedergang!

Man steht fast vor einem Rätsel, wenn man diesen tiefen Fall betrachtet. Wie rasend schnell es mit dem Kloster ab-

wärts ging, ergibt sich aus der Gegenüberstellung einiger Zahlen. In seiner Glanzzeit hatte es eine Einnahme von sechzigtausend Gulden, eine für die damalige Zeit riesenhafte Summe, zu verzehren. Um 1200 war diese auf etwa den vierten Teil gesunken und anderthalb Jahrhunderte später verfügte Mangold von Brandis über



Mittelzell, Im Klosterwinkel

Aufnahme von V. Galby

eine Jahres-einnahme von drei ganzen Silbermark. Die ganze jämmerliche Armut aber erfuhr erst sein Nachfolger, der nicht so viel hatte, daß er sich davon sättigen konnte. Tagtäglich ritt er auf seinem weißen Gaul zum Pfarrer von Niederzell, um dort an dessen Tisch seinen Hunger zu stillen.

Aber dennoch schien noch einmal der alte Geist aufzulackern, die Reichenau der Pflichten, die der Ruhm auferlegt, sich erinnern zu wollen. Der tüchtige Abt Friedrich von Wartenberg griff mit kräftiger Hand in die grundlos verwahrlosten Verhältnisse des Klosters ein und alles schien auf ein fröhliches Gedeihen hinzudeuten. Aber nur solange, bis der Abt die Augen schloß. Da fand sich, daß keine Lebenskraft mehr vorhanden war. Allerdings noch Lebenswille. Denn als die schon seit Jahr-

hundertern nach der Reichenau strebenden Konstanzer Bischöfe sie in die Tasche stecken wollten, fanden sie den heftigsten Widerstand. Ja, die Konventualen schlossen, wohl so recht nach ihrem Sinn, ein Schutz- und Truhbündnis mit den Nachbarn, insbesondere mit der Eidgenossenschaft ab. Aber nicht für lange. Es

fehlten die Mittel, den Widerstand fortzusetzen und im Jahre 1540 hielt der Konstanzer Bischof endlich die langersehnte Beute in der Hand.

In vieler Beziehung war dieser Besitzwechsel ein Glück für das Kloster. Denn die neuen Herren ließen es sich angelegen sein, ihm aus dem Zustand der Trümmerschaftigkeit herauszuhelfen und durch tüchtiges Zugreifen zu retten, was noch zu retten war. Aber auch dieser Herstellungseifer hat im großen und ganzen nicht allzu lange angehalten. Man schleppte sich dahin, und es war deshalb kein großes Ereignis, als Papst Benedikt XIV. im Jahre 1757 dem Kloster ein Ende machte. Man wehrte sich zwar noch einmal nachdrücklich gegen diese Todeserklärung und rief sogar Preußen und Frankreich zur Hilfe herbei, die auch gewährt wurde. Es half aber

kein Widerstand mehr: im Jahre 1802 hatte das Kloster Reichenau tatsächlich aufgehört, zu bestehen.

Die Pfalz, in der einst Kaiser und Könige prunkhafter beherrschert wurden als in ihren eigenen Residenzen, ist vom Erdboden verschwunden. Was an äußeren Zeugen blieb, ist die mächtige Münsterkirche von Mittelzell mit ihrem riesenhaften



Mittelzell, Münstersturm

Aufnahme von B. Salby

Turm und die beiden uralten Kirchen von Ober- und Unterzell. Das Schönste aber hat in unbergänglicher Pracht allen bösen Zeit- und Kriegsläufen getrotzt: die Insel selbst.

Eine eigene Romantik umschwebt den langgestreckten Rücken, der, wie von tiefen Geheimnissen umhüllt, in gebrochenen Farben aus dem blauen Bodensee auftaucht. In großer Linie schwellen die beiden Inselenden nach der Mitte zu an, auf der sich, gleichsam voll gesammelter Kraft, der Riesenturm von Mittelzell erhebt, nicht vordringlich, sondern nur den Mittelpunkt betonend. Ernst steht dieses altersgraue Wesen im See, niemals aber finster. Der heiter lachende Baum- und Rebgarten des Insellandes nimmt ihm die drohende Gebärde. Wie ein in Erinnerung versunkener Mönch aus grauen

Zeiten steht dieser Riese mit dem wunderlichen Dachreiter in dunklen Grün seiner gewaltigen Bäume. Die Pfeilerbasilika, die er überragt, wird vielleicht von mancher andern deutschen Kirche an Pracht der inneren Ausstattung übertroffen, wohl aber kaum an Besonderheit der Erscheinung. Das frohe, anmutige Farbenspiel bunter Scheiben, das

vielfältige Kleinwerk des Zierrats fehlt hier oder tritt doch nicht dergestalt in Erscheinung, daß es den großartigen Gesamteindruck zerrisse. Dieser letztere liegt vielleicht indes nicht so sehr in den architektonischen Ausmaßen, als vielmehr in der seltsamen mystischen Stimmung, die das Mittelschiff, noch mehr aber die Seitenschiffe beherrscht. Mögen spätere Geschlechter auch diesem Bau Neues hinzugefügt und Altes fortgenommen haben, seine Steine blicken doch in die Zeit zurück, da zwei Weltanschauungen hier um die Herrschaft rangen, da die merowingischen Könige am Ufer des weiten Sees lagen und Karl der Große die Grundlagen des Deutschen Reiches mit starker Hand schuf.

Die Brücke zu jener hingefunkenen Welt schlägt der Kirchenschiff, eine



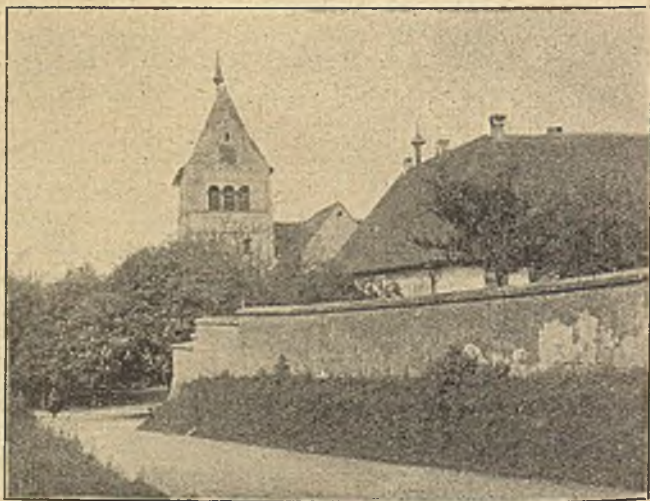
Klosterhof

Aufnahme von B. Galby

Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke, die die Hauptstücke vieler Museen in den Schatten stellt. Wundervolle getriebene Reliquienschrine, Brachialen, Antependien, Monstranzen, Weihwasserfessel, Messgewänder — ein glanzvoller Zug, und viel wertvoller zweifellos als jener einst hochgeschätzte, viertelzentnerschwere Smaragd, von dem Abt Wazmann=Quithard auf der Flucht vor den Hunnen schnöderweise nichts wissen wollte. „Ich weiß einen Glaser in Venedig, der kann einen neuen machen, wenn diesen die Hunnen fortschleppen“.

Groß sind heute noch die Schätze des Münsters und doch unendlich klein im Verhältnis zu dem, was es zur Zeit seiner Blüte besaß. Die Tage, die einst die kunstvoll ihre Initialen auf Goldgrund malenden Mönche sahen, sind längst dahin.

die ersten zarten Sprossen wie gelbgrüne Flämmchen am braunen Rebholz hinaufzüngeln, wenn der blaue Himmel hochgespannt über dem duftenden Blust strahlt, und der glitzernde See wie eine Kristallschale das Eiland umfängt, dann mag man wohl an einen verzauberten Garten denken. Denn nicht um der Schätze willen, die der Boden schenkt, heißt sie die reiche Au, sondern um ihrer Schönheit willen.



Mittelzell, Münster

Aufnahme von B. Galby

Das Liebesgöttchen...

Ein verflattertes Rosenblatt aus der Rotokozeit

Von Erika Schulz-Röbbeler.

Rosenzeit.
Auf dem Beet vor dem Schloß-
chen träumen die Mme. Navary-
rosen in der Nachmittagssonne. Rotran-
kende Crimson Rambler nicken in Gir-
landen zwischen den Birkenstämmen.

Der Junker kommt die Lindenallee
herauf, das Pferd am Zügel.

Am Parkpfortchen leuchten die Augen
des alten Jean mit den blanken Knöp-
fen seiner Livree um die Wette. Mit
würdevoller Grandezza empfängt er
den Junker und läßt sein Pferd in den
Stall führen.

„Melken Sie mich noch nicht, Jean,“
bittet der Junker, der mit einem ersten
Blick die altvertraute Sommeridylle
umfaßt.

Lavendel und Reseden an der Garten-
mauer.

Seine Kindheit blüht ihn aus großen
Augen an.

Leise pirscht er sich durch den wein-
blütenüberspannten Laubengang über
den knirschenden Kies bis an das Haus
heran.

Eine Spieluhr singt aus dem Garten-
pavillon.

Bei der zärtlichen Gavottemelodie
fangen die ledernen Stulpenstiefel des
Junkers zu tanzen an, obwohl sie aus
schwedischem Blutvergießen kommen.

Babette, das Föfchen, huscht über
den Weg.

Aber ehe es vor Überraschung seinen
Verhensschrei in die Sommerluft trillern
kann, hat der Junker den Finger auf den
Mund gelegt.

Lautlos verschwindet es, und der
Junker späht zwischen den sich blähen-
den Mullgardinen hindurch in den
Pavillon hinein.

Oh! Seine Augen blendet helles
Erstaunen; denn hinter einer Schale
voll Rosen sitzt ein süßes, graziöses
Wunder!

Er sieht ein geneigtes Apfelblüten-
gesicht, über dem ein Kranz lichter sei-
diger Ringelbäckchen steht, rings von
einem duftigen, violetten Gewand mit
zierlichen Köschen umbauscht.

Aus der Spitzenpracht stemmt sich
kokett ein winziger Goldkäferschuh gegen
ein Tabouret, dessen saftrote Seiden-
bezüge schon die prunkliebenden Augen
reizender Marquisen zu Versailles ent-
zückt haben mochten — zur Zeit des
„ancien régime“, als die Urahne des
Junkers und seiner blonden Base dem
Marquis Voucardon dorthin gefolgt
war.

Die entsagungsvoll-zärtlichen Briefe
des Abbé Legrand an eine der blumen-
haften Hofdamen Marie Antoinettes,
in Goldschnitt und Saffian, ruhen auf
ihrem Schoß.

In der Hand hält sie — es ehrfurch-
tig betrachtend — das Liebesgöttchen.

Dieser geflügelte Amor aus Sévres-
porzellan ist das kostbarste, sorglichst
gehütete Kleinod von Tante Yvonne,
die behauptet, daß der Junker in seiner
Kinderzeit dieselben spißbübisch-schmei-
chelnden Augen habe machen können.

Sein Herz schlägt die tanzende Melo-
die der Gavotte mit.

Er stemmt die Hände auf das Fenster-
simz und — er weiß selbst nicht wie —
setzt in elegantem Schwung hinein
in den Gartenpavillon, zwischen den
sich blähenden Mullgardinen hindurch,
vor das zu Tode erschrockene Bäslein,
das den kleinen Liebesgott aus den
zierlichen Fingern zu Boden fallen läßt..

Entsetzt sinkt die weißlichfarbene Pracht in sich zusammen, indes ein heftiges Geschrei ertönt! Die weiße Angorafazze machte vor Schreck bei dem unerwarteten Einbruch einen Seitensprung, blieb mit der himmelblauen Seidenschleife an dem goldenen Schnörkel eines ehrwürdigen Lehnstuhls haften — die Schleife zog sich zu, und ein heftiges Miauen erschallt. Der Junker starrt ratlos entgeistert von dem Weißhühner zur Rahe, fassungslos über den unerwarteten Erfolg seines beschleunigten Einfalls auf unbewachtem Gebiet.

Geradezu verwunschen kommt er sich vor.

Instinktiv knüpft er die jammernde Rahe los, die mit einem bitterbösen Seitenblick entweicht.

Auch die Ahnen und Urahnen blicken entrüstet von der Wand, empört über die verwilderten Allüren eines Nachkommen, dem die filigranfeine Lebensart spiegelblanken Parketts gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint.

Die Schäferpärchen tuscheln vom Plafond, die Spieluhr singt — und der unglückliche Missetäter kniet zerknirscht neben dem reizenden Geschöpf nieder, das sich in seine Reifröckherlichkeit zurück gezogen hat, wie der Schneek in sein Gehäuse.

Er kniet gerade auf dem zärtlichsten der Briefe des Abbé Legrand; trotzdem bringt er nichts heraus, was einer feinsinnigen Inspiration durch die Berührung mit soviel Geist ähnlich gesehen hätte!

„Fassen Sie sich, teuerste Cousine,“ ist alles, was er zu stammeln vermag.

Da hebt sich ein verregnetes Gesichtlein, wie eine Sonnenrose im Morgentau, und ein zerbrochenes Stimmlein schluchzt: „Das Liebesgöttchen — o, das Liebesgöttchen!“

Da liegt er, der kleine Liebesbote, das marmorne Kleinod von Tante

Yvonne! In den Scherben seines schlanken linken Weinchens, an dem noch der zierliche Köcher haftet.

Die weiße Hand des Väsleins greift danach — ein zitternder Schmetterling, den der Junker hascht und leise streichelt und voll aufrichtiger Betrübniß inbrünstig an die Lippen drückt.

Eine Welle Rosenduft weht herein, die Spieluhr weint wehmütig silbern ihre Melodie, betrübt schauen die Putten und rosigen Amoretten auf ihr verunglücktes Götterbrüderchen — Tante Yvonne schläft...

„Der blaue Himmel segne ihren Mittagsschlaf“, stöhnt der Junker und zieht das trostlose Blütenwunder sanft neben sich auf das vielbewunderte Louis XV.-Sopha, dem noch der Duft der Versailler Reifröcke anhaftet. Eine halbe Stunde später: ein zartes Spizentüchlein tupft die letzten Tränen Spuren von den blauen Augen — man hängt es auf einer Kaminkerze zum Trocknen auf — Bienen summen herein und hinaus, Tante Yvonne schläft noch immer. „Morpheus nehme sie in seine Arme,“ seufzt der Better, und das mohnrote Mündchen seiner angebeteten Base erzählt bekommen die abenteuerliche Geschichte des Liebesgöttchens.

Als unsere schöne Ahne ihre zierlichen Fingerspitzen dem lebenslustigen Marquis zum Lebensbunde gereicht hatte, erhielt sie an einem goldklaren Septembertage ein reizendes Körbchen mit melancholisch duftenden Spätrosen, unter denen der kleine Liebesgott in Blüten begraben lag.

Ein Bedienter überbrachte es ihr in Trianon, wo eine erlauchte Gesellschaft sich um den raschelnden Reifröck Marie Antoinettes scharte.

Er rief ein allgemeines Entzücken wach, der herzige Amor aus Sévres. Nur die schöne Ahne war ein wenig bleich geworden, als sei ein liches

Puderwölkchen über ihr Angesicht ge-
weht.

Sie wußte, daß der junge, geistvolle
Musiker sich's keine Mühe hatte ver-
drießen lassen, ihr den einen der zwei
kleinen Götterboten zu verschaffen, wenn
sie auch damals nicht ahnte, um welchen
Preis!

Die zwei sich vollkommen gleichenden,
gesflügelten Amoretten hatten ihren
Platz auf dem Ramin des alten Grafen
Lecourt, dessen Palais einem Tauben-
schlage gleich.

Seine Liebe für Künste und Gesellig-
keit war weit bekannt.

Die berühmtesten Künstler und Ge-
lehrten tauchten wie Sternschnuppen
in seinen glänzenden Sälen auf und
verschwand, immer neue in buntem
Wechsel.

Die kleinen Götteröhne waren schon
ganz trunken von all dem Geist und
all der Schönheit, die täglich die Glas-
prismen der flimmernden Kronleuchter
und die hohen Spiegel blendend wider-
strahlten.

Und dann verliebten sie sich eines
Tages in die maizblonde, seidige Schön-
heit der jungen Marquise, ebenso wie
sich der junge, melancholische Musiker
in sie verliebt hatte; eine Liebe, deren
hoffnungslose Sehnsucht und ungestillte
Blut seiner Kunst die glücklichsten Offen-
barungen und der Welt die goldensten
Kompositionen schenkte. Melodien,
herb und heiß und süß wie der feinste
Bikör, aus dem sonnendurchglühten
Weinbergen der Champagne gegoren.

Sein Stern war gerade im Auf-
gehen, als in Versailles und Paris
der Vulkan der Volkswut zu speien
anfang. . . .

Der lebenslustige Marquis endete,
wie es die Mode jener Tage für den
Adel erheischte.

Seine blonde Marquise vermochte
sich mit ihrem einjährigen Töchter-
chen in einer unscheinbaren Kutsche,

unter Zurücklassung ihres gesamten
Vermögens, nach Deutschland zu
retten.

Dorthin war später eines Tages
ein Gast zu ihr gekommen, tageweit
geritten von Frankreich her, um der
blaffen, noch immer geliebten Frau
seine heiße Bewunderung und das
Liebesgöttchen aufs neue zum Ge-
schenk zu machen; aus dem Wirrwarr
enthronter Götter und erloschener
Flammen hatte er ihn gerettet.

In einer Dämmerstunde hat sie
dann den Preis erfahren, die schöne
Ahne, den Preis, den der Graf Le-
court für das kleine Kunstwerk aus
Sèvres verlangt und erhalten hatte:
seine beste, eben vollendete Kompo-
sition, ein vielversprechendes Werk für
Geige, sollte der junge Musiker ihm
verkaufen.

Die Gesellschaft bejubelte die geniale
Kunst des alten Grafen, der das Werk
als eigenes vortrug, und das Liebes-
göttchen verließ seinen leise neidischen
Zwilling, um, unter Rosen gebettet,
nach Trianon zu wandern.

„Sehen Sie, Cousin, das ist die
Geschichte des Liebesgöttchens,“ schloß
Susanne betrübt.

„Jetzt begreife ich die Pietät unserer
verehrten Tante für den ererbten
Amor, den meine Hestigkeit zertrüm-
mern mußte“, erwiderte geknickt der
Junke und blickte nachdenklich auf
seine Spitzenmanschetten.

Schwalben segeln über den Wein-
rebangang, ein gelber Schmetterling
gaukelt herein und streift zärtlich die
Rosenranken auf dem sommerfreudigen
Raschelleid.

„Die arme Tante,“ seufzt sie be-
kümmert. „Wenn sie ahnte . . . ihr
sorgloser Schlummer würde ein plötz-
liches Ende haben. Und gerade wir
müssen ihr den Schmerz bereiten, die
wir ihr soviel Dank und Zuneigung
schulden für die mütterliche Güte,

mit der sie erst Ihre Kindheit und dann die meine behütet hat.“

Der Junker ergreift ihre Hand, die nach dem tränenfeuchten Tüchlein hascht.

„Lassen Sie mich sorgen, teuerste Cousine,“ ruft er aus. „Was hat der junge Musiker zu tun vermocht, seiner liebsten Frau eine Freude zu bereiten. Für welchen Preis erkaufte! Unter Trümmern hervorgezogen und dann gereist und geritten, bis er sie endlich gefunden! Sollte mir das nicht auch gelingen? Ich werde mich auf die Suche machen nach dem Bruder des Liebesgöttchens und es aus Frankreich hierher bringen — und ich schwöre Ihnen, teuerste Susanne, kein Preis ist mir zu hoch dafür! Glaubt man nicht selbst die Sterne herabholen zu können, um sie einem angebeteten Geschöpf zu Füßen zu legen? —“

Stürmisch kniet er vor dem Bäslein nieder, so daß die Nase Schneeweißchen, die neugierig laufend unter dem aufgeplusterten Reifrock saß, mit einem Schrei entweicht, was zur Folge hat, daß Susanne vor Schreck dem Junker fast in die Arme fällt.

Er sieht das als zarte Antwort auf die Erklärung seiner Liebe an, die erst erfolgen soll, und vereinfacht sie sich, indem er das weilschensfarbene Märchen ohne weiteres auf den Mund küßt.

Die Ahnen an der Wand sind aufs neue entsetzt über die himmelschreienden Manieren des Enkels. Wenn sie könnten — sie würden ihn noch nachträglich enterben!

Die Amoretten lichern und die Sonne wirft Hände voll huschender Lichter in den Gartenpavillon.

Der kleine Amor lächelt schadensfroh und guckt in den leeren Köcher, aus dem er alle Pfeile verschossen hat. Das ist seine Rache!

„Solche Nichtswürdigkeiten sind mein Beruf,“ denkt er.

„Ich habe mein Leben erfüllt, indem ich im Untergang einen neuen Lebensbund schuf.“

Ein Schritt knirscht über den Kies.

Der Junker und die Susann' fahren auseinander und aus rosigigen Wolken in die Wirklichkeit zurück.

Der Junker bückt sich und hebt die zerkausten Goldschmittbriefe des geistvollen Abbé auf, auf denen bisher sein lederner Stulpenstiefel stand. —

„Jean,“ ruft er zum Fenster hinaus, „melde er mich Madame, sobald sie erwacht. Ich lasse ihr meine untertänigsten Komplimente zu Füßen legen.“

Jean verschwindet.

Susanne küßt den kleinen Liebesgott, bevor er seine Verbannung in das Gehäuse der Spieluhr antritt.

Das Böschchen klopft.

Susanne, glühend wie die roten Rosen draußen, neigt zierlich den hochgetürmten Lockenkopf gegen den Junker, der sich feierlich korrekt verneigt.

Die violette Seidenpracht raschelt davon, die Treppe hinauf. Oben näht das Böschchen geschwind eine abgetretene Spitze am Kleide fest. Unten staubt der Junker von seinem Rock in der Herzgegend eine leichte Puder spur ab, die ein gewisser Blondkopf dort zurückgelassen hat.

Dann drückt er hinter der Glastür Jean einen Taler in die Hand, nachdem er ihm etwas zugeflüstert hat. Desgleichen dem Böschchen.

Duftende Schokolade und Biskuit, Nelken in Vasen und Schalen, Tante Yvonne mit den beiden „lieben Kindern“ in der Atmosphäre von Lavendel, die sie um sich liebt.

Leise klirren die Löffel auf den feinen Porzellantassen. Ein paar feste braune und schüchterne blaue Augen spielen verstoßenen Fangball mit zärtlichen Blicken, herüber und hinüber.

Ein weißer Kafadu schaukelt sich im Ring.

„Wissen Sie auch, verehrte Tante, daß in Ihrem Gartenpavillon — — Ratten — sind?“

„Wie? — Mon Dieu!!! — —“ Entgeistert kniet die Tante zwischen die goldenen Schnörkel ihres Armsessels zurück, indefs sich der Bau ihres Haares noch höher zu erheben scheint und der resedengrüne Pompadour ihrer zitternden Hand entfällt. —

Eifrig bückt sich der Junter, ihn aufzuheben.

Unter dem violetten Sammetmieder beginnt das Herz ein wahres Hürdenrennen. Unter dem Tisch, auf dem die Schokolade duftet, tritt ein zierlicher Goldkäferchenschuh auf einen ledernen Stulpenstiesel.

„Wenn Sie gestatten, befreie ich Ihr Haus von derart schrecklichen Ungekrümten. Ich habe darin Erfahrung von den schwedischen Scharmükeln her und pflege ein scharfes Gift zur Ausräucherung dieser räuberischen, gefährlichen Tiere in der Satteltasche stets bei mir zu führen. Gestatten Sie mir, das Gift zu legen und lassen Sie während der nächsten Wochen den Pavillon gänzlich abschließen! Wenn ich, sobald wie möglich, von meiner Reise zurückkehre, lasse ich es sachtgemäß entfernen, verehrte Tante! Ich schwöre Ihnen, bis dahin hat es gewirkt, daß sich keins der Untiere mehr vorfindet!“

„Jean,“ haucht die alte Dame, „hat er schon Ratten im Gartenpavillon bemerkt?“

„Zu Befehl, Madame.“

„Babette!“

Das Bößchen knidst: „Just eben hörte ich ein solch terribles Ungeheuer im Ramin rumoren.“

„Horrible,“ schaudert entsetzt die alte Dame und bittet den lebenswürdigen Neffen, schleunigst das Gift zu legen;

befiehlt, daß bis zu seiner Rückkehr der Pavillon abgeschlossen und von niemand betreten werde. —

Unter dem Beilchenmieder verebbt das Herzklopfen wie Meereswellen nach dem Sturm.

Auch der „superbe“ Betteer atmet leise erleichtert auf.

Er küßt ehrfurchtsvoll der Tante die beringte Rechte und träumt dabei von den Marzipanfingern der Nichte und einem Goldreif, den er mit samt dem Zwillingsgöttchen für sie mitbringen will.

Dann geht er hinunter und streut — würdevoll wie Ceres alljährlich den Erden Samen — „Gift“ auf die kostbaren Louis XV. Möbel.

Die Schäferpärchen niesen. . . .

Die Ahnengalerie beäugt mißtrauisch das mysteriöse, gelbe Pulver.

Man traut ihm nichts mehr zu da oben.

Babette zieht Bezüge über die Sessel und schließt die Vorhänge. Jean dreht den knirschenden eisernen Schlüssel um.

Zu! !

Leise klingt ein schnarrender Ton aus dem Innern der Spieluhr. Der große, gelbe Mond kriecht über dem Pavillondach herauf. Die Kage Schneeweißchen spaziert dort oben umher und läßt sich von einem verliebten Rater reizende Minnelieder vorflöten.

„Sie wittert Ratten,“ denkt schaudernd Tante Yvonne. —

Es hat sie aber einer der wild verschossenen Pfeile des Liebesgöttchens getroffen.

Am Parkschlößchen, im Dämmerdunkel der ineinanderfließenden Schatten von Lindenallee und Weinreben gang schauen zwei zu den funkelnden Sternen auf.

Was sie flüstern, haben nur die brennenden Herzen gehört, die über die Mauer blühen.

Schneeweißchen hat es nicht erfahren; denn sie hat mit sich selbst zu tun.

Indessen hat Aphrodite, deren Kopf neben der Buchsbaumhecke über die Mauer ragt, von ihrem Sockel aus gesehen, wie der Junker dem Väslein ein paar Perlen von den Wimpern küßt.

Der Mond schlüpft durch das Blattwerk und umspinnt sie mit einem goldenen Netz.

„Oder sind es die Millionen Liebes- und Treueschwüre, die sie eben über sich ausgeschüttet haben?“ denkt die Göttin.

„Immer dasselbe,“ gähnt sie gelangweilt und denkt an die Zeit, wo der kleine wohlgezogene Junker sich tief vor Ihr zu verneigen pflegte, weil er sie für seine Urgroßmutter hielt, deren Büste früher, auch von Blüten umgeben, unbeweglich auf dem Raminensins im Empfangsalon stand.

Leiser und leiser wird der Hufschlag in der Lindenallee.

Die Nacht saugt den Reiter auf wie ein weiter, schwarzer Rachen.

Das Gartenpfortchen klrirt zu.

Fledermäuse flattern umher; dem Väslein fröstelt.

Schnell huscht es in sein warmes Nest, aber Morpheus bleibt ihr fern. Er hat sich bei Tante Yvonne's Mittagschlummer verausgabt . . .

Oder die verliebten Kagen konzertieren zu heftig auf dem Giebelbach.

Dann träumt sie: vom Junker, der Schneeweißchen am himmelblauen Bande führt, von dem zerbrochenen Götchen, das sich plötzlich in Tante Yvonne resedengrünen Pompadour fand — von scheußlichen Ratten, die an den reizenden Briefen des Abbé nagen.

Regen rauscht herab.

Der Junker reitet, reitet.

Regenmusik ununterbrochen.

Susanne horcht auf die eintönige Melodie und lauscht und wartet. Graue Wolfenkeuzen hängen über dem Garten, in dem die Rosen weinen. Graue Sorge nagt an dem zärtlichen Herzen, wie die Sorge an den Briefen des Abbé in ihrem Traum.

Tausend Gefahren sieht sie auf ihren Junker lauern, in der Welt da draußen, wo man nötig hat, stets ein Rattengift mit sich zu führen. . . .

Die Zeit schleicht wie unter Bleigewichten.

Schneckenang. — Keine Spieluhr singt.

Wenn nun der Götterzwilling nicht mehr lebt?

Wenn der Erbe des Grafen Lecourt auf seinem Stammsitz in der Picardie nicht mehr auffindbar ist?

Wenn dem Junker etwas zustößt?

Die Blauaugen reisen mit dem goldenen Zeiger rings um das Zifferblatt der Onyxpendule unter dem Glasegehäuse.

Leise zieht der Herbst dem Weinrebengang ein farbenbuntes Gewand über.

Silberweiße Fäden flattern zwischen den Birken; Asten blühen, wo Rosen waren.

Spätherbst.

„Es dauert lange, bis der Junker kommt,“ bemerkt Tante Yvonne.

„Wir wollen zum Winter den Pavillon reinigen lassen.“

Das schreckensbleiche Ding am Fenster sticht tief mit der Nadel ihrer Perlenarbeit in den Finger.

„Vielleicht warten Sie noch vierzehn Tage, verehrte Tante? — Er muß ja täglich eintreffen.“

An der silbernen Harfe ist eine Saite gesprungen.

Die Blauaugen suchen die Lindenallee auf und ab, auf und ab. — —

„Heute könnte der Pavillon hergestellt werden,“ meint die Tante.

„Zu Ihrem Geburtstagsfest in acht Tagen wird uns der Junker gewiß überraschen wollen. Und dann — das gefährliche Gift . . .“

Acht Tage Frist.

Kein Junker kommt!

Tote Blätter tanzen durch die Luft.
Allerseelen.

Die Kaze Schneeweißchen wird schwermütig; der Katadu maußert. Susanne macht täglich alle Stadien von glücklichster Zukunftsfreude bis zur trostlosesten Resignation durch.

Der Wind heult im Kamin.

Der Garten ist kahl wie ein geschorenes Bologneserhündchen.

Winter!

Der eiserne Schlüssel klinkt im Gartenpavillon.

Tante Yvonne hat Migräne und ruht auf der samtenen Causeuse unter einem kostbaren Gobelin, mit Parkzene von Watteau.

Die blonde Susanne zittert wie ein frierendes Schwälbchen und äugt ängstlich in den verwünschten Pavillon.

Die Tür öffnet sich schwer; das Fenster wird von außen halb aufgemacht. Eine Klingel schrillt; Babette eilt nach oben, zu fragen, was Madame wünscht.

Jean geht in die Küche.

Susanne sucht mit den Augen die Lindenallee nach einem Reiter ab.

Jean und Babette horchen an der Pavillontür . . .

Ein Schrei! —

„Huuuuuh,“ zwitschert die Jungfer.

„Hört er nicht, Jean?“

Selbstames Geraschel und Geräusch im Pavillon.

Plötzliches Gepolter, wie von stürzenden Dingen . . .

„Hört sie nicht, Babette — es spukt!“

„Was gibt es?“ fragt angsterfüllt Susanne und eilt herbei.

Da raschelt es wieder. Noch lauter und stärker und die abergläubischen

zwei rasen in wilder Flucht davon, in das Haus hinein.

„Madame, es geht um, es spukt, es rumort . . .“

Madame, in grauösa Migränestimmung, erhebt sich und gleitet rauschend die Treppe hinab.

Die reizende Susanne sieht dunkel den Tag des Gerichts anbrechen. Jean und Babette legen aufs neue ihre ängstlich horchenden Ohren an die Tür des mysteriösen Pavillon.

Die Tante tritt neben das Bäslein an das halboffene Fenster in den dämmerdunklen Weinrebangang.

Geheimnisvolles Geraschel — wildes Gepolter, die Spieluhr hebt wild und ohne Takt zu schnarren und spielen an.

„Alle guten Geister,“ schreit die Tante auf. Vor ihren Augen faucht ein schwefelgelbes Ungetüm fauchend aus dem halboffenen Fenster heraus.

Die Tante fällt in Ohnmacht!

Jean und Babette, frostgeschüttelt, schaffen sie hinauf auf das Ruhebett, wo Susanne sie mit dem Nieschläschen betreut, bis sie wieder zu sich kommt.

Nur die Nichte hat gesehen, daß das fauchende Ungetüm die Kaze Schneeweißchen war . . .

Stille. — —

Der Pavillon ist verschlossen.

Das Bäslein büstet und schüttelt das Kazenvieh hinter dem Rücken der kopfschüttelnden Aphrodite. Schneeweiß und seidig spaziert es dann hinauf zu Tante Yvonne an den Kamin — im Glanz eines ruhigen Gewissens, als ob nichts geschehen sei.

Weihnachten.

Schnee und Reif haben ein Marzipanschöpfchen hervorgezaubert. Rotgolden versinkt die Sonne hinter den Parkwipfel.

In dem kleinen Gartenpavillon geht indessen eine neue Sonne auf. Da brennen knisternde Scheite im Kamin,

vor dem die Kage Schneeweisichen un-
schuldsvolle Träume spinnst — da beleuch-
ten die Kerzen ein kleines Ringlein,
das der nichtsnutzige Junker seiner
füßen Base an den Elfenbeinfinger steckt.

Da lächelt Tante Yvonne angesichts
des „gesunden“ Liebesgottes, der eine
so abenteuerlich-romantische Geschichte
hat, milde Verzeihung dem „superben“
Reffen, der eben vor dem hohen Rat der
Ähnen eine Generalbeichte abgelegt hat.

Sie sind wieder ausgesöhnt mit dem
Nachkommen und seinen unglaublichen
Manieren.

Die Spielluhr singt ihre Gavotte-
melodie und das Götterpärchen feiert
ein Wiedersehen.

„Der gesunde Amor bleibt bei der
verehrten Tante,“ meint die Susanne.

„Der kranke erhält einen Ehrenplatz
auf unserm Kamin.“

Der Preis für das Liebesgöttchen
aus Sevres an den Nachkommen des
Grafen Lecourt in der Picardie? —

„Er erhielt mein edles Pferd mit
Sattel und Zaumzeug,“ lacht der
Junker.

„So sind Sie zu Fuß. . .“ Un-
gläubig rufen es die Tante und die
Braut.

„Zawohl,“ erwidert der Junker.
„Nur das Rattengift blieb in der
Satteltasche; denn das brauche ich nun
nicht mehr!“

Deutsche Sommernacht

Und über den Dächern Vollmondschein
wie einst — wie einst im Frieden;
ein Silberspinnen — märchenfein —
die Nacht und ich allein — allein.
Und nächtliche Glocken die Stunden schmieden.
— Willkommen mir, herzliche Ruh;
Blausilberruhe, welkenweit —
wie einst vor Jahren, vor Jahren.
Nächtliche Engel im wallenden Kleid
zerlösen mild des Tages Leid:
Gott woll uns alle treu bewahren —
Seele — faltest die zitternden Flügel?
Der Tag läßt locker die Zügel —
entsteige dem Bügel
und steige still den weißen Höhen zu:
Seltige Ruh.
Vollmond und Frieden und Nacht.
Ihr Brüder, Gott der Vater wacht
und segnet die deutschen Müheseher
mit Segen und deutschem Brot.
Und segne die blauen, weiten Wälder
und endet — und endet die Not —
So wollen wir treulich unsere Hände fassen
in Treue, Fleiß und Mühn,
uns lieben — vergessen das Hassen —
und nimmer
und nimmer vom Vaterlande lassen.

Richard Klose



Ernst Seer:

Am Weiher

Dritter photographischer Wettbewerb



Brüder

Erzählung von Georg Schäfer



In einem kleinen Städtchen lebten — es mögen nun schon einige Jahrzehnte her sein — zwei Brüder. Nach dem Tode der Eltern führten sie gemeinsam mit einer alten Haushälterin ein sonderbares Leben; denn ihre einzige Tätigkeit bestand darin, das sauer erworbene Geld der Verstorbenen auf möglichst einfache Weise unter die Leute zu bringen. Sie bedienten sich dazu eines Spieles, das einige durchreisende Studenten sie gelehrt und das sie „Schnürleibchen“ nannten, indem sie nämlich, wie die Bändchen eines Schnürleibchens hin- und herkreuzend, sämtliche Wirtshäuser ihrer Vaterstadt besuchten. Und dieses betrieben sie mit solcher Genauigkeit, daß selten ein Tag verging, wo sie nicht mehr oder weniger schwer beladen mit jenem Tiere, das man auch einen Affen nennt, heimkamen. Weil sie auf die Sicherheit ihrer Beine sehr wenig mehr vertrauten, so begannen sie kurz vor ihrem Hause wie junge Hunde auf allen Bieren zu laufen; denn sie mußten ja noch über eine Brücke, die über einen Kanal führte, der so tief war, daß schon einige unbesommene Nachtschwärmer darin ertrunken waren. In dieser Weise lief ihr Leben schon einige Jahre. Je länger sie aber zusammen hausten, um so zänkischer und unzufriedener wurden sie. Um irgendwelche Kleinigkeiten stritten sie erbittert miteinander, beschimpften sich und taten sich Übles an. Je älter sie wurden, um so widerborstiger wurde ihr Benehmen. Es kam vor, daß sie sich dermaßen veranzkten, daß man sie mehrere Tage nicht beisammen sah. Der tiefere Grund dieser Entfremdung lag aber gewiß in der Scham, die sie

vor einander empfanden. Wenn sie auch gewiß nicht das zarte Gemüt eines empfindsamen Fräuleins besaßen, so lag doch die Last eines verfehlten Lebens schwer auf ihnen. Andere Männer ihres Alters waren inzwischen zu Vermögen und Ansehen gekommen und galten etwas in der Gemeinde. Sie hingegen wurden von den Leuten ihres Standes schon längst gemieden, und sie wurden der Jugend als Beispiele der Lasterhaftigkeit und der Unvernunft hingestellt. Dieses Wissen um die Verachtung, die man ihnen zollte, verbitterte ihren Genuß, so daß ihre Betrunktheit mehr einer Betäubung als einem Vergnügen glich.

Schließlich waren sie so miteinander verfeindet — denn jeder ekelte sich vor dem andern als dem Ebenbilde der eigenen Verkommenheit — daß sie überhaupt nicht mehr zusammen ausgingen. Zu Hause, wo sie notgedrungen dieselben Zimmer teilen mußten, saß jeder stumm in seiner Ecke und mied sorgfältig eine Berührung mit dem andern. Gleich nach dem Essen machten sie sich zu ihrem täglichen Gange fertig. Aber während Bernd, der ältere, auf der rechten begann, fing Bernd auf der linken an; jeder einzeln, aber gewissenhaft wie vordem. Nur um die Wirtshäuser, von denen sie annahmen, daß der Bruder drin sei, machten sie einen gehörigen Bogen. Trafen sie aus irgend welcher Zufälligkeit doch zusammen — die gewissenlose Jugend machte sich ein rechtes Vergnügen daraus, es oft geschehen zu lassen — dann beschimpften sie sich so gröblich und lästerlich, wie es sonst nur ganz heruntergekommene Subjekte tun. Nur der tiefer hinhorchende ver-

nahm aus den Unsfätigkeiten den Schmerz um die eigene Lasterhaftigkeit. Dieses freudlose Leben währte nun schon lange Zeit. Da geschah es, daß in einem der Wirtshäuser die Wirtstochter nach langer Abwesenheit aus der Fremde heimkehrte. Niemand wußte so recht, was sie in der Zeit ihres Fernseins getrieben hatte. Aber da sie ruhig und sicher im Hause zugriff, und keinen Anlaß zu übler Nachrede bot, so verstummten die losen Mänler recht bald.

Auch Bernd hatte sie nicht weiter beachtet. Er kam täglich, so wie er es gewohnt war, begrüßte sie in seiner mürrischen Weise und trank schweigend sein Bier. Einige Zeit ließ sie sich den barschen Gast gefallen. Eines Tages aber — es war gerade kein anderer Gast da — setzte sie sich zu ihm und fing unbefangen an von gemeinsamen Jugenderinnerungen zu erzählen. Da sah er zum ersten Male, daß das Mädchen, wenn es auch nicht mehr ganz jung war, ganz gut aussah. An diesem Abende geschah etwas Ungewöhnliches. Bernd blieb sitzen, blieb bis der Wirt Feierabend gebot. Zum ersten Male seit undenklicher Zeit versäumte er die tägliche Runde.

Am andern Tage ging er wie sonst auch vom Hause fort. Als er aber in der Thür des ersten Wirtshauses stand, machte er plötzlich kehrt, ging weiter, überschlug auch die nächsten Wirtshäuser und trat erst dort ein, wo er das Mädchen fand. Sein Bruder hatte ihn beobachtet. Diese Unregelmäßigkeit machte ihn stutzig. Er konnte sich diesen Vorgang nicht erklären. Voller Neugierde ging er ihm nach und trat in dasselbe Wirtshaus ein.

Er sah seinen Bruder auch gleich in der Ecke sitzen, und sie wären auch wie sonst aneinandergeraten; denn Bernd war wütend aufgesprungen, wenn nicht das Mädchen dazwischen-

getreten wäre und sehr ruhig, aber bestimmt erklärt hätte, daß ihr Haus kein Stall sei, worin jeder es nach Belieben treiben könne. Daraufhin hatten die Beiden sich verdukt hingesetzt. Dieses resolute Wesen des Mädchens machte auf Bernd einen großen Eindruck. Er mußte sich sagen, daß noch keine Frau ihm solche Hochachtung abgenötigt hatte. So blieb auch er bis zum späten Abend in dem Wirtshause sitzen.

Tags drauf sahen die erstaunten Bürger das seltsame Schauspiel, wie die beiden Brüder zur selben Zeit in dasselbe Wirtshaus traten und dort bis zum Schluß sitzen blieben. Es entbrannte ein eigenartiger Wettstreit zwischen den beiden. Keiner gönnte dem anderen auch nur eine Minute länger bei dem Mädchen zu sein. Als ob sie in größter Eintracht lebten, so traten sie gemeinschaftlich ein und gingen zusammen fort. Sonst aber sahen sie sich nicht an und wenn einer versuchte, mit dem Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen, so bestellte der andere eiligst ein Glas Bier. Die meiste Zeit aber sagten sie nichts. Dieses seltsame Gespann schüchternen Liebhaber war bald das Ziel aller Spaßvögel. Allein keine noch so derbe Anzüglichkeit konnte sie, die merkwürdig harthörig geworden waren, dazu bewegen, dem Mädchen ein Wort von ihrer Zuneigung zu sagen. Und da der Reiz des Neuen bald verslog, so ließ man die beiden Eigenbrötler ruhig sitzen und diese änderten auch jetzt nicht ihre stille Werbung.

Das Mädchen hatte im Anfang gehofft, einer von ihnen werde sich bald erklären. Weil ihr die Geschichte aber mit der Zeit langweilig wurde, so suchte sie anderen Umgang. Den fand sie bald. Ein früherer Liebhaber von ihr, ein Schlossermeister, war in großen Sorgen, weil seine Frau ge-

storben und die Kinder unverorgt zurückgeblieben waren. Er fragte sie kurz entschlossen, ob sie seine Frau werden möchte. Sie wurde es gerne und so verlobten sie sich.

Diese Neuigkeit wurde den Brüdern an anderen Tage gleich beim Eintreten entgegengeschrien, und als es ihnen allmählich dämmerte, um was es sich handelte,

da verließen sie, erst Bernd, dann Gerd still und gedrückt die Wirtsstube.

Am nächsten Mittage sah man sie wieder ausgehen. Gerd ging rechts und Bernd links. Als sie unterwegs zusammentrafen, beschimpften sie sich in ganz niederträchtiger Weise. Kein Wirtshaus blieb unbesucht. Nur das eine überschlugen sie wohlweislich.

Freut euch des Lebens

Skizze von Walter Reinhard, Rheidt

Ein sonnenwarmer Sommertag. Schwül und lastend liegt die Hitze über der Stadt. Im Hause läßt sie sich kaum ertragen. So habe ich mich in den Garten geflüchtet, ganz hinten, wo die hohen Bäume dichten Schatten werfen. Ich wollte lesen, doch die Kinderstimmen, die durch die dichte Hecke hindurchtönen, halten mich davon ab. Ich lausche. — Im Nebenhause liegt die Großmutter der Kinder im Sarge. Morgen soll das Begräbnis sein. Doch die Kinder denken daran nicht. Zwei Mädchen und ein Bube sind es; ihr alter, einfältiger Onkel sitzt unter ihnen. Die vier spielen Schule. Das Bübchen ist der Lehrer. Gerade hält er Rechenstunde ab. „Dreizehn ist fünf und . . . ??“ fragt er den Onkel. Der weiß darauf keine Antwort. „Aber Friß, Du darfst Onkel nur mit „mal“ fragen!“ höre ich die Stimme eines der Mädchen. — Der Onkel bekommt eine neue Aufgabe, jetzt aber eine mit mal. Seine Antwort ist richtig. Dann ist das Rechnen bald zu Ende. Pause. Aber nicht lange. „Jetzt ist Gesang!“ verkündet der kleine Lehrer; und ein Mädchen muß die erste Strophe des

Liedes „In allen meinen Taten“ hersagen. Sie singen es zusammen. Der Onkel mit. Sein Bass wird von den hellen Kinderstimmen übertönt; er mutet mich an wie gedämpfte Orgelbegleitung. Darauf klingt das Lied von der „Goldenen Abendsonne“ durch den Garten. — Stille, kurze Stille. Und schon hat der Bub ein neues Lied angestimmt. „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“, singt er, und die Mädchen singen mit. Nur der alte Onkel schweigt. Ob er an seine Mutter denkt? Ob er die Weise vergessen hat? — — — Die Kinder achten nicht auf ihn. Sie singen weiter, ob drinnen auch der Tod am Sarge der Großmutter hocht: „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“

Vom Hause her werden die Kinder gerufen; sie sollen die Großmutter ein letztes Mal sehen. Sie stürmen weg; der Onkel humpelt am Stock hinterdrein.

Ich schließe mein Buch und gehe ins Haus. Noch immer klingt mir der Kindergesang im Ohr: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“

Im Nachbarhause wird der Sarg geschlossen.

KleinStadt

Von F. Schröngamer-Heimdal



Nach Jahren kam ich wieder hierher in dieses alte, liebe Nest, das weltvergessen, nicht einmal von der Eisenbahn berührt, im Talgrunde liegt und von vergangenen Zeiten träumt.

„Mondschein und Siebeldächer . . .“

Ja, es ist noch das traute Gewebe in der alten, stillen Stadt wie voreinst.

Breit und behäbig hebt sich das Rathaus mit dem gotischen Steingeländer der Treppe und den Spitzbogenfenstern über dem besonnten Stadtplatz mit dem Hühneraugenpflaster.

Sankt Nepomuk träumt über der Brücke, darunter die Fluten des Stadtbaches rauschen und plauschen, die weil der Heilige, den Finger am Mund, schweigend wie weisland sein Geheimnis hütet.

Sankt Georg am Stadtbrunnen gemahnt an die Zeiten, da die Bürger wehrhaft auf den Wällen standen und stürmenden Feinden trotzen.

Madonnen lächeln aus den Nischen der Bürgerhäuser, der hochgegiebelten, und segnen hinter Geranien hervor selig in das Gewebe dieser stillen, lieben KleinStadt.

Und Mädchen sinnend, lieblich wie werdende Madonnen, vor den Ladentüren in den sinkenden Sommertag, Mädchen, samtweich vom Glorienschein des Abends umflossen, fremd den Wanderer bestaunend, der im stillen ihrer unberührten, unbewußten Schönheit huldet.

Die Hausknechte der Gasthöfe stehen immer noch breit und stämmig und hemdärmelig wie einst unter den Toreinfahrten der Schenken und lugen nach Bauernfuhrwerken aus, in Gedanken die Trinkgelber überrechnend, die der Tag gebracht und die der Abend vielleicht noch aufrunden wird. Vielleicht . . .

Mütter und Hausfrauen sitzen strümpfstopfend auf den grüngertridnen Hausbänken unter den Pfirsichspalieren, Bürgerfrauen, in deren Adern edles Patrizierblut rollt . . . Ob sie es noch wissen? Ehrfürchtig gehe ich vorbei und freue mich ihrer sorglichen Handarbeit wie ihres lieben Geplauders: Frau Base — Frau Nachbarin — Frau Gebatterin . . .

Hufbeschlagend hämmert der ruhige Stadtschmied auf der Vorbrücke zu seiner Werkstatt, die eigenwillig in den Stadtplatz vor springt, während Meister Zwirn im Hause nebenan mit übergeschlagenen Beinen am offenen Fenster werkt und den Jäger aus der Kurpfalz frohgemut vor sich hinträllert.

Eine Gänseherde kommt schnatternd von fetter Weide zum oberen Tor herein und schnabelt an den Grassbüscheln, die aus den Fugen des Pflasters sprießen, wie zum Nachtsich.

Hochbefriedigt, stillbeglückt nehme ich das Bild dieser vom Festhauch des Fortschrittes und der Neuzeit noch unberührten KleinStadt in mich auf.

Nicht einmal eine Bank hat sich hier in diesen Zeiten der Milliarden- und Billionenpapierfluten aufgetan, wie ich mit Entzücken feststelle.

Schirm' dich der Himmel weiterhin vor allem falschen Fortschritt, du liebes, stilles weltvergessenes Städtchen, du lekstes vielleicht in deutschen Landen, das vom neuen „Geist“ nichts weiß . . .

Im Gedenken der ledernen Forellen, die ich hier, vor gutdind zwanzig Jahren, im Gasthof „Zur Sonne“ verpeißt, trete ich durch den breiten Torbogen in die holzgetäfelte, mit edlem Zinngeschirr und alten Stichen geschmückte Gaststube und sichere mir den Platz am Erkerfenster, wo ich den Blick auf den ganzen Stadtplatz habe.

Denn die Mädchen träumen noch immer vor den Ladentüren. Und ihre Blicke sind — seltsamerweise — alle auf mich gerichtet. Sollte ich wirklich solchen Eindruck auf sie gemacht haben, selbstverständlich ohne jede Absicht meinerseits?

Und die Augen der Mädchen wenden sich nicht von mir.

Was soll das?

Unruhig wende ich den Blick in das Dunkel des Gastzimmers. Da gewahre ich an der Stelle, wo früher das Billard stand, ein seltsames Gestell, und rings herum den Sonnenwirt, die Sonnenwirtin, den Hausknecht, die Kellnerin, die Köchin, die Köchelmagd und ein paar Gäste.

Schon will ich das Fenster schließen, um den Neugierblicken der Mädchen zu wehren, die unentwegt auf mich gerichtet sind, da kommt die Kellnerin und flüstert geheimnisvoll:

„Still! Jetzt kann's alle Augenblicke losgehen.“

„Was geht los?“ frage ich verduzt.

„Radio!“

„Radio!!!“ — — —

Und schon geht es los.

Und die Augen der Mädchen vor den Ladentüren weiten sich, ihre Lippen lächeln madonnenhaft, samtweich überhaucht vom Schein der sinkenden Sonne . . .

Fünf Minuten später stürme ich schon auf der Landstraße dahin. Heiß brennt ein Voratz in mir: Nie, nie mehr einen Tag, oder Mädchen, oder eine KleinStadt vor dem Abend zu loben.

Nichts ist so wahr wie die Väterweisheit und der Mutterwitz unserer guten, alten, deutschen Sprichworte.

Bergstädters Bücherstube

Aus bunter Fülle

Neue Erzählungskunst.

Vesprochen von Friedrich Castelle.



Starke schöpferische Kräfte sind allenthalben am Werk, die Romankunst umzuwandeln. Sie hat sich gestraubt, die äußeren und äußerlichen Spielereien des „Expressionismus“ mitzumachen, hat diese vielmehr der Lyrik und dem Drama überlassen. Prosaikunst beugt sich Experimenten nicht so leicht wie tändelndes Gefühl und leidenschaftlicher Ausbruch. Aber nunmehr kommen dem Roman und insbesondere auch der Novelle allmählich doch die inneren Errungenschaften der Ausdruckskunst zugute. Wir sind durch die tiefere Ehrlichkeit des Gefühls und Bekenntnisses auch im Erzählen ehrlicher geworden. Der Künstler fornt nicht mehr Gebilde und Gestalten einzig und allein, um den Menschen wohlgefällige, formschöne Schaustücke zu bieten. Er bildet aus sich und seiner Wesenheit, aus seinen Gesichten und Erlebnissen seine Menschheit. Er gibt sich selbst und sieht in dieser Hingabe Erlösung und Läuterung von seinen seelischen Bedrängnissen. Aber im Hingeben seines eigenen Menschentums misst er sich an den Schicksalen und Leiden aller und lauscht auf den Gleichklang der Sphären, auf die eine große Lebensoffenbarung, die ihm alle Rätsel entwirrt und ihn hinführt zum Urquell und Subegriff alles Menschentums: zu Gott. Bald verworren und trotzig überheblich, bald klar und demütig ergeben taucht dieses letzte Menschenproblem des religiösen Friedens in der Kunst unserer Tage auf. Und seltsam: die von den Erschütterungen des Weltkrieges nur mittelbar betroffenen Völker stellen die stärksten künstlerischen Kräfte in dieser Vertiefung der Romankunst, insbesondere die Schweiz. Zu Schaffner und Schibli gesellt sich ein neuer Erzähler, der gleich mit seinem ersten Werk bedeutsam und klar umrissen in den Vordergrund rückt: Tranggott Vogel. Ob er Urschweizer ist, wissen wir nicht. Aber sein großer Roman „Unser eine“ spielt im Züricher Lande und ist in seiner ganzen herben, offenen Bekennerart sicher ein Stück dieses Landes und Volkes. Schon in dem einfachen Titel liegt ein Stück stillen Bekenntnisses. Auch sein Gottlieb Studt, der aus dem zähen Lehmboden des Erdhauses hinausbegehrt in die Freiheit der schöpferischen Freude, ist letzten Grundes doch nur „unserer“;

denn wir Menschen tragen alle an den gleichen Nöten und Ketten. Uns alle schmiedet Allvater Gott mit seinem unbittlichen Hammer als Ringe an die unendliche Kette, und jeder Ring ist nach Goethe nur ein kleines begrenztes Dasein. Und je tiefer und innerlicher der Mensch ist, um so bitterer leidet er am Leben. Gottlieb Studt trägt alle Schmerzen der Menschen seiner Umwelt wie eine Dornenkrone. Aber indem er diese Schmerzen trägt und mit gütiger Liebe zu mildern sucht, um so mehr läutert auch er sich selbst, um so mutiger tritt er das harte Leben an und zwingt es in seine Gewalt. Der Schöpfer dieses Buches muß durch schwere seelische Wandlungen hindurchgegangen sein, ehe er diese sonnlige Weltbejahung errang, ehe das Spiel der Willenskräfte in seinen Gestalten meisterte. Und wem all die angetasteten Schicksale sich so versöhnend und aufatmend erschließen, der ist nicht nur ein großer Künstler des Wortes, sondern noch weit mehr einer jener glücklichen Mittler zwischen unsrerer und den letzten Rätseln der Menschheit: „Wir sind die Samen Gottes und sollen unsere Keime speisen nach dem Vermögen unserer Gaben. Ob wir auf die gute Wiese, in den Bach, auf den Hügel oder in den Straßenstaub fallen, wir müssen keimen. Wer weiß, ob der Keim auf dem Hügel oder der Keim auf der Straße verderbe? Vielleicht schwenmt dich ein Regen zum Straßenbord, wo du als Baum wachsen wirst zu vieler Freude. Und vielleicht holt ein hungriger Schnabel den Samen vom Hügel und gibt ihn der Verdauung hin. Wer weiß? Doch keimen und wachsen sollst du, wo du liegst, und nicht zagen und faulen. . .“ Lieben wir einander, so können wir glauben, daß das Beste nachkommen wird! . . . Liebe ist kein Gebot, Liebe ist Gnade!“

Willy Harms, der Mecklenburger, ist heute als Erzähler eine der fesselndsten und urwüchsigsten Erscheinungen. Seine ersten Romane „Das Ragdum Dörte Brüsehavers“, „Tage und Nächte des Hallerhofes“ und „Die starken Godenraths“ wiesen gleich über die engen Grenzen der Heimatkunst hinweg auf höhere Ziele hin. Dem Dichter war es nicht darum zu tun, Menschen seiner Welt lediglich als Erscheinungen dieser Welt lebendig zu

machen, sondern sie über diese Enge und ihre eigene Umgrenzung hinweg zu Trägern höheren Menschentums in Lust und Leid zu erheben. In seinem neuen Roman „Im Monarchenwinkel“ hat Willy Harnis nun endlich ganz auf eine landschaftlich festzulegende Umwelt verzichtet. Es war sein künstlerischer Ehrgeiz, Menschenschicksal ganz und nur aus psychologischen Erlebnissen und Erschütterungen heraus zu denken. „Im Monarchenwinkel“ einer verlorenen Kleinstadtwelt, leben eng beisammen der Oberschreiber Albert König, der Apotheker Andreas Wullenweber, der Nachtwächter Jan Abendied. Der Oberschreiber hat des jungen Weibes, das er sich in zweiter Ehe zueigen nimmt, nicht acht; denn seine Liebe ist der Schreibtisch. Die zarte Friede aber sehnt nach Herz und versenkt sich dem Apotheker. Sie geht büßend an dieser Schuld zugrunde. Aber sie kann ihr Geheimnis nicht mitnehmen ins Grab. Sie schreibt sich all' ihre Einsamkeit und Sehnsucht von der Seele und hinterläßt diese Blätter ihrem Manne mit der Bestimmung, sie am Abend ihres Begräbnistages dem Apotheker und Vater Abendied, der still beobachtende Zeuge all der Irrungen und Nöte gewesen ist, vorzulesen. Hier setzt die Handlung des Romanes ein. Die drei Männer kommen heim vom Friedhof. König löst sorgsam die Hände von den Blättern und beginnt leise wie fragend zu lesen: Friede König gibt diese Nacht drei Menschen Lebensunterricht. Sie tragen ja alle drei an schweren Verschulden gegen die höchsten ethischen Forderungen der Liebe. Sie müssen bekennen, im Bekenntnis sich läutern und einer dem andern um der gemeinsamen Schuld willen verzeihen. Harnis hat dieses große dreifache Problem in ganz eigener Weise gelöst. Die beiden, die an der Frau schuldig sind, König und Wullenweber lesen aus den Blättern der Verstorbenen die Teile, in denen ihr Bekenntnis aus den Anklagen der Frau ihnen selbst entgegenschleudert wird. Diese Hemmungen und Wechselerszählungen ergeben sich mit wundervoller psychologischer Feinheit aus den niederwuchsenden Aufzeichnungen und bringen in die innerlich wie Musik strömende Handlung die großen Einschnitte wie bei einer Symphonie oder Sonate. Und wo die bei den Angeklagten versagen oder vielmehr wo über sie beide Gericht gehalten wird, da greift der alte Nachtwächter und Holzschuhmacher Abendied die Blätter auf und treibt die Handlung mit seiner unerbittlichen, unerschütterlichen Ruhe mitten hinein in all' das fremde Schicksal, das doch auch wiederum sein eigenes ist, stöhnt er sein eigenes schweres Schuldbekenntnis; denn er trägt an dem gleichen Geschick wie die beiden anderen. So ringen die drei Menschen in friedeseller

Frühlingsnacht um ihr Menschentum, der Mann in ihnen gegen den Menschen, bis der letztere siegt durch das letzte große Verzeihen, das aus den Blättern der Verstorbenen zu ihnen redet. Als aber der Morgen kommt, ist ein Weinen in der Stube: „König weint, weil er nichts davon gewußt hat, daß eine Königin neben ihm hergegangen ist, Andreas weint über seine Sünde, die nun keine Sünde mehr ist, weint über seine Erlösung, die Friede mit ihrem Sein bezahlt hat. Und Vater Abendied fühlt sich schuldig, weil er von Friedes Laß gewußt und nicht gewagt hat, ihr seine Manneshilfe anzubieten.“ Abendied geht mit seiner Nachtwächter-ausrüstung, die für eine Nacht überflüssig war, in den Morgen hinaus. Am offenen Fenster aber stehen, Hand auf Hand und Schulter an Schulter, der Lehrer und der Schüler, und blicken unverwandt nach den Bäumen des Friedhofes in die Sonne hinein.

„Im Leben der einzelnen und dem der Völker haben Katastrophen auch eine läuternde, bereichernde Wirkung, so wie manche heimlichen, aufzubrechenden Krankheiten durch offenen Ausbruch unfehlbar erkannt und geheilt werden können.“ Dieses Wort steht am Ausgange des Romanes „Der Einsame von Sankt Laurin“ von Hans Gobsch. Das alte Leitmotiv der Menschensehnsucht von Verzicht auf Besitz und Glück wird in diesem sprachlich wunderfeinen Buche in stillem, ruhigem Flusse abgewandelt. Hin und wieder wird man an die Art erinnert, in der Eichendorff in seinem großen Mannesroman „Dichter und ihre Gesellen“ aus seinem hundert Jahre zurückliegenden, gleichermaßen aufgewühlten Zeite heraus dieses Problem des Verzichts löst. Im Mittelpunkte der Handlung steht einer jener feinnervigen Adelsgestalten, in der Vornehmheit und überlegene Größe der Gesinnung mit edler Abstammung zu einer hohen ethischen Persönlichkeit verwachsen sind, und zwar so sehr, daß die stärksten Einwirkungen von außen dieses tiefe harmonische Wesen wohl erschüttern, aber nicht zerreißen oder gar zerstören können, sondern in den Erschütterungen zu der höchsten Menschenliebe des Verzichtes auf persönliches Glück läutern. Es ist ein großes edles Menschenleben, das in diesem Buche aufgeschlagen wird. Dieser edlen Größe entspricht auch die kostbare Form, in der es dargeboten wird. Wie edler Wein ist die Sprache mit ihren feingetönten Zwiereden. Und die Menschen, die diesen Wein spenden oder trinken, sind von abgeklärter Schönheit wie Frau Aselind, die Mutter, von herber, rauchender Kraft wie Ute die Bildhauerin, von großer menschlicher Freundschaft, wie Albert, von selbstloser Hingabe endlich

wie Vinzent, die Hauptgestalt des Romanes. Wer von ihnen das Opfer persönlicher Eigenart nicht bringen konnte, der geht wieder hinab in die Täler der Menschen. Ihre Liebe aber leuchtet wie sonnige Erinnerung in die Einsamkeit des Mannes, der Verzicht geleistet hat, dessen Leben aber nunmehr zur höchsten Einheit und Klarheit steigen kann, um steigend sich zu überwinden.

Als eine schriftstellerische Begabung von außerordentlich seinem Gefühl bringt sich Toni Rothmund in dem Roman „Heilige Grausamkeit“ wieder in Erinnerung. Der Roman ist im ersten Teil allzusehr das typische Gesellschaftliche ohne viel Farbe und Eigenart. Der zweite Teil hingegen ist von großer Wucht und Kraft. Denn als die Heldin mit ihrem verblödeten Sohne Witwe geworden ist und der Jugendgeliebte an der Idiotenanstalt Arzt wird, da tritt das Problem leidenschaftlich in den Vordergrund: darf ein Arzt ein Kind, das der menschlichen Gesellschaft und sich selbst stets zur Dual und Last sein muß, durch ein unschätzbliches Mittel von seinem menschenunwürdigen Zustande befreien? Der junge Arzt Markus Hassenpflug bejaht diese Frage ohne Einschränkung und nimmt den Fluch der Geliebten und Mutter „Mörder!“ auf seine Schultern: „Ja, in den Augen der Welt bin ich ein Mörder. Ich habe getötet und werde töten, wo es mein Gewissen verlangt. . . Die hoffnungslos Blöden stelle man doch vor ein ärztliches Gericht, das dann darüber zu entscheiden hätte, ob hier nicht ein einziges Heilmittel das Beste wäre — der Tod. . . So fass ich mein Amt auf gemäß geheimen Vertrag mit meinem Bruder, dem Tod!“ Vernunft und Gefühl, menschliches Mitleid und höchste ethische Gesetze stehen hier in dem Kampfe grausam gegeneinander. Aber welche Mutter gäbe wohl gerade ein schwachsinniges, verblödetes Kind freiwillig her! Und im Menschen selbst bäumt sich alles auf gegen diese oft erhobene Forderung. Denn bis zum Tode lebt doch in jedem Herzen noch ein letztes Fünkchen Hoffnung, es könnte doch immer noch eine Heilung oder wenigstens eine Besserung möglich sein. Und so wird diese medizinische Forderung, die freilich auch von der gefühllosesten Wissenschaft keineswegs ohne Vorbehalt anerkannt wird, immer an den ungeschriebenen menschlichen Gesetzen scheitern, und so muß auch Markus Hassenpflug unter dem Steinhagel der empörten Menge sein Leben lassen für sein Vernichtungswerk. Es ist ein ernstes ergreifendes Motiv, das hier angeschnitten wird, heilbeibe kein Tendenzwerk, sondern aus echter Menschenliebe gewachsen und mit großer künstlerischer Kraft gestaltet. Gerade im

Hinblick auf dieses gütige Menschenbuch greift man mit großer Begier auch zu dem Erstlingswerke der Dichterin, das 1907 geschrieben wurde und heute im Verlage Neuß und Jtta-Konstanz neu aufgelegt worden ist: „Die Totbeterin“. Dieser Erstling zeigt nicht nur, wie sehr sich die hollsteinische Pfarrerstochter in ihrer zweiten (bädischen) Heimat eingelebt hat, sondern weit mehr noch, welche eine meisterliche Gestalterin sie ist. In diesem Erstling ist alles groblich geschnitten, herb und hart wie in Holz, unerbittliches Schicksal, das den Bauer Lukas zur Halben vernichten muß, weil er sich vergangen hat an dem blöden Mädchen. Über ihm schwebt das unerbittliche Schicksal: die alte Ahne, die Totbeterin, die all seine Verfehlungen weiß, ist die Rächerin und Vollzuehrin der Gerechtigkeit. Das Buch ist in seiner knappen drängenden Form eine wertvolle Volkserzählung, und man möchte wünschen, daß sie gerade in unserer Zeit der überfeinerten Ästhetik rechtliche Beachtung finde.

Wir haben ja gerade heute mehr denn je Bedürfnis nach einer Romankunst, die wieder auf die einfachsten Formen und Gefühle zurückgeht. Der Dostojewski-Kult unsere Zeit hat uns einen psychologischen Nervenroman beschert, der undeutsch und ungesund ist. Wie einfach und wirkungsstark aber Romankunst sein kann, das zeigt nicht bloß Toni Rothmund, sondern weit mehr noch die Erzählung, die Leo Tolstoi einer russischen Bäuerin abgelauscht und unter dem Titel „Ein Menschen-schicksal“ zunächst in Rußland veröffentlicht hat. Jetzt ist endlich auch eine deutsche Ausgabe dieses eigenartigen Buches erschienen. In der Einleitung teilt der Übersetzer mit, daß die Schwägerin Tolstois die Erzählung nach dem Diktat der Bäuerin aufgezeichnet und daß Tolstoi sie nur durchgesehen und korrigiert habe. Hier ist also eine Erzählung aus Volksmund wirklich unverfälscht erhalten. Wer selbst mit dem bäuerlichen Volke Fühlung hat, der weiß, wie meisterlich es zu schildern und darzustellen vermag, besser oft als höchste Romankunst. So ist's auch hier. Satz steht schlicht an Satz. Die Frau berichtet die grausigen Schicksale, die sie mit den Kindern erlitten hat, als sie dem wegen Diebstahls nach Sibirien verbannten Manne freiwillig folgt, mit jener Selbstverständlichkeit und Ergebung, wie vielleicht nur eine große Dulderin sie zu tragen vermag. Diese Schlichtheit und Ergebung aber ist gerade darum doppelt ergreifend und herzerreifend. Man möchte aufschreien bei diesen Erlebnissen; denn die Seele des kultivierten Europäers bäumt sich leidenschaftlich auf gegen solch menschenunwürdige Zustände. Freilich: der Westländer darf nicht vergessen,

daß der Asiate, zu dem ja nach Dostojewski auch der Russe sich mit bewußter, feindseliger Ablehr von Europa rechnet, eine andere Gefühlswelt hat und in seiner Dumpfheit, Entbehrungen und Leiden anders trägt, weil dieses Leiden ja ein Teil seiner trostlosen Entsagungsreligion ist. Andererseits aber liegt in dieser stillen Leidenskraft eine gewaltige Schulung jener Menschheit, und aus dieser Schulung wächst wiederum jene unbeugsame Willenshärte, die den Aufstieg des russischen Volkes von heute begleitet.

Ein anderes Bild einer anderen Zeit:

Karl Kosner, der Herausgeber des Kronprinzenbuches und Schilderer der tragischen Gestalt Kaiser Wilhelms (in dem Buche „Der König“), überrascht durch eine Napoleonnovelle „Befehl des Kaisers!“ Napoleon ist auf dem Rückzuge aus Rußland. An der Beresina stauen sich die Heermassen, die Kosaken sind den Fliehenden auf den Fersen; sie müssen irreführt werden durch einen vorgetäuschten Befehl, der ihnen in die Hände fällt. Das Opfer dieser Kriegslist muß einer der treuesten Offiziere des Kaisers sein, der Leutnant Jean Koch Coignet. Er reitet los in dem Glauben, daß er in Wirklichkeit eine wichtige kaiserliche Meldung in der Tasche trägt, reitet durch Schneenacht und Kosatenschwärme, kommt wirklich

an den für die List ausersehenen Ort und muß dort erkennen, daß der Kaiser, sein abgöttisch geliebter Kaiser, ihn hat opfern wollen. Mühsam sucht er den Rückweg zu seinem Kaiser. Er will Rechenschaft von ihm fordern. Inmitten der zerlumpten Heerhaufen stolpert er vorwärts, halbtot vor Schmerzen, vor Hunger und Kälte. Endlich, endlich steht er vor dem fliehenden Kaiser, der den treuen Offizier erschreckt erkennt. Aber als sein Kaiser ihn jetzt fragt, ob er wisse, daß er auserlesen war, zu sterben, und ob er, wenn's zu neuem Glücke ginge, wieder bereit sei, da nicht er nur und reißt seine Rechte an die Mühe. — Kosners Novelle ist ein Buch, wie wir es heute brauchen: Treue zum Eid. Soldatentreue bis in den Tod. Dabei ist es als Erzählung ein Meisterwerk voll spannender, drängender Handlung bis zur letzten Zeile und insbesondere in der Schilderung des unmenschlichen Ritters, in der Darstellung der russischen Landschaft von einer kühnen, greifbaren Anschaulichkeit. Der Verfasser des Romans „Die Beichte des Herrn Moriz von Cleven“ tritt uns endlich wieder näher und wird hoffentlich auch seinem Roman „Der deutsche Traum“ neue Schöpfungen von gleicher Gesinnung und gleicher Kraft folgen lassen. Denn seine Bücher sind deutsche Erzählungsbücher von kerniger Gesundheit und Gesinnung.

Inhalt: Hanns Gobsch, Der Einsame von Sant Laurin. Ernst Oldenburg, Leipzig 1924. — Willy Harms, Im Monarchenwinkel. Grethlein u. Co., Leipzig 1924. — Karl Kosner, Befehl des Kaisers! F. G. Cotta, Stuttgart 1924. Toni Rothmund, Die Todbeterin. Keuß und Ztta, Konstanz, 1924. — Heilige Grausamkeit. Ernst Oldenburg, Leipzig 1924. — Leo Tolstoi, Ein Schicksal. Dress und Fügli, Zürich 1924. — Traugott Vogel, Unsereriner. Grethlein u. Co., Zürich 1924.



Vom Büchertisch



Kurt Arnold Findeisen, Der Weg in den Nöchermittwoch. Grethlein u. Cie., Leipzig, Zürich 1924.

Der Dichter aus der Geburtsstadt Robert Schumanns, Kurt Arnold Findeisen, beschleift mit diesem prachtvollen Werke seinen Schumann-Roman. Wenn je ein Künstlerroman Anspruch auf uneingeschränkte Anerkennung machen kann, dann ist es dieser. Denn hier ist das Menschentum in Robert Schumann zu wahrhaft dämonischer Innerlichkeit gesteigert in der Darstellung jener unheimlichen Tragik, die dieses sonnige Kind, der Mufen früh umschattete. Für die ganze, große Welt, die in Schumann die edelste Harmonie des deutschen Liedes, den süßesten Wohlklang der Liebesprache, Leben und letzter Ausdruck seelischer Freude und Leiden geworden ist, wird Findeisen Schöpfung wie eine erschlatternde Offenbarung sein. Robert Schumann, gehebt wie ein Freiwild, auf der Flucht vor Mißachtung, Spott und Verkennung, auf der Flucht vor den Furien des beginnenden Wahnsinns, zuletzt in Düsseldorf gebemütigt von rohen Philistern, zum Selbstmord getrieben, bis er im Irrenhaus zu Endemich bei Bonn Erlösung findet — es ist ein Leidensweg, wie ihn nur der Künstler gehen kann. Und wie rührend neben diesem entsetzlichen Schicksal die geliebte Frau Klara und der junge Freund Johannes Brahms, wie versöhnend dann endlich doch der wehmütige Ausklang dieses schauerlichen Nöchermittwochs der größten künstlerischen Schöpferfreude. Findeisens Roman, vor allem dieser zweite völlig selbständige Teil, sollte Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden, nicht nur wegen der hohen dichterischen Eigenschaften, sondern vor allem auch, weil hier echtestes deutsches Menschentum jenen urewigen Kampf mit dem Schicksal führt, der ein Sinnbild des Kampfes unseres ganzen Volkes ist. Castelle.

Rektor Müsli in Italien. Von Joseph Viktor Widmann. Im Rhein-Verlag zu Basel. 1924.

Eigentlich hätte dieses köstliche Reisebuch des Schweizer Erzählers J. V. Widmann vor Beginn der Völkerverwanderung nach Italien jedem Deutschen in die Hand gedrückt werden müssen, wenigstens als Quittung für die fünfshundert Rentenmark, die der unvergängliche deutsche Bürokratismus von ihm forderte. Denn mancher würde dann mit viel größerer Ehrfurcht und Bescheidenheit die klassischen Stätten betreten haben. Denn dieser

Rektor Müsli ist eine jener idealen Italiensfahrer, der nicht kritlos nachbetet, was der Baedeker ihm anpreist, sondern der mit der gesunden Überlegenheit des eingebildeten Deutschen diese schöne Welt durchwandert, der ein freies Wort gegen die Auswüchse des modernen Reisens nicht scheut, der manche bescheidene Nummer in den Museumskatalogen wertvoller findet als die Parastücke mit dem Stern und aus seinen Absichten auch sonst kein Hehl macht. Als demokratischer Schweizer vertritt er außerdem jenes freiere Germanentum, das sich den ungetrübten Blick in der Abschätzung der größten Reisetataranen bewahrt hat. Alles in allem ein Buch voll Geist und Witz, geschrieben in einer Zeit, die noch bescheidenere Ansprüche stellte als die gegenwärtige, dafür aber erfüllt von innerer poetischer Erfassung der italienischen Kultur, die trotz allen Reichtums letzten Endes für den Germanen als Vergleichswert bedeutsam bleibt.

Castelle.

Der Mann mit den roten Zähnen und andere altfranzösische Legenden. Deutsch von Gustav Gichtel. Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein. 1923. 240 S. Grundpreis 3 M.

Zu den Meisterwerken der französischen Literatur zählen von alters her die Contes, die Fabliaux in Versen des 12. bis 14. Jahrhunderts wie die Nouvelles des 16. Weniger bekannt und inhaltlich von andern Schlage sind diese alten Gascogner Erzählungen, die aus Abbes Quellenwerken herausgenommen sind. Der Übersetzer bemerkt ausdrücklich, daß die Sammlung nicht für Kinder bestimmt ist. Dennoch findet sich nichts Schlüpfriges, Sinnentfremdendes darin wie sonst in den meisten literaturfähigen Contes. Im Gegenteil, es weht eine urkräftige Lust durch diese 22 Märchensagen. Dazu ist die frühmittelalterliche Darstellungsweise mit ihrer angeborenen Einfachheit und barbarischen Wucht streng gewahrt. Das Werk soll uns mehr willkommen sein als die zweifelhaften Erzeugnisse neufranzösischen Geistes. Die guten Federzeichnungen von E. Eytel, Starnberg, sind dem Text angepaßt. F. J.

Sonnenmelodie. Eine Lebensgeschichte. Von Otto Stoeßl. 503 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Halbleinen geb. Gz. 6,50 M.

Ein Kühnes und tiefes Werk — diese Lebensgeschichte eines einzelnen, die zugleich ein Stück Geschichte des alten Österreich, seiner Menschen, Landschaften

und Städte, und ein Stück neuester Musikgeschichte ist. Denn der Johann Körrer, dessen Leben Stoeffel erzählt, mit jenem epischen Sinn, der ihm angeboren ist, und mit der ruhigen Meisterschaft der Sprache, in der er sich als echter und würdiger Nachfahre Gottfried Kellers ausweist, dieser Johann Körrer erlebt als eigenen Lebensinhalt und zwingendes Schicksal die Abwendung von der „ganzenausgebildeten, berühmten europäischen Musik als zugrunde gehendem Betrieb“, das Hineinwachsen in das „Reich einer uralten, nur bisher unterdrückten, schlecht vernommenen Melodie und Wahrheit“. Ein Buch für alle, denen das Leben ohne Musik ein Irrtum, ein Exil wäre, für alle, die das schöne Deutsch-Osterreich lieben, überhaupt für jeden Freund einer starken, gedankenreichen, männlichen Kunst.

Waldeszauber. Bergländische Stimmungsbilder aus dem Waldgebirge. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Prachtwerk mit 645 Abbildungen und 23 mehrfarbigen Kunstbeilagen. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg. Fol. XII u. 805 S. In Prachtband geb. 25 Mk.

Ein echter Idealist, mit der von ihm selbst als Autor gepriesenen Ehrfurcht vor dem Schöpferischen im Menschen und selbstverständlich, weit mehr noch vor der höchsten, der göttlichen Schöpferkraft, schenkt uns dieses Buch, wie er uns früher das immer wieder von neuem aufgelegte und bereicherte Prachtwerk „Im Zauber des Hochgebirges“ geschenkt hat. Im Vorliegenden handelt es sich um ein bestimmtes Gebiet des Waldeszaubers: dem des malerischen bayerischen Waldgebirges. Und zwar mit allem, was an bedeutendem Städtischem, Märktlichem und Dörflichem, an Schlössern und Burgen dazu gehört. Erst seit (verhältnismäßig) kurzem Zeitraum ist das allgemeinere Interesse für diesen herrlichen Strich Erde zunehmend wach geworden. Da erstreckt nun in Otto Hartmann auf Grund seiner langjährigen und liebevoll gründlichen Wanderversuchung ein erstklassiger Führer. Als solcher erschließt er dem Leser und Beschauer dieses Werkes eine erquickende und begeisternbe Genuß- und natürliche Wunderwelt. Auf berufener Seite stellte man fest, daß in der ganzen Heimatliteratur dieser Veröffentlichung nichts an die Seite zu setzen sei. Vielleicht deshalb schon, weil man hier sofort die vollkommene autoritative Überzeugungskraft des ein Bestes Hergebenden spürt, eines Wissenden, in dem zugleich ein Dichter reiner Naturfreundlichkeit, Herzenswärme und leuchtender Ehrlichkeit lebt. Ihm wurde verlihen, in klarer Anschauung und seelischer Ergreifensheit empfangene

Bilder an die Phantasie, die Sinnes- und Geistesausnahme gemütreicher Leser zum inneren Schauen und Erfassen zu übermitteln. So ist dieses Buch, Frucht einer wundervollen Hingabe, berufen, in Bayern, in Deutschland belebende Heimatliebe zu wecken, zu fördern. Welche Herrlichkeiten das bayerische Waldgebiet im engeren und im weiteren Sinne birgt, zeigt uns Otto Hartmanns Prachtband mit seinen Abspiegelungen nicht nur landschaftlicher Schönheiten, sondern auch edler und edelster Gebilde großer Kunst, desgleichen echter Volkskunst. Unter den umfangreichen Hauptkapiteln ragen zwei insolge ihrer Wesenheit an Thema und Schilderung hervor: „In und um die Donaureisibenz,“ Regensburg, und „Das bayerische Benedig“, Passau. Das sind Meisterwürfe einer tief verlebendigen, befehlenden Wiedergabe, wie sie sich überhaupt nur selten findet, weil nur selten Wort und Bild, durchglüht vom Geiste einer großen Liebe und eines starken Könnens, so unmittelbar durchs Auge in die Seele zu flammen vermag. Auch in den zahlreichen Unterkapiteln finden sich wesensähnliche, wenn nicht wesensgleiche, Offenbarungen. Reich an eigentlicher Waldpoesiestimmung ist das Haupt-Schlusskapitel mit dem Gesamtdeckitel, ist überhaupt das ganze Werk, das sich zugleich durchhell zeigt von den Strahlen wahrer Kultur, wie sie vergangene Jahrhunderte in unvergänglich wirkenden Schöpfungen versinnbildlichten. Der Verfasser selbst weiß solche Strahlen aufzufangen und weiterzugeben durch Eröffnungen von Einblicken in welt- und kulturgeschichtliche Erscheinungen wie auch in den Born der Sage und Legende. Auch öffnet er immer wieder sein eigenes patriotisches Herz im treuen Gedenken der Gegenwart und der zu erringenden Zukunft für sein heißgeliebtes Land und Volk, für die bayerische und die deutsche Heimat, der Licht zum Aufstieg mitschaffen zu helfen auch seine Seele sich inbrünstig lehnt. — Warmes Lob sei noch der musterhaften Ausstattung des Werkes gespendet, nicht zuletzt der reichen Bebilderung durch künstlerische Aufnahmen, Stilt- und Federzeichnungen und besonders durch schöne Farbendrucke nach Karl Frankl, des Münchener Künstlers, prächtigen Aquarellen. — Zum Schluss ein stark freudiges Glück auf!

E. M. Hamann.

Die germanische Welt. Von Dr. G. Weiz. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig 1923. 255 S., 24 Tafeln, Abbildungen und 2 Karten.

Wie Wohltrabs Klassische Realien längst ein unentbehrliches Handbuch für den Altphilologen, den Schüler der höheren

Schulen sowie für alle Freunde der Antike geworden sind, so wird es dieser als Gegenstück geschriebenen Einführung in die germanische Altertumskunde gehen. Ein solches Buch ist in hohem Maße zeitgemäß. Man befinnt sich in aller Not auf sich selbst und erhebt sich an der Stärke und Reinheit altgermanischen Wesens. Wer sich in diese Welt vertiefen will, wer sich mit dem Nibelungenlied, mit Hebbel oder Wagner, mit unserem schönen Balladenschatz oder der Edda beschäftigen will, der findet hier alle näheren Angaben über die einzelnen Seiten germanischen Lebens und Denkens. Unterstützt durch schöne Tafeln gewinnt der Leser so eine plastische Vorstellung germanischer Kultur und Verständnis für die Rolle der germanischen Stämme in der Geschichte. Überall werden die Wege zu den Quellen gewiesen und die neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse verwertet.

Gustave Doré. Von G. F. Hartlaub. (Meister der Graphik, Band 12.) Mit 141 Abb. Klinckschardt u. Biermann in Leipzig. Pr. geb. 24 Mk.

Daß ein Kunstschriftsteller wie G. F. Hartlaub den beinahe verschollenen Doré ans Tageslicht gezogen, das hat zu sagen: habt acht, hier lohnt's! Hartlaub breitet vorerst den „Fall Doré“ vor uns aus, d. h. er spricht mit einer gewissen Abwägung von der Über- und Unterschätzung des in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wirkenden Künstlers. Er spricht sodann zu uns vom Wunderknaben Doré, dem „gamin de génie“, vom Jüngling, der seine künstlerischen Erlebnisse intensiviert, sich verschwendet, oft im Dämonisch-Geheimnisvollen sich berauscht. Er führt uns durch Märchen und Hölle, durch Bibel und Helbengefänge, und es fließen Übermut und pompöse Romantik jetzt aus des vielgenannten Illustrators Stift. Hartlaub schildert, bis wir uns selber erregen am Dichter, am Erfinder, am Phantasten Doré. Wir fühlen uns versucht, auf Doré ein Wort der Elise Lasker-Schüler anzuwenden: „Er ist bereitet aus Himmel und Satan und Fegefeuer nuances“. Doch Friedrich von Schenck, auf den die Lasker-Schüler diesen Hymnus dichtete, blieb der König unter Königen bis zu seines Lebens Schluß. Gustave Doré aber fiel sacht die erklogene Höhe des Illustriertkönigs herab, der Himmel verblich, die Fegefeuer nuances erloschen. Der göttliche Rausch wurde am Rande seines Lebens zur eitlen Gier. Im Vielzuviele verstandete, was Fluß und Schwung war, wurde „Orgie eines unfruchtbaren Fleisches“, was vorher aus inneren Gejichten heraus sich zwanglos ergoß. Es lohnt

also der Besitz dieses Buches oder wenigstens es zu lesen. Wer hingewiesen sein will, auf ein Sich-ergöhen-können am Phantastischen, Traumhaften, oft auch hingehauenen Uewüchsig-Deuben, der darf an den Wert, das ihm Erfrischung und reiche Anregung geben wird, nicht vorübergehen. S. Heine.

Echnaton (Amenophis IV.) König von Ägypten und seine Zeit. Von Arthur Weigall. Deutsch von H. A. J. Rees. 165 S. Mit 24 Seiten Abbildungen auf Kunstdruckpapier (darunter die Hauptstücke aus dem großartigen Fund der Deutschen Orientgesellschaft in Tell el Amarna). Benno Schwabe u. Co. Verlag in Basel. In Pappband geb. 6 Gm.

Echnaton, der Schwiegervater des durch die Ausgrabungen Lord Carnarvon's so bekannt gewordenen Tut-anch-Amun, stellte sich mit seiner persönlichen Lebens- und Weltanschauung in vollstem Gegensatz zu seinen Zeitgenossen. Er begründete einen neuen Sonnenkult, indem er die Sonne innewohnende, lebenspendende Kraft als höchste und später einzige Gottheit verehrte und die übrigen Götter Ägyptens zugunsten dieses einen und einzigen Gottes auszuschalten suchte. Der von Echnaton verfaßte Hymnus auf Aton, den Sonnengott, hat vermutlich als Vorbild gedient für Psalm 104. Seine Persönlichkeit kam sodann auch in der nach seinen Ideen geschaffenen neuen Hauptstadt des Reiches, El Amarna, mächtig zum Ausdruck. Unter ihm und offenbar auch durch ihn befreite sich die ägyptische Kunst von ihren konventionellen Formen und gelangte zu einer Lebendigkeit der Darstellung, zumal in der Plastik, die später nur noch von der griechischen Kunst übertroffen werden sollte. Das für uns Bemerkenswerteste aber aus dem Leben und Wirken Echnatons dürfte wohl sein, wie er vor jetzt 3300 Jahren den Gedanken eines dauernden und ewigen Friedens in die Tat umzusetzen suchte. Am Schluß seines Buches schildert uns Weigall, mit welcher Hartnäckigkeit sich Echnaton seinen Statthaltern und Feldherrn gegenüber bis an sein Lebensende weigerte, Krieg zu führen, und welche verhängnisvolle Folgen dies für das ägyptische Reich hatte. Der Verlag hat das wertvolle Werk, das gerade jetzt zur rechten Zeit herausgelommen ist, vorzüglich ausgestattet.

Weltwenden. Die großen Fluten in Sage und Wirklichkeit. Von Hanns Fischer. Mit 48 Abbildungen. 217 S. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1924.

Auf Grund des durch die Weltreislehre Hörbigers vollständig umgestalteten Weltbildes unternimmt es der Verfasser, nach-

zuweisen, wie den Sagen und Berichten von den großen Fluten wirkliche Geschehnisse zugrunde liegen. Nicht dichtenber Phantasia verdanken die bei fast allen Völkern der Erde erhaltenen, mehr als 60 bodenständigen Fluterzählungen ihre Entstehung. Nein. Alle fußen auf der Erinnerung an wirkliche Begebenheiten, die mehrmals verheerend und doch neue Grundlagen für neue Entwicklungen schaffend über die in allen Fugen ätzende Erde brauchten. Auch nicht von einem Volke zum andern sind diese Ursagen gewandert und dort etwa dem Charakter der einzelnen Völker entsprechend im Laufe der Jahrtausende passend abgeändert worden. Dadurch ließen sich die doch oft grundlegenden Abweichungen nicht erklären. Jedes Volk erzählt vielmehr das, was seine Urväter mit Furcht und Zittern selbst durchleben mußten, als die jüngsten kosmischen Katastrophen von ganz ungeahntem Umfange sich vollzogen, nämlich die Auflösung des Tertiärmondes und der Einfang unseres jetzigen, des Quartärmondes, der, bevor er als Trabant unserer Erde willig folgte, als selbständiger Planet Luna zwischen Erde und Mars mit seinen Geschwistern zusammen ruhig um die Sonne kreifte. Wer eine Ahnung von der ungeheuren Gewalt einer solchen Erdumwälzung erlangen will, der lese unter diesem Gesichtswinkel den verschleierte Bericht der Offenbarung Johannes. Er findet dort nach Fißler die unversälteste Schilderung der Geschehnisse bei der letzten Mondauflösung. Die Weltweislehre, die von der Wissenschaft freilich bisher entschieden abgelehnt worden ist, löst so manches Rätsel, das bis heute dunkel blieb. Das Buch bietet eine unerhörliche Fülle neuer und fesselnder Ausblicke, und wir stehen staunend still, wo Jahrzehntausende, ja vielleicht Jahrmillionen ihre beredte Sprache führen.

* „Der schöne Neelam-Band“ hat kürzlich durch zehn Bändchen österreichischer Erzähler eine wertvolle Bereicherung erfahren. Diese Erzähler geben einen ausgezeichneten Überblick über das heutige schöngeistige Schaffen unserer deutsch-österreichischen Brüder. Sie zeigen auch vor allem die schöpferische Eigenart der Österreicher, die Stefan Zweig in dem Bändchen über Ginzley sehr fein umschreibt: die still verhaltene und seelische Art, die Freude an der farbigen und melancholischen Vergangenheit, die feine, stille Güte. Schon in Hermann Bahrs kleinen Erzählungen spürt man diese Eigenschaften. Ganz bewußt treten sie vor bei Rudolf Hans Barisch, dessen „Pflingtküsse“ ja eine der charakteristischen österreichischen Erzählungen ist, und bei Ginzley in der Erzählung „Brigitte und Re-

gine“. Die Farbigkeit der österreichischen Kunst sprüht uns leidenschaftlich entgegen in dem Bändchen, das Enrica von Handel-Mazetti beigezeichnet hat und das im „Nächter von Steyer“ eines der feinsten Stücke aus ihrem Roman „Stefana Schwertner“ bringt. Robert Hohlbauer hat einige seiner feingeformten und köstlich erzählten Künstlerromanellen beigezeichnet, darunter das wie ein Stück Mozart wirkende „Requiem“. Erstrecklicher Weise sind in der Reihe auch Alfons Petzold, den wir meistens nur als Lyriker kennen, und der lebensfrische Max Meil vertreten, der eine außerordentlich starke volkstümliche Kunst hat. Artur Schnitzlers fein gefügte Novellenart ist allgemein bekannt, und man freut sich, vor allem den „Blinden Veronimo“ in den Bändchen zu finden. Auch Karl Schönherr begrüßt man gern; denn die aus seinem „Merkbuch“ und seinem „Schulbuch“ entnommenen köstlichen Erzählungen wie das zarte Jugendbekenntnis „Die erste Beicht“ und die groteske Wirtshausgeschichte „Kauser“ sind echt Schönherr. Die wertvollste Gabe unter den zehn Bändchen scheint uns die Prager Novelle „Der betrogene Tod“ von Karl Hans Strobl zu sein. In dieser Erzählung ist eine neue geschichtliche Kunst lebendig geworden, die in ihrer Fantastik bis auf Hoffmann zurückgreift, in der Wirklichkeitsdarstellung die große Kunst Wilhelm Raabes meisterlich fortsetzt. Selten ist Strobl bisher so beweglich in der Form und so groß in der Gestaltung gewesen. Die schmucken zehn Bändchen werden viele Freunde finden, zumal jedes von ihnen schön gebunden nur 60 Pf kostet. Casselle.

Historische Aufsätze. Von Heinrich Friedjung. Stuttgart und Berlin, F. G. Cottasche Buchhandlung. 547 Seiten. Preis geh. 20 M.

Die hier gesammelten Aufsätze des soeben verstorbenen bekannten österreichischen Geschichtsschreibers umfassen ein reichliches Jahrhundert der Geschichte seines Landes, bis in die neueste Zeit hinein. Sie bilden keine Einheit, sondern es sind lauter Arbeiten, die in den letzten fünfzehn Jahren einzeln erschienen sind, zum Teil kritische Aufsätze aus irgend einer Veranlassung des Tages heraus entstanden. Vielsach beschäftigen sie sich mit bemerkenswerten Persönlichkeiten. Außerhalb Österreichs wird am meisten Beachtung finden das am Schluß des Landes gegebene Charakterbild Kaiser Franz Josephs I. Es zeigt alle Vorzüge der abgeklärten Friedjungschen Darstellung und läßt die Persönlichkeit Franz Josephs in ihren bedeutenden Eigenschaften wie in ihren Schwächen gut verstehen. Dr. H. R.



Verarbeitet von Otto Adermann.

Aufgabe Nr. 442, Erstabdruck.
N. Hedrich, Hamburg.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt

Aufgabe Nr. 443.
Konrad Erlin, Wien.



Weiß setzt i. zweiten Zuge matt.

Nr. 427 von N. G. Stubbs: 1. Lf5—e6 + tet des heutzutage ungeacht zutage verpönten Schachs Weisfall gefunden.

Nr. 428 von Dr. J. J. D' Keesje: 1. Tf 6—d6, Lg8, 2. Df6; 1.... Sf2, 2. d: e4; 1.... L: f2, 2. Lc4; 1.... Tb3, 2. L: b3; 1.... g4, 2. d: e5.

Liste der Löser.

W. Dreifert in Dortmund, Dr. Kreyher in Sangerhausen, A. Stenger in Essen-West, H. Sprodhoff in Berlin: 423 — 5, 7, 8; A. Probst in Stuttgart, F. Verhausen in Wipperfurth, D. Bergmann in Frankenberg:

Lösungen.

Nr. 423 von E. Lehön: 1. Kf6—g7.

Nr. 424 von Dr. S. W. Bettmann: 1. Tb6—f6. Die sehr feine Verführung 1. Td6?, Dgl! ist von einigen unserer sorgsamsten Lösern für den Schlüsselzug gehalten worden.

Nr. 425 von J. Cumppe: 1. Ld7—a4, Kc4, 2. Se5+; 1.... Sb4, 2. S: b4+; 1.... Se ähnlich, 2. Sf4+, 1.... Lf3, 2. Dg5+.

Nr. 426 von F. Palak: Der letzte Zug war Kf3: Te2 als Antwort auf Te4—e2+. In der jetzt wiederhergestellten Position nimmt Weiß noch einmal zurück Kg2—f3 und setzt statt dessen mit So5—f3 matt. Bei der Postierung des schw. L kann nur der angegebene T-Zug geschahen sein. Schwarz „hilft“ in diesem Stück nicht, sondern er muß gezwungen werden, die ihm zugeteilte Rolle zu spielen. Für einen Neuling auf diesem Gebiet sind derartige Aufgaben mit rückwärts gerichteter Analyse jedenfalls recht schwierig.

Aufgabe Nr. 444, Erstabdruck.
N. Förster, Rüstern.



Weiß setzt i. vierten Zuge matt.

Aufgabe Nr. 445.
B. Marin, Barcelona.



Weiß setzt i. dritten Zuge matt.

423 — 5, 7; G. Jansen in Essen-N.: auch (419 — 21), F. Peters in Wien: 423 — 5; Rgbmstr. Schwerin in Lauenburg, F. Lammig in Heidenheim: 423, 4; N. Hedrich in Hamburg, N. Förster in Rüstern: 423 — 7; C. Kolte in Breslau: 426 (teilweise) N. Dichter in Triberg: 423 — 5, 7.

Zu unseren Aufgaben.

Die Erstabdrucke entstammen unserm Leser- bzw. Löserkreise; sie werden trotz, oder vielleicht wegen ihrer geringeren Schwierigkeit Beifall finden. Nr. 443 ebenso wie folgender Dreizüger Nr. 446 entnehmen wir dem Sonderheft 6/7 von

Kaganz „Neuesten Schachnachrichten“, das u. a. etwa zwei Dutzend gute Originalaufgaben aufweist. M. Fehl in Wien: Weiß: Kc6, Da7, Ld2, g2, Sd3, f3, Bh4; Schwarz: Kc4, Bb3, b4, c7, e5, f5, f6, h5. Die Nr. 445 und folgenden leichten aber recht hübschen Dreizüger 447 von F. Carveren fanden wir im Maiheft des Good-

Companion-Folders: Weiß: Kg3, Da5, Lc8, Se7, Bc2, e4, f3; Schwarz: Kc5, Th5, Lh3, Sol, Bb5, b7, f6, f7, g4, h6. Das Thema der spanischen Aufgabe ist die Fesselung je eines der drei Bauern in der fünften Reihe, obwohl es zunächst höchst unwahrscheinlich aussieht, daß Th5 durch soviel Material noch wirken könnte.

Schachliteratur.

Schneil-Matt! 700 kurze, brillante Schachpartien berühmter Meister und starker Amateure nach Eröffnungen geordnet. Zweite bedeutend vermehrte Auflage, bearbeitet von Ludwig Bachmann. 164 S., gr. 8°, geh. 5 M., in Ganzleinen 6,50 M. Verlag Hans Hedewigs Nachf. Leipzig.

Ein Unterhaltungsbuch für schachliche Feinschmecker nennt Ludwig Bachmann, der Unermüdlische, die von ihm auf 700 Partien erweiterte Sammlung von kurzen Schachpartien, deren erste Ausgabe von dem inzwischen verstorbenen Münchener Claudius Hüther angelegt war. Keinerlei Analysen, nur ein kurzes Charakteristikum am Schlusse jeder Partie über die Ursache des frühen Verlustes dient der Erläuterung. Das Buch bietet nicht nur Unterhaltung, sondern lehrt, Eröffnungsfehler zu erkennen und zu vermeiden.

Schachjahrbuch 1922. Bearbeitet von Ludwig Bachmann. 37. Fortsetzung der Sammlung geistreicher Schachpartien, Aufgaben und Endspiele. 383 S. 8°, elegant geb. 3 M. Verlag E. Brügel u. Sohn, Ansbach/Bayern.

Die unerhebliche Verspätung in der Herausgabe des 1922er Jahrbuches wird wettgemacht durch eine geradezu verblüffende Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Gebotenen! 180 Meisterpartien nebst sorgfältiger und erschöpfender Glossierung, 108 Probleme und 20 Endspielfstudien und Partiejchlüsse lassen nichts von Bedeutung vermissen, was im Jahre 1922 auf schachlichem Gebiete geleistet worden ist. Die Herausgabe dieses ungemein schätzenswerten Buches zu derart billigem Preise — bei vorzüglicher Ausstattung — verdient besondere Empfehlung.

Deutscher Schach-Almanach 1924. Von Kurt Schirm. 40 S., gr. 8°, 2 M. Verlag Guido Hachebeil N. G., Berlin S. 14.

Das Buch füllt — soweit Deutschland allein in Frage kommt — die Lücke in der Schachliteratur aus, die seit Berger's „Schach-Jahrbuch für 1899/1900“ besteht. Auf eine gedrängte „Geschichte des Deutschen Schachbundes“ nebst Übersicht der bisherigen Bundeskongresse folgen biographische Notizen über „die bekanntesten

Schachpersönlichkeiten“ mit zahlreichen Miniaturporträts. Das Buch bringt viel nützlich Material.

Schnittpunktkombinationen und ihre Antiformen. Von W. Koeje, Hamburg. 26 S., gr. 8°. Verlag H. Hedewigs Nachf., Leipzig.

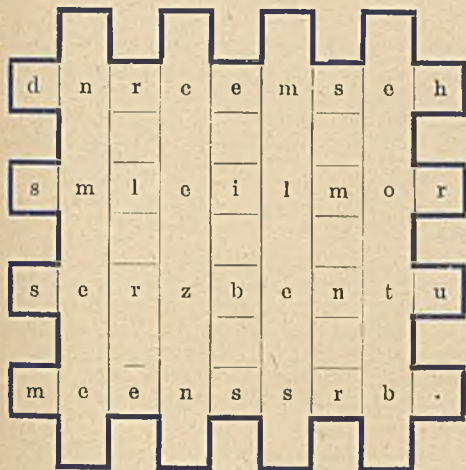
Die Koeje'sche Arbeit ist keine Unterhaltungslektüre, sondern setzt zum Verständnis ihrer sehr scharfsinnigen Ausführungen eine gründliche Bekanntschaft mit dem Ideenkreis und vor allem auch mit der Nomenklatur der „neudeutschen“ Problemschule voraus. Eine Stellungnahme zum Streit der Meinungen, der unter den Komponisten der „Hamburger“ Richtung und anderen Problemtheoretikern in gewissen Beziehungen aufgetaucht ist, kommt an dieser Stelle nicht in Frage. Wir sehen selbstverständlich ein, daß eine gewisse Systematik unvermeidlich ist, dort, wo die gedankliche Verknüpfung der Züge eines Problems seine Idee, d. h. alles bedeutet; aber diese Tabellen von Zipperlin, Katschich und Koeje usw. muten uns im Hinblick auf das „Indische Problem“ und auf die „Brennpunkt-Probleme“ an, wie ein Herbarium nach einer Wanderung in freier Natur.

Fern vom Alltag, hundert Ansichten im Schachpanorama. Gesammelt von Leo Löwy. 56 S., gr. 8°. Preis 2 M. Verlag Bernh. Kagan, Berlin W. 8, Behrenstraße 24.

Diese Sammlung von insgesamt 100 „Problemen, Exzentritäten, Puzzles, Rätseln, Verstellungsaufgaben und Varia“ huldigt dem alten Erfahrungssatz, daß das Absonderliche oder Monströse auf irgend welchem Beobachtungsgebiete der Allgemeinheit gewöhnlich viel mehr zusagt und ihr Interesse fesselt, als die sachgemäße, „kunstgerechte“ Darstellung. So mögen vermutlich F. Mindwiz und der Hamburger Max Weiß besseren Absatz gefunden haben als Klett und F. Berger. Die vorliegende Auslese beweist Geschmack und Sachkenntnis des Kompilators; leider fehlen jegliche Quellenangaben, so daß der Durchschnittsleser nicht unterscheiden kann, was von den Aufgaben alt oder modern ist. D. U.

Rätsellecke

Stabrätsel.



Die senkrechten Stäbe sind so umzuordnen, daß ein Ausspruch Goethes entsteht.
W. N.

Doppelsinn-Rätsel.

Von Heinrich Minden in Dresden
Großmutter hat ihn selbst bei Nacht.
Gern neben ihrer Lagerstatt.
Doch ist sie furchtbar aufgebracht,
So oft ihr Enkelsohn ihn hat.

Kapsel-Rätsel.

Im Bache in der Wiese dort
Schwimmt scharenweis' das Rätselwort.
Das, was die Pflanzenwelt erquickt,
Man in dem Rätselwort erblickt.
Und auch den Rest sieht man im Bache
schweben,
Er birgt in sich viel junges Leben. A. A.

Silberrätsel.

Aus den Silben: a, bach, bat, be, be, bos, chen, hi, hro, da, den, dal, e, e, ei, es, en, eng, ge, ho, il, i, lo, lee, lat, land, laus, les, me, mit, ma, mi, mi, me, na, no, ni, ne, or, po, re, rei, re, re, se, se, sad, sa, sa, sel, sow, jal, ta, tas, ti, to, tal, ter, wi — sind 23 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, den Anfang eines Liedes von Ernst Moriz Arndt ergeben.

1. Negeerstaat, 2. Einsiedler, 3. Stadt in Schlesien, 4. süße Speise, 5. Auszeichnung, 6. Genußmittel, 7. Gefäß, 8. Küstenland, 9. Sonntag vor Ostern, 10. Schuppen, 11. Fluß in Tirol, 12. Frauenname, 13. Pflanze, 14. Säugetier, 15. Stadt in Süd-Afrika, 16. deutscher Geschichtschreiber des Mittelalters, 17. gleichnamige Stadt und See in Rußland, 18. Präzisionsuhr, 19. Heilmittel, 20. Königreich, 21. russischer Kaiser, 22. Insel, 23. Frauenname. E. N.

Metamorphosen-Rätsel.

Gibt einem deutschen Dichter andern Fuß,
Wird meist empfangen er mit frohem Gruß
Bei seiner Wiederkehr in jedem Jahr,
Zumal von einem Glücks- und Liebespaar.
Drauf reimt am Rhein sich ein bekannter
Ort,
Man trinket gern ein gutes Weinchen dort.
L.

Rätsel.

Man nimmt sie vor,
Man kauft auch da.
Andrung bezeichnet W statt H.
Heinrich Minden, Dresden.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 10

Silberrätsel

Es ist ein Brauch von alters her, wer
Sorgen hat, trinkt auch Lidor.

(Wilhelm Busch.)

1. Engländer, 2. Sonde, 3. Jugo, 4. Stagerak, 5. Livoli, 6. Esel, 7. Fbach, 8. Nepomul, 9. Breslau, 10. Rita, 11. Ararat, 12. Unterrod, 13. Comanchen, 14. Hätellei, 15. Viper, 16. Ornament, 17. Neuhabt, 18. Alhambra, 19. Lenbach, 20. Lutanlamen, 21. Euterpe, 22. Rothenburg, 23. Satyr, 24. Gasso, 25. Engers, 26. Rosenfabalier, 27. Wanne.

Räffelsprung.

Kein Gold ersetzt den innern Frieden,
Kein Glanz, wär' er den Göttern gleich;
Ist dir Genügsamkeit beschieden,
Dann bist du glücklich, bist du reich.

Charade (zweifüßig)

Goldmark.

Charade (dreifüßig)

Lieberschaft.

Logogryph

Leber, Leben.

Zahlenrätsel

Leib, Viel, Veil, Lieb, Blei.

Von der Schnurrpfeifergilde

Tonn und Lukas.
Von Curt Seibert.

Tonn und Lukas kannten das Leben und die Menschen, sie wußten, daß die Dummen nie alle werden, und sie verdienten an ihnen. Als das Geld mal wieder zur Keige ging, bekam Tonn eine glänzende Idee. Sie hoben von ihrer Bank das letzte Guthaben ab und teilten es in zwei Hälften. Von der einen ließen sie Kleists „Marquise von D.“ drucken, zehntausend Exemplare, broschiert, als Titelbild die Szene in der Scheune. Dann schrieb Tonn einen Roman, einen schauerlichen Sittenroman „Die Brust im Dolch“, den sie für die zweite Hälfte ihres Geldes ebenfalls in zehntausend Exemplaren herstellen ließen, broschiert, mit einem Titelbild das einen Baum darstellte, an dessen Zweigen eine Frau aufgehängt war, einen meterlangen Säbel in der Brust.

Als diese Vorbereitungen beendet waren, schritten sie zur Tat. Sie brachten eine Notiz heraus, ein Herr Tonn habe soeben einen Sittenroman „Die Brust im Dolch“, der demnächst erscheinen werde und der ein genaues Plagiat der berühmten Novelle „Die Marquise von D.“ darstelle. Es sei unerhört, daß heute mit solchen Mitteln gearbeitet werde. Jeder Leser werde das vollauf bestätigen können.

Da nur wenige Menschen im Besitze der Kleistschen Novelle sind, wurde das Buch, das Tonn und Lukas inzwischen in großen Mengen auf den Markt geworfen hatten, stürmisch gekauft. Junge Mädchen und ältere Greise stürmten die Buchhandlungen, wo viele zu ihrem Erstaunen erfuhren, daß Kleist ein Klassiker sei. Aber nur wenige ließen sich dadurch abschrecken, und bald hatten Tausende die Geschichte der unglücklichen Gräfin gelesen.

Als die beiden nur noch zu bebauern hatten, daß sie nicht mehr von diesem Buch hatten drucken lassen, brachten sie eine neue Notiz heraus. Soeben sei der mit Spannung erwartete Roman von Tonn „Die Brust im Dolch“ erschienen, und es habe sich einwandfrei ergeben, daß von einem Plagiat keine Rede sein könne, wie auch das neue Buch die Kleistsche Novelle an Spannung und Sinnlichkeit bei weitem übertriffe. Jeder Leser werde das unschwer feststellen können.

Wie ein Orkan auf dem Stillen Ozean segte die Sturmwelle der Käufer über die Läden dahin und riß den Händlern das Buch, das Tonn und Lukas inzwischen

geschickt auf den Markt geworfen hatten, aus der Hand. Jünglinge und ältere Jungfrauen stauten sich vor den Sortimenten und waren erstaunt zu hören, daß Tonn kein Klassiker sei. Infolgedessen wurde das Buch noch stärker verlangt, und die Verfasser brauchten nur noch zu bebauern, daß sie nicht mehr davon hatten drucken lassen.

Der ungeheure Erfolg der Tonnschen Idee ließ Lukas nicht mehr schlafen. Ihm ging es wie Demosthenes nach der Schlacht bei Gaugamela, er wälzte sein Gehirn wie ein Lexikon, durchstößte alle Falten, warf Unbrauchbares heraus und stieß endlich nach acht Tagen auf einen glänzenden Einfall.

Sie gründeten eine Filmgesellschaft. Tolu-Film, Tonn und Lukas, G. m. b. H. (Gesellschaft mit besonderen Hintertüren) und ließen eine Anzeige los, daß sie für einen Riesenprunkfilm eine Menge hübscher Mädchen suchten. Bedingung: jede müsse sich vom Photographen der Gesellschaft abnehmen lassen. Kostenpunkt vier Mark. Nachricht würde in drei Monaten ergehen.

Tonn fungierte als Photograph, kaufte sich einen Fla neun mal zwölf und hundert Platten. Jedes Bild, so kalkulierte er, kostete ihn eine Mark, Verdienst also drei Mark. Aber es kam noch ganz anders. Die Mädchen wollten die Bilder gar nicht sehen, sondern meinten, es genüge, wenn der Herr Filmdirektor sie zu Hause entwickeln lasse und prüfe. Also knipste Tonn ohne Platten. Kostenpunkt plus minus Null, Verdienst vier Mark.

Es war auch besser so, seine Platten hätten gar nicht gereicht. Jeden Morgen standen sechzig Mädchen vor seiner Wohnung, mit denen er zum Bismarckdenkmal zog. Dort knipste er im Schweiße seines Angesichts, während Lukas die leeren Kassetten wechselte. Das dauerte drei Monate, dann waren ihre Arme steif geworden. Sie wechselten die Wohnung und engagierten zwei junge Leute. Der eine knipst jetzt täglich hundert Mädchen, der andere schreibt zu Hause den schon Abgenommenen abschlägigen Bescheid.

Tonn und Lukas aber sitzen im Sonnenschein hinter dem Bismarckdenkmal auf einer Bank, Tonn mit der „Brust im Dolch“, Lukas mit der „Marquise von D.“. Sie kennen das Leben und die Menschen, sie wissen, daß die Dummen nie alle werden, und sie verdienen an ihnen.



21. Greßler (1833—1881)

Der Seitenbentel in Breslau

Der teuflische Torwart

Roman aus den Nürntner Bergen

Von Gustav Renker

(Schluß)

Rochus Gregori hatte ein Andenken behalten, das ihn immer wieder an den gefällten Baum erinnerte. Er hinkte ein wenig und bekam das Reißen in dem geheilten Bein, sobald ein Unwetter im Anzug war. Sonderlich den Faut spürte er sehr, und die weißen Federwolken, die der Südwind zu einer schimmernden himmlischen Schafferde zusammentrieb, steckten noch tief hinter den Graten — da spürte der Rochus schon den Wetterumschlag. So auch heute. Da war es Mitte Mai und der Himmel leuchtend blau. Seit Wochen schien die Sonne und mit dem Schnee hatte sie tüchtig aufgeräumt. Frühling war, im Tale webten die Blumen bunte Teppiche auf den Wiesen, und Laubbäume hatten ein spinnwebfeines, helles Grün.

Die Lieser, deren Leib im harten Winter gar kläglich gemagert hatte, sog reiche Nahrung aus den zahllosen Schmelzwässern, die aus allen Gräben und Winkeln niederströmten. Ihre Wogen gingen hoch und grauweiß, Aste, ja Bäume führte sie mit sich, und vom Grunde des Flusses klang ein dumpfes Knattern und Knirschen auf, als zermalme ein Riesenmaul Steine, die einstmals auf den Graten Sturm und Schnee getrokt hatten. Als nun auf der Lieser gar ein Futtertrog, später eine tote Sau dahergeschwommen kamen, wußten die Stadtleute, daß weiter oben Hochwasser war. Sie räumten die am Flusse gelegenen Häuser und stellten talauf Wachen. Die Lieser fraß den Uferand. Zuerst bohrt und schmatzte sie mit schleimigen Saugarmen das Erdreich fort, unterschwemnte die Steine, grub eine tiefe Höhle, und endlich stürzte der Rasen, der schon wie ein Dach überhing, ein, riß Weiden und Bäume mit sich. Rochus sah das alles und freute sich,

daß seine Hütte vor dem Wildwasser geschützt war. Die Lawine hatte sie erreichen können, der Radlbach aber strömte in tiefer Senkung dahin. Dennoch eilte Rochus, so schnell er konnte, wieder seiner Hütte zu. Denn er spürte den Faut in dem Bein und hatte noch allerlei zu tun, bevor das Wetter losbrach.

Mit Rena war er in der Stadt gewesen, und beide trugen hochbepackte Tragen ihrer Alphütte zu. Der Winter, in dem man ob schlechten Pfades nur geringe Lasten tragen konnte, hatte sie arm an Vorräten gemacht. Dafür war dem Rochus im Fänner und Feber reicher Fang an Pelztieren geglückt, sogar einer der so selten werdenden Luchse war darunter gewesen. Mit dem dafür gelösten Geld hatte er eingekauft, was ihm oben mangelte: Nägel, Eisenreifen, Nahrungsmittel, Blei und Pulver.

Als die beiden noch nicht weit hinter der Stadt waren, holte sie Tobias Katterer ein. Das war ihm leicht möglich, denn Rochus und Rena blieben immer wieder stehen und bestaunten das für sie selten gesehene Schauspiel des hochgehenden Flusses.

„Ist schön, daß Ihr auch kommt,“ meinte Rochus, der von allem, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, nichts wußte, als daß Rena durch den Wurzelraz aus der Lahn gerettet worden war. „Morgen kommt Ihr ja oben bleiben, weil Sonntag ist. 's ist jetzt fein bei uns, und der Strokus blüht, daß die Wiesen ganz weiß sind.“

„Ich komm' für's erste nicht auf die Hütte. Hab' allerlei zu tun im Wald. Die Gemeinde will Holz schlagen lassen, da soll ich den Grund vermessen.“

Das war natürlich nicht wahr. Tobias wollte sich mit Urs und den andern treffen, denn das geferbte Messer war

heute wieder herumgegangen und hatte zu nächstlicher Versammlung im Graben geladen. Aber das durfte er Rochus nicht sagen. Diesen aber fiel es nicht ein, daß man zum Holzvermessen nicht den Lehrer sendet. Er hatte unbegrenztes Vertrauen zu Tobias und Achtung vor dem wohlgelehrten Mann.

Rochus wußte, daß es schicksam sei, ein Liebespaar zunächst allein zu lassen. Er humpelte eifrig voraus, etwa zehu Schritte hinter ihm gingen Rochus und Rena.

„Jetzt sag aber, wohin du gehst,“ begann das Mädchen leise. „Denn das vom Holzvermessen ist doch eine Lug.“

„Bist schon wieder eifersüchtig?“ neckte sie Tobias. „Glaubst, ich geh' zur Badwirttochter fensterln?“

Sie blieb ganz ernst. „Grund hätt' ich schon, aber halten tu ich dich nicht.“

„Noch immer wegen der Pfarrernichte? Ich hab dir ja gesagt, daß sie schon verlobt war. Am letzten Tag, da sie abreiste, hat sie mir's gesagt.“

„Muß man immer auf einen Menschen eifersüchtig sein?“

„Auf was denn sonst?“

„Tobias, lügen wir uns nichts vor. Es ist anders geworden, ganz anders seitdem. Daß du dazumal in meiner höchsten Not nicht gekommen bist —“

„Ich hab' doch nicht gewußt, daß du unter der Lahn liegst. Und ich bin neu in den Bergen. Wie's mich auf der Dichtung bald erwischt hätt', ist es fertig gewesen mit meinem Mut. Hals über Kopf bin ich ins Thal gerannt.“

„Ich versteh's. Aber abgesehen davon — du bist nicht mehr der Gleiche. Mir ist was fremd an dir, mit deinen Gedanken bist du oft weit fort, wenn du neben mir sitzt. So recht glücklich bist du nicht mehr, und das Alleinsein mit mir suchst du nicht mehr wie früher. Mir scheint, es ist dir ganz recht, wenn noch der Dunkel oder der Nag da sind.“

„Ich will wahr zu dir sein — etwas in mir ist neu, und vielleicht war es, ohne daß sie's gewußt hat, die Pfarrernichte, die 's in mir geweckt hat. Ich hab' Ketten an den Füßen —“

„Mich!“ sagte sie gereizt. „Da hab' keine Angst. Ich kleb' nicht an dir.“

„Nicht dich. Aber die Enge um mich. Ich bin in der Stadt aufgewachsen. Wenn Mlagenfurt auch nicht groß ist, es ist immerhin Leben in ihm. Ich kann mich hier nicht eingewöhnen. Zuerst ist's gegangen. Da war allerlei Neues, Volk und Berge, die unheimlichen Sachen im Nablgraben und dann vor allem du. Jetzt bin ich schon zu lang' da. Volk und Land keine ich, die Spukgeschichten sind wintersüber eingeschlafen, und ich denk' fast nie mehr daran. Gelieben bist nur du. Ich möcht' wieder fort von hier.“

Ein Bittern lief durch ihre Gestalt. „Geh doch!“

„Vielleicht geh' ich. Aber dich nehm' ich mit — was ich gesagt hab', halt' ich.“

„Wenn's nur wegen dem Versprechen ist, daß du dich an mich bindest, dann laß' es lieber sein.“

„Red' nicht so hart, Rena. Hör', was ich vorhab'. Ich möchte den Lehrerberuf an den Nagel hängen und Musiker werden.“

„Das kannst hier auch. Spielt eh so schön Geige.“

„Mein Geigenspiel ist noch lange nicht Musiker sein. Ganz leben möcht' ich für die Musik und von der Musik.“

„O Maria! Möchtest leicht beim Badwirt zum Tanz aufspielen und Groschen einsammeln?“

„Das ist auch noch nicht Musiker sein. Wie soll ich dir's nur ausdeuten? Wirklich Musiker sein ist etwas ganz Großes, was Heiliges. In Wien lebt so einer, der heißt Beethoven und ist mehr als König und Kaiser.“

„Höher als der Kaiser ist nur der Herrgott.“

„Nein, der Mann, der Beethoven heißt, ist zwischen Gott und dem Kaiser. Zu dem möcht' ich gehen, möcht' ihm Musikstücke zeigen, die ich selbst geschrieben hab', und ihn fragen, ob mein Talent ausreicht, mich ganz der Tonkunst zu widmen.“

„Davon versteh' ich nur die Hälfte, mein Lieber. Aber eines begreif ich:

in eine große Stadt möchtest du, unter viele Menschen, die so klug sind wie du.“

„Noch viel klüger.“

„Und mich möchtest mitnehmen?“

„Zuerst soll hier das Rindeln auf die Welt kommen. Und dann — kann sein, daß ich noch wo anders hingeh'. Wenn wieder Ruhe und Frieden im Land ist, hol' ich dich nach Wien.“

„Du lieber, dummer Bub! Mich nach Wien! Wo ich schon für die Stadt Gmünd zu dumm und unbelehrt bin. Wär' ein rechtes Unglück für uns beide.“

„War's nicht immer ein Glück, wenn wir beinander waren?“ fragte er innig und faßte ihre Hand.

Als sei sie mit ihrem Entschlusse noch nicht fertig, warf sie das Gespräch rasch in ein anderes Gleis. „Wir sind abgekommen von dem, was ich dich zuerst gefragt hab'. Wohin willst du jetzt?“

„Ich kann's dir nicht sagen. Aber so um die Mitternacht komm' ich auf die Alp und bleib' morgen den ganzen Tag bei dir.“

„Willst etwa wieder ins Bergwerk?“ fragte sie hartnäckig.

„Und wenn ich wollte?“

„Tobias, tu's nicht. Du hast mir's versprochen.“

„Nichts hab' ich versprochen.“ Er wollte sie ein wenig reizen, weil sie stets so aufgereggt wurde, wenn vom Bergwerk die Rede war.

„Wohl, du hast gesagt, du wirst nicht mehr hingehen.“

„Das ist noch kein Versprechen.“

„Tobias, ich bitt' dich bei allem, was dir lieb ist, tu's nicht.“

„Wegen dem teuflischen Torwart?“

„Ja, wegen dem.“

„Da ist etwas, das ich nicht versteh', Mena,“ sagte er gewichtig und faßte sie scharf ins Auge. „Fangen die dummen Geschichten schon wieder an? Aber wie ich hinter die Gespensterei von den Vermummten gekommen bin, so werd' ich auch hinter den närrischen Torwart kommen.“

„Was weißt du denn von den Vermummten?“ horchte sie verwundert auf.

Er besann sich rasch des Bundesgeheimnisses.

„Hast ja dazumal am Fenster gesehen, daß es Nachtbuben waren, die vor einer Pistole Angst haben. Und sind seitdem nicht wiedergekommen.“

„Das ist wahr. Auch das Feuer im Wald hab' ich nicht mehr gesehen.“

Er lachte innerlich und dachte: weil wir's jetzt unter einem überhängenden Felsblock anzünden, wo's niemand sehen kann.

„Also, sag' ehrlich,“ forschte sie, „gehst du ins Bergwerk oder nicht?“

„Weil du's gerad' wissen willst — nein.“

„Dann ist's recht.“

Aber sie blieb auf dem weiteren Weg recht einsilbig. Vielleicht dachte sie doch, daß er's im Geheimen mit der blonden Badwirthstochter hielte. Als er bei der ersten Lichtung von ihr Abschied nahm, reichte ihm Mena kühl die Hand: „Wenn du nachher noch Lust hast, komm' zu uns. Ich laß' die Hüttentür offen und richt' dir das Lager auf dem Heuboden.“

Er neigte sich zu ihr. „Im Dezember hab' ich in der Hütte besser geschlafen als am Heuboden.“

„Das ist vorbei,“ sagte sie kurz und ging.

Ja, wirklich, es war vorbei, nur wollten sich's beide nicht eingestehen. Die Sehnsucht nach der großen Welt, nach der Kunst, war dazwischengetreten, und Mena fühlte, daß sich ein Fremdes in ihre Liebe gedrängt habe, ohne zu verstehen, was es eigentlich war. Er aber dachte mit Schauer daran, wie unglücklich sie werden könnte, wenn sie seinen aus Rechtlichkeitsgefühl entsprungenen Vorschlag annehmen würde, mit ihm als sein Eheweib in die Stadt zöge. Die Hirtin aus dem Waldgraben an der Seite des nur im Geistigen lebenden Musikers! Dennoch war er entschlossen, sie mitzunehmen, wenn sie wollte, denn an dem Ungeborenen, das sie trug, hing schon jetzt seine Liebe. Es war ihm zur gleich starken Pflicht geworden wie seine Sehnsucht nach einem höheren Lebensziel. Wählte er dies oder jenes — eines verlor er. Und wählte er beide zusammen, dann sah er das Unglück einer mißgestimmten Ehe voraus.

Nus seinem Sinnen riß ihn der Schritt Urs Lahners auf, der auf anderem Weg durch den Wald gegangen war. Der Bursch trug einen schwer bepackten Rucksack, auf dem Rücken ein Gewehr und in den Händen einen Bergstock.

„Ihr müßt Euch einen Stock vom Rochus entlehnen,“ sagte Urs nach der Begrüßung.

„Warum einen Stock?“

„Weil Ihr mir doch die Freud' nicht verderben werdet, mit mir einmal zu Berg zu gehen.“

„Heute nacht?“

„Morgen früh. Wir schlafen im Rochus seiner Hütte. Beim Morgengrauen steigen wir ins wilde Birg hinauf. Ein Gamsfexl möcht' ich noch schießen, ehbevor ich auf die Franzosen losknalle.“

„Ja, Urs, jetzt wird's ernst.“

„Wer weiß, ob man wiederkommt. Drum möcht' ich noch einmal da oben stehen, wo ich unglückshafter Mensch immer ein bißel zufrieden war.“

„Und mich wollt Ihr mithaben?“

„Ja, Herr Lehrer, denn so eine Bergfahrt klebt Menschen fester aneinander als hundert Reglabende oder Zutrunf am Wirtstisch. Und wir wenigen, die ins Deutsche gehen wollen wider den Napolium, bleiben doch beisammen, was?“

„Ja, das tun wir. Werden unserer nicht viel sein. Die bodensässigen Bauern gehen nicht aus dem Tal. Die raufen mit Tod und Teufel um ihren Hof und ihre Erde, aber das verstehen sie nicht, daß es jetzt ums ganze deutsche Volk geht.“

„Und daß,“ setzte Urs hinzu, „sie hier auch frei werden, wenn die Franzosen oben im Norden Prügel kriegen.“

Es erwies sich so, wie sie gesprochen hatten. Noch einmal schilderte Tobias mit beredter Begeisterung das Gemeinsame, das sie alle verband, sprach vom deutschen Volk, das eines und unterdrückt sei hier in den Alpen wie oben in Preußen, in Mitteldeutschland, in Bayern und im deutschen Schweizerlande.

Die Bauern schüttelten die zottigen Schädel und verstanden ihn nicht.

„Wenn mir einer über meine Hufen*) geht, schlag' ich ihm den Schädel ein. Aber was die Preußen machen, ist mir Wurst.“

„Darum sag' ich,“ riet ein anderer, „wir müssen die Eng noch mehr absperren. Mit denen da herinnen werden wir fertig, aber wenn ihrer mehr von draußen kommen, geht's schief. Steinslawinen bauen, Schützenständ' herrichten!“

Urs Tobias diejenigen sammelte, die den Zug nach Norden mitmachen wollten, standen fünf junge Leute da: er selbst, Urs Lahner, dann der Sohn des Gmündner Medikus, der junge, knabenhafte Turnerfährnich und der Hilfslehrer, der eben erst dem Präparandum entschlüpft war.

Ob man sogleich gehen sollte oder doch warten, bis Osterreich den Krieg erkläre?

„Lieber heut' als morgen!“ stürmte Urs los.

Der Turner sagte: „Eine Schand' ist's, daß der Kaiser noch zuschaut. Der wartet erst, wie sich das Blatt dreht.“

Zum Ende beschloßen sie, doch noch zuzuwarten, denn die engere Heimat in wildem Bergkampf zu befreien, schien ihnen inmerhin verlockender, als in fremden, flachen Gegenden zu marschieren.

„Einen Monat geben wir zu, der Urs und ich,“ erklärte Tobias. „Dann gehen wir.“

Sie wanderten durch die mondsilberne Nacht zu des Rochus Hütte und krochen ins Heu.

Am Morgen, als im Osten erst ein gelbroter Streifen lag, sah der Alpler zur Türe hinaus und wiegte bedenklich den Kopf.

„Ich tät nicht gehen an Curer Stell'. Schon gestern hab' ich's in meinem Hax gespürt, daß Schlechtwetter kommt. Ihr lauft gerade dem Schneesturm in die Arme.“

Dennoch gingen sie, denn die grün-

*) Hufen = großer Bauernhof.

seidene Glocke des Frühhimmels schwang sich wolkenlos von Grat zu Grat, und in den Fichten lärmten erwachende Vögel einem schönen Tag entgegen.

Hinter den allerletzten Bäumen, an steilem Hang zur Höhe schnaufend, sahen sie noch einmal die Hütte, davor eine einzige Gestalt, die ein weißes Tuch schwang. Das war Rena.

Dann tat sich vor Tobias eine fremde, neue Welt auf. Das große Unbelebte, das er aus der Tiefe des Grabens immer und immer wieder gesehen hatte, der Saal unendlicher Geheimnisse, deren letzte, in dunkle Sage gewandelte Ausläufer bis ins Tal drangen, lag vor ihm. Geröll, grauflimmernd in der heißen Föhntagssonne, wimmelte unter den Wänden wie ein Heer eifriger Irtzerge, wallte auf und ab in rastloser Arbeit, schien still zu stehen, schob sich neuerdings vorwärts, als sei es Vorbote der Urmächte in den Bergen, zum Kampf gegen das überkluge Menschengeschlecht der Tiefe ausgesandt. Aus einer großen, dunklen Höhle einer Felswand kroch es hervor mit riesigem Körper, weit ausgreifenden Taten und einem zackigen Kranz auf dem plattgedrückten Haupt — ein ungeheurer Leib, bedeckt mit silbrig grauen Schuppen, die sich gleichmäßig hoben und senkten, als atme ein Untier längst vergangener Entwicklungsstadien der Erde. Dann klirrte Eisen genagelter Schuhe auf Stein, und der vermeintliche Drache löste sich in kantige, dunkle Brocken eines Schuttfeldes auf.

Am Ufer des Hohen Sees sahen sie rastend, des Sees, von dem Tobias schon in der Stadt gehört hatte. Vor die Sonne, die nun handhoch ob den Graten stand, flogen dünne Schleierwolken — vielmehr, es sah aus, als ob die Sonne, von unsichtbarer Faust geworfen, nach oben fliege und dabei die Wolken durchstoße, gleichwie dies der feurige Wagen des Elias tat. Wie so die Schatten über des stillen Sees metallisch leuchtende Fläche flogen, wechselten die Farben in der Tiefe. Hellgrün tauchte auf, wand sich spindel-

artig, schoß wieder hinauf und zuckte zum anderen Ufer hinüber. Dort starre jetzt ein Kopf auf, zottig, mit vorquellenden Augen stierend, mit einem auf- und zuschnappenden Froschmaul. Tobias ließ den Urs, der seine Faule in Gestalt von Beerenschnaps, Schafläse und Brot verzehrte, sitzen und schritt dem Ufer entlang, immer näher dem grinsenden Haupt des Nedez, der Wache hielt vor der versunkenen Alm. Mit einem Male verschwand das Gesicht. Am Ufer aber, wo die Erscheinung sich gezeigt hatte, fand der Lehrer einen Felsblock, in dessen Nischen Moos solcherart wucherte, daß der Stein gar wohl die Spiegelung hervorrufen konnte. Schlag der See nicht allzugroße Wellen, dann sah es wohl aus, als bewege sich des Nedez Haupt.

Tobias verstand dies alles, und dennoch war ein geheimner, wunderbar-bangender Schauer in ihm.

Als nun wirklich ein Wind von irgendwo dahergehupft kam und die Wellen des Sees eifrigen, betend murmelnden Pilgern glichen, die enge aneinander gedrängt einem Ziele zu wallfahrteten, schwebte aus den Gründen des gläsern blühenden Wassers auch der Ton der Glocke auf, mit dem die sündigen Hirten nach Erlösung riefen. Tobias sah, wie die Bogen in der Nordecke sich in einer kleinen Höhlung drängten, und hörte von dort den Widerhall, der wie Glockenton durch die Stille schwang.

„Man könnte allen Mären die Wurzel abschneiden,“ dachte er. „Vom Felsblock mit etlichen Handgriffen das Moos herunter — da ist kein Nedez mehr im Wasser zu sehen. Die Höhle mit Pulver sprengen — da verrinnt der Glockenton in alle Ewigkeit und kommt niemals wieder. Aber wie viel Schönes wäre dadurch zerstört, das vielleicht doch nur sichtbare Äußerung wirklicher, tief in den Schoß der Berge gelegter Geheimnisse war.“

Urs Lahner gefielen die Morgenwölkchen, die Tobias als gütige Spender eigentümlicher Lichtwirkungen auf der Wasserfläche begrüßt hatte, keineswegs.

„Der Rochus hat doch recht: es

kommt was. Und sauber ist das nicht, was kommt.“

„Wir können ja umkehren. Ich habe schon bisher mehr gesehen als je sonst in so kurzer Zeit.“

Urs sah wieder zu den Wolken, von ihnen zu der hoch zwischen den Bergen eingeschnittenen Scharte. „Mein Gamsfell möcht' ich doch noch haben. So schnell wird's etwa nicht losgehen.“

Sie stiegen wieder bergan, das letzte Geröll empor bis zum steilen Firn, der sich, in der Morgen Sonne aus tausend Eiskristallen gleißend, geradenwegs in das gresle Blau des Himmels emporzuheben schien. Der Schnee war noch so hart, daß die Nägel der Schuhe kaum Halt fanden. Zeitweise konnte man gefahrlos stehen, denn da hatte die Kraft der letzten Sonnentage große Mulden in die steil aufschießende Masse gebohrt. Aber Urs fand es doch ratfamer, daß Tobias vor ihm ging, und das war gut, denn der Lehrer glitt mehrmals aus, ohne je die verderbliche Fahrt in die Tiefe anzutreten. Immer wieder hielten ihn die Bärenpraxen des Knechtes wie eine Puppe in der Schwebe, bis der Bergungewohnte neuerdings festen Fuß gefaßt hatte.

„Aber Ihr steigt doch recht gut,“ lobte Urs. „Vor allem atmen tut Ihr vernünftig — das ist eine von den Hauptsachen.“

Er sagte dies, als sie endlich in der Scharte standen und ihnen ein ungestümer Höhensturm von der drüberen Seite her entgegen tobte, so daß der Knecht kaum seine Pfeife anzünden konnte.

Tobias hörte das Lob nicht. Er sah zum erstenmal in die Täler jenseits dieser Berge, sah die große, starre Ode vor sich, noch erschütternder, bangender als die engumkränzte Einsamkeit des hohen Sees. Und er wußte, daß ihm wieder ein Rätsel gelöst war, eine Frage, die zunächst der wissenschaftlichen Erforschung der Berge wohl in erster Linie die Menschen auf die harten, schneeigen Höhen führte — die Frage: wie sieht es da drüben aus? Dieses „Drüben“ mit seiner Rätselhaftigkeit,

seinem sehnennden Locken der Ferne war es, das den Menschen die Welt erschlossen hatte.

Der Urnensch, der das „Drüben“ aufsuchte, Nachbartäler, in denen ihn wilde Fehde, vielleicht sogar der Tod erwartete. Aber die Sehnsucht war da und ließ sich nicht hemmen.

Die Seefahrer aller Zeiten, die das „Drüben“ suchten, von Wunderländern mit ewig blauem Himmel und rauschenden Palmen träumten, Stück für Stück des Erdballes in das Reich ihres Wissens zogen, bis dem Christoph Columbus die große Tat gelang und er Amerika fand.

Ganze Völker, denen die Heimaterde zu enge wurde, die nach Westen wanderten, Mongolen, Hunnen, Awaren, Magharen.

Germanische Sehnsucht nach dem Geheimnis, das hinter dem Alpenwall verborgen war, Goten fernster Zeiten, die auf der Insel Sizilia ein Reich gründeten, Kreuzritter des Mittelalters, die über das Meer ins Heilige Land zogen, Schweizer Söldner, deren germanische Wildkraft wie die Lawinen ihrer Berge in die Ebenen von Italien niederfloß.

Immer das Drüben, das Lockende, das ruhelos Machende. Und weiter hinaus: Gelehrte, die ihre Fernrohre auf den gestirnten Himmel richteten, um das „Drüben“ zu erforschen, die allnächtlich glühende Welt unbegreiflich ferner Sterne.

Und endlich: die Jenseitsjucher aller Zeiten, für deren Denken das Tal, dem sie entfiiegen waren, irdisches Leben, die trennende Scharte, auf der sie standen, den Tod bedeutete. Die nun in das „Drüben“ sahen, dessen Herrlichkeit sich der Mensch nach seinem Bilde geformt hat, das aber wohl noch viel schöner und glücksvollender war als die Erde mit ihren Wundern.

Das „Drüben“ des Lehrers Tobias älterer war diesmal eine steil absinkende Fläche, auf welcher noch weiße Teppiche des Winters lagen, dann ein tiefeingefurchtes Tal, von dem er wußte, daß es die Möll durchfloß, und schließlich Berg an Berg, milde geschwungene Grate, aufleuchtende Gletscher, Hoch-

burgen ewigen Eises, unter ihnen die von ihm sogleich erkannte spitze Nadel des Glockners, verhauchend, verblauend, aber im Westen felderstarre Brandung, wild zerrissenes Zadengewimmel, grauer Stein wie Türme und Fialen eines großen Domes.

Im Süden ging der blaue Himmel in ein weißgraues Netz dicht zusammengeballter Föhnwolken über. Aber noch standen die nahen Berge klar, in jeder Einzelheit ihres Gefalles sichtbar, vor diesen Wolken. Sonderlich einer, der hoch und gewaltig aus der Basallenschar hervorragte, mit kleineren Türmen und Erfern geziert war, daß er wie eine halbzerfallene, aber noch von alten Zeiten der Macht träumende Ritterburg aussah.

Tobias wollte die Namen der verschiedenen Gipfel wissen.

„Man nennt sie so oder so!“ entgegnete Urs. „Die Mölltaler sagen anders als wir im Riesertal. Der da aber“ — er wies auf das schneebedeckte Gipfelbad unmittelbar über der Scharte — „ist das hohe Reißbad.“

„Könnten wir da nicht hinauf? Muß doch nicht mehr weit sein.“

„Wohl nicht. Aber ich möcht' Gamserln schießen, die sind nicht da oben. Dort hinüber gehen wir, und den großen Berg heißt man die Leier.“ Er wies auf die spitzzackige Ritterburg. „Unter der ist ein See, und da stehen immer Gemsen. Sonst müssen wir gegen die Leier hinauf. Da fällt mir gerade ein: jetzt werdet Ihr auch den Torwart sehen. Der hoßt unter der Leier in der Scharte, die zur Rosalm hinunterführt.“

„Hier geht Ihr in seine Nähe, und unten beim Bergwerk wird Euch bang?“

„Hier ist's eine andere Sache, Herr, hier ist er wieder in Stein gewandelt und tut niemandem was. Unten ist er schauderbar lebendig.“

„Und woher wißt ihr, das der Stein hier und das lebende Wesen ein und dieselbe Person sind? Vielleicht haben Sie garnichts miteinander zu tun.“

„Ein Jäger aus Lieseregg und auch einer, der aus dem Hintereggengraben

aufgestiegen ist, die haben gesehen, wie der Stein lebendig geworden und den Schneec hinabgelaufen ist.“

„Was Ihr nicht sagt!“

„Spottet nur — 's ist doch wahr.“

Er wandte sich, dem Lehrer voraus, die Hänge entlang, in deren Schnee die Sonne nun schon tüchtig gewühlt hatte. Mühsam war der Weg, und oft sanken sie bis zu den Hüften ein. Der weite Hochtalkeffel, durch den sie schritten, war wie ein riesiger Spiegel, der die Kraft der Sonne auffing und ungeheure Glut widerströmte. Immer größer öffnete sich der Kreis, neue Berge, vom Reißbad niedersinkend, stiegen auf, eine Gratkette, die wie eine zerschartete Säge aussah, Zacken neben Zacken, Schneide an Schneide, hinter ihr aufflammend in lodernem Weiß die starre Eisöde der Hochalmspitze.

Wieder standen sie auf einem Kamm, der ein Diesseits von einem Jenseits trennte, und sahen in ein Hochtal hinab, aus dem wie starre, tote Augen zwei bleigraue Gewässer zu den Graten aufblickten.

„Dort müssen wohl die Gamserln sein,“ wies Urs zum größeren der beiden Bergseen nieder. „Und dort —“, er wollte sagen: ist der teuflische Torwart. Aber er sprach es nicht aus, denn zwischen der Riesengestalt der Leier und dem benachbarten, gleichfalls arg zerrissenen Berg quoll es träge und schleimig wie ein ekelhafter Wurm in das Seehochtal nieder. Der Föhn preßte Wetterwolken an die Berge, und durch die erste, sich ihnen bietende Lücke krochen sie herein.

„Auwach! Jetzt ist's leicht gefehlt mit den Gamserln, wenn der Nebel kommt,“ klagte Urs. Er lief und stolperte, dem Lehrer voran, zwischen Felsblöcken und Schnee zum ersten See nieder, der tot und öde zwischen den Steinen lag.

„Der See ist verwunschen,“ erklärte Urs, „und kein Fisch kann darin leben. Aber im zweiten gibt's schöne, fette Saiblinge. Hätten wir gutes Wetter — wir täten welche fangen.“

„Mit der Hand wohl?“

„Nein, so schlau bin ich schon selbst.“

Aber ich hab' jahraus, jahrein eine Angel zwischen den Steinen versteckt."

Aber es wurde nichts aus dem Saiblingschmaus, denn als sie am Ufer des größeren Sees anlangten, wogte der Nebel dicht um sie und verzerrte die Steinblöcke zu abenteuerlichen Gestalten.

Von der Leiter, von der Scharte mit dem sagenhaften Felsblock sahen sie nichts mehr, ihre eigenen Gestalten verfloßen, wenn sie ein wenig voneinander entfernt waren, zu Schemen mit unbestimmten Umrissen, als wollten sich die Körper auflösen. Nur der Wind in den unsichtbaren Höhen erzählte durch wechselvolles Pfeifen, Klagen und Winseln, daß er dort oben in zerklüftetem Stein Widerstand fand.

Den Urs hatte das Jagdfieber gepackt. „Auf die Scharte möcht' ich noch — vielleicht erwisch' ich doch was.“ Und, gleichsam um Tobias für die Mühe des Weges zu entschädigen: „Dort könnt Ihr auch den Torwart sehen — 's ist in der Nähe freilich nur ein Stein wie alle andern.“

Sie bogen um das weit ausgebauchte Ufer des Sees, stiegen jenseits bergan. Keinerlei Leben war um sie, nur Fels ragte aus tiefem, fast winterlichem Schnee. Wenn sie im Steigen etwas verhielten, hörten sie den Wind die große, ewige Musik dieser Berge.

Ein Stein fiel vor ihre Füße, lautlos aus dem Nebel niederschnellend, sich aufstäubend in den Schnee bohrend. Dann ein dumpfes Knattern weit oben — wieder Steine. Urs zog Tobias rasch unter einen Überhang.

„Hab's ja gewußt, daß hier Gamsferln sind!“ flüsterte er. Vom Rücken nahm er das Gewehr, spannte den Hahn und spähte eifrig unter dem Überhang hinaus. Häufiger fielen die Steine, verbissen sich teils im Schnee oder hüpfen weiter, der nebelverhangenen Tiefe zu.

„Oben in der Scharte sind sie.“

Beide lugten nach der Höhe, wohin des Knechtes Hand wies.

Ein stärkerer Windstoß heulte dort auf, in den Nebel kam ein Wallen und Drängen, ein Pressen und Schieben.

Er zerriß, spaltete sich wie ein Vorhang, den eine unsichtbare Riesenschere in zwei Teile geschnitten hatte. Man sah den Himmel, nicht mehr grellblau, sondern von jagenden dunklen Wolken bedeckt. Von ihm hob sich die weitgeschwungene Scharte scharf ab.

Und in dieser Scharte stand eine Gestalt.

Deutlich sah Tobias jede Einzelheit: einen schwächtigen, langaufgeschossenen Leib, so schwarz, daß gegen ihn die Wolken helle Schleier schienen, ein Haupt, das den beiden unter dem Fels das Profil zuwies. Spiz stach das Kinn hervor, der Schädel war außergewöhnlich lang, so daß es fast ausah, als ob das Wesen da oben eine am Hinterkopf aufgestülpte Haube trüge. Aber es waren nur die Haare, in denen der Wind wühlte.

So stand es statuenhaft, unbeweglich oben.

Urs hatte das Gewehr hingeworfen. „Der Torwart! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Er drückte sich zutiefst in die Felsnische und hielt die Hand vor die Augen.

Der Nebel fiel über die Erscheinung, Scharte und Gestalt verschwanden. Wieder wurde es grau, man sah nur ein Stückchen Schnee und etliche verschwommene Felskanten.

„Das — das — war . . .“ sagte Tobias hilflos, denn der Anblick hatte auch ihn mit Grauen durchrüttelt.

„Das war er. Seht, sie haben nicht gelogen, die Leute,“ stöhnte Urs mühsam.

Tobias versuchte, sein klares Denken zurückzurufen. Er rieb die Stirne mit Schnee, spannte den Willen zur Überlegung an. Es wurde wieder lichter in ihm, der geschulte Geist kehrte in die genau abgesteckten Straßen des Denkens zurück.

„Ein Hirt wird es gewesen sein von der anderen Seite.“

„Seit wann geh'n sie bei uns kohlrauschwarz in die Berge? Außerdem haben sie im Hintereggengraben noch nicht aufgetrieben.“

„Aber ein Mensch war es.“

„Seht einmal den steinernen Torwart — ja, wenn Ihr ihn bei dem Nebel sehen könntet! — da werdet Ihr erkennen, daß es das gleiche Gesicht ist. Ich hab' den Stein doch oft gesehen.“

Tobias ergriff das Gewehr des Burschen. „Ich möchte einmal auf's geradewohl in die Richtung schießen, wo er stand.“

„Die Kugel prallt ab, kommt auf Euch zurück.“

Aber er wehrte Tobias nicht, als dieser jetzt das Gewehr ergriff.

Ein Vaterunser lang brandete der Nebel dicht und undurchdringlich. Dann peitschte ihn der Wind zu etwas sichereren Schwaden, nicht so klar wie vordem, aber doch so, daß man die Unrisse der Felsen sehen konnte.

Da war wieder die Scharte, da wuchs es drohend aus ihr, übermenschlich groß, mit scharfen, teuflischen Zügen, ein spöttisches Lächeln um den herbeschnittenen Mund — der Torwart, diesmal nur Kopf, ohne Gestalt.

Der Schuß krachte, oben klang es schrill und gellend, als hätte der Stein aufgeschrien.

Urs fuhr herum. „Geschossen habt Ihr — jetzt geht's uns beiden schlecht!“

Aber es ereignete sich nichts. Der Nebel blieb dünn und durchscheinend, das gewaltige Haupt stand frei in der Scharte und lachte höhnisch nieder.

Lachte — jetzt hörte man es, es wuchs an, schwoll wie eine Lawine, das Lachen des Torwartes.

Tobias war bleich geworden; er legte das Gewehr auf den Stein und wandte sich zu Urs. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich mir's denken soll. Der Schädel steht oben und lacht uns aus.“

Das Lachen verklang, der Wind melodierte wieder. Urs sah sich langsam um, erblickte die schemenhaften Unrisse des Hauptes.

„Jetzt ist er wieder Stein. So ist er immer gewesen, wenn ich ihn hier gesehen hab'. Früher war er Gestalt.“

„Er hat sich also verwandelt?“

„Ja.“

„Und ich hab' auf den Stein geschossen?“

„Wird wohl so sein.“

„Dann gehen wir hinauf und sehen ihn an.“

„Ihr seid wahnsinnig!“

„Wenn Ihr nicht mitwollt, geh' ich allein. Aber leiht mir Euer Gewehr.“

„Ich geh' schon mit,“ meinte Urs. „Aber laden werden wir den Stutzen ganz besonders.“ Er fingerte in seinem Kugelbeutel und holte eine Bleikugel hervor, in die ein Kreuz geschnitten war. „Wider unsaubere Geister der Berge hab' ich's immer bei mir.“

Er lud den Stutzen, dann stiegen sie, sorgsam Umschau haltend, den steilen Hang zur Scharte empor. Der dämonische Kopf stand noch immer im Nebel, doch, je näher sie kamen, desto mehr verschwanden die menschlichen Züge. Zum Ende war es nur ein Steinkloß wie alle anderen, etwa vier Mann hoch.

Nun waren sie ganz nahe daran, fanden Schutz vor dem wilden Sturm unter dem Felsen. In Kopfhöhe über dem Erdboden war ein Loch ausgeplittert.

„Da hat meine Kugel eingeschlagen,“ stellte Tobias fest. Und grubelte weiter: „Aber das Lachen? War's vielleicht doch nur der Wind? Es klang doch so wie damals vom Bergwerk her.“

Er stieg vollends zur Scharte hinauf, über die sich eine Brücke aus söhndurchweichtem Schnee spannte. Ihm war so, als wenn die Erscheinung nicht genau auf dem Platze gestanden hätte, wo der Felskloß lag, sondern weiter westlich. Dort suchte er etwas.

„Urs! Kommt einmal herauf.“

„Ist's sauber oben?“

„Ist schon recht. Kommt nur.“

Seite an Seite trockten sie oben dem wütenden Sturm.

„Seht da her, Urs — was ist das?“

„Das sind Eure Fußstapfen.“

„Ich bin absichtlich nicht auf den Schnee getreten, sondern im Geröll stehen geblieben. Von mir sind sie nicht.“

„Dann —“ der Bursche glockte auf die Spuren, sah wieder den Lehrer an.

„Euer Torwart trägt stark genagelte Schuhe. Da ist er gestanden. Wird also doch ein Hirte gewesen sein.“

„Ich kenne doch die Hirten alle in diesen Bergen.“

„Dann ist's was anderes — auf jeden Fall ein Mensch, der Teufel hat doch, mein' ich, einen Pferdehuf.“

„Wenn er in menschlicher Gestalt kommt, wird er wohl wie unsereiner angezogen sein.“

„Dann müßt' er hirschlederne Hosen haben und eine Spielhahnschneid' auf dem Hut. Urs, tut einmal allen Aberglauben ab von Euch — hier ist ein Mensch gestanden, dorthin ist er gegangen.“ Er wies ins Felsgewirr nach Westen. „Wär' ein heller Tag, dann müßten wir ihn sehen und könnten ihn packen. Ich bin immer mehr überzeugt, hinter der Sache steckt irgend eine Gaunerei. Vielleicht gönnen euch die Mösstaler nicht das Wild und wollen Euch erschrecken.“

„Man braucht nicht schußneidig sein da, es gibt genug Wild.“

Sie schritten wieder zum See hinab, denn der Sturm trieb es immer ärger, und einzelne Flocken, hart und körnig, fielen bereits.

Tobias setzte seine Vermutungen Urs gegenüber fort.

„Könnt Ihr Euch erinnern? — wie wir damals im Herbst im Bergwerk waren, da haben wir, als wir über die Felsen abstiegen, eine Gestalt von der Scharte herabgehen gesehen. Das wird wieder er gewesen sein. War wohl hier oben — weiß der Himmel, was ihn da hinauftreibt — und kehrte dann in seinen Unterschlupf zurück. Wovon der Mensch lebt und was er hier treibt, das wissen wir nicht. Aber jetzt reizt es mich aufs neue, das Geheimnis zu ergründen.“

„Viel Zeit dazu werden wir nicht mehr haben,“ mutmaßte Urs.

„Da mögt Ihr recht haben. Und die Aufgabe, die wir draußen im Deutschen Reich vor uns haben, ist wahrhaftig größer als die, den Spul vom Radlgraben zu lösen. Wir werden —“

Ein furchtbarer Donnerschlag riß ihm die Worte vom Munde fort. Die Berge warfen den Hall zurück, in den Wänden knatterte und dröhnte es, und aus dem

Krauschen des Sees, an dessen Ufer sie jetzt hingingen, kam langgezogene, grollende Antwort.

„Wir werden eilen müssen, wenn wir noch heute ins Thal kommen wollen,“ sagte Urs und stieg so schnell, daß ihm Tobias kaum folgen konnte, jenseits des Sees empor.

Das zweite, kleinere Gewässer war nicht mehr so tot und erstorben wie früher, aber daß er, wie Urs gesagt hatte, verwunschen sei, wäre wohl auch jetzt anzunehmen gewesen. Er brodelte und kochte, die Wellen kamen von überall her, liefen kreuz und quer durcheinander, bäumten sich empor, stürzten wie wütende Tiere aufeinander los, verbissen sich ineinander, sanken zurück und wurden von neuen, daherstampfenden Wogen überdeckt. Der Sturm fiel von beiden Seiten über das Wasser her, peitschte es zu Fontänen auf und bohrte tiefe Wassergruben in die Flut. Es war, als sei in dem kleinen Becken ein ungeheures Seetier gefangen, das mit seinem Schwanz die Wogen zu Schaum schlug. Das hohle, tiefe Donnern des rasenden Sees brach sich an den Felswänden, gellte manchmal wie Peitschenschläge, dann wie das dumpfe Dröhnen einer nahen Kanonade.

Und immer wieder schmetterte der Donner in das Gewänd', ohne daß bisher ein greller Blitz das langsam nieder sinkende Halbdunkel gebrochen hätte.

Die beiden Männer sprachen kein Wort. Mit keuchendem Atem hasteten sie der Felswand entlang, duckten sich unwillkürlich, wenn da oder dort ein Stein pfeifend über ihre Köpfe hinweg zur Tiefe stürzte. Nur einmal blieb Urs stehen und zeigte auf die halbverwaschene Spur, die sie am Morgen hier getreten hatten und die sich wie eine dunkle Kette den Hang entlang wand.

„Seht! Jemand ist in unserer Spur, aber in verkehrter Richtung, so wie wir jetzt gehen, hingeschritten.“

Tobias wunderte sich darüber gar nicht. „Natürlich! Nur schlauer war er als wir, ist früher gegangen und jetzt

wohl schon im Graben, zumindest beim hohen See."

Ein Ton schwoll vor ihnen auf, hoch und gellend wie das Blasen einer Trompete. Das war der Wind, der sich mit ungeheurer Gewalt durch das enge Thor jener Scharte presste, von der aus Tobias am Morgen die ersehnte Ferne des „Drüben“ gesehen hatte.

„Urß!“ schrie Tobias plötzlich auf. „Ihr breint ja — an den Haaren, überall!“

„Ihr nicht minder!“ gab der Knecht zurück und lief weiter.

Das Seltsame aber blieb, der Schädel des Urß von kleinen blauen Flammen umlodert, Flammenspitzen am Bergstock, tanzende Feuergeister auf den Schultern, dem Kuckuck, ein wehender Strahl auf dem Lauf des Gewehrs.

Tobias blieb stehen, sah an seinem Stock empor — auch da sprühte es blau, in seinen Haaren aber, an allen freien Stellen der Haut fühlte er ein prickeln und Ziehen, als ob unsichtbare Kobolde mit ihm ihren Scherz trieben.

„Der Blitz! Laßt!“ kam es von vorne aus dem immer dichteren Schneegestöber.

„Laßt — wohin denn?“ dachte Tobias. „Zur Scharte? Die Schneeschlucht hinab? Der Blitz holt uns überall.“

Aber er ramte dem Knechte nach. Der war mit einem Mal verschwunden. Etliche Schritte über Tobias wölbte sich die Scharte, der Ton der gellenden Trompete hatte sich verstärkt, es klang jetzt, als winselten hundert Geigen in den höchsten Lagen.

„So kommt doch endlich!“ Die Stimme klang ganz nahe, kam scheinbar aus dem Fels heraus. Da war eine Höhle, ein weit sich vordachender Überhang. Unter dem saß Urß.

„Schüttelt Euch den Schnee ab, bevor Ihr in die Stube kommt. Wir wollen nicht die ganze Nacht in nassen Kleidern sitzen.“

„Ihr wollt doch damit nicht sagen, daß wir hier die Nacht verbringen?“ fragte Tobias, während er sich neben Urß niederließ.

„Solange das Wetter so tobt —“

Der erste Blitz kam. Nicht glühend eingebranntes Mal in dunklem Himmel, sondern eine plötzliche Helligkeit, als sei durch die Wolken ein feuriger Weltkörper auf die Erde gefallen. Weißes, übermächtiges Licht drang schmerzhaft in die Augen, und selbst als Tobias die Lider schloß, funkte und lohte es noch vor seinem verschlossenen Schauen. Der Donner hieb in die Steine, daß von der Höhlenwand Staub und kleine Splitter niederrieselten.

Stärker rauschte es draußen, der Schnee war zu Wasser geworden, wie ein entfesselter Strom brach es nieder. Und dunkel, ganz dunkel wurde es ringsum.

„Es ist doch erst sechs Uhr abends — sonst scheint noch die Sonne.“

„Ja, 's wird eine lange Nacht. Aber sie wird auch vorbeigehen — ist nicht das erste Mal, daß ich im Hochgewitter am Berg übernachtete.“

„Ich hab' immer gehört, daß derjenige, der zu Berg von der Nacht über rascht wird, verloren ist.“

„Das sagen sie so in der Stadt. Die wissen nicht, was ein Mensch aushalten kann. Zieht die Füße nur ganz ein — wenn Ihr sie so ausgestreckt habt, regnet's Euch drauf. Ein Bett ist nun freilich die Höhle nicht, aber gegen draußen ist es wahrhaftig gemütlich hier.“

„Und der Blitz?“

„Gegen den ist man nirgends ganz sicher, auch im Gmünder Schulhaus unten nicht. Wir müssen's abwarten.“

Dieses kurze Gespräch wurde immer wieder von grauenhaft wilden Blitzschlägen unterbrochen, denen so ungeheuerliche Donnerschläge folgten, als breche das unterirdische Feuer der Erdkugel durch das Urgestein dieser Berge zum jüngsten Gericht über die Menschheit hervor.

In langen Pausen siderte das Gespräch der beiden Männer hin.

„Ob er etwa schon drunten ist?“ fragte Tobias.

„Er? Ach so, der Schwarze. Na, wenn's wirklich unser einer ist, wird er

sich schon in Sicherheit gebracht haben. Einer, der wie ein wildes Tier in den Bergen haßt, erlebt so was nicht zum erstenmal.“

„Ihr glaubt mir also jetzt, daß alles mit natürlichen Dingen zugeht?“

„Seit ich die Spuren im Schnee gesehen hab', glaub' ich's fast.“

Wieder nach langem Schweigen sagte Tobias. „Seht, Urs, so haben wir uns beide was gegeben: ich hab' Euch einen düsteren Aberglauben genommen, der Euren Verstand gehemmt hat — Ihr habt mir endlich die Berge gezeigt. Und dafür werd' ich Euch immer dankbar sein.“

Der Knecht holte seinen Tabaksbeutel hervor. „Eins rauchen tut gut in solcher Lage.“

Sie stopften die Pfeifen.

„Wie oft, Urs, werden wir wohl noch gemeinsam unter freiem Himmel schlafen?“

Urs verstand sofort. „Wird wohl noch manches Mal sein im Kriege. Aber die Nacht unter dem Fels ist mir lieber als das Liegen am Lagerfeuer mit dem Stöhnen Verwundeter ringsum und Blut an jedem Finger. Aber das muß halt auch sein.“

Die Nacht kam, ohne daß man es recht merkte. Die beiden in der Höhle erkannten ihre Gesichter nur bei den immer spärlicher zuckenden Blicken oder wenn sie einen Zug an der Pfeife taten und von der Tabaksglut ein roter Schein über ihr Gesicht lief.

Unablässig trommelte draußen der Regen auf das Gestein, Wassertropfen rannen an der schiefen Höhlenwand nieder und fielen dann mit lautem Klatschen zu Boden. Die Männer duckten sich ganz in die Ecke, wo trockener Fels bewies, daß bis hierher keine Feuchtigkeit kam.

„Wenn wir ein bißel Holz und einen Kessel hätten, könnten wir die Hauswürst' die wir im Rucksack haben, kochen. Wär' doch was Warmes und tät gut.“

„Wir haben's halt nicht,“ erwiderte Tobias träge. Er war schon recht müde, die fast durchwachte Nacht, nach ihr der

ungewohnte harte Bergstieg schläferen ihn ein.

„Aber merken werd' ich mir's,“ fuhr der Knecht fort. „Das nächste Mal trag' ich einen Bündel Holz und ein Eisengeschirr herauf und versteck's da wo herum für den Notfall.“

„Das nächste Mal — da kommt erst der Krieg dazwischen.“

„Ja, ja! Ist wahr! Seltsam: wenn ich in den Bergen bin, vergess' ich alles, selbst das, wofür ich im Tal einer der Eifrigsten bin.“

„Ist halt eine andere Welt. Wenn alle Menschen das wüßten, kämen sie in Scharen hier ihre Sorgen abladen.“

„Kann schon noch kommen, die Zeit, da sie wissen werden, daß ihnen da eine Vorstufe zum Paradiese aufgebaut ist.“

Wieder ging langes Schweigen hin. Nur der Regen sang sein eintönig Lied.

Urs Lahner stupfte Tobias in die Seite.

„Hört, Herr Lehrer!“

Es war nur ein kleiner Stoß, aber der Angerufene kippte aus seiner sitzenden Stellung um und fiel unsanft an die Höhlenwand.

„He — was — wo bin ich?“ fuhr er auf.

„Verzeiht, ich wußte nicht, daß Ihr geschlafen habt.“

„Ist gut, daß Ihr mich geweckt habt, Urs. Man sagt, wer in den Bergen einschläft, der erfriert.“

Urs lachte. „Das mag im Winter stimmen oder oben zwischen den Fennern der Hochalmspitze. Hier ist's im Mai nicht so kalt. Schlast immer, wenn Ihr wollt. Gerade die Kälte wird's sein, die Euch aufweckt.“

„Was habt Ihr von mir wollen?“

„Nichts Besonderes. Gar so viel langweilig ist mir. Ich hab' Euch bitten wollen, daß Ihr mir was erzählt.“

„Was soll ich Euch denn erzählen?“

„Was Ihr wollt — eine Geschichte. Oder was aus Eurem Leben. Ihr habt ja schon einiges gesehen von der Welt.“

„Urs, ich bin so müd'.“

„Dann schläft nur.“ Er zog den Rock aus, knüllte ihn zusammen und schob ihn zwischen des Lehrers Kopf und die Felswand.

„So, da liegt Ihr weicher.“

„Aber Euch wird kalt sein.“

„Warum nicht gar. Ich geh' oft im strengen Winter in Hemdsärmeln.“

Die Ermattung des Bergungewohneten ersticke seinen Widerstand. Auch ließ er sich nur zu gern überreden, denn der Kopf ruhte jetzt köstlich weich. Ein wenig schämte er sich, daß ihn Urs so bemutterte, aber die Müdigkeit siegte. Wieder fielen ihm die Augen zu.

Noch einmal klang, wie aus weiter Ferne, des Knechtes Stimme durch den prasselnden Regen.

„Darf ich Euch noch eins fragen?“

„Fragt nur.“

„Etwas geht mir nicht aus dem Sinn: wenn hinter dem ganzen Torwart wirklich irgend ein Unfug steckt, warum lacht er dann immer so fürchterlich? Wär's zum Beispiel ein Deserteur, der da haust, oder irgend ein anderer, der die Menschen zu scheuen hat, so würd' er doch nicht so die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wenn auch Bauern und Hirten vor ihm ein Grauen haben, muß er sich doch sagen, daß einmal ein heller Kopf kommt, der auf den Schwindel nicht hineinfällt und für den das Lachen daselbe ist wie für den Jäger der Auerhahnruß. Er geht ihm nach. Ich, wenn ich das heute in der Scharte gewesen wär', hätt' mich, sobald ich merk, man schießt auf mich, still davon-geschlichen, aber nicht so dumm gelacht.“

„Dumm war's gar nicht, Urs,“ sagte Tobias, der über diesem Thema sofort munterer geworden war. „Dumm war es nicht. Schrecklich war's, unheimlich — ich gestehe Euch ein, daß, so zweifelnd ich der ganzen Geschichte auch gegenüberstehe, es doch gerade dieses Lachen ist, das mich immer wieder mit Grauen erfüllt. Und das kann wohl der Zweck des Gelächters sein — einem gruselig machen.“

„Glaub' ich nicht. Im Bergwerk mag's so sein, wo er die Leut' erschrecken und sich dann in einen der

vielen Stollen verschließen kann. Aber wenn einem einmal die Kugeln um die Ohren pfeifen, hat's mit dem Komedienspielen ein End'. Da wird's Ernst und ist nicht Zeit zum Lachen.“

„Ihr habt recht. Und darum: die Sache ist noch reichlich unklar. Aber wir wollen ihr auf den Grund kommen.“

„Wenn wir dazu noch Zeit haben. Es drängt sich jetzt alles ein bisschen arg zusammen. Ich glaub', im Deutschen oben geht es jetzt Schlag auf Schlag gegen den Napoleon. Aber jetzt schläft und verzeiht, daß ich Euch gestört hab'.“

Tobias' Haupt sank hintüber. Kaum lag es auf der zusammengeballten Jacke, da fiel der Schlaf schon wie ein dichtes Netz über ihn. Der Regen rauschte und summete, aus seinen stürzenden Wassern wurde Brausen des Meeres. Da stand Tobias am Ufer der unendlichen See, am Klippenstrand westlich von Triest, wo er vor etlichen Jahren auf einer Ferienfußwanderung geweiht hatte.

Barcola hieß das kleine Nest — er entsann sich noch recht wohl. Wie kam er nur wieder dahin? Das Meer gischtete gegen den zerrissenen Stein des Ufers, hohe Wellen verloren sich zwischen den Klippen, beruhigten sich dort, strömten in immer währendem Kreise umher, und das Wasser sah aus, als wäre es flüssiger Marmor. Von der Decke einer Höhle troffen feuchte Algen nieder und Quallen, in der Flut kristallfunkelnde Wunder, lagen auf dem Stein, vom Meere ausgespien, schrumpften zu einer breiigen, widerlichen Masse zusammen. Aus der Höhle kroch ein Wesen, tierhafter Mensch, menschaftes Tier. Auch das hatte Tobias schon gesehen — den Bettler vor der Kirche zu Barcola, der damals die Lumpen von seinem Beine gehoben, eitrige Schwären gezeigt und eine Gabe erbettelt hatte. Heute bewegten sich die Beine munter und geschmeidig, lange, dürre Beine wie die einer großen Spinne. Ganz schwarz war der Kerl gekleidet, hob sich auf, stand da, sich dunkel vom Horizont des weithin ver-

blauenden Meeres abhebend. Das Gesicht mit der scharfen Nase, dem vorgestreckten Kinn, der lange Hinterkopf — das war der Torwart, wie er oben in der Scharte gestanden hatte. Das Meer zog sich zusammen wie eine Schnecke, die fernhin verbämmernden Küstenstriche begannen zu wandern, die Uferfelsen hoben sich auf, aus der See wurde ein geschwungener Bogen — da war die Scharte zwischen den Bergen.

In ihr stand groß und dunkel der Torwart. Begann zu schreiten, niederzusteigen, auf Tobias zu. Der hob das Gewehr und schoß; ein wunderbares Gewehr war es, immerzu schoß es. Tobias sah, wie die Kugeln flogen, wie sie gleich Erbsen am Leibe des Torwarts niederrammen. Aber die Erscheinung kam näher, immer näher. Jetzt reckte sich ein langer Arm aus, eine dünne Hand mit schaufelbreiten Nägeln, packte ihn an der Schulter, rüttelte ihn. Nun eine Stimme: „Seht, es schneit!“

Tobias fuhr in die Höhe, sah vor sich den Schatten einer Gestalt. Urs stand da, und es war so hell, daß man fast das Gesicht erkennen konnte.

„Ist's schon Morgen?“

„Nein, wird Mitternacht vorbei sein. Ihr habt gut geschlafen. Seit etwa einer Stunde schneit es — hört nur, wie still es ist.“

Feierliches Schweigen lag im weiten Rund, nur ganz leises Knistern des Schnees wie Läuten kleiner Silberglocken war hörbar.

„Aber es ist so hell.“

„Die Wolkendecke kann nur noch sehr dünn sein — und hinter ihr ist der Vollmond.“

„Wollen wir aufbrechen?“

„Noch ein wenig warten, bis der Mond hervor kommt.“

Kalt war es geworden. Tobias gab Urs eilends seine Jacke zurück, knöpfte die seine an der Brust zu und stellte den Kragen hoch. Mit den Händen schlugen sie aneinander und, als sie auch davon nicht mehr Wärme bekamen, schlug Urs vor, man möchte ein wenig hackeln, das heißt, an den ineinander ein-

gehakten Zeigefingern der Rechten ziehen, bis der Stärkere den Schwächeren zu sich zwänge. Dabei kam wohl stets Urs obenauf, aber warm machte das Spiel doch.

Immer spärlicher fiel draußen der Schnee, und der milchweiße Schein, der schon über der Hochfläche lag, verstärkte sich zusehends. Der Wind hatte seine Kraft veratmet, nur leise und klagend flüsterte es oben in der Scharte. Die Nebeldecke hob sich langsam, allmählich kam das steile Gipfeldach des Reißberges zum Vorschein, das sich über der Scharte wie eine elfenbeinweiße Platte aufhob.

„Wie heißt eigentlich diese Scharte, in der wir eine so kalte Herberge gefunden haben?“ wandte sich Tobias an seinen Begleiter.

„Hat keinen genauen Namen. Man sagt im Tal einfach: die Scharte.“

„Dann können wir sie ja ‚Kalthenberg-Scharte‘ nennen,“ lachte Tobias, dem nach dem langen Schlaf froh und gestärkt zumute war.

„Wenn Euch die Leute den Namen nachsagen, hab' ich nichts dagegen. Aber seht, jetzt ist er da, der Mond.“

Letzte Schatten krochen schwerfällig über den Schnee, lösten sich in dunkle Striche und Kreise auf, verschwanden gänzlich. Die Hochfläche lag in ihrem Neuschneekleid wie ein funkelnd weißes Linnen zwischen den Bergen ausgedehnt, diese selbst aber standen gleich großen, schimmernden Lilien da, und auf ihren rätselhaft erglühenden Kelchen zitterte der Widerschein der Sterne als goldene Taupfropfen.

Tobias und Urs hatten ihre Rucksäcke über die Schultern geworfen, Bergstöcke und Gewehr ergriffen und standen nun in der Scharte. Scheinbar grundlos ging es ostwärts hinab in die Tiefe des Adlgrabens. Seine Wälder, seine Weiden, seine Felsen waren zu einer dunklen Masse zusammengewachsen. Nur an der Stelle, wo etwa der Hohe See sein mochte, gleißten zitternde Goldkäfer auf schwarzem Atlas — der Widerschein der Sterne in dem nun vom Sturmwüthen müden Wasser.

Berge aber und Hochtal waren ein Becken milde strahlenden Lichtes, über der Nacht des schlummernden Tales selbst wie ein Stern, dessen Herrlichkeit nur die beiden Einsamen auf der Höhe schauen durften.

* * *

Zwei Wochen später war es. Rena saß vor der Hütte und nähte aus altem Linnen, das sie ihrer Vorratskruhe entnommen hatte, verschiedene losgetrennte Stücke zu einem ganzen, sauberen Viereck zusammen. Das war so ihre Arbeit in den glücklichen Maitagen, die eine Fülle erwachender Blüten über die Alp gossen.

„Im Sommer kommt es,“ sagte sie zum Naz, der neben ihr auf der Bank saß und einen Rechen schnitzte. „Im Sommer — da mag es den ganzen Tag auf der Wiese liegen, mitten in den Blumen, und atmet Gesundheit fürs ganze Leben ein. Sommerkinder werden immer stärker als Winterkinder.“

„Ja, ein Glück ist's schon, daß es nicht geboren wird, wenn hier die Lawinennot ist. Aber dann, was dann? Ein Kindel muß doch einen Vater haben.“

„Den Lehrer meinst? Nein, Naz, damit ist nichts — das ist aus, ganz aus.“

„Ein Schandkerl ist er.“

„Schimpf ihn nicht. Er tät's heut' noch redlich meinen — vor drei Tagen war er da und hat mir gesagt, wir könnten gleich heiraten, wenn ich wollte. Bevor er in den Krieg geht, mücht' er mir seinen Namen geben. Aber ich mag nicht, verstehst das?“

„Ein bißel schon. Es gibt Dinge, die nicht zueinander passen.“

„Wenn er Lehrer in Gmünd bliebe, dann vielleicht. Aber warten müßt' er, lang' warten.“

„Warum denn das?“

„Ich muß doch beim Dunkel bleiben, solange' er lebt. Seit dem Unglück im Dezember ist er anders, die Arbeit freut ihn nicht mehr, er sitzt gern und sinniert vor sich hin.“

„Soll er halt auch nach Gmünd.“

„Der Lehrer will ja nicht in Gmünd

bleiben,“ sagte sie rasch. „Wenn er aus dem Kriege gut heimkommt, will er nach Wien, Musik studieren.“

„Dahin paßt du freilich nicht.“

„Ja, ja! Wir sind halt arg dumm da in den Bergen. Ich hab's gemerkt, wie das fremde Fräulein dagewesen ist.“

„So arg ist's nicht mit unserer Dummheit. Jeder muß wissen, was er braucht. Die in der Stadt haben ihr feines Sprechen und vielerlei, von dem wir keine Ahnung haben, und wir haben auch unser Nesterl im Kopf, wo ganz gute Eier drin liegen. Nur schmecken sie anders als die Stadtwar'.“

„Wirst schon recht haben.“

„Also bleibst in der Ob'?“

„Muß wohl.“

„Und nach Gmünd magst nicht.“

„Was soll ich in Gmünd suchen?“

„Ich mein —“ er schnitzte in seiner Verlegenheit drauflos, daß die Späne flogen und der Stiel für einen rechtschaffenen Rechen viel zu dünn wurde, „ich mein' nur — 's kömmt' ja sein — jung bist du noch, sauber auch, daß — ich mein', daß dich ein anderer tät begehren.“

„Nach Gmünd ging ich nicht.“

„Was du nur gegen das Städtel hast. So ein lieb's Städtel! Aber wenn jezt derselbige — ich mein' nur, also, es braucht ja kein Kaufmannssohn sein oder Bauer, der drunten angehängt ist — wenn derselbige tät sagen: Ist mir auch recht, ich zieh zu dir in den Graben? Kömmt ja einen freien Beruf haben, derselbige, sagen wir — Wurzelgräber, Pechler, Ameisler — mein' ich.“

Sie sah ihn mit einem lieben Lächeln an. „Du meinst dich selbst, Naz?“

„Kömmt' sein — nur so zum Exempel.“

Der Rechenstiel brach ab, denn er war an der Stelle, wo Naz zugeschnitten hatte, dünn wie ein Haselstößlein geworden. Der Wurzelmann warf die beiden Stücke beiseite und richtete sich entschlußkräftig auf.

„Und wenn's so ist —“ Eine Fliege sumnte heran, tanzte vor den Augen des Naz auf und ab. Er schlug nach ihr und traf dabei seine Nase, die bläulich

aus der Haar- und Bartwildnis hervorrage.

Bestürzt hielt er inne. Dann erhob er sich: „Sag' nichts weiter, Madl. Ich versteh' schon — die Nasen, die verdammte Nasen.“

Nena zog ihn wieder zu sich auf die Bank. „An der Nasen muß kein Lebensglück zerpringen, Naz. Die Hauptsach' ist —“

„Wenn einer ein guter Lapp ist,“ fuhr er los, „das haben die anderen auch gesagt und mich damit getröstet, daß sie mir eine versprochen haben, die mich mit samt meiner Nasen nimmt. Aber ich hab' ihn jetzt satt, den blauen Riechstengel. Nach Klagenfurt fahr' ich, dort soll ein Arzt sein, ein ganz geschickter, der soll mir die Nasen abschneiden und eine andere ins Gesicht pflanzen.“

„Ich weiß nicht, ob das geht,“ sagte sie ernsthaft. „Die Doktoren können heut' gar viel. Mußt einmal den Medikus vom Spittel fragen. Aber auch wenn du mit einer funkelnagelneuen Nasen kommen täteßt, Naz, — du darfst dich über eines nicht hinweglügen: daß du nicht der Erste bist. Einen hab' ich lieb gehabt, nein, ich hab' ihn noch lieb — und darüber kommt kein Mäd'el mehr hinweg.“

„Ich bin zufrieden mit dem Restel, das für mich bleibt. Und in den Graben tät' ich gern ziehen zu dir. Der Onkel soll's gut haben auf seine alten Tage.“

„In den Graben kannst du nicht ziehen —“ sie hielt inne, überlegte einen Augenblick, — „das heißt, vielleicht ging's doch. Ich müßt' mit dem Onkel reden.“

„Das kann ich selbst tun.“

„Nein, das kann nur ich. Gib dich zufrieden damit — es ist ja noch so viel Zeit. Das Kindel muß erst auf die Welt kommen —“

„Dann aber, Nena,“ sagte er hell.

„Ich weiß nicht. Das alles kommt mir so seltsam vor: von einem, den ich noch lieb hab, trag' ich ein Kleines, und da ist ein anderer, von dem ich weiß, daß ich gut aufgehoben wär', der will mich zum Weib. Glaub' mir, Naz, seitdem ich unter der Lawin' gelegen bin

und seit der Onkel so quersinnig geworden ist, hab' ich ein Wünschen in mir nach einem Menschen, mit dem ich mich in der Arbeit und Lustbarkeit zusammentun könnte. Aber da ist einmal der andere, der dem Kind sein Vater ist und an den ich noch immer deut', und dann ist noch eins.“

„Was denn? Sag's.“

„Es ist etwas, das ich nicht sagen darf. Verstehst, Naz, ich darf nicht. Hab's oft wollen — wenn ich am Tobias seinem Hals gehangen bin, hab' ich gemeint, ich müßt's hinaus schreien, alles Dunkle, das mir das Leben schwer gemacht hat — aber ich darf nicht. Könnt sein, daß ich einem, der hier, aber nur hier, mein Mann wollt werden, das sagen dürft'. Aber fragen muß ich erst — drum laß mir Zeit.“

„Das alles versteh' ich nicht. Aber jetzt seh ich, daß die Leut' recht haben, die sagen, es ist was Geheim'es um Euch.“

Ein mißtrauischer, kalter Ton war in seiner Stimme.

„Ja, sie haben recht. Aber eins sag' ich dir, Naz: wir sind ehrliche Leut'. Frag' den Pfarrer, der allein weiß alles. Ehrliche Leut', aber arm, und das Unglück hoct auf uns seit Jahren.“

Er brummte etwas Unverständliches und ging an seine Arbeit. Mißtrauen war in seine armselige Liebe gefallen, er wußte sich des Mädchens Rede nicht zu denken und wollte das, was sie ihm gesagt hatte, in sich verarbeiten.

Jetzt noch rasch den Rechen machen, dann ins Tal — die Kinder werden warten. Für den Koflerbauer ist ein Paar Schuhe neu zu besohlen, dabei kann man in Ruhe nachdenken.

„Du, Naz!“ ertönte Nenas Stimme.

„Schau, da kommen Leut'!“

Er sah auf — zwei Menschen tauchten über dem Rand der zur Hüfte emporziehenden Wiese auf und sahen seltsam aus. Auf den Köpfen trugen sie braune Reisekoffer, und darüber ragte es wie umgekehrte Bergstöcke, deren Eisenspitzen in der Sonne flimmerten. So dünkte es dem Naz. Aber er erkannte bald, wer die Fremden seien. Und auch Nena erkannte sie.

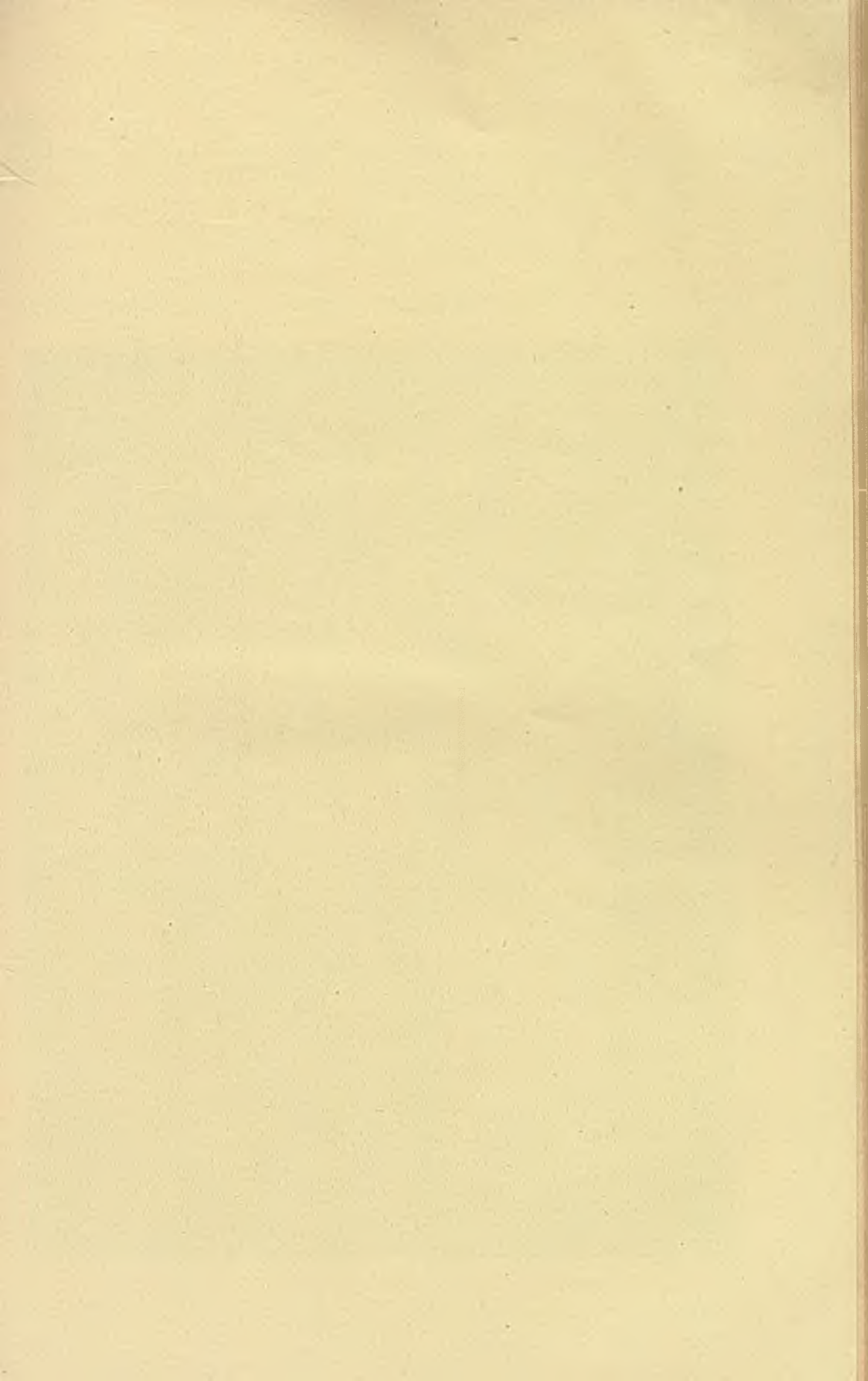


Bruno Zwiener

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten

Radlerung





„Franzosen! Naz, komm' schnell her! Dunkel, komm' heraus!“

Rochus kam vor die Hütte, etwas verschlafen und gleichgültig, wie er seit seiner Krankheit immer war. Sah die Männer mit den großen Bärenfellmützen und den blizenden Bajonetten.

„Gibst ihnen halt eine Milch und kochst einen Sterz auf.“

Er wollte wieder in die Hütte zurück. Doch Rena hielt ihn am Rockärmel.

„Wegen Milch und Sterz kommen die Franzosen nicht in den Graben. Bleib' da — ich kann ja mit ihnen gar nicht reden.“

„Ich etwa?“ brummte Rochus, setzte sich auf die Bank und blinzelte einem schwarzglänzenden Holzbock nach, als ob es sonst nichts Sehenswerthes gäbe.

Die Fremden schnauften heran, hoben die Bärenmützen von den Köpfen, wischten den Schweiß ab und lehnten die Gewehre an die Hüttenwand.

„Heiß isch da ufa, grüselig heiß. Bier Stunde sid mir auf'm Weg g'sin,“ sagte der eine, der ein gutmütig breites, mohnrotes Vollmondgesicht hatte.

„Die können ja deutsch diskutieren,“ lachte der Naz, dem es beim Ablick des Dickens bedeutend behaglicher zumute ward.

„Frilich, frilich cha i ditsch schwäbe. I bin do us em Elsaß. U wege dem hänt sie mi dem Sergeant mitgebe, daß ich dolmetzche tue. Hesch a Milch, chlaines Meiteli, du?“

Er ließ sich neben Rochus auf die Bank nieder und rieb mit einem großen, blauen Taschentuch das noch immer feuchte Gesicht.

Der andere, ein hagerer, dunkelhaariger Mann mit einer Hiebnarbe auf der Stirne, hatte kein Wort gesprochen, nur seine Nohlenaugen ließ er rastlos umherlaufen, spähte durch die offene Türe in die Hütte, sah prüfend die Alpwiese, das darauf weidende Vieh an und unterzog die Hüttenleute einer scharfen Musterung. Auf der Bank war nun, da der Elsässer sich gesetzt hatte, kein Platz mehr frei. Rochus saß da und guckte noch immer den Käfer an.

„Je veux m'asseyer!“ fuhr ihn der Sergeant an.

Der Senn legte die Hand hinter's Ohr. „Was hat er gesagt?“ Aber schon hatte ihn der Dunkle beim Kragen genommen, von der Bank aufgezerzt und sich selbst darauf gesetzt.

„Ah, c'est bien!“ sagte er wohlgefällig und streckte die langen Beine aus, ohne sich weiter um Rochus zu kümmern. Der sah ihn verdukt an und trollte sich dann in die Küche.

„Er isch schon so, der Sergeant!“ pöfete der Elsässer. „Seb macht der Krieg. Den hat er mitg'macht von der Schlacht bei Abukir an. Tut ihn nit reizt, liebe Lit. Immer schön folge und brav Antwort gebe — so isch's am beschte.“

„Was wollt ihr denn eigentlich da?“ fragte jetzt der Naz, dem bei dem groben Vorgehen des Franzosen Jornröte über das Gesicht gehuscht war.

„Was mir welle — da wirscht schon höre, Mannli,“ meinte der Dike gemütlich und trank von der Milch, die Rena schnell gebracht hatte. „Mußt warte, bis der Sergeant fragt. Ich bin nur zum Überseße da, und alles andere isch mir Wurscht.“

„Aber du bist doch kein Franzos?“ fragte Naz.

„Frilich, frilich, wohl bin ich einer — us'm Elsaß.“

„Als Kind hast aber zuerst deutsch gered't?“

„Frilich, frilich wohl! Ditsch.“

„Dann bist ein Deutscher.“

Der Dike sah plötzlich böse drein. „Franzof' bin ich, von der grande nation.“

Naz zuckte die Achseln und begriff etwas nicht. Aber er sagte sich, daß es besser sei, nicht weiter zu reden. Zumal, da jetzt der Sergeant den Soldaten ansprach und allerlei wissen wollte. Der übersekte: wer die Leute da seien, wie lange sie schon hier lebten, ob viel Menschen in den Graben kämen, ob sie Waffen im Hause hätten, ob einer der beiden Männer am Kriege teilgenommen hätte?

Naz antwortete, und der Elsässer übersekte es dem Sergeanten.

Dazwischendurch schlürften die beiden Soldaten immer wieder ihre Milch, und der Dunkle wurde nicht müde, eifrig umherzublicken, als ob er etwas suche oder eine Gefahr witterte. Es sah aber keineswegs darnach aus. Das Tal war still und menschenleer, von der Galt her klangen die Glocken der weidenden Geißen, und die Sonne lag hell auf den Blumen und Gräsern. Über die Grate aber flogen Wolken, und da krochen Schatten durch die Wände, frohig und dunkel, mit leisen, unhörbaren Schritten.

Die beiden Krieger Napoleons, der Franzose und der seiner Volkzugehörigkeit unbewußte Deutsche, besprachen sich nun lange und immer erregter in der fremden Sprache. Der Sergeant schien etwas zu fordern, während ihm der Elsässer die Unmöglichkeit darlegen mochte, das Geforderte zu erfüllen. Endlich hatten sie sich geeinigt.

„Hört, mir wisse recht gut, daß da öppis lauft in dem Grabe da —“

„Hasen und Füchß' laufen,“ spottete Naz.

„Galt er sin Mul!“ juhr ihn der Soldat an. „Ich bin nit wüschit und immer guet gege eich Lit, aber verspotte la ich mi nit. Es lauft öppis — das heißt, irgend öppis tut sich da gege eus. Seb wisse mir und no meh'. Aber sage tun mir's nit.“

„An Schmarin wissen's!“ raunte Naz der Rena zu. Was sollte auch Geheim'es hier in der Hütte sein?

„Item, ihr werdet überwacht werde,“ juhr der Soldat fort. „Wer in den Grabe geht, hat bi der Wach' im Bad ein Ausweischein (Ausweischein) vorz'zeige. Ich stelle ihn für eich grad' jitzt us.“

„Seit wann ist beim Bad eine Wach'?“

„Seit heute mittag.“

„Wollt's leicht alle Gräben in den Bergen absperren, wo sich die Füchß' und Gamsen gute Nacht sagen?“

„Strenge Kontrolle wird ig'führt — auch nach Spittal darf niemand ohne Schin.“

„Warum denn?“

„Darum!“ Dagegen gab es keine Antwort.

Der Elsässer erhob sich, während sein Kamerad noch die Milch austrank.

„'s Gewehr her!“ forderte er.

„'s Gewehr dürst Ihr dem Rochus nicht nehmen. Im Graben gibt's Wölß' und immer einmal einen Bären. Auch muß man Wildhühner schießen und Reh, damit man ein Fleisch hat, Füchß, wenn sie das Geflügel fressen wollen. Ohne Gewehr kann man im Graben nicht leben.“

„Das begriffe ich scho — aber für einen Tag wird er's wohl entbehre könne. Morge soll er sich auf der Kommandantur eine Erlaubnis holer. Wenn die nähere Verhältniß' geprüft sid, chommt er's ohne witeres über.“

Er schulterte den Stutzen des Rochus, den dieser nach erregtem Widerspruch endlich hergab, und bald verschwanden die beiden unten im Walde.

Rena und Naz sahen ihnen nach, während Rochus, noch immer schimpfend und brummend auf die Weide ging, um die Geißen zu melken.

„Was bedeutet jekt das?“ fragte Rena, nachdem die Bärenmüßen im Tann verschwunden waren.

„Das soll der Ruckud wissen. Wir sind doch keine verdächtigen Leut.“

„Und im Graben ist nichts, was den Franzosen zuwider wär'. Der Dnkel und ich, wir kümmern uns nicht um das, was draußen vorgeht und sonst — es kommt ja so selten wer herein.“

Sie sahn ein wenig nach.

„Ferten (vergangenes Jahr), wie die Nachtbuben da gespenstert haben, hätt's mich nicht gewundert. Die Fremden sind mißtrauisch gegen alles Heimliche. Aber jekt hört man von denen nichts mehr.“

„Dann kümmer' dich nicht weiter, Madel!“ meinte Naz und packte seinen Rucksack, da es Zeit war, ins Tal zu gehen. „Den Ausweischein haben wir, und das Gewehr holst morgen. Dann geht alles wieder so, wie's früher war.“

„Trogdem — ich hab' solche Angst. Wenn viel Franzosen in den Graben kämen!“

„Wär' auch nichts dabei. Dir tun sie nichts, wo du doch gesegneten Leibes

bist, der Dufel schert sich um nichts, und wenn sie bei Euch Milch trinken und Sterz und Käse essen, verdient noch schön. Das soll man nicht verachten.“

Es war wahr: für das Tröpfel Milch, das die beiden getrunken hatten, war aus dem finsternen Sergeanten Hand ein schöner Bagen in Kenas Tasche geflossen.

„Auf alle Fälle — den Pfarrer werd' ich fragen,“ sagte Naz, während er den Rucksack schulterte und den Stock ergriff. „Der wird mir schon sagen, wie man sich verhalten muß, damit man ungefahren davonkommt. Morgen, wenn du das Gewehr holst, jag' ich dir alles und begleit' dich heim.“

Aber Rena war dess' nicht zufrieden. Anderntags, als sie in der Stadt das Gewehr holte, wagte sie sich — seit wie langer Zeit wieder einmal! — in Tobias' Wohnung. Es drängte sie, in ihrer Herzensangst ihn zu fragen, ihm von ihrer Angst zu sagen und ihm den Grund dieser Angst zu enthüllen. Endlich zu enthüllen: Dinge, die Tobias nie verstanden, denen er nachgeforscht hatte, deren Verschweigen als Eid auf ihr lastete, den sie nun brechen wollte. Ihr war, sie müßte das tun. Sie hatte, ohne zu wissen, warum, die Empfindung daß die Ereignisse auf des Messers Schneide stünden, nunmehr zum Rippen känen und im Falle sie und das feinzart heranwachsende Glück unter ihrem Herzen erschlagen würden.

Niemand hatte sie beobachtet, als sie allein durch den Graben niederging. Niemand hatte gesehen, daß sie den verrufenen Weg knapp unter dem Bergwerk vorbei hinging, daß sie dort zur Seite bog, über rieselndes Geröll und durch harzdunstende Latzchenbüsche zum Bergwerk hinanstieg und in einem Stollen verschwand. Daß sie nach einer halben Stunde gesenkten Hauptes und mit trostloser Traurigkeit im Blicke wieder erschien und talwärts weiterging.

Und niemand hatte gesehen, daß am Stolleneingang ein schwarzes, menschenähnliches Phantom erschien und, zu einem Knäuel zusammengekauert,

dem Mädchen nachsah, bis es der Wald aufnahm.

Das alles hatte niemand gesehen, und nur Rena hatte gehört, daß bald darauf das wiehernde Lachen des teuflischen Torwartes durch den einsamen Graben schallte.

„Der Pfarrer meint,“ sagte Naz, als sie heimwärts gingen, „daß es den Franzosen gar schlecht geht im Deutschen draußen und daß sie deshalb auch hier so ängstlich sind. Wer sich ruhig verhält, dem geschieht nichts.“

„Ich habe auch den Lehrer fragen wollen,“ sagte Rena.

„Bist wieder bei ihm gewesen!“ fuhr Naz auf.

„Ich kann gehen, wohin ich will,“ trockte sie. Aber, da sie sah, daß es ihm weh tat, fügte sie hinzu: „Er war nicht zuhaus.“

„Ist eh besser!“ beruhigte er sich.

Zus Bad waren fünf Mann als Wache einquartiert. Sie saßen in der Sonne, spielten Karten und waren guter Dinge. Einer war ein Bayer — der sprach nicht viel anders als die Leut' von hier. Zwinkerte mit den Augen auf Kenas tragenden Leib und dann auf den Naz.

„Wenn das Kindel auch eine so schöne Nase kriegt wie der Vater, wird's einmal ein Bracktkerl.“

Naz fuhr auf. „Halt's Maul!“

Der Bayer war viel zu sehr vom gleichen Schlag, um das übel zu nehmen. Er lachte nur und gab den beiden das geprüfte Ausweispapier zurück. „Reg' dich nit auf, Mannndel. Und du, Dirndl, frag' 's nächstemal zuerst bei mir an. Oberlander und Kärntnerin — das gibt eine gute Rasse. Nichts für ungut, Herr Nachbar, aber ein Spaß ist wohl erlaubt. Ist eh sündhaft langweilig da auf der Wach'. Kein Mensch geht in dem Graben ein und aus.“

Er lachte und gab Naz einen freundschaftlichen Hieb auf die Schulter. Sah den beiden nach, bis sie im Wald verschwanden. Und bei sich überlegte er: „Schad', daß sich das saubere Dirndel an den Langnaseten gehängt hat. Aber

was nicht ist, kann noch werden. Wenn einmal der Schreihals da ist, der kleine, dann wär's nicht schlecht, bei der Hütten oben anklopfen und spizen, wie man fensterln könnt'. Unsereriner ist auch ein Kerl."

Und je weiter der Nachmittag fortschritt, desto verliebter wurde der Gefreite Pankratius Hönig aus Partenkirchen in das dunkelhaarige Grabenmädel. Er tat sich von seinen Kameraden ab, legte sich längslang auf die Wiese und träumte in den offenen Himmel hinein. Recht unzufrieden war er hier unter lauter französischen Kameraden. Der Sprache wegen war er, gleich wie der Eskaffer, den hier stationierten Truppen zugeteilt worden — im übrigen machte sich Pankratius aus den Franzosen nichts, und es tat ihm sogar weh, hier im gleichstämmigen Volke auf die stumme, zähe Abneigung zu stoßen, welche den Soldaten Napoleons überall in den deutschen Landen zuteil wurde.

Naz kam aus dem Graben zurück und wurde nach kurzer Überprüfung seines Scheines ohne weiteres ziehen gelassen.

"Jetzt wär' der Weg frei," dachte Pankratz und äugte sehnsüchtig grabenwärts, wo von den Wänden des Reijedes schon dunkle Schatten niederjankten. „Auf einen Abendplausch oben in der Hütten sitzen, die Herdenglocken hören und die Weissen melken helfen! Das wär' was anderes als hier unter Gewehr stehen."

Aber es ging nicht, die Zucht im Heere Napoleons war zu streng. Pankratz Hönig war froh, als ihn mit einem Kameraden aus der Provence der Befehl zum Nachtdienst traf.

Mühsam verebbte der Lärm in der Wirtsstube. Die Nacht kam, der Wind wühlte im Lann, und des Mondes scharfes Dolchmesser stach in den sternenzudehenden Himmel. Der Garmischer schritt vor dem Hause auf und nieder, das Gewehr über der Schulter, und dachte an Sennhütten, Kühe, Herdfeuerrauch und an ein schwarzes Dirndl, mit dem sich jetzt so schön plaudern ließe, wenn nicht der Dienst wäre.

Ein Murmel des Provenzalen riß ihn

aus seinen Träumen. Ob er nichts gehört habe — da, seitwärts dem Wege, sei etwas hingehuscht.

Pankratz hatte das Französische gut erlernt. „Wird ein Wild sein.“ Und setzte auf gut bayerisch hinzu: „Laß mich in Ruh, gischerer Aff'!"

„Comment?"

Aber jetzt hörte er es auch — da oben ging wer. Sennhütte und Dirndel verschwanden, die militärische Zucht ließ ihn zu einer der zahllosen Maschinen des großen Korps erstarren.

Die Schritte verklangen grabenwärts, im Walde. Die beiden Soldaten rissen die Gewehre herab, liefen den Weg aufwärts. Da war ein Schatten, ein großer, ungeschlachter Schatten, der aus den Büschen glitt.

„Qui est là?" schrie der Provenzale.

Aber er hatte nicht den Mut, nach dem Schatten zu greifen, ihm in das Gebüsch nachzuspringen, wo er jetzt untertauchte. Nur das Gewehr drückte er nach dieser Richtung hin ab. Die Kugel schlug klatschend in einen Baum. An sich vorbei sah der Provenzale den Gefreiten fliegen, hörte Krachen von Ästen, Zusammenprall zweier Körper, dann einen Schrei. Hastiges Laufen durchs Unterholz, Berklingen von Schritten und im Busche ein Stöhnen.

Als die anderen Soldaten, aus der Nachtruhe aufgeschreckt, herbeikamen, hatte der Gefreite Pankratz Hönig mit jedem Traum vom schwarzen Dirndel, von Partenkirchener Almen und frohem Sennenleben abgeschlossen. Ein Messer stak in seiner Brust, ein richtiges, handliches Stechmesser, wie es die Burschen des Tales im hinteren Hosensack zu führen pflegten. —

„Wer hätt' auch gedacht, daß beim Bad eine Wach' steht," keuchte Urs Zahner, während er an des Lehrers Seite bergauf hastete, dem Versammlungsplatz zu.

„Habt Ihr grob zugestoßen?"

„Wenn ich wo hinsau, ist's allweil ein bissel unsanft. Er hat mich gepackt — hab' ich halt losgestochen. Den Schrei von dem Menschen krieg' ich nimmer aus den Ohren."

Aus der Ferne, durch die Wälder gedämpft, bellte ein Schuß auf, dann wieder einer.

„Wird einem der Brüder gegolten haben, wie er sich in den Graben hat schleichen wollen.“

Das Feuer brannte noch nicht, als sie auf den Platz kamen: Dachte auch keiner daran, es anzuzünden. Sie alle hatten die Schüsse gehört, wußten, daß sie entdeckt waren. Wer fehlte noch? Da kamen Urs und Tobias. Dann keiner mehr — sie waren beisammen auf einem Fleck, bis auf den Christian Berger. Der hatte wohl mit den zwei Schüssen zu tun gehabt, lag jetzt still unter einer Fichte oder hatte die Hände auf dem Rücken. 's war dasselbe — Empörer kommen an die Mauer. Nur schöner ist's, im grünen Wald zu versterben.

Eine Stunde verging, noch immer warteten sie auf den Christian Berger. Aber er kam nicht. Die Wachen waren doppelt ausgestellt, alles junge, hellhörige Burschen, die es vernahmen, wenn ein Käfer im Moos kroch. Die lauschten in die Nacht, bohrten die scharfen Vergleraugen in das Dunkel und hatten den Finger am Drücker des Gewehres. Aber es regte sich nichts. Der Waldkauz klagte in den Ästen, und irgendwo jaulte ein Fuchs. Und der Radlsbach orgelte hin wie immer und je.

Vom Kirchturm aus der Tiefe her schlug die Uhr eine Stunde nach Mitternacht.

„Zum Raten und Überlegen hat heut' keiner mehr Lust,“ schlug Tobias vor. „Ich mein', wir gehen in kleinen Trupps heim, zu zweit oder dritt. Besonders beim Talausgang anpassen. Dann schnell heim. Die in der Stadt wohnen und wegen der Sperre nicht heim können, gehen mit den andern und schlafen jeder in einem andern Bauernhaus. 's ist, damit wir morgen ein Mibi haben, wie sie bei Gericht sagen.“

Ihrer sechs machten den Anfang und schlichen sich fort, leise wie die Luchse durchs Holz, die Gewehre in den Händen. War auch der Urs dabei, der als Stadtbewohner bei einem der Bundes-

brüder vom offenen Lande nächtigen sollte. Die anderen hockten unter den Fichten, warteten und horchten. Das Gespräch tropfte träge und langsam hin. Zwei Uhr schlug die Glocke unten — „jetzt werden sie durch sein,“ meinte einer.

Da knallte es wieder, fern und dumpf, als hiebe irgendwo ein Specht ins Holz. Schuß auf Schuß. Achmal. Und gleich darauf an der anderen Talseite.

Die Männer sahen sich an, erblickten nur schwarze Schatten ihrer Gestalten. Wäre es taghell gewesen, so hätten sie sich gegenseitig in bleiche Gesichter gesehen. Aber sie sagten nichts, dachten nur alle dasselbe.

Das sprachen dann die Sechse aus, die zurückkehrten: „Wir kommen nicht durch. Der Graben ist abgesperrt — hin und hin sind Soldaten aufgestellt.“

„Wir hätten's uns eigentlich denken können. Wo doch der Urs ihrer einen gestochen hat.“

„Was tun? Wenn der Tag anbricht, treiben sie uns wie die Füch' in den Kessel.“

„Der Kessel hat ein Loch,“ sagte Urs und wies taleinwärts, wo sich hoch über dem Graben graublau im allerersten Morgendämmern das Reißet aufhob.

„Durch die Schneeschucht in die Ob' hinauf? Und was dann?“

„Weiter über die Grate, durch die Täler wie gehektes Wild, bis wir im Deutschen sind. Sie können uns brauchen.“

„Ich kann doch nicht!“ schrie einer auf. „Mein Weib kommt in den nächsten Tagen nieder.“

„Und ich,“ jammerte einer, „muß mein Klee-feld an der Sonnseiten mähen.“

„Ich kann die Huben nicht allein lassen. Mein Ältester ist zwölf Jahr und der Knecht immer besoffen.“

„So geht doch heim, wenn ihr wollt,“ grinste Urs und wies tiefertalwärts.

Der Fercher dachte an Wichtigeres. „Wenn wir den Schnee hinaufgehen, wo wir keine Deckung haben, schießen sie uns von unten ab wie die Spaken.“

„Ja, wenn wir sie nachkommen lassen,“
warf Urs grimmig ein.

„Was willst damit sagen?“

„Wenn wir sie hier erwarten, können wir ihnen einen solchen Widerstand leisten, daß sie sich zurückziehen und erst Hülfe aus der Spittaler Garnison holen. Derweilen sind wir dann schon oben.“

Alte Bauernraufluft erwachte, lange gehüteter Grimm gegen die Fremden. Sie schrien auf, jauchzten wild durcheinander.

„An die fünfzig Maunder sind wir,“
setzte Tobias den Vorschlag Lahners fort. „Und den Stutzen hat jeder mit. Der Soldaten werden auch nicht mehr sein. Aber eines sag' ich euch: sie sind der Berge ungewohnt. Sie werden das Tal nur durch eine langsam vorrückende Postenkette absperrern. Die Hauptmacht steigt auf dem Bergwerksweg an. Und der müssen wir begegnen. Ist just ein guter Platz gegenüber dem Bergwerk. Dort sind Felsblöcke und niedere Sträucher, vor ihnen eine freie Fläche. Dort erwarten wir sie, hier und quer durch das Tal lassen wir nur etliche Wachen zurück.“

Das dünkte ihnen recht. Sie zogen quer durch den Wald, ein stummer, langer Schwarm von Menschen, die Gewehre unter dem Arm, die Blicke stets sorgsam der Talseite zugekehrt.

Das Dämmern fiel vom Reißer nieder wie ein Schleier, den ein Windstoß abhebt. Die Spitze des mächtigen Berges fing langsam zu glühen an, als dringe urgebundenes Feuer des Erdinnern durch einen ungeheuren Kristall zutage. Mählich schrumpfte das Dunkel zusammen, stürzte in die Schluchten der Wände, in die Trichter und Felslöcher, verkroch sich im zusammengeballten Dickicht des Urwaldes. Die Schneerinne zur Scharte der kalten Herberge ward sichtbar — wie ein zweigloser Baumstamm aus Elfenbein ragte sie im dunkeln Fels empor, verfloß oben in das Seidengrün des Morgenhimmels.

Hinter Felsklößen und Sträuchern saßen die Bauern, die Gewehre über den Knien, die Pfeifen im Munde. Der Lehrer hatte noch einen guten Rat

gegeben: mit Holzkohle, rasch aus Zweigen gebrannt, die Gesichter schwärzen. So würden sie unerkannt bleiben und diejenigen, welche heim wollten, könnten talaus laufen, falls die Franzosen aus dem Wege geräumt seien. Daß er mit Urs sofort den Weg über die Berge antreten würde, das stand bei beiden fest.

„Ausschau tun wir schon wie die Teufel!“ lachte ein Bursch zum anderen hinüber. Er war rabenschwarz, nur das Weiße der Augen und die starken Zähne blinkten wie bei einem Mohr.

„Jetzt ist's ernst mit der Maske rad'. Zuerst war's halb Spaß, halb, daß wir Neugierige verjagten.“

„Der Ernst freut mich. Wenn ich nur einen Schnaps da hätt'. Mit leerem Magen bei der Morgenkälte schieß ich schlecht.“

Das Bergwerk entschleierte sich des Dunkels — jetzt fiel erstes Morgenrot auf seinen weißen Fels, und man sah die Mündungen der Stollen wie schwarze Augen verwundert in die Helle starren.

„Was etwa der Torwart sagen wird, wenn's unter ihm knallt?“

„Eine Freud' wird er haben und die Franzosen seelen schüppelweiß' holen.“

„Still sein!“ zischelte es von rechts. „Ich hör' was.“

Die Burschen riß es herum. Der eine duckte sich tiefer in die Stauden, der andere legte den Stutzen auf den Stein und visierte über die Fratzen (freie Richtung), die vor ihnen lag.

„Sie wissen nicht, wie viele unser sind, sonst kämen sie nicht so sorglos daher,“ flüsterte Urs dem neben ihm liegenden Lehrer zu.

Von der anderen, unwegsamen Talseite klang ein Schuß. Es war wohl so, wie es der Lehrer vermutet hatte: man hatte dort einzelne Pflänker vorgefandt, und einer von diesen war von einem Posten der Bauern niedergeschossen worden. Das konnte nicht anders sein, denn die Bauernwachen lagen gut verschauzt, und nur ein einziger Schuß war gefallen.

Die Franzosen standen auf der Lichtung, gerade am Beginn des Gerölles,

das vom Bergwerk niederrieselte. Die junge Sonne lag jetzt darauf, und es war, als ob all' die vielen kleinen und größeren Steine in fließender, flimmernder Bewegung wären.

Einer der Franzosen hob die Hand, zeigte in der Richtung, da die Bauern lagen. Erregtes Reden schwall auf, etliche Rufe, die vernehmbar an Tobias Ohr drangen.

„Voilà une femme!“

Eine Frau? Tobias wandte den Kopf — da drüben trat Rena ahnungslos aus dem Walde, hatte einen Henkelkorb unter dem Arm und wandte sich nun, vom Wege ab, dem Geröll zu.

„Rena! Zurück!“

Tobias hatte es gerufen, ohne es zu wollen. Er sah noch immer nach der Frau, die jetzt erstarrt, unwissend, woher die Stimme kam, stehen blieb.

Durch die Franzosen hieb es wie ein Schlag. Sie, des Krieges und seiner Überraschungen gewohnt, sanken augenblicks zu Boden, hinter Steine und Sträucher, wie sie sich ihnen als Deckung boten.

Der Fercher, dazu bestimmt, das Zeichen zum Feuern zu geben, sah, daß die gute Gelegenheit, die Fremden abzuschießen, zu entswinden drohte. Die Hand hob er, sein Stutzen krachte als erster. Dann züngelte es da und dort rot hervor, aus Felsen und Sträuchern fuhren glühende Schlangen und spien kräuselnde Rauchwolken aus.

Drüben hörte man Schreie, sah Gewehre in das Gestein niederklirren.

Dann war Stille — das Echo verhallte, und die erwachten Vögel jingen aufs neue zu lärmen an. Tobias hatte auf einen Busch geschossen, hinter dem Dunkles gekauert hatte. Jetzt sah er sich wieder um — Rena war verschwunden, als ob ihre Erscheinung nur ein Traumbild gewesen wäre.

Der Morgenwind trug von drüben ein französisches Kommandowort herüber, das nur Tobias verstand.

„Zu den Höhlen hinauf!“

Schrecken jagte ihn auf — wenn die Franzosen gesichert aus den Stollen herabschossen, konnten sie vom erhöhten

Standpunkt aus die Bauern auf der Fraten einzeln abknallen.

„Fercher, sie wollen zum Bergwerk!“

Der begriff sofort.

„Schießen, was aus dem Rohr geht!“

Überall hinter den Steinen bligte es auf, klirrend schlug es oben wider den Fels. Hier und da tat dort einer einen Luftsprung, aber viele waren es nicht. Die Deckung der Büsche, der Granitblöcke war zu gut. Beim Eingang des mittleren Stollens erwischte es noch einen Franzosen, eben als er in die sichere Deckung kriechen wollte. Er schnellte auf, rollte den Schutt herab und blieb unten liegen.

Aber ihrer eine gute Zahl lagen bereits oben und zielten nach unten. Nun sahen sie die Bauern — da einen Hut hinter einem Felsen, dort eine Gestalt hinter dem Strauch. Die Stollen spien Blei.

Die erste Kugel, die traf, fuhr dem Fercher in die Brust. Er sank hintüber und schrie: „Aus is! Fertig!“

Tobias spürte etwas Heißes an der Wange, als hätte ihn ein glühender Stab geschlagen. Dem Urs splitterte das Gewehr vor der Nase auseinander.

„Besser der Stutzen als der Schädel,“ sagte er und schmiß die Trümmer fort.

„Jetzt heißt's halt zum Wald laufen.“

„Unterwegs schießen sie uns ab.“

„Wir können nicht ewig da sitzen, wo es kugeln regnet.“

„Ist wahr! Also, wenn ich aufsteht, tun's die andern auch. So schnell als möglich über die Fraten in den Wald. Sagt es weiter!“

Aber Urs sagte es nicht weiter — jäh war sein holzbraunes Gesicht erbleicht, starr sah er zum Bergwerk auf.

„Lehrer — schaut — den dort!“

Da sahen sie es schon alle. Wie ein Schrei ging es durch die Männer hinter Busch und Stein.

„Der Torwart!“

Aus einem der obersten Stollen war er gekrochen, stand frei aufgerichtet auf einem Rasenbunde.

Der Schwarze mit der Weiernase, dem langen Schädel, wutverzerrt das Gesicht.

Eine seltsame Stimme kam nieder, ein Fallen, Stammeln, Grunzen, Pfauen — keine Worte.

Steine, am Felsrand liegend, rollte er in die Tiefe. Sie zersplitterten im Geröll, taten keinen Schaden. Denn die Franzosen staken in den Löchern, und die Bauern kauerten auf der Lichtung.

In das plötzliche Schweigen kam ein schriller, angstvoller Ruf aus Frauenmund:

„Vater!“

Helligkeit gelösten Rätsels leuchtete durch des Lehrers Denken: „Ihr Vater!“

Und nun sah er plötzlich klar: was der Mann dort oben wütend aus dem Munde stieß und spuckte, war das Fallen eines Blödsinnigen, das schwarze Gewand, das er trug, war ein zerschlossener, alter Kittel, wie ihn Bergleute am Leibe haben, wenn sie unter Tag fahren.

Ihr Vater! Der hatte den Eggerjohn aus Trebesing erschlagen, den bargen Rochus und Rena unter dem Schutze einer alten Sage in den geheimen Stollen des Bergwerkes.

Noch immer stand der Mann, den zitternde Angst des Volkes den teuflischen Torwart nannte, auf dem Felsband, Schaum quoll um seinen Mund, in ohnmächtiger Wut stieß er Stein auf Stein herab.

Einer der Franzosen beugte sich ein wenig vor, hob das Gewehr zur Wade. Die im Fels mochten denken, daß die Bauern über ihnen wären.

„Ihr Vater!“ dachte Tobias und hob seinen Stutzen. Gleichzeitig klangen beide Schüsse — die Kugel des Soldaten klickte neben dem Torwart in den Stein, der Schütze aber sank zusammen.

Noch einmal erklang das wiehernde, gräßliche Lachen des gespenstischen Mannes in der Felswand. Dann verschwand die Gestalt, als hätte sich ein steinerner Vorhang über ihr geschlossen.

Die Franzosen, unkund der Sage, wußten nicht, was der Mensch über ihnen bedeutet hatte. Sie merkten nur, daß er nicht mehr da war, begannen wieder auf die Lichtung hinabzuschießen. Die Bauern duckten sich ganz hinter die

Steine und blieben still. Es war, als ob sie auf etwas warteten.

Die Rot der Stunde jagte das Grübeln aus Tobias.

„Wir müssen zum Walde. Ich gebe das Zeichen —“

„Wartet, Herr!“ kam es vom nächsten Felsblock. „Der Schwarze wird die Franzosen schon aus den Löchern jagen!“

„Dummheit! Der ist ein Mensch wie wir.“

Aber sie gingen nicht. Hockten da, duckten sich und sahen zur Wand auf. Der alte Aberglaube lastete auf ihnen wie ein eisernes Netz. Es war, als könnten sie sich nicht erheben.

„Wartet!“ kam es auf neues Drängen zurück.

Und da geschah es, daß sie recht behielten.

Dumpfes Dröhnen kam aus dem Fels, die Wand schien einen Augenblick zu wanken, Blöcke lösten sich und wirbelten aufs Geröll.

Aus einem verborgenen Seitenstollen quoll Rauch, eine dicke, zähe Schlange, die der Stein herauspreßte.

Die oben stoben aus den Löchern wie aufgejagte Kaninchen. Dachten nicht anders, als der Berg stürze über ihnen zusammen. Vergessen waren Deckung und Kugelschutz. Die Bauern sind über ihnen, sprengen die Stollen!

Aber den Schutt ließen sie, purzelten und überfslugen sich.

Jetzt begannen die Stützen der Bergler zu sprechen, fuhren wie Gottes Gericht in die Flüchtenden.

Auf den Steinen lag es, im Rasen wälzte es sich, Büsche knickten unter rollenden Körpern.

Ihrer zwei sah man im Walde verschwinden, die andern verzuckten letztes Leben auf den Felsbrocken, die einstmals Gier nach dem Golde aus der Berge sehen gehüteter Tiefe an das Licht geworfen hatte.

* * *

Vor der Alphütte saßen sie: ihrer fünf junge Burschen um den Rochus. Der schleppte alles herbei, was er an

Käse und Butter in seinem Vorrat hatte, und gab es als Zehrung für den weiten Weg. Auch eine mächtige Korbfasche mitENZIAN Schnaps war da; die vergoß Nothus in einzelne Flaschen und gab sie willig her.

In der Stube aber, die ihr erstes, größtes Glück gesehen hatte, fielen vor Tobias die letzten Schleier des Geheimnisses durch Rena's Worte:

„Ja, mein Vater ist er gewesen. Schon viele Jahre ist es her, da kamen sie beide, er und der Dntel, in den Graben. Das Bergwerk war immer des Vaters liebster Ort — er scharfte im Gestein nach Gold, und über die alte Sage vom Torwart hat er stets gelacht. Seine Bier ging so weit, daß er regelrecht zu schürfen begann und eifersüchtig wachte, daß ihm niemand ins Gehege käme. Elliche Fässer mit Pulver hatte er oben, damit sprengte er das Gestein. Gefunden hat er nur ganz wenig, aber er hatte stets den Glauben, daß er einmal auf eine reiche Ader stoßen würde.

Eines Tages kam er nicht mehr heim, und als wir nach ihm suchten, fanden wir ihn, halb zugedeckt von Steinen. Ist wohl ein Schuß vorzeitig losgegangen — wie es war, haben wir nie erfahren. Denn ein Stein hatte ihm den Kopf verlegt, und seit der Stunde war er quersinnig geworden. Sprechen konnt' er nicht mehr, nur lallen und stammeln — und lachen. Das hast du ja oft gehört. Das Lachen ist aus ihm gekommen, ohne daß er's gewollt hat. Seitdem hat er nicht mehr in der Hütte schlafen wollen, sondern ist immer im Bergwerk gewesen, ab und zu auch hinauf in die große Ob' gestiegen, wo er gleichfalls nach Gold und Edelsteinen gescharrt hat. Jeden Krystall hat er für einen Diamanten gehalten und hat einen Haufen davon in seinem Stollen aufbewahrt. Dort hat er gelebt. Wir haben ihm Decken hinaufgebracht, Essen und Holz zum Heizen. Wenn sich aber ein Jäger, Wilderer oder Wurzelgraber dem Bergwerk genähert hat, ist er herausgekommen, hat mit Steinen geworfen und in seiner un-

verständlichen Art geflucht und geschimpft. So ist die Sage wieder lebendig geworden. Und einmal ist dann das mit dem Eggersohn geschehen. Den hat er in seinem Irrewahn erschlagen. Seitdem hat der Dntel die große Angst gehabt, daß ihn das Gericht holen wird. Einen Eid hat er mich schwören lassen, daß ich nichts sag', denn er hat seinen Bruder lieb gehabt und treu für ihn gesorgt. Uns zwei hat der Vater noch erkannt; wenn wir gekommen sind, hat er gelacht und uns gestreichelt. Aber sonst ist er immer menschensteuer geworden. Dst haben wir ihn wochenlang nicht gesehen — seine Höhle war leer. Weiß nicht, wo er da gewesen ist — wohl am Berg droben!

Versteht jetzt, warum ich solche Angst gehabt hab', wie du dem Geheimnis hast auf die Spur kommen wollen? Und hab' dir doch nichts sagen dürfen. Nur dem Pfarrer haob' ich's anvertraut in der Beichte, der allein hat's gewußt. Ist auch einmal oben gewesen im Stollen und hat dem Vater gütlich zureden wollen. Der aber ist so wütend geworden, daß wir, der Dntel und ich, ihn haben halten müssen, sonst hätt' er den Hochwürdigen erwürgt. So ist das gegangen jahraus, jahrein. Der Dntel und ich wären gerne schon längst aus der Ode fortgezogen, in die Stadt hinab oder gar in unsere alte Heimat, aber wir haben den Vater doch nicht allein verkommen lassen dürfen. Und er hat nicht fort wollen von seinem Gold und edlen Gestein.“

„Und jetzt, Rena?“

„Jetzt hat er seine Ruh' — 's ist das Beste für ihn.“

„Ja, die Ruhe hat er jetzt, der arme Mensch. Sein ewiges Grab in den Trümmern des Stollens, den er gesprengt hat. Jetzt bist du frei, Rena. Noch einmal, zum letztenmal: ich zieh' heut über die Berge in den Krieg. Wenn ich wiederkomm', darf ich dich dann holen?“

„Wohin, Tobias? Hinunter in die Stadt?“

„Nein, hinaus ins große Leben. Ich kann hier nicht verjauern. Es ist zuviel

in mir, das ans Licht will. Kannst du das verstehen?"

Sie nickte. „Ich glaub' wohl. Aber ich weiß auch, daß ich in das Leben nicht passe, das du draußen führen willst. Schau, Tobias, meine Jugend ist durch die stete Angst um den Vater so bittertraurig gewesen, daß ich jetzt nicht in ein neues Leid gehen mag. Ich möchte eine ruhige, tagtägliche Pflicht haben, viel Arbeit und nicht mehr Sorgen als andere Frauen meiner Art. Begreif' das doch, Tobias.“

„Was meinst du damit?"

Sie zögerte ein wenig. „Es ist da einer, der's mit mir redlich meint, zu dem ich passe und der zu mir paßt . . .“

„Du willst heiraten?"

„Ja.“

„Wen?"

„Kennst ihn doch - mein Leben schuld' ich ihm. Er hat mich aus der Lawin' gegraben.“

„Den . . .“

„Sag' nicht schlecht von ihm. Daß er nicht schön ist, mein Gott, darüber kommt man leicht hinweg, wenn man seine Ruh' und seinen Frieden bei einem goldtreuen Menschen sucht. Daß ich meine erste Lieb' nicht mehr zu vergeben hab', weiß er ja. Er ist mit meiner Treu und meinem Gutsein zufrieden.“

„Und — unser — Kind!“ würgte er hervor.

„Das ist halt einmal dem Wurzelhaaz sein Geschick, daß er fremde Kinder aufzieh'n muß. Weißt ja, wie ernst er's nimmt damit. Und daß aus dem Kleinen kein schlechterer Mensch wird, wenn's da unter den Bergen aufwächst, das sagst wohl selbst. Die in der Stadt sind nicht die Besten, und ein Bauerzmenich ist allemal der Stärkere in seiner Redlichkeit. Ja, freilich, Tobias, wenn du drauf bestehst und wenn's die feine Frau, die du einmal heiraten wirst, erlaubt, kannst das Kind später holen. Aber solange es klein ist, soll's da wachsen — das ist fürs ganze Leben etwas, denk' ich mir oft. Vom Naz kann eines vielerlei lernen, und es ist wichtiger, wenn der Mensch weiß, wie

der Wald wächst und stirbt, als wenn er sagen kann, was sie in der Heidenzeit für Kriege geführt haben.“

Als er noch immer zögerte, legte sie zart ihre Hand um seinen Nacken. „Bedenk' alles, Tobias, du hast ja lange Zeit dazu. Jetzt kann man ohnedies nichts anderes machen, als daß das Kleine bei mir bleibt. Kommst du gesund aus dem Krieg zurück, dann können wir immer noch weiter reden.“

Die Worte hallten in ihm nach. Aus den Felsen kamen sie, aus den Schluchten, aus dem Wellenrauschen des Hohen Sees. Mit gewaltiger Stimme sprachen die Berge: Bei uns ist Kraft und Reinheit, in unserem Schutze könnt ihr gut werden, ihr armseligen Menschlein, die ihr euch in Städten zusammenpreßt und das Brot vom Munde wegneidet!

Auf der Scharte standen die jungen Menschen und sahen noch einmal in den düster dunklen Graben hinab. Weiß leuchtete es zwischen den Wäldern — die Felsen des alten Goldbergwerkes. Vor Jahrhunderten hatten sie da gewühlt und gegraben, das furchtbare Metall ans Licht gezerrt, in die Welt hinaus zu ewig erneutem Unglücksangang gesandt. Wieder war einer gekommen und hatte die Hände danach ausgestreckt, bis ihn stürzende Trümmer begruben. Und die Berge ringsum, das machtvoll in den Himmel ragende Reißack, die zerborstene Burg gestürzter Giganten, die Leier, standen da wie am ersten Tage der Schöpfung und hatten das alles mit angesehen, hatten Generationen geschaut, die sich dort in der Tiefe gemüht und geplagt hatten.

Hier oben war die Ruhe und Ewigkeit, hier war die Kraft Gottes, die aus dem Donner der Lawinen und dem Krachen des Steinschlages sprach.

Es wurde Abend. Dunkel wuchteten die Berge in den blassen Abendhimmel, am Fuße der Leier stand in der Scharte die seltsame Felsfigur des teuflischen Torwartes, dem eine Laune oder ein rätselhafter Wille der Schöpfung menschliche Züge verliehen hatte. Während die Kameraden Moospolster zusammentrugen, um das Lager für die Nacht zu

bereiten, stand Tobias Kallterer auf windumwirbeltem Grat und sah zu dem räthselhaften Stein hinüber.

Immer mehr entschleierte sich ihm das Geheimniß dieser Züge. Als sei der Stein durch den Tod des alten Bergmannes erlöst, so verschwand das Teuflische des Gesichtes, nachdenklich, weise und überlegen sah das Antlitz drein wie ein stiller, grüblerischer Denker. Ein leises Lächeln war um die Züge, als wüßte er noch immer von einem Geheimniß, das den armen, irrenden Menschen erst später klar werden würde.

Die Sonne sank hinter den purpurnen Eisfeldern des Ostens. Noch einmal zuckte ihr Strahl auf der Krone der Leier auf — da floß eitel Gold durch den jahrtausende alten Stein, die Fäden, Türme und Fialen des mächtigen Baues begannen zu glühen, als seien sie aus Amethyst, Rubin, Smaragd und Chrysopras gemeißelt.

Die Schatzkammer der Natur tat sich auf, reicher als die dumpfen Gewölbe, darin Kaiser und Könige ihre oft blutbesleckten Schätze zu hüten pflegen.

Und das nachdenkliche Gesicht des Torwartes schien stärker zu lächeln, es

war, als schwebte eine unausgesprochene Frage zu dem Einsamen auf dem Grat: weißt du noch nicht, wo das Gold des Lebens verborgen ist?

Da wußte er es: hier, nahe dem Himmel, überall dort, wo die Wege stiller Beter und Schönheitstrunkener Wanderer gehen.

Das gewaltige Felshaupt drüben nickte, als sei es jetzt zufrieden. Und der letzte Sonnenstrahl verhauchte im Unendlichen, die Berge wurden ganz dunkel, im Bergsee unter der Leier erstarb müdes Glühen, als sinke eine strahlende Krone in die ungeheure Tiefe des toten Wassers hinab.

Im Norden lag noch mattes Funkeln auf den Gletschern, Berg reihte sich an Berg bis weithin zum Beginn der großen Ebenen.

Dort tobte der Riesenkampf, in dem ein Volk die Ketten abschüttelte.

Und es war, als ob die Gloriole, welche die versunkene Sonne über den Eisobelisk des Großglockners spannt, ein Segen sei, mit dem die Berge des deutschen Alpenlandes ihr Volk bei seinem größten Kampfe begnadeten.

Ende.

Notturmo

von Wilhelm Luetjens

Eine leise Stimme singt am Ufer: —

Wenn die Sonne sinkt,
wenn die Sterne schwinden,
wenn der Atem der Winde schweigt,
welken die Blumen —

Meine roten Rosen
welken in meinem Haar,
meine Augen we'nen
nach dir — Geliebter — —

Eine ferne Stimme gibt ihr Antwort: —

Wenn des Tages Schein
über den Wolken loht,
wenn der Morgen kommt,
glühn deine Rosen.

Aber die silberne Flut
fliegt mein Segel im Winde,
trägt mich mein rauschender Kiel,
Geliebte, zu dir — —

Goldenes Mondlicht tanzt auf schwarzen Wassern —

Der Berg

Vanderei von Roland Petzsch

Mit 12 Abbildungen aus dem soeben erschienenen Werk: „Die Eroberung der Alpen“ von Wilhelm Lehner*

1.

Einmal war ich dabei, als sie einen im Hochgebirge verunglückten Schneeschuhläufer bargen. Ein düsterer Zug ging talwärts im Schein des verglühenden Tages. Eine junge Wienerin, die an meiner Seite über den Steinhang fuhr, sprach mit einer versunkenen Feierlichkeit: „Der Berg spaßt nüt!“

Der Berg, sprach sie. Nichts als: der Berg!

Dieser kurze, schwere, große Satz hat sich tief in meine Seele geprägt. Er schließt ein gut Teil der Tragik der Hochgebirge in sich. Er verkündet! Ist wie eine Warnung. Alle Freude und alles Leid, alle Sehnsucht und alle Kämpfe, die sich um die erstarrten Felsriesen sammeln, schließt dieser Satz in sich. Ich weiß, daß viele Menschen, die in der Ebene und in Tälern wohnen, daß viele, die es nie hinaufgetrieben hat, mich nicht verstehen werden; ich weiß aber auch, daß viele, die durch ihr Leben hindurch in der farbigen Einsamkeit der Gipfel das große Erlebnis gesucht und gefunden haben, mich im tiefsten Innern begreifen und ein versunkenes Ja in sich selbst hineinsprechen werden.

Ja, einmal sah ich, wie sie einen trugen. In seiner gestützten Leblosigkeit schien er ein Teil der Erde selbst, war er tief verwachsen mit Stein und Fels und Eis und Firn. Und als sie ihn so schleppend trugen, angehaucht vom Odem des großen Schweigens, als ich sah, wie oben sich die Zinnen röteten und der Firn sich mit dem tausendfältigen Schmuck seiner fremden Juwelen gürdete, als der graue Stein im Schatten

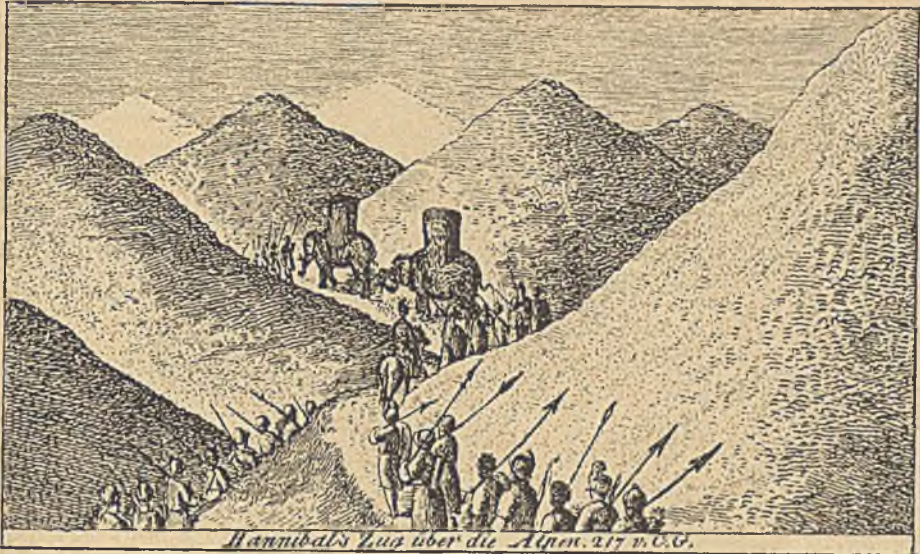
gigantischer und drohender wuchs und als aus den vergrabenen Tälern die Nacht langsam und schleichend hochtroch, da wußte ich: Dieser wird nicht der Letzte sein! Oft noch wird man Menschen zu Tal tragen, und ihr Tod wird seine Schönheit gewesen sein. Mancher noch wird dort oben hinabsinken und von schweremütigem Glanz umgeben mit dem Erdhaften, Urhaften vermählt werden. Dieser wird nicht der Letzte sein!

Der Berg spaßt nüt!

2.

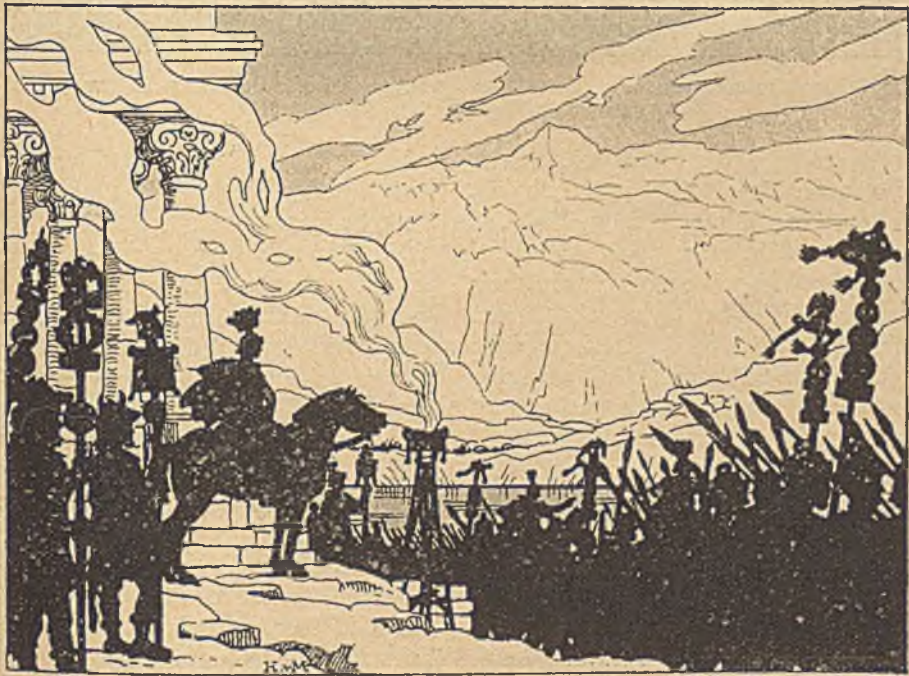
Uralt ist diese Sehnsucht. Uralt ist dieser Kampf. So weit wir zurückdenken können, immer schon hat es Menschen gegeben, die ein unerklärlicher Drang hinauf auf die Gipfel und Zinnen der Erde trieb und die um dieses tiefen, abgeschiedenen Erlebnisses willen ihr Leben hundertfach zum Pfande gaben. Sehnsucht und Kampf, sie stehen im Wappenschild des Bergsteigers, und er ist wie ein feines Instrument auf sie eingestimmt. Er kennt das ernste Antlitz des Berges und tritt ihm ernst entgegen. Er kennt die tausend Gefahren, achtet ihrer Schwere, aber fürchtet sie nicht; er kennt auch die strahlende Erfüllung, aber er schreit sie nicht aus, sondern saugt sie still und von Andacht erfüllt in sich hinein. Vielleicht steht er einmal oben und breitet die Arme in einem vergrabenen Glücksgefühl, sucht etwas wie eine Umarmung mit dem All und fühlt, wie er, auf höchstem Grad stehend, hinüberfließt in den Raum und alles Erdhafte wie ein lästiges Gewand von

*) Hochalpen-Verlag in München.



Hannibals Zug über die Alpen, 217 v. Chr.

Überschreitung der Alpen durch Hannibal
Aus der Alpenvereinsblättern in München



Überschreitung des Sankt Bernhard durch die Römer
Aus J. Grand-Carteret, La Montagne à travers les Ages



Verfuch zur Befteigung des Groß-Glockners durch den Kardinal Salm im Jahre 1799
Aus der Zeitschrift das D. u. Ö. N.-B. 1908

sich abstreift; wie er Teil des Felsens wird und Atem des Firns und für wenige Augenblicke vergißt, daß es irgendwo Täler und Finsternis gibt. Vielleicht, daß er eine Sekunde lang gegen das Gesetz der Schwere schwimmt und sich loslöst vom eigenen Gewicht; ausströmt in das Grenzenlose wie eine flammende Fackel, deren verhaltenes Leuchten sich im Raumlosen verliert.

Der Kampf um den Berg wird nicht zu Ende sein, das Hochgefühl der Gipfel nie verlöschen in der Menschenbrust und immer wieder wird neues Dasein geboren werden, das vom Urgrund aus für den Berg bestimmt ist und die große, ringende Sendung in sich trägt, durch sein ganzes Leben hindurch. Diese Bergnaturen aber, diese wunderlichen Gipfelmenschen sind die wahren Freunde

des Berges. Er nimmt sie auf wie seine Kinder und gießt seine Schönheit und sein Grauen über sie; öffnet seine Schluchten und Kamine und hat eine vergrabene, tote Freude, wenn sie in ihrer kämpfenden, ringenden Zähigkeit über seine Lenden klettern, über Bänder und Gerölladern schleichen und wie seltsam gespenstische Schnecken am glatten Stein herabkriechen; oder auf Schneeschuhen durch den wehenden Pulverschnee, über splinterigen Harz und um Gletscherspalten herum sich mühen und nur ein Ziel, einen brennenden Wunsch und eine fladernde Sehnsucht haben: Hinauf! Alles zurücklassen, alles tief, tief unter sich lassen und zuletzt oben sein auf höchstem Gipfel, dort, wo die Erde ins Gigantische hinübermündet. Viele Stunden sich hochmühen, durch



Ludwig Purtscheller (1849—1900)
Erster Besteiger des Kilimandscharo und mehrerer Gipfel
im Nau Jachus

eine Region von Gefahren hindurchschleichen, phantastische Schwierigkeiten überwinden, Schweiß, Blut und verkrampfte Nägel, Anspannung aller Muskeln und Nerven, verbissener Ringkampf mit Fels und Eis, um zuletzt oben zu sein, um zuletzt sich aufrichten zu können und nichts über sich zu haben, als die Grenzenlosigkeit des tiefblauen Himmels.

Die alles vollbringen, um oben zu sein; um für Augenblicke übermenschlich zu sein.

Um Gott zu ahnen.

3.

Die Nacht brütet, aber die Sterne werden schon blasser und es ist, als würden sie langsam die zitternden Augenlider schließen. Blaugraue

Schleier winden sich schleichend durch die aufbrechende Dämmerung. Überall sitzt glitzernder Tau, und aus der Ferne kommt der kristallklare Wehruf eines Vogels. Das Tal schläft noch, aber der Berg erwacht und reibt sich die Augen. Höher hinauf verlieren sich die hochgewachsenen Tannen, und es kommen verkrüppelte Kiefern, die ihre zähen Wurzeln in das Geröll des Bodens schlagen und die verarbeiteten Äste in verwachsenen Formen der Sonne entgegenstrecken. Höher hinauf! Es gibt keinen Pfad mehr. Schutt und Steine, trockenes Gewächs und Wurzelwerk. Bis an die mögliche Grenze reichen die Krüppelkiefern, bis zu den nackten Felsen sind sie geklettert, kümmerlich und vereinzelt, wie eine Schar ängstlicher Flüchtlinge, die ihr Heil in dieser vergessenen Höhe suchen. Unter ihnen kriecht das Latschengewächs hervor und überzieht Stein und Fels in bettelhafter Bedürfnislosigkeit. Aus dem losen Schutt der Steinlawinen saugt es

die Kraft, um rostrote Blüten zu treiben, die ihre Farbenpracht in sonnenglühender Einsamkeit vergeuden. Tief, in schlafende Dämmerung gebettet, liegt der Hochwald. Eine Hütte schmiegte sich an den Fels. Aus den Tälern dampfen die Nebel. Weit oben ragen die Felsen bis in das rötlich durchzogene Blau der endlosen Ferne.

Höher hinauf! Schluchten und Kamine öffnen sich. Im Urkampf erstarrte Riesen recken die kloßigen Fäuste und stemmen schwere Schultern einer unsichtbaren Last entgegen; das Versteinerte aus greisenhafter Zeit trotzt den Jahrtausenden, und der Pulsschlag der Unendlichkeit hämmert gegen das Felsengestade. Ganz oben aber bettet sich glitzernder Schnee und umgibt wie



(1861—1885), ein Pionier der Alpenwelt, gestorben bei einer Besteigung der Messe (Pelvourgruppe)

Blütenschmuck die Häupter der zackigen Kolosse; wirkt wie ein leuchtender Kranz, der einem steinernen Tod gebracht wurde.

Seht, dort wurden ragende Götter gestürzt; donnerten, von der fliehenden Zeit zerfressen, in die Tiefe. Urgesteinsmassive barsten mitten durch. Jetzt klaffen Risse, gähnen Höhlen und türmen sich groteske Trümmer. Schäumendes, talgieriges Wasser schießt aus den fürchterlichen Wunden, wie Blut aus gerissenen Schlagadern. Geröll stürmt talwärts, eine Herde gepeitschter Raubtiere, gierig und gefräßig und alles vernichtend in seiner Besessenheit. Bäume stürzen mit zerschmetterten Stämmen, ihre Schreie dringen durch die unendliche Steinwüste. Unter dem Schutt ragen gebrochene Äste hervor

wie gewaltige Knochensplitter, und aus den Poren sickert qualvoll das zähe, glitzernde Harz. —

Der Berg!

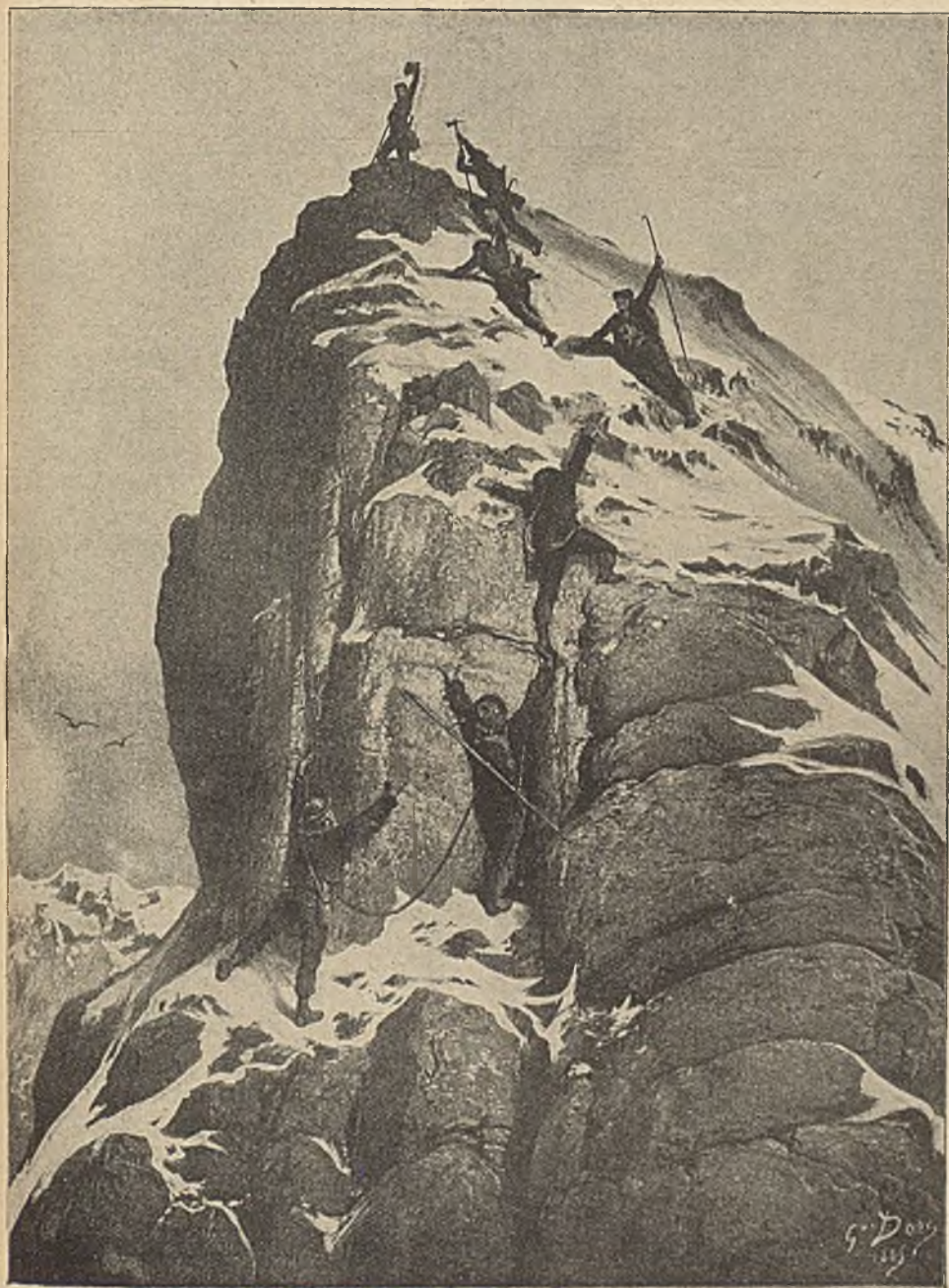
Oben ist die große Weite. Die sehnsuchtschwere, allumfassende Weite. Oben ist das Fernweh; oben ist das Heimweh.

Wolkenklöpper ragen in den blutenden Abend, und der kampfmüde Tag klammert sich mit letzten Fasern an das scheidende Zentralgestirn. Greisenhafte Felsgipfel, unerfättlich in ihrem Drang nach Himmel, reden ihr verkalktes Leben in den Rest von Licht und spiegeln sich in den Brandfackeln, hinter denen die große, sonnambulische Nacht mit geschlossenen Augen kommt.

Ein Akt des geniehaften Weltgeschehens spielt sich hier ab, und wer oben steht, ist geblendeter Zuschauer. Jenseits der großen Erstarrung schwimmt der Himmel; jenseits schwimmt die Weite. Und über allem liegen Heimweh und Fernweh. — Der Berg!

Der Wind schlägt um. Er riecht nach Föhn. Die ersten Wolkenberge wälzen sich heran. Ihre Vorläufer sind zerrissen und streifig auseinandergezerrt. Der Schnee wird schwer und fängt an zu kleben. Nötklicher Schimmer über den Bergen. Süd-Süd-West! Plötzlich schwillt es über die Gipfel. Roter Qualm kocht hoch und ein pfeifender Wind setzt ein. Höhenzüge verschwinden und werden gespensterhaft schnell aufgefressen. Dann kommen die feinen Kristalle, es wird schattenhaft neblig, und der Wasserdampf wird unerfättlich; verschlingt das Gebirge. Es wimmert aus Ecken und Winkeln.

Jetzt fängt es an zu geistern und langgezogene Töne liegen wie versinkende Hilferufe in der Luft. Dann sprengt der Sturm die Fesseln und peitscht aufheulend Schnee und Eis



Ersteigung des Matterhorns durch Whymper am 14. Juli 1865

Aus dem Werke „Alpinismus in Bildern“ von Alfred Steiniger (Verlag R. Piper & Co. in München)
das binnen kurzem in neuer, vermehrter Auflage
erscheinen wird

vor sich her. Der Raum verschwindet. Schneeverwehungen türmen sich. Alles ist fessellos. Es ist der Triumph der Schlachtenheere des Wasserdampfes.

Alles verfinstert, und Nebel bleibt. Nebel wird Schicksal. Der weiße Tod geht um; der große Einsame. Der ruhelose, einfielderische Machthaber und Fürst gipfelftrebender Verlassenheit.

Der schweigsamste aller Bürger. —

Einmal aber wird es wieder hell; zerreißen alle Vorhänge. Felschroffen recken sich aus dem schwindenden Nebel; es raucht aus Lobeln und Kaminen. Felsen und Schwaden schlingen sich um Steilhang und Gipfel. Neuschnee schimmert. — — — — —

Der Berg.

Hütet euch — ihr Schwachen!

4.

Aus den kleinsten Anfängen und den einfachsten Hilfsmitteln heraus hat sich die Technik des Bergsteigens entwickelt und ist heute ein großes Gebiet für sich, wurde fast ins Virtuosenhafte gesteigert. Die Alten schon, soweit wir zurückdenken können, stiegen auf die Gipfel, aber die volle Erschließung des alpinen Hochgebirges blieb erst unserem Jahrhundert vorbehalten. Aus grauer Vorzeit heraus läßt sich die Entwicklung des Bergsteigens als Sport und als Mittel, um ein Ziel zu erreichen, genau verfolgen. Angefangen vom einfachen Bergsteiger, der allein und ohne sonderliche Hilfsmittel, nur von einer unerklärlichen Liebe zur Höhe, die Felsriesen zu erklimmen versuchte, über die Zeit der ersten autorisierten Bergführer, der ersten Großtat in der touristischen Eroberung der Alpen, — der Ersteigung des Montblanc — über die Jahre der sich höher und höher entwickelnden Technik des Bergsteigens, über die Zeit der Alleingänger, der Führerlosen, der winterlichen Erschließung des Hoch-

gebirges durch den Schneeschuh, des Aufkommens kühnster Fels- und Sportkletterei, über alle die vielen Entwicklungsstadien hinweg bis heran zur letzten großen Möglichkeit, der Bezwingung des höchsten Berges der Welt, immer war es die Tat der Kühnen, Unerfrorenen, die das große, wertvolle Erlebnis des Daseins suchten.

Und viele haben dort den Tod gefunden, wo ihre wahre Heimat war. Viele sind dort hinabgesunken, wo sie der Erde und dem Fels verwandt und verschwistert waren. Der Berg hat sie in sich aufgenommen und sie wurden ein Teil von ihm; kehrten zurück, woher sie gekommen waren. Ihnen allen, die oben schlafen in Firn und Gletscherspalt, ihnen allen, die man ins Tal brachte und in den Schoß ihrer heißgeliebten Erde senkte, ihnen allen hat der Berg seine Schönheit und seine abgeschiedene Pracht geschenkt, hat sie verschwendet an sie, um sie letzten Endes heimzuholen, von wo sie gekommen waren. Zufall, daß ihre Geburt eine Stadt, ein Dorf, irgend ein Haus in der Ebene war. Rein äußerlich, daß sie irgendwo ins Dasein, in lebende Erscheinung traten.

Ihre tiefere Herkunft ist der Berg, und sie bleiben ihm verfallen. —

5.

Unter diesen Menschen trifft man die Stillen. Die Schweigsamen. Sie haben nie das Bedürfnis, laut zu werden. Denn wenn sie am klobigen Hüttentisch sitzen, leben sie in sich hinein, tauchen in kommende und verwehte Ereignisse, und es liegt fast wie Lähmung über ihnen. Aber ich weiß, wenn sie an Fels hängen oder am Seil pendeln, werden sie fanatisch, und alles an ihnen wird Zähigkeit und Muskel und Nerv und Unentwegtheit. So aber können sie Stunden beisammen sitzen, haben die



Drei Zinnen von Norden

Aus der Zeitschrift des D. und De. A.-V. 1907 — Aufnahmen von H. Wisman



Aiguilles de Trélatête und Rifugio Sella

Aus der Zeitschrift des D. und De. A.-V. 1907 — Zeichnung von E. T. Compton



• Berge zwischen Dondukot und Mufarttal in Tlan-Schan — Naturaufnahme von G. Merzbacher

Pfeifen im Mund und müssen nur immer vor sich hingrübeln. Sie kommen still und gehen still und alles, was sie an Taten vollbringen, tun sie nur, um satt zu sein. Um gestillt zu sein.

Und doch bleiben sie ewig hungrig; und ewig ungestillt.

Die Hütte ist für sie. Zu Weihnacht stieg ich einmal hoch durch singenden Schnee. Die Winterdämmerung kam mit weichen Flügeln, und als ich die halbverwehte Hütte erreichte, ging die Nacht an meiner Seite. Ich trat in den niederen Raum und fand zwei Menschen; zwei fremde Freunde. Sie saßen schweigend am Tisch, und vor ihnen brannte ein kleines Tannenbäumchen. Stundenweit hatten sie es im Rucksack hochgetragen. Ich kannte die Menschen nicht; diese Kinder. Diese Kinder! —

Die Hütte ist für sie. Man sitzt beisammen und kennt sich nicht. Zusammengekehrt und doch zusammengehörig. Pfeifenrauch. Leder- und Fettgeruch. Triefende Kleider, Stiefel und Seehündsfelle am Ofen.

Manchmal geschieht es, daß einer erzählt. Er tut das gleichmütig und ohne viel Aufhebens. Macht es kurz und lacht ein wenig sorglos darüber. Findet es selbst komisch, daß er derartiges erlebt hat; daß er nun hier sitzt und noch vorhanden ist. Erzählt, immer an der Pfeife saugend, eine Geschichte zwischen Tod und Leben.

Er kam von der Mädelegabel. Da überfiel ihn der Föhn. Stundenlanger Schneesturm, der kein Ende nehmen wollte. Er fuhr über einen Steilhang und riß ein schweres Schneebrett los, das ihn halb verschüttete. Als er zu sich



Groß Lizner und Groß Seehorn von der Cromerspiz
Aus der Zeitschrift des D. und S. A. V. 1912 — Zeichnung von E. T. Compton



Der Glocknerkamm von der Pasterze
Aus der Zeitschrift des D. und S. A. V. 1921 — Naturaufnahme von J. Rehuba

kam, waren um ihn Nebel und Raumlosigkeit und Grauen. Er war tief im Schnee vergraben und konnte sich, da er die Bindungen der Schneeschuhe nicht zu lösen vermochte, nicht befreien. Viele Stunden lag er so im Nebel und hatte alle Richtung verloren und vergessen. Der Nebel lag wie ein Würger auf ihm. Er schloß vor Erschöpfung die Augen, um langsam hinüberzudämmern, was er wie Wohlthat empfand und letztes Ausruhen.

Als er die Augen öffnete, strahlte die Sonne, und sein Blick war fern ins Tal gerichtet. Dort lag Oberstdorf, und war wie eine fata morgana. War wie ein Requiem, zu dem man die sehnfüchtigen Arme breitet. Überschüttet von Schönheit und Glanz lag es tief unten und schien so unerreichbar weit. Das Bild stand vor seinen Augen wie

ein wunderbar gespiegelter Traum, wie etwas, das nur noch halb von dieser Welt ist, und auf das man kein Anrecht mehr hat. Am Abend fanden sie ihn. Oft sieht er das Bild im Traum, und und es mutet ihn wie ein seltsames Evangelium an. — Ja, die Hütte ist für sie. Manchmal auch verirrt sich ein Schreier herauf. Es ist einer von denen, die dem Berg seinen Glanz und seine Abgeschiedenheit nehmen wollen. Er hat Heldentaten vollbracht. Heldentaten. Aber der Berg schüttelt ihn ab.

Man lacht über ihn. Ganz im Stillen, lautlos, lacht man über ihn.

Aber wenn er geht, sollte man die Stube fegen und den Platz wischen, wo er gegessen hat; denn er ist einer von denen, die das öde Geschwätz in die Berge tragen.



Kantschindschanga — Naturaufnahme von V. Sella

Die Hütte ist nicht für ihn. Er hat sich hier hereingestohlen. Er hat widerrechtlich Platz genommen.

Die Hütte ist für die Stillen.

Für die Schweigsamen.

Für Menschen, deren unirdische Heimat der Berg ist.

6.

Wechselnd in tausend Farben und tausend Stimmungen, glühend und verlöschend, tosend und eingehüllt, segnend und grollend, beglückend und vernichtend, bleibt das Gesicht des Berges ewig ernst. Er ist der Schwermütige. Der Melancholiker. Die Jahrtausende haben ihn grüblerisch gestimmt. Man soll nicht kommen und sein Antlitz entstellen. Ihr alle, die ihr hinaufsteigt, laßt ihm seinen stillen Glanz und seine abgeschiedene Schönheit. Ihr alle, die ihr hochsteigt, laßt eure Schwächen unten. Laßt das Tal zu Hause, denn das Schicksal des Tales macht Halt vor seinen Toren, und die Ereignisse greifen nicht bis in das Gebiet seiner großen Erstarrung.

Hier regt sich gespensterhaft das Urda-sein, und das graue Gestein reckt sich steil und schweigend in den gähnenden Raum.

Hier ist erloschener Kampf; greisenhaft versteinertes Ringen.

Nur manchmal zieht ein sagenhafter Traum an frühere Kämpfe und Evo-

lutionen über das Gebirge und rüttelt an seinem steinernen Schlaf. Dann dehnt es die verkalkten Muskeln und es ist, als würde ein letzter Rest von Leben sich regen. Felsmassen stürzen in Klüfte, Kamine bersten krachend auseinander, und der dumpfe Donner rollt bis hinab ins Tal.

Der Berg ist wach geworden. Der Berg growlt. Der Berg spaßt nicht.

Sie hängen an seinen Rippen. Mit Seil und Pickel, mit Bastschuh und Klettereisen bewaffnet mühen sie sich aufwärts, stemmen sich durch Kamine und kriechen über Bänder, wo die Tiefe furchtbar droht und die Wände ins Uferlose abzustürzen scheinen. Hundertmal den Tod vor Augen, kletternd, schwebend, kriechend, hängend, voll Schweiß und Schmutz und zerschundener Haut, die Augen weit geöffnet und wie Tiere auf jede Gefahr lauernd, ringen sie dem Berg das Letzte ab, das er zu geben hat.

Dann sind sie oben.

Beglückt, beseligt. Hinüberstürmend. Ach, über mir ist auch Himmel. Über mir ist nur Äther und Raum und All.

Ich stehe auf höchstem Grat und bin doch der Unendlichkeit nicht näher.

Auf höchster Zinne, die Arme ausgereckt in das Blau über mir, bleibe ich ein Teil der Erde. Bleibe ich einsam und voll nie verlöschender Sehnsucht.

Himmelsnähe

Von Conrad Ferdinand Meyer

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lag' ich am schmalen Felsengrate hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murreltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heil'rer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.

Hanns von Hundrich, der Fährich

Erzählung

Von Martin Lampel

Der Kriegsfreiwillige Schmidt kann wieder mal gar nicht seinen armseligen Schinder zusammenhalten . . ." krächte der Fährich von Hundrich von seiner Kappstute herab. „Himmelfreuzdonnerwetter, Sie hätten auch lieber Sandhase werden sollen — nehmen Sie gefälligst den Schenkel heran und lassen Sie die Sporen beiseite. Du lieber Himmel, jetzt macht er gar die anderen auch verrückt," stöhnte er mit einem ergebungsvollen Augenaufschlag, wie drüben der Braune auskeilte, daß der gelbe Sand des Kasernenhofes nur so in die Gegend spritzte.

Der verwünschte linke Flügel seines Zuges, wo alle die mäßigen Reiter so herrgottsverzweifelt auf ihren Sätteln klemmten, schwankte hin und her. Daß man die schwächsten Leute nun auch gerade ihm in den Zug gegeben hatte! Es war zum Erbarmen!

Und drüben stand ausgerechnet der Etatzmäßige, die lederne Wachtmeisterbrieftasche zwischen den Knöpfen des blaugelben Waffenrockes, und grinste breitpurig und mit eingestämmten Fäusten herüber.

Da richtete sich der kleine, schwächliche Fährich in seinen Bügeln bis auf die Zehenspitzen hoch und machte rasch das Gescheiteste, was er tun konnte. Er schrie scharf und schneidig mitten in das drohende Lohwabohu herein:

„W — gefessen . . ."

Die Lanzen klirrten an die Bügel, wie die dreißig Dragoner auß Kommando sich jetzt aus den Sätteln hoben. Wenn doch alles so tipp topp klappen wollte, wie gerade dieses Kommando. Schon wollte der Fährich noch einmal das Aufsitzen probieren — wer würde da nur wieder alles nachhuppen. Aber

dann dachte er an die ermüdeten Pferde und an die lange, anstrengende Übung in der heißbrennenden Augustsonne — ganz leer war auch schon der Kasernenhof, drüben aus den weitaufhängigen Ställen quollen auch schon die anderen Züge heraus, traten an zum Mittagholen. Und mitten in der sandigen Reitbahn stand der Wachtmeister und grinste herüber.

So schwang sich nun auch der Fährich aus dem Sattel und führte selbst seine Stute am Zügel hinter den einrückenden Dragonern her. Noch einmal gab's ein heillofes Donnerwetter, der Braune Schmidts keilte schon wieder, noch in der Stalltür.

Liebenswürdigkeiten waren's gerade nicht, die er den schlanken, blassen Jungen sagte. Aber er brachte doch wenigstens Ordnung in die Gesellschaft. Und selber vollkommen durchschwitzt und puterrot vor Hitze, ließ er, noch immer seine Stute am Zügel, die Dragoner einzeln an sich vorüber in den Stall einrücken.

„Tja — Reiter ausbilden, das will auch gelernt sein," sagte da der Wachtmeister, der hinter dem Kleinen hergestiefelt kam und nun von seiner wichtigen Größe mit gutmütigem Spott auf ihn herabschaute, wie der Fährich jetzt vor ihm die Knochen zusammenschob. Und das brachte den anderen erst recht in helle Wut.

„Schmidt —" gellte er und seine Stimme schnappte dabei fast über. „Wo steckt der Kerl? Im Laufschrift gefälligst, mein Jungchen, wenn ich rufe." Er warf ihm die Zügel zu. „Zur Strafe, daß Sie mir den Zug versaut haben, werden Sie mir jetzt die Stute absatteln. Und daß mir beide Gäule bis aufs letzte Härchen trocken gerieben

werden! Ich werde es selbst kontrollieren. Die anderen melden mir, wenn sie fertig sind, und mögen dann zum Essenholen abtreten. In einer Stunde steht mir mein Zug zum Fußdienst im Drillichzeug auf dem Exerzierplatz.“

Keine Wimper in dem feinen, blassen Gesichtchen des Gescholtenen zuckte, wie er jetzt straff militärisch fecht machte und den mächtig drängenden Knappen vor die gefüllte Krippe führte.

„Ich weiß gar nicht, was Sie von dem Kriegsfreiwilligen Schmidt wollen,“ meinte der Wachtmeister wieder. „Er ist doch sonst einer unserer besten Reiter. Hat jedenfalls famos guten Willen. Verderben Sie sich die Leute nicht, Fähnrich . . .“ und nickend ging er an jenem vorüber, der wieder vorschrittmäßig die Absätze zusammenriß, daß die Sporen knallten.

Der Fähnrich stiefelte hochrot vor Zorn die breite Stallgasse herunter. Natürlich, das paßte dem Statsmäßigen, ihm zu zeigen, daß es mit seiner frischgeborenen Fähnrichsherrlichkeit gar nicht so weit her war. Vor kaum acht Tagen war er, eine unbändige Freude und eine noch unbändigeren Stolz im Herzen frisch vom Kadettenkorps in seiner Garnison eingetroffen, strahlend vor Wonne, daß ihm der urplötzlich ausgebrochene Krieg die sonst noch notwendigen Dreivierteljahr der Obersekunda geschenkt hatte. Aber gerade noch melden hatte er sich bei seinem Obersten können. Die Eskadrons standen schon feldmarschmäßig im grauen Tuch auf dem Kasernenhof, bereit zum Ausrücken.

Und wie er gemeint hatte, gleich sein Pferd zu finden und mitzureiten, da hatte der Oberst gelacht und der Adjutant hatte gelacht und alle die Rittmeister hatten hellauf gelacht, und dann hatte jener freundlich gesprochen:

„Nee, mein Jungchen! so schnell geht das doch nicht. Erst sollen Sie mal

selber ausgebildet werden und ausbilden lernen. Dann mögen Sie in Gottes Namen nachkommen.“

Dem kleinen frischgeborenen Fähnrich aber waren um ein Haar die hellen Tränen in die Augen geschossen, wie dann mit spielender Kapelle die Reiter an ihm vorbei durchs Kasernentor zogen.

Überhaupt, was war das doch für ein Leben hier beim Ersatz. Kein einziger aktiver Offizier war zurückgeblieben, die ganze Eskadron führte vorläufig ein uralter Landwehrtaballerist. Der hatte für den blutjungen Fähnrich überhaupt kein Verständnis, setzte den Dienst an und überließ alles weitere seinen vier Wachtmeistern. Was war auch vorläufig zu wollen? Die jungen Kriegsfreiwilligen mußten überhaupt erst einmal das Laufen und Sitzen lernen. Lud da sonst vorläufig kein weiterer Offizier bei der Ersatzeskadron war und die schon zu Ostern eingetretenen Junker alle mit ausgerückt waren, kam sich der kleine Fähnrich ganz gottverlassen vor.

Der Stall leerte sich allmählich. Einer nach dem anderen der Dragoner hängte sein blitzblankgeschauertes Zaumzeug sorgfältig über den Sattel am Standposten, setzte noch einmal prüfend über die blitzblaue Stallgasse vor seinem Pferdestand nach einem etwa vorgehenden Strohalm und meldete sich zum Weggreten.

Der Fähnrich beaufsichtigte das alles, prüfend und kritisch. Nun war bloß noch er und der schlanke Kriegsfreiwillige im Stall. Drüben im Nachbarstall, durch den vorgelegten Querbaum getrennt, räkelte sich die Stallwache und schaute schadenfroh herüber: Die beiden hatten scheinbar noch lange nicht genug Dienst. In einer guten halben Stunde mußte man nun schon wieder antreten.

Der Fähnrich schaute dem anderen eine ganze Weile zu. Zuerst hatte er einen Augenblick geschwanzt, hätte jenen am liebsten sitzen lassen, mochte er sehen,

wie er fertig wurde. Ihm knurrte der Magen heftig. Aber gleich hatte das ihm im Korps anerzogene und eingebrillte Pflichtgefühl überwogen. Ehe nicht der letzte Gaul und Mann versorgt war, ging er auch nicht weg. Und so blieb er vor ihm stehen.

Der wusch gerade in einem Stall-eimer die Trensen.

„Was sind Sie von Beruf, Kriegsfreiwilliger Schmidt,“ etwas in ihm lockte ihn, den anderen zu reizen.

„Ich habe jetzt eben mein Kriegsnotabitur gemacht, Herr Fähnrich.“

Straff hatte sich jener hochgerichtet. Nein, da war wirklich nichts zu tadeln.

Besänftigt fuhr er fort:

„So, da sind Sie also Einjähriger. Lassen Sie sich's sagen, Kriegsfreiwilliger Schmidt, daß ich gerade die Einjährigen besonders auf dem Kieker habe. Das sind oft ganz schlappe Kerls, die sich auf ihre Vorbildung was einbilden und dabei vom Tuten und Blasen keine Ahnung haben.“

Der andere stand noch immer nucksmäuschenstill. „Beilen Sie sich, machen Sie weiter.“

Walter Schmidt beugte sich mit seinen aufgekrempeelten Hemdsärmeln geschäftig über den Eimer. Der Fähnrich fühlte sich leutselig in seiner Würde als Zugführer.

„Was ist denn Ihr Vater, Kriegsfreiwilliger Schmidt?“

Wieder wuppte der hoch.

„Pastor, Herr Fähnrich. Dorfpastor. Gar nicht weit von hier.“

„Machen Sie nur weiter, sonst werden Sie ja ewig nicht fertig,“ meinte der Fähnrich. Und dann nach einer Weile:

„Da wollen Sie natürlich auch Pastor werden, was?“

Der andere riß im Puzen die klöbigen Stiefel aneinander.

„Nein, Herr Fähnrich. Berufssoldat.“

„So . . .“ sagte der alte Kadett und kam sich dabei wie ein steinalter Krieger vor. „Das ist ja ganz ordentlich. Haben

Sie denn Verwandte bei der Armee?“

Der schlanke Junge war mit hellem Eifer dabei:

„Mein ältester Bruder hatte gerade vor der Mobilmachung sein Examen zur Kriegsakademie mit Königs Belobigung bestanden. Und mein anderer Bruder ist Fähnrich beim Fußartillerieregiment in Danzig.“

„So . . . so . . . das ist ja ganz fähig . . .“ meinte der Fähnrich und wußte selber nicht recht, was er damit sagen wollte. Der Kriegsfreiwillige stand noch immer stumm und stramm vor ihm. Die Hemdsärmel bis unter die Achselhöhlen aufgekrempeelt. Aus dem geöffneten Hemdsstragen leuchtete seine weiße Knabenbrust.

„Hören Sie jetzt mit dem Puzen auf, Kriegsfreiwilliger Schmidt. Peda, Stallwache! Mensch, nicht so troddelig, wahrhaftig, der Kerl gähnt. Dabei hat er den ganzen lieben, langen Tag nichts anderes zu tun, als im Stalle zu stehen. Sie werden die Kopfzeuge jetzt vollends in Ordnung bringen. Und Sie, Kriegsfreiwilliger Schmidt, machen Sie, daß Sie fertig werden.“ Jener zog sich schon den blauen Rock an. „In einer halben Stunde ist schon wieder Heraus-treten zum Dienst, und Sie müssen sich noch umziehen. — Sie dürfen mich begleiten,“ setzte er noch hinzu.

Zu zweit schritten sie jetzt durch den mehligten Sand des Reitplatzes zwischen den langgezogenen Ställen zum Hauptportal. Dicht daneben im Erdgeschoß lag die ehemalige Kaskinoküche, wo die Einjährigen unter den Kriegsfreiwilligen und auch der Fähnrich aß, seit das Offizierkasino aus Mangel an Beteiligung geschlossen war, und weil die kurze Unterbrechung zur Mittagspause nicht die Zeit ließ, das Viertelstündchen zur Stadt und zum schwarzen Bären auf den Marktplatz zu laufen. Da hieb einer die gesparten zehn Minuten über sich lieber lang aufs Bett.

Den Fährnich bedrückte etwas.

„Sie dürfen sich übrigens ruhig über mich beschweren,“ meinte er. „Daß ich Ihnen den Dienst meines Putzers aufgehakt habe, jetzt eben. Aber,“ sagte er ehrlich und sah dem andern in die Augen, „geritten haben Sie heute vor-mittag wie 'n Ferkel! Wahrhaftig . . .“

Der andere bewahrte auch im Gehen die Haltung.

„Herr Fährnich,“ meinte er, „es war aber wirklich das nervöseste Pferd aus dem ganzen Stall. Bisher haben es nur die alten, gedienten Leute geritten. Es ging heute zum ersten Male unter mir. Aber ich hab's schon heraus, wie ich's anfassen muß, morgen wird es ganz entschieden besser gehen . . .“

Der Fährnich von Hundrich kam sich etwas eigentümlich vor. Wie kam er überhaupt dazu, sich mit seinem Untergebenen, den er vorhin noch so hart angelassen hatte, jetzt so gemüthlich zu unterhalten. Er sah kolossal gelassen und ein wenig hochmüthig geradeaus.

„Warum hat man Ihnen den Braumen heut gegeben? Sie konnten schon etwas reiten vor Ihrem Dienstantritt?“

„Jawohl,“ bestätigte der andere. „Als ich vorige Ostern nach Prima kam, stellte es mir mein Vater frei, Reitstunde oder Tanzstunde zu nehmen. Da hab ich natürlich Reitstunde gewählt. Ich hatte auch einen recht guten Reitlehrer,“ erzählte er harmlos nach einem kurzen Blick auf seinen Vorgesetzten hin. „Einen alten Jockey, der brachte mir aus Liebe zur Sache allerhand bei. Bloß den Jockeysitz habe ich mir so recht angewöhnt, Knie hoch und tief in den Bügeln.“

„Na, das werden Sie sich aber dalli abgewöhnen müssen,“ bekräftigte Hanns von Hundrich, und jener fuhr fort:

„Zu Befehl, Herr Fährnich. Das Reitgeld war natürlich bald verritten. Da hab ich dem Jockey ordentlich geholfen, bei Regenwetter die Pferde bewegen. Das war billig. Und mächtig

viel Privatstunden hab ich gegeben. Und zuletzt habe ich Altbilder kopiert, Angelo Zank und andere Pferdemaalr, und der Besitzer des Stalles hat mich für jedes Bild zehn Stunden reiten lassen. . . .“

„Nun, große Sprünge haben wir auch nicht gerade machen können auf dem Korps . . .“

Er ließ artig den Fährnich ausreden.

„Im September wollte ich einmal Rennen mitreiten. In Breslau. Ich habe darauf trainiert. Aber Vater durfte das natürlich nicht wissen. Da ist ja nun der Krieg dazwischengekommen . . .“

„So . . . so . . .“ meinte der Fährnich wieder, „ganz fähig . . .“

Sie schritten jetzt die Treppe ins Erdgeschoß herunter. Der Kriegsfreiwillige öffnete die Tür und ließ seinem Vorgesetzten den Vortritt. Heiß und brodelnd schlug ihnen der Dampf der Küche entgegen und von unzähligen Fliegen durchschwirrt. Aber blitzsauber stand Herr Otto am Herd, der Koch, selbst heute noch nach Aufhebung der Kasinotafel oben tadellos, tadellos im weißen Zeug, die runde, weiße Mütze auf dem Kopf, und rührte Eierkuchen ein.

„Achtung,“ brüllte Walter Schmidt hinein in den Raum, und krachend und klirrend fuhren drüben am Fenster, durch das bisweilen die hurtigen Stiefel vorübereilender Passanten sichtbar wurden, die Einjährigen hoch. Es waren zwei lange, schmale Tische dort aufgestellt, die bis auf den letzten Platz besetzt waren. Teller standen noch auf dem Aurlichtisch und drüben in der Speisekammer. Dort paßte aber Frau Ottilie auf wie ein Luchs, trotz allen Hin- und Herlaufens mit hellen Schweißtropfen auf der glutroten Stirn. Und dort war auch ein ganz kleines Tischchen ganz separat aufgestellt, an dem der Fährnich auf dem einzigen Stuhl hier unten Platz nahm.

„Danke, bleiben Sie sitzen,“ winkte er

gnädig ab und spähte doch dabei mit einem einzigen Blick in alle Winkel hinein. Und wie dann wieder alle Schemel rückten, schlug er mit affenartiger Geschwindigkeit in einem nach dem anderen der lockeren gepufften Eierkuchen ein.

Jetzt war er wieder ganz der Vorgesetzte, der Ummahbare.

Am Nachmittag war Fußdienst, Säbelfechten und zuletzt Unterricht angesetzt, Unterricht über Relaispostendienst.

„Angenommen, wir sind beim Vormarsch . . .“ instruierte der Fähnrich in seiner schnodderigen, abgehackten Art. „Weit vor unseren Linien. Der Feind hat natürlich sämtliche Verbindungen und Eisenbahnen zerstört. Alle verfügbaren Autos fahren Munition. Die Straßen sind zerstört, die Felder aufgeweicht durch den ewigen Regen, Radfahrer reichen nicht aus und kommen nicht durch. Unsere Fernsprechverbindungen werden durch die feindliche Bevölkerung dauernd unterbrochen. Es sind aber ständig sehr wichtige Meldungen nach hinten zu bringen. Drei Kreuze auf der Meldekarte, heißt: Galopp! Bis die Knochen brechen! In regelmäßigen Abständen werden nun Kavallerieposten aufgestellt, Relais. Je drei oder vier Mann. Alle ständig in Bereitschaft, Pferd gesattelt, Bauchgurt gelockert. Ein Posten, möglichst gedeckt, späht auf die Straße. Von weither kommt ein Dragoner im Karacho. Posten ruft. Der nächste macht sich fertig, schnallt Trense ein, zieht Bauchgurt an. Sigt auf. Faßt noch beim Aurreiten vom anderen die Meldung, wiederholt den mündlichen Befehl. Auf der Hinterhand kehrt, im Karacho ab. Weiter zum nächsten Relaisposten. Dort dasselbe Manöver. So kommt die Meldung fix zum Generalkommando hin. Ein einziger würde natürlich sonst sein Pferd zum Deubel reiten müssen. — Und nun vergeßt nicht wieder alles bis morgen.“

Der kleine schwächliche Fähnrich rechte sich.

„Alles verstanden, Kinder? Dann stillgestanden! Zappeln Sie nicht, der Mann dort. Wir sind hier keine Pappeln im Winde. Nochmals rühren.“ Ein Blick auf die Armbanduhr.

„Zum Stalldienst — weggetreten!“

Am nächsten Morgen beim Heraus-treten aus dem Stall gab's ein kleines Intermezzo.

„Kriegsfreiwilliger Schmidt, was laufen Sie durchs Lokal? Gehen Sie an Ihren Stand und warten Sie auf den Befehl . . .“

Schlank und stramm stand der blasse, zarte Junge vor dem Fähnrich. Eine helle Angst lag ihm in den Augen.

„Meine Kinnkette ist fort, Herr Fähnrich,“ meldete er.

Der wurde höllisch grob.

„Was soll das nun wieder heißen. Gestern die Ferkellei mit dem schlagenden Gaul und heut fehlt die Kinnkette. Erstens mal hat ein Reiter immer eine zweite in der Tasche. Und zweitens läßt er sich die seine eben nicht klauen! Da haut er dem anderen ein paar ins Genick dafür, dann kommt so was überhaupt nicht vor. Und wenn wir jetzt herausgetreten sind, dann will ich Ihr Zaumzeug in Ordnung sehen, verstanden?“

„Zu Befehl,“ sagte Walter Schmidt. Aber dann irrten seine dunklen Kinder- augen hilflos über die schadenfrohen Gesichter der anderen.

„Schmidt,“ winkte da einer halbblaut. Er hieß Kleefeder und war ein gemütlicher Sachse, zu jeder Tollheit und zu jedem Schabernack aufgelegt. Aber im Grunde seines Herzens ein seelenguter Kerl. „Schmidt, das war sicher einer von den alten Leuten. Hüte dich vor denen! Komm . . .“

Er trat rasch und unauffällig zur Krippe, nach hinten in den Stand. Guckte blitzschnell rundum, nein, im halben Morgendämmern sah es keiner,

es war noch stockduster in den Ecken, und drüben die wackelnde Funzel in der aufgehängten Stallaterne reichte nicht bis her. Rasch bückte er sich, wühlte tief in Dung und Stroh. Zog ein ganzes, komplettes Zaumzeug hervor. Sogar eine Schabracke betasteten die Finger des anderen. Rasch knüpfte er die Kinnfette ab, barg alles sorglich wieder unter dem Stroh.

„So muß man's machen,“ wisperte er sachverständig. „Zimmer was in Reserve haben. Und nun los, raus . . .“ Er schnitt das heiße Dankeswort des anderen kurz ab. Schon klapperten die Hufe des ersten Pferdes über die Stallgasse.

„Na also . . .“ sagte der Fährich befriedigt, wie sie sich draußen geordnet hatten. Und dann übernahm der etatsmäßige Wachtmeister selbst das Kommando über die ganze Ersatz-Schwadron.

„Es — kadron — — auf — gefessen.“

Erst gab es einen langen Übungtritt durchs Gelände. Zu zweien, die Gänge einander dicht aufgeschlossen, der Kopf des Pferdes unmittelbar am Schweif des vorderen. Zügel in der linken Hand, die Lanzen wagerecht, halb aufs Knie gestemmt. Noch immer tänzelten und bockten einzelne Gänge. Dann tikelten einem die Lanzenspitzen des Hintermannes im Kreuz.

Der Fährich ritt vorn, neben den alten, ausgegrabenen Wachtmeistern. Bis dann das Kommando kam: „Zugweise exerzieren.“

Zunächst ließ der Fährich von Hundrich seine Leute erst einmal an sich vorbeireiten. Himmelherrgott, wie saßen die Kerls nur heute wieder . . .

„Verheerend . . .“

Erst überschlug sich seine helle Stimme vor Entsetzen. Und dann troffen die Worte voll Milde: „Kinder, Kinder, das geht schon alles. Ihr müßt dem Gaul bloß gut zureden. Seid doch vernünftig, Brust heraus, Hände ruhig halten, die armen, armen Tiere. Nehmen

Sie doch die Sporen heraus, Mensch! Nochmals antraben, der Mann auf dem Fuchswallach. Nein, Ihr Gaul ist wirklich eine Stute, mein Vester, fragen Sie den Veterinär, — Sie meine ich nicht! — Schenkel heran, so und jetzt ruhig antraben. Nein, nicht kehrt sollen Sie machen! Fuchteln Sie doch nicht so mit der Lanze in die Gegend, Mann. Nicht rückwärts sollen Sie reiten. — Himmel Donnerwetter, dann geben Sie doch die Sporen . . .“

Und nun ging dem natürlich der Gaul durch.

„Was wollen Sie bloß drüben beim Wachtmeister Bindzettel . . .“ resigniert schüttelte der Kleine den Kopf. „Der kann Sie wirklich nicht brauchen. Der schenkt Ihnen einen Schwärmer und schickt Sie aufs Gebirge, wetterleuchten.“

Aber da half alles Beschwören nichts. Der Reiter war und blieb verschollen.

„Relaispostendienst. Der erste Posten hier, der zweite in jenem Gehöft. Der dritte drüben am Waldbrand, der nächste am jenseitigen, wo die Brücke über den versumpften Graben führt. Ich werde die Stellungen abreiten. Kriegsfreiwilliger Schmidt, Sie begleiten mich als Melbereiter.“

Knisternd brachen die dünnen Buchenzweige, wie sie dann zu zweit durch das Gehölz trabten. Hanns von Hundrich parierte.

„Schritt,“ befahl er. „Wir wollen die Pferde schonen, Kriegsfreiwilliger Schmidt. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„Herr Fährich!“ rief der und schob seinen Gaul auf die linke Seite der Rappstute. Prüfend schaute jener herüber.

„Es geht heute schon ausgezeichnet,“ lobte er dann sachverständig. „Nur den Gaul nicht in Schweiß geraten lassen.“

„Zu Befehl,“ wiederholte der andere. Doch der Fährich schaute ihn nochmals von der Seite an.

„Ich habe Ihnen gestern Unrecht getan,“ sagte er treuherzig. „Und das tut mir leid. Im allgemeinen pflege ich das aber nicht zuzugeben,“ korrigierte er sich dann rasch selbst. Und dann lenkte er rasch ab vom Thema:

„Wie alt sind Sie, Kriegsfreiwilliger Schmidt?“

„Neunzehn Jahr, Herr Fähnrich.“

„Mein Gott,“ sagte der. „Da sind Sie ja ein volles Jahr älter als ich. Ja, das bringt nun einmal der königliche Dienst so mit sich.“

Die Augustsonne schien durch die Buchenstämme. Die Reiter säumte rings das satte, tiefe Grün, streiften buschige Zweige. Matt dämpfte das Moos den Hufschlag ihrer Pferde. Leise grollte ein Donner herüber.

„Wundervoll, solch ein Ritt durch den Wald,“ rief Hanns von Hundrich impulsiv. „Mein Gott, wie haben wir das vermisst im Korps. Tag für Tag bloß pauken und exerzieren, exerzieren und pauken. Wundervoll ist es doch geradezu, diese Freiheit im Wald und den Gaul zwischen den Schenkeln. Schmidt, Sie haben auch ganz rote Backen bekommen.“

Strahlend sah ihn der andere an.

„Ich freue mich,“ sagte er dankbar.

„Ich freue mich ganz unbändig. Aber — das kann ich jetzt nicht sagen . . .“

„Warum denn nicht? Wir sind doch augenblicklich ganz außer Dienst,“ meinte der Fähnrich. Aber der andere drohte:

„Weil . . . weil Herr Fähnrich mich gelobt haben . . .“

Überrascht sah der hoch. Dem Kleinen schlug ja geradezu eine Blutwelle ins Gesicht. Gutmütig fragte er:

„Sagen Sie mal, Schmidt, Sie sind wohl noch nicht viel mit Menschen zusammen gekommen?“

„Gar nicht,“ gab der offen zu. „Mein Vater ist arm, und das Lernen ist mir nie leicht geworden . . .“

„Da haben Sie bloß immer gearbeitet und geocht?“

Der andere war schüchtern. „Gewiß,“ meinte er leise. „Arbeiten müssen. Stunden gegeben und geritten. Aber meinen Kameraden war ich zu schwächlich.“

Der Fähnrich bog einen Zweig zur Seite, der ihm ins Gesicht streifte.

„Hören Sie,“ sagte er. „Das gefällt mir eigentlich . . . Und ausgerechnet Sie wollen Offizier werden?“ Ein prüfender Blick glitt über den anderen.

„Mein ganzes Herz hängt daran . . .“ Der schlanke, feine Junge wurde eifrig. Sein Gesicht glühte unter dem dunklen Haar, auf dem lechzervogen die gelbblaue Dragonermütze saß. Seine Augen strahlten.

„Ich weiß mir nichts Schöneres, und ich bin meinem Bruder so dankbar, daß er mir geholfen hat, Soldat zu werden. Vater wollte gar nicht.“

„Sie lieben Ihren Bruder sehr?“ meinte Hanns Hundrich. Und der andere bejahte es.

„Seit Mutters Tode hängen wir sehr aneinander. Er war ganz in unserer Nähe auf Kriegsschule. Früher schon, wie er noch auf dem Pennal war, hat er mir stets geholfen. Ich — ich bin viel gehäufelt worden, es ist eigentlich vielleicht nicht ganz richtig, daß ich das erzähle. Aber ich war früher viel krank. Und ich bin auch sehr spät erst auf Schule und unter gleichaltrige Kameraden gekommen. Da fand sich der Anschluß nicht so schnell. Mein Arbeiten und mein Reiten füllte alle meine freien Stunden aus.“

„Ihre Mutter ist tot?“ fragte der Fähnrich.

„Es ist noch nicht ganz ein Jahr her. Ich habe sie sehr, sehr lieb gehabt,“ antwortete der andere leise.

Hanns Hundrich hielt seine Rappstute an.

„Das tut mir herzlich leid!“ Er reichte

dem anderen die Hand herüber. Der riß sich unwillkürlich im Sattel zusammen, daß der nervöse Braune erschrak und zu tänzeln begann.

„Geben Sie mir ruhig die Hand, Kriegsfreiwilliger Schmidt,“ sagte der Fähnrich. „Sie können die Lanze so lange in den Boden spießen.“ Er packte die Finger des anderen mit kräftigem Druck. Wahrhaftig, dem standen ja beinahe die Tränen im Auge.

„Ich will Ihnen was erzählen,“ fuhr er fort. „Ich hatte auch eine Mutter. Und ich hatte meine Mamma auch so unendlich lieb. Aber sie ist gestorben, wie ich gerade zwölf Jahre alt war. Und dann kam ich gleich darauf ins Korps. Seitdem — seitdem hat mich, glaub ich, kein Mensch mehr lieb gehabt.“

„Herr Fähnrich,“ bat der andere, und jetzt liefen ihm wahrhaftig die hellen Tränen die Backen herunter. „Herr Fähnrich, das dürfen Sie nicht sagen.“

„Doch,“ sagte der kleine, alte Kadett und machte ein bekümmertes Gesicht. „Sehen Sie mal, ich habe es damals auch gedacht, ich würde es nie verwinden können. Aber Kadetten heulen nicht! Ich hab manchmal nachts bloß immer in das Kopfkissen gebissen, aber bei Tage hab ich stramm meinen Dienst gemacht. Bin geprügelt worden und habe selber geprügelt. Dadurch wird man stramm, soldatisch. Und wir Hundrichs sind schon immer straffe Soldaten gewesen. Es war vielleicht ein Glück für mich, daß es so gekommen ist.“

Es war schwül im Walde. Die gelben Sonnenflecken waren längst verschwunden, an ihrer Statt schwängerte eine fahle Dämmerung durch die Stämme. Oben über den Wipfeln zogen grauschwarze Wolfenkegen, und schon raschelte es durch die Blätter. Vor ihnen begann sich der Wald zu lichten.

„Wir wollen umkehren,“ sagte der

Fähnrich. „Jetzt denken die da hinten, wir reiten weiter und dösen vielleicht gar. Es wird regnen, fein! Dann haben wir gleich eine kriegsmäßige Übung.“

„Hören Sie, Kriegsfreiwilliger Schmidt,“ fuhr er dann fort, wie sie gewendet hatten. „Heute morgen haben Sie mir gar nicht gefallen. Im Stall. Sie dürfen sich von anderen nichts wegnehmen lassen! Sie dürfen sich keinen Schabernack spielen lassen. Gerade von Ihnen möchte ich das nicht. Sie waren heute früh so hilflos, das ist verkehrt für einen jungen Soldaten.“

Dem anderen war wieder eine helle Röte bis unter die dunklen Haare geflutet.

„Verstehen Sie mich nicht falsch,“ sprach der Fähnrich weiter. „Sehen Sie mal, Kriegsfreiwilliger Schmidt, „ich habe das so im Korps gelernt, wie man fortkommt im Leben. Ich weiß das jetzt. Und da gilt das Beste ein guter Kamerad, der einem offen die Wahrheit sagt und einem ehrlich helfen will. Sie haben Ihren großen Bruder, an dem Sie hängen. Was hätte der wohl gemacht, heute früh?“

Walter Schmidt war ganz hilflos.

„Ich glaube,“ drohte er, „er hätte dem ersten besten ein paar um die Ohren geschlagen, und dann wäre so etwas nie mehr vorgekommen. . .“

„Sehen Sie, Kriegsfreiwilliger Schmidt,“ sagte der Fähnrich befriedigt. „Das ist auch das einzig Sentrechte! Und nun, da Ihr Herr Bruder nun einmal nicht hier ist, sondern sich höchstwahrscheinlich gerade an der Front mit den Franzosen herumschlägt, — der Glückliche! — er stöhnte tief auf — „dann — geben Sie mir Ihre Hand, Kriegsfreiwilliger Schmidt. Sie wollen auch einmal Berufs солдат werden. Wir sind beide Kameraden, und wir werden wohl auch beide zusammen ins Feld gehen. Wir wollen treu zusammen

halten, Kriegsfreiwilliger Schmidt. Wollen wir das? Auf Matettenwort, Kriegsfreiwilliger Schmidt! Auf unser zukünftiges Offiziersehrenwort! Ja?"

Der andere griff glücklich zu.

„Ich bin ja so — so dankbar — Du — dem Herrn Fähnrich!“ Die großen dunklen Rinderaugen strahlten wieder.

„Wie heißt Du mit dem Vornamen? Walter? Gut, ich heiße Hanns! Also Hanns von Hundrich und Walter Schmidt haben Brüderschaft geschlossen. Hörst du, Walter Schmidt, was dein Freund Hanns von Hundrich gesagt hat? Und nun, Kriegsfreiwilliger Schmidt,“ sprach er weiter altflug, „es fängt an zu regnen. Geben Sie Ihrem Gaule die Sporen, Kriegsfreiwilliger Schmidt . . .“

„Wer da . . .? „Der Posten hatte aufgepaßt. Der „wachthabende Gefreite“, auch ein blutjunger Kriegsfreiwilliger, meldete sich glücklich über seine ihm für den Vormittag angedichtete Würde.

„Geben Sie die Meldungen her . . .!“ Der Fähnrich war befriedigt. „Nun wollen wir aber einmal nur mündliche Meldungen durchgeben. Wollen sehen, wie das glückt. Ob ihr Kerls mir nicht dabei unterwegs die Hälfte vergeßt. Also passen Sie auf, Dragoner . . .“

Der Regen pladderte munter durch die Zweige. Zwischen den Stämmen des Waldes standen die Pferde und schnoben mit weit aufgeblasenen Nüstern und langem Halse in den Regen hinein. Der Sattel klebte, wie sie jetzt wieder aufsaßen und die Landstraße entlang trabten.

Keinen trockenen Faden mehr am Leibe, langten sie am Gehöfste an. Wieder rief sie hier der Posten aus seinem Versteck im Straßengebüsch an. Die Pferde patzten mit langen Schritten durch die Pfützen über den Hof. Drinnen war ein Scheunentor

aufgeschlagen, der letzte Reiter zog gerade drin die Bauchgurte an.

„In einer halben Stunde versammeln sich sämtliche Posten bei der Brücke am Waldbrand . . .“

Der Dragoner wiederholte die Meldung, saß auf, trabte ab.

„Nun“, wandte sich der Fähnrich nach hinten. Da standen die beiden, der Rappe und der Braune, schon unter Dach und Fach auf der Tenne; der Kriegsfreiwillige hatte die Zügel miteinander verknotet und suchte gerade einen Brief aus der Tasche.

„Ich bitte Herrn Fähnrich, den Brief öffnen zu dürfen,“ riß er jetzt seine Knochen vor ihm zusammen. Stramm, schlank, kerzengerade in der regentriefenden Uniform.

„Der Fähnrich beurlaubt den Kriegsfreiwilligen für zehn Minuten, und Walter Schmidt soll jetzt seinen Brief lesen!“

„Du hast ihn heute früh bekommen und solange mit dir herumgeschleppt?“ wollte er ihn weiter fragen. Da ließ ihn ein Nützen des anderen herumfahren.

Totenblaß stand der da. Kalkweiß mit großen, runden, weitaufgerissenen Augen.

Und mit einem Male schlug er die Arme auf die Bretter der Hansen, die zu beiden Seiten die Tenne abtrennten und über die das gelbe Stroh quoll, und warf den Kopf darüber.

„Walter! Was ist dir . . .?“

Ein trockenes, qualvolles Schluchzen erschütterte den zarten Körper des Knaben.

„Was ist dir, Walter?“

Die Hand des anderen hob den zur Erde geflatterten Briefbogen empor:

. . . . Dein lieber Bruder Franz ist gefallen. Als Erster seines Regiments, schreibt heute der Oberst . . .

Da legte der Fähnrich Hanns von Hundrich seinen Arm um die Schulter des Kriegsfreiwilligen Walter Schmidt und küßte ihn mitten auf den Mund.



Sohanna Pistorius: Dorfstraße

Dritter photographischer Wettbewerb



Siegen. Federzeichnung von E. Baumann

Das Siegerland

Zum Siebenhundertjubiläum der Stadt Siegen

Von Dr. Hans Kruse in Siegen

Mit 13 Abbildungen

Siegerländer, die während des Krieges in französischer Gefangenschaft waren, haben es oft genug erfahren, daß Briefe, Zeitungen und Zeitschriften aus ihrer Heimat ihnen nicht ausgeliefert wurden, weil sie die für französische Ohren damals anstößigen Worte „Siegen“ oder „Siegerland“ trugen. Von einer deutschen Landschaft Siegerland und ihrer Hauptstadt Siegen war diesen Franzosen nichts bekannt. Wir verdanken es ihnen nicht, obwohl die heute so deutsch klingenden Namen vermutlich von dem ehemals keltischen Flußnamen Sieg herrühren. Aber Hand aufs Herz! Wie viele gute Deutsche wissen auch nichts von dieser kerndeutschen Landschaft und ihrer Hauptstadt mit dem im Kriege uns so verheißungsvoll und heute so wehmütig klingenden Namen.

Als Hindenburg in einem seiner berühmten Ernährungserlasse der Not der Siegerländer Schwerarbeiter besonders gedachte da sandte ein pommerscher Landrat die ihm von seinen Bauern

spontan gelieferten Speckseiten nicht nach Siegen, sondern nach dem an der Mündung der Sieg gelegenen Siegenburg, und aus der Hauptstadt desselben Pommern wird die pommersche Heimatzeitschrift dem Siegerländer Heimatverein seit Jahren mit der Aufschrift Siegen an der Ruhr zugesandt, obwohl die Ruhr doch fast 100 Kilometer weiter nördlich fließt. Dabei hatte Siegen im Mittelalter den Ruhm, zu den 24 Haupt- und Handelsstädten Europas zu gehören, die mit der alten Reichsstadt Nürnberg durch eine besondere Straße verbunden waren.

Siegen ist die Hauptstadt des Siegerlandes, und dieses Siegerland oder Siegenische Land, wie es früher hieß, ist unter den vielen deutschen Landschaften geographisch und historisch betrachtet eines der kleinsten, aber schärfst umrissenen. Es ist ein Gebirgskessel, der sich zwischen Westerwald im Süden, Sauerland im Norden, Bergischem Land im Westen und Hessischem Bergland im Osten erstreckt und der gewissermaßen

den Grundstock darstellt, von dem diese, die rechtsrheinische Hälfte des Rheinischen Schiefergebirges bildenden Gebirgssysteme, ausstrahlen. An seiner Ostgrenze zieht sich das von der höchsten Erhebung des Sauerlandes, dem Nahlen Astenberg, nach Süden erstreckende Rothaargebirge entlang, die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser. Nur eine halbe Wegstunde auseinander entspringen auf Siegerländer Boden Eder, Sieg und Lahn. Eder und Lahn fließen östlich, beide durch das Wittgensteiner Land, die Eder, indem sie ihre östliche Richtung beibehält, zur Fulda und Mosel, die Lahn in weitem nach Osten gerichteten Bogen, die westlichsten Ausläufer der hessischen Berge und den Westerwald umfassend, dem Rheine zu. Die Sieg dagegen eilt auf kürzestem Wege zum Rhein. Ihr Oberlauf durchfließt das Siegerland, das als Quellsbett der Sieg gelten kann.

Wer an der Muhlburg unterhalb Beßdorf, einer mit einer frühgeschichtlichen Wallburg befestigten Bergzunge, welche von der Sieg in weitem Bogen umflossen wird, die Höhe besteigt, kann in drei- bis viertägiger Höhen-Wanderung das Hügelland umwandern, ohne nur einmal ins Tal herabsteigen zu müssen. Von diesem Höhenring strahlen die Gebirgszüge und Täler nach dem Mittelpunkt des Landes, wo die Hauptstadt Siegen am Treffpunkte der Haupttalgruppe auf sieben Bergen und in den sie trennenden Tälern gelegen ist.

So ist das Land eine natürliche Festung; das haben schon die Alten erkannt, und an den wenigen Paßstellen, wie an der Durchbruchsstelle der Sieg, liegen nahe nebeneinander sechs frühgeschichtliche und ebensoviel mittelalterliche Befestigungsanlagen. Es sind dieselben Pässe, über welche die Neuzeit die das Siegerland mit seinen Nachbargebieten verbindenden Landstraßen geführt hat,

und unter denen heute in langen Tunneln die Eisenbahnen durchführen. Drei Hauptstrecken kreuzen sich in Siegen: die durch das Siegtal nach Köln hinabführende Siegtalbahn (Deuß—Gießen), die nach Norden zur Lenne und Ruhr führende Ruhr-Siegbahn und die über Dillenburg und Gießen nach Frankfurt a. M. führende Bahn, welche das Siegerland durch den 3 Kilometer langen Tunnel von Ruderstorf verläßt. Von den Nebenstrecken führt eine, in steilen Serpentinien die Höhe ersteigend und in ihrer Eisenbahn-Romantik an die Schwarzwaldbahn erinnernd, durch das Quellgebiet der Sieg, Lahn und Eder nach Marburg. Diese neuzeitlichen Verkehrslinien entsprechen den uralten Handelsstraßen, welche über die Höhen der Berge von Siegen nach Köln, Frankfurt, Marburg—Mürnberg und nach Westfalen führten.

Aus dieser geographischen Schilderung ist zu erkennen, daß das Siegerland Grenzland ist. Und dieser Grenzlandcharakter tritt uns überall, wo wir uns in die politische, geistige, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des Landes vertiefen, entgegen. Das Land ist von Rheinfranken besiedelt, die sich hier zwischen die Sachsen und Hessen schieben. Die Nordgrenze des Siegerlandes fällt zusammen mit der niederdeutschen Sprachgrenze; die Sauer- oder Süderländer waren die südlichsten Siedler der Sachsen. Die Bewohner des östlich vom Siegerlande gelegenen Kreises Wittgenstein gehören dem hessischen Sprachgebiet an, ebenso wie die der südöstlich gelegenen nassauischen Gebiete. Die Siegerländer Mundart zeigt westfälische und hessische Einwirkung. Ein gleiches gilt von dem Siegerländer Bauernhaus, das, wie bei den westfälischen Häusern, die Wohnung für Mensch und Vieh unter einem Dache birgt, das aber nicht die westfälische Diele mit dem hohen Schen-



Siegen vom Biersberg gesehen

Steingeichung von Carmen Klein

mentor kennt und in seiner Bauart, der Lagerung des Fachwerks, namentlich in dem südlichen Teile des Landes starke Anklänge an das fränkisch-hessische Bauernhaus aufweist. Drei altdeutsche Gaue berühren sich im Siegerland: der nach dem Rhein zu liegende Auelgau, der von Norden herabreichende Westfalengau und der Lahn- oder Hessengau, zu dem das Land vermutlich selbst gehört hat. Den drei Gaue entsprachen drei Kirchenprovinzen. Von Westen und Norden her umklammerte das Erzbistum Köln das Siegerland, die südlich gelegenen Westerwälder Gebiete gehörten nach Trier und das Siegerland selbst zur Diözese Mainz, die über Herzfeld und Amöneburg b. Marburg ihren nordwestlichen Ausläufer bis nach Siegen erstreckte. Von den Siegerländer Adelsgeschlechtern, deren bedeutendste Familien die von Wilnsdorf, von Hees, Seelbach, Lohe, Bicken und Haldinghausen waren, hat es keines zur Landeshererschaft gebracht. Diese scheint schon früher durch die von der Lahn kommenden Grafen von Nassau ausgeübt worden zu sein, die ihre Anrechte auf die Stadt Siegen freilich jahrhundertlang mit den Kölner Erzbischöfen in ihrer Eigenschaft als Herzögen von Westfalen teilen müssen. So kreuzten sich völkische, politische, kulturelle und kirchliche Einflüsse von allen Seiten herkommend.

Das Land war viel begehrt, nicht wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, der steiniger Verwitterungsboden aus Grauwacke und Schiefer ist, den der Landwirt an den steilen Berghängen nur unter Aufbietung aller Kräfte bestellen kann und der die aufgewendete Mühe infolge allzu reichlicher Niederschläge und häufiger Früh- und Spätfröste nur selten in ergiebiger Weise lohnt. Die Schätze des Siegerlandes ruhen im Schoße seiner Berge, in den Eisenstein-, Blei-, Silber-, Kupfer- und

Nobalterzen. Uralt ist der Siegerländer Bergbau und die Siegerländer Eisenindustrie. Schon frühgeschichtliche Funde deuten darauf hin, daß man im vierten bis fünften Jahrhundert v. Chr. im Siegerlande Eisen gewonnen hat. Ein englisches Gedicht des 12. Jahrhunderts verlegt die Heimat Wieland des Schmiedes nach Siegen. Dort soll er seine kostbaren Becher und Geräte verfertigt haben. Das Dorf Wilnsdorf, das alte Wilandisdorf, in dessen Gemarkung die älteste Silbergrube des Landes, der „Ragenscheid“ liegt, scheint diese Überlieferung zu bestätigen, und wenn die von Adam von Bremen überlieferte Nachricht zutrifft, daß die Anitahede, auf der Siegfried den Riesen Fasnir erschlug, bei Caldrium, dem an der oberen Lahn gelegenen Kalbern lag, dann hat vielleicht auch der Amboß, auf dem Jung-Siegfried sein Schwert schmiedete, in den Siegerländer Bergen gestanden. Jedenfalls haben die Berge des Siegerlandes jahrhundertlang das Hammern der Walbschmiede gehört, die zugleich Bergleute waren und das Eisen da, wo es zutage trat, in ihren primitiven Rennfeuern schmolzen und selbst verarbeiteten. Es ist nachgewiesen, daß die Lanze Karls des Großen, aus der später das heute in Wien befindliche Reichszepter hergestellt wurde, aus manganhaltigem Siegerländer Eisen geschmiedet worden ist. Wenn auch das Silbervorkommen das Land zunächst begehrenswert erscheinen ließ — schon um 1150 wurden in Siegen Münzen geprägt — so trat doch die Eisengewinnung immer mehr in den Vordergrund, und man kann das Siegerland als die Wiege der deutschen Eisenindustrie bezeichnen. Hier hat man zuerst die Wasserkraft in den Dienst der Eisengewinnung gestellt und vollzog wahrscheinlich im 13. Jahrhundert den Übergang von der direkten zur indirekten Eisengewinnung. Man erfand den



Bauernhaus im Siegerlande

Hochöfen. Die Handwerker, welche das Eisen in den Hochöfen brachten, der durch mit Wasserräder betriebene Blasebälge bedient wurde, nannte man die Massenbläser, diejenigen, welche das so gewonnene Roheisen dann unter dem Hammer zu Halbfabrikaten herstellten, die Hammerschmiede. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts gab es bereits 40 Hütten- und Hammerwerke im Siegerlande, die sich über das ganze Land verteilten. Die Zünfte der Massenbläser und Hammerschmiede hatten ebenso wie die der älteren Stahlschmiede ihren Sitz in der Stadt Siegen. Auf den vorzüglichen Siegerländer Stahl gründete sich der Ruhm der Köflner Schwertfeger und der Solinger und Nemscheider Klingen- und Sensenschmiede. Der beste Siegerländer Stahl wurde aus den Erzen des 1313 zuerst urkundlich erwähnten Stahlbergs bei Müsen gewonnen. Dieses Bergwerk galt jahrhundertlang als das Mekka der Bergleute. Noch heute bewahrt die Grubenverwaltung ein altes Frem-

denbuch, in das berühmte Bergleute des 18. Jahrhunderts, gefürstete und gekrönte Häupter sich eingetragen haben. Der Stahlberg und seine Nachbargruben, in denen auch Silber gefördert wurde, liegen an den Hängen des Kinkelberges und der Martinshardt, der höchsten Bergkluppe des Landes. Hier ist die Siegerländer Binetasage entstanden, die Sage von dem Untergange der Stadt Altenberg, deren Bewohner durch den Bergbau so reich und üppig geworden waren, daß sie den Armen zum Hohne mit silbernen Kugeln nach silbernen Kegeln warfen.

Die Entwicklung der Siegerländer Industrie hing ab von ihrer Versorgung mit Kohle. Noch kannte man die Verhüttung mit Koks nicht, und der Transport der Steinkohlen von der Ruhr war auf dem weiten und schlechten Wege zudem nicht möglich. Man war ganz auf die Holzkohle angewiesen. Wir wissen heute wieder, was Kohlennot bedeutet. Jahrhundertlang ist das Siegerland von dem Gespenst der



Voheschälten im Siegerlande

Aufnahme von E. Blasius in Sittchenbach

Kohlennot bedroht gewesen und hat sich deshalb eine wirtschaftliche Verfassung gegeben, die noch heute das Stauern aller Volkswirte erregt. Die große Gefahr bestand in der planlosen Ausrodung der Wälder. Zur Verhüttung von einem Fuder Eisensteinen gehörten drei Fuder Holzkohle. Daher wurde das Eisen in der Zeit, als die Rennfeuer noch üblich waren und das Verhältnis von Kohle und Eisen beim Schmelzprozeß noch ungünstiger war, häufig zur Kohle gebracht, und wir finden Schlackenhalden auch an solchen Stellen des Landes, wo kein Eisenstein gebrochen wird. Um nun der Ausrodung der Wälder vorzubeugen und gleichzeitig der Landwirtschaft zu dienen, kam man auf eine eigenartige Verbindung von Feld- und Waldwirtschaft. Da, wo der Wald in Privatbesitz der Bauern war, — und das war im ganzen Lande der Fall, während der breite Waldgürtel der Grenzhöhen auf Grund des alten Wild- und Forstbannes in landesherrlichem Besitz blieb

— legten die Bauern ihren Besitz, wo die Allmende schon aufgeteilt war, wieder zusammen und betrieben ihn fortan genossenschaftlich. Jeder einzelne erhielt ideelle Anteile, die nach Ruten, Albus oder Weißpfennigen oder Nesten (ein Saatmaß) berechnet wurden. Der gesamte Besitz wurde in 18 Jahresschläge eingeteilt, die in regelmäßigem Wechsel bewirtschaftet wurden. Der jeweilige Jahresschlag heißt der Hain oder „Häh“. Im Frühjahr wird er mit der Meßrute nach den Besitzteilen der einzelnen Bauern eingeteilt. Die so abgeteilten Streifen werden durch kleine Stöcke, in deren Rinde man die Hausmarken der betreffenden Bauern einschneidet, kenntlich gemacht und heißen Zähne. Im März wird der Berg geräumt, d. h. das Kleinholz wird herausgehauen und zu Schanzen gebunden. Im Mai schält man von den jungen Eichenstämmen die Rinde, welche eine vorzügliche Gerberlohe ergibt, und im Juli werden dann die Stangen



Kohlenmeiler im Siegerland

Aufnahme von E. Blasius in Sitschenbach

geschlagen, und die Tätigkeit des Köhlers konnte beginnen. Überall im Lande stieg nun in den Sommermonaten der feine Rauch der Kohlenmeiler auf. Die Köhler bauten sich aus Stangen und Moos einfache Hütten und lebten monatelang im Walde. Die Poesie des Köhlerlebens ist von niemand schöner geschildert worden als von Jung Stilling, der seinen Großvater Ebert so gern zum Meiler begleitete. Im Herbst fuhren dann die Köhler nicht nur aus dem Siegerlande, sondern auch aus den benachbarten Waldgebieten des Wittgensteinschen und des Sauerlandes in langen Wagenzügen zu den Hütten und Hammerwerken, wo die Kohlen in den Kohlschuppen aufgespeichert wurden. Der abgerodete Hainaber wurde durch Brennen der Holzabfälle und des Grazes, das sogenannte „Brasbrennen“ für die Kornbestellung zubereitet. Ende Juli und Anfang August ist das ganze Siegerland in den würzigen Rauchschleier des Brasbrennens eingehüllt, und man sieht zur Nachtzeit

überall von den Berghängen die Brasenhaufen aufleuchten. Auf das Brennen der Berge folgt dann das „Haochen“, das heißt das gemeinsame Pflügen, ein Festtag, zu dem die ganze Gemeinde unter Glockenläuten mit ihren Pflügen und Zugtieren auszieht. In den so gepflügten Berg wird dann das Winterkorn gesät, und im nächsten Jahre wogen an den Berghalben die goldenen Kornfelder. Da unter dem Korn die Wurzelstöcke wieder ausschlagen, kann es nur mit der Sichel geschnitten werden. Der Siegerländer baut die Garben zu „Nittern“ auf, die in langen Reihen aufgestellt in der Tat wie reißige Nitterscharen anmuten.

Diese Wirtschaftsweise nennt man im Siegerlande Haubergswirtschaft. Sie ist allmählich vom Volke selbst herausgebildet worden und im Jahre 1562 durch eine Forst- und Waldordnung, die heute noch in der sogenannten Haubergsordnung besteht, von der nassauischen Landesherfschaft zum Gesetz erhoben worden. Es handelt sich um das



Kornernte im Siegerländer Hauberg

Aufnahme von E. Blasius in Sittchenbach

Grundgesetz des Siegerlandes, dessen Hauptbedeutung darin liegt, daß in geradezu klassischer Weise hier zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, die Belange von Landwirtschaft und Industrie miteinander auszugleichen. Dem Bauern gab und gibt der Hauberg Streu, Hude, Brennholz und vor allem Korn. Die Brotfrucht für das dicht besiedelte Land wurde um ein beträchtliches vermehrt, indem die Anbaufläche um ein Achtzehntel des gesamten Waldbodens vergrößert wurde. Der Industrie gab der Hauberg Lohe und Holzkohle. Seit dem 15. Jahrhundert beobachten wir, wie neben der Eisenindustrie eine immer bedeutender werdende Lederindustrie tritt, die schon damals die Messen von Frankfurt, Braunschweig und Leipzig besuchte.

Aber freilich die Kohlennot konnte auch trotz der Hauberge nicht endgültig beseitigt werden. Man hatte weitere Maßnahmen nötig und fand sie in einer Betriebsordnung für Hütten- und Hammerwerke, welche der Industrie be-

deutende Beschränkungen auferlegte. In abwechselndem Turnus — der Inanspruchnahme der Wasserkraft halber — durften Blashütten und Hammerwerke nur einen ganz bestimmten Teil des Jahres in Betrieb sein, zur Zeit der Ernte und der Wiesenbewässerung ruhten die Betriebe. Die Anlage neuer Werke wurde durch die Zunftbriefe vom Jahre 1504 untersagt, und ein halbes Jahrhundert später verzichtete ebenfalls der Landesherrnsparsnis halber die Landesherrschaft auf den Betrieb der ihr gehörigen Hütten. In Siegen wurde zudem eine Kohlmeisterei eingerichtet, eine Behörde, die ähnliche Aufgaben erfüllte wie heut unser Kohlen Syndikat. Sie bestimmte je nach der Entfernung der Hütten von den Kohlenstädten einen dreifachen Kohlentarif und ging zeitweilig so weit, daß sie kurzerhand die gesamte Kohlenenerzeugung auf die einzelnen Werke repartierte. Trotz all dieser Maßnahmen blieb der Kohlenhandel eine Quelle des Unvergnügens für alle Beteiligten, für die



Inneres der Grube Eisenzcher Zug in Eisfeld

Aufnahme von G. Schmedt in Siegen

Massenbläser und Hammerschmiede, die sich dauernd die Köhler einander abspannten, für die Köhler, welche die Kohlen gern auf Teuerung zu schöpfen suchten, sich von den Hütten- und Hammerbesitzern traktieren ließen, oder, wenn diese sich einig waren, durch Vorschußzahlungen leicht in finanzielle Abhängigkeit gerieten, für die Landesregierung, die sich dauernd von der Klage der Massenbläser, Hammerschmiede und Köhler behelligt sah. Es war eben trotz aller fürsorglichen Maßnahmen, trotz aller Zufuhr aus dem Nachbargebiet, dauernd Kohlenmangel. Aber gleichwohl hat diese Regelung, welche die Regierung im Einverständnis mit den Zünften traf, so namentlich das Monopol der Zunftbriefe, das Ergebnis gehabt, daß das Land jahrhundertlang eine wenn auch langsam, so doch stetige Entwicklung genommen, in der gesunde, soziale Verhältnisse sich gestalten konnten. Jung Stilling, der beste Kenner seiner Siegerländer Heimat, der immer wieder ihr Lob pries, hat einmal gerade im Hinblick auf die Wirtschaftsverfassung des Landes gesagt: „Es

gibt kein Land, wo es so wenig Reiche, aber auch keines, wo es so wenig Arme gibt als in diesem Siegerlande“.

Und diese Wirtschaftsverfassung hat das Land bewahrt bis tief in das 19. Jahrhundert hinein. Die französische Fremdherrschaft hat vor den Zunftordnungen der Siegerländer Massenbläser und Hammerschmiede ebenso Halt gemacht, wie die preußische Staatsregierung, die, als sie 1815 das Siegerland übernahm, ganz in freihändlerischem Sinne ihre Wirtschaftspolitik trieb. Bis zum Jahre 1870 hat die Hütten- und Hammerordnung bestanden und noch heute wirken die gesunden sozialen Verhältnisse, welche sie dem Lande in Verbindung mit der Haubergsordnung gegeben hat, nach. Seit jener Zeit freilich hat auch die moderne Großindustrie im Siegerlande Einzug gehalten; wo einst die malerischen, mit Stroh gedeckten und von Eichen geschirmten Hütten- und Hammerwerke an den Bächen und Flüssen des Landes inmitten grüner Auen standen, da breiten sich jetzt mächtige Hochofenwerke, Stahlwerke, Walzwerke, Walzengieß-



Unteres Schloß in Siegen

Aufnahme von Peter Weller

reien, Eisen- und Blechkonstruktionswerkstätten aus, und zwischen ihnen liegen mittlere und kleinere Betriebe, die namentlich Blechwaren, wie Milchkannen, Mülleimer, landwirtschaftliche Geräte aller Art und Aluminiumwaren herstellen. Auf den Landstraßen rollen die Lastwagen, welche den Verkehr dieser Werke untereinander vermitteln, und auf der Ruhr-Siegbahn rollen täglich fünfzig bis sechzig lange Güterzüge zu den Hütten und Fabriken des Siegerlandes mit den schwarzen Diamanten von der Ruhr, um die heut ein weit größerer und bitterer Kampf entbrannt ist als früher um die Holzkohle der friedlichen Siegerländer Köhler. Einst war das Siegerland das einzige stahlerzeugende Gebiet Deutschlands und hatte in dieser Monopolstellung seine wirtschaftliche Sonderstellung ausgebaut. Heute hat es diese Stellung verloren und ist mehr und mehr mit seinen Gruben und Eisenwerken in die Abhängigkeit der rheinisch-west-

fälischen Großindustrie gekommen. Daß ihm aber auch heute noch eine achtungswerte Stellung im deutschen Wirtschaftskörper zukommt, mag daraus zu erkennen sein, daß von einem seiner großen Hüttenwerke, der Charlottenhütte in Niederschelde, eine der größten Konzernbildungen Deutschlands ihren Ausgang genommen hat.

Aber es wäre einseitig, nur der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zu gedenken. Wandern wir durch die Straßen seiner Hauptstadt und lassen uns von ihren Türmen, Häusern und Schlössern von der Vergangenheit von Stadt und Land Siegen erzählen. Auf dem breiten Südhange des steil zwischen Sieg und Weiß sich erhebenden Siegberges breitet sich die Altstadt Siegen aus. Die Landleute reden schlechtthin von der „Stadt“ oder von dem „Krönchen“. In der Tat hob sich ehemals die von einer Mauer mit 16 Türmen umwehrte Stadt, aus deren Häusermeer die wuchtigen Türme der

Burg Siegen und des unteren Schlosses, der gewaltige viereckige Turm der Nikolai-
kirche und der zierlich verzopfte Turm
von St. Marien gen Himmel strebte,
wie eine vielzackige Krone aus der Land-
schaft. Von den nördlichen und südlichen
Höhen gesehen war es ein unvergleichlich
schönes Städtebild, dieses Siegen, das
nach einem großen Brandunglück im
Jahre 1695 der Senat der Herborner
Universität „das Auge und die Zier
der Nassau“ nannte und unter dessen
Bild in dem Braun-Hogenbergischen
Städtebuch von 1580 die Unterschrift
steht: „Segena famosum comitatus
Nassoviae oppidum“. Da liegt auf dem
fast felsigen Ausläufer des Siegberges
in dem Winkel zwischen Sieg und Weiß
der wichtige, schlichte Bau des unteren
Schlosses, das Johann Moritz von
Nassau-Siegen (1604 bis 1679) erbaute,

jener Nassauer, der im Dienste der
Holländischen Compagnie Brasilien für
die Holländer eroberte, der als Statt-
halter des Großen Kurfürsten Cleve,
Mark und Ravensberg verwaltete und
einen großen Teil des Verdienstes be-
anspruchen darf, daß diese Lande sich
so bald dem brandenburgisch-preußischen
Staatsverbande eingliederten. Den
Spuren dieses Fürsten, der ein seltener
Kunstmäzen war, begegnen wir in Cleve,
das er zu einer mit fürstlicher Pracht
ausgestatteten Residenz ausbaute, in
Berlin, wo die Straße Unter den Lin-
den nach seinen Plänen gebaut wurde,
und wo die ersten Anfänge der kur-
fürstlichen Kunst- und Büchersammlun-
gen auf seine Geschenke an den Großen
Kurfürsten zurückzuführen sind, in
Sonnberg a. d. Warthe, wo er als
Großmeister des Johanniterordens das



Salle im oberen Schloß in Siegen, Museum des Siegerlandes



Marktplatz in Siegen

Kohlezzeichnung von W. Stroth

Ordensschloß erbaute. Das Bauen und Pflanzen war neben dem Kriegsführen die Hauptbeschäftigung dieses Fürsten, mit dem der Name Siegens dauernd verbunden ist.

Und wandern wir von dem weiten Schloßplatz in die engen, steilen Straßen der alten Bergstadt durch die Kölner Straße oder die Löhrstraße, wo einst die Gerber sesshaft waren, zum Marktplatz. Er hat durch neuere Bauten von seiner alten Stimmung zweifellos manches eingebüßt, aber er ist im Rahmen der alten, sich überhöhenden, feingliedrigen Giebelhäuser immer noch einer der imposantesten Plätze altdeutscher Städte. Da liegen an der Nord- und Südseite die stolzen Patrizierhäuser nach den großen Stadtbränden von 1593 und 1695 in einheitlichem Rhythmus geschaffen, heute meist in düsterem Schiefergewande, ehemals mit buntem Holzbildwerk reich geschmückt. Noch lassen einzelne Reste dieser Holz-

schmuckereien erkennen, daß es sich um Arbeiten handelt, die den besten süd- oder norddeutschen Meistern Ehre machen würden. Diese Häuser, mit ihren mächtigen Kellergewölbten, mit ihren tiefgegliederten Hinterhäusern und Höfen sprechen von stolzen Geschlechtern, von Kaufleuten, Reitmeistern und Gewerken, deren Handelsverbindungen nach Köln, nach den oberdeutschen Städten Frankfurt, Worms und Nürnberg reichten. Heute sind hier die großen Kaufhäuser der Stadt, die uns mit ihrem regen Verkehr zeigen, daß auch das Siegen der Gegenwart von seinem alten Ruhm als Handelsstadt nichts eingebüßt hat. Aber lassen wir uns von ihnen nicht abhalten und steigen hinauf auf

den trutzigen Turm der Nikolaikirche, der sich als städtischer Wachturm dicht anlehnt an das alte Rathaus und seinen neuen Erweiterungsbau. Von der Galerie des Turmes schaut man hinunter in die Plätze, Straßen, Gassen und Winkel der Altstadt und staunt, wie das scheinbar planlose Gewirr der Giebelhäuser sich auflöst zu einer planvollen Stadtanlage. Wie fein schmiegen sich die Hauptstraßenzüge Kölner-, Marburger- und Löhrstraße dem Gelände an, und wie wohl überlegt führen von der Süd- und Westseite des Marktes die stillen Straßen und Gassen in die Wohnviertel der kleinen Leute. Da saßen ehemals gesondert nach ihren Gewerben die Weber, die Pfamenschläger, die Meßler, Stahlschmiede und Löhner, denn so sagt eine gräfliche Ordnung des 16. Jahrhunderts: „Sie sollen, wie von alters her guter Brauch, des Feuers, Lärmens und Gestankes halber in sonderen Gassen wohnen“

Welch weise städtebauliche Erkenntnis! Und noch heute wohnen in diesen stillen Straßen die kleinen Leute in ihren alten, bescheidenen, meist aber wohl gepflegten Häuslein, von denen kaum eines des sonnigen Gärtleins entbehrt. Und wenn wir durch diese Gassen wandern, dann freut sich das sehende Auge Schritt auf Schritt an den neckischen Giebeln, an der reichen Schieferarchitektur oder dem Schnitzwerk. Da steht in der Hundgasse inmitten der kleinen Häuser ein stolzes Bürgerhaus mit reich geschmückten Balkenköpfen, die zu Masken von teils köstlichem Humor ausgebildet sind. Aber bescheiden und sinnig schreibt der Besitzer den Spruch an sein Haus: „Wer glaubt, er hab' ein Burg zum Haus, dreh's umb und seh' was dann wird draus!“ (Grub-Grub.)

Vom Markte führt die Burgstraße hinauf zur alten Burg Siegen. Im Jahre 1224 oder kurz vorher hatte der Nassauer Graf sie erbaut, damals, als Graf Heinrich von Nassau sich mit dem Kölner Erzbischof Engelbert über die Rechte an der „neu erbauten Stadt Siegen“ auseinandersetzte. Das ältere am Fuß des Siegberges gelegene Siegen war damals, ob durch Krieg oder Feuer, wissen wir nicht, zerstört, und seine Bürger siedelten sich unter dem Schutz der Burg von neuem an. Diese Burg hat eine stille, aber reiche Geschichte erlebt. Hier schloß Graf Wilhelm der Reiche die Ehe mit Juliane von Stollberg, der Alten von Nassau, welche die Stammutter des oranischen Geschlechtes wurde. Hier und im nahen Dillenburg haben die großen aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhne, Wilhelm der Schweiger und Johann der Ältere, der Stifter der Utrechter Union, oft ihre



Hof an der Eberstraße in Siegen
Kopfezeichnung von W. Stroth

Gedanken ausgetauscht, das Wohl ihrer Stammlande überlegt und die Befreiungspläne für die Niederlande erwogen. Der große Schweiger hat hier geweilt, als er im Siegerlande das erste Heer sammelte, mit dem er in den niederländischen Freiheitskampf zog. Es war die Zeit, in der in den Mauern Siegens reges, politisches und geistiges Leben herrschte. Graf Johann trug sich damals mit dem Gedanken, Siegen zur Universität zu machen. Der Plan scheiterte. Aber die von ihm dann in Herborn gegründete Universität, die berühmte Johannea, die Hochburg des reformierten Bekenntnisses, hat ein Jahrzehnt lang auch in den Mauern Siegens geweilt. Damals finden wir viele niederländische Flüchtlinge in Siegen — ein Umstand, in dem wir wohl die Anfänge des heute noch im Sieger-



Kölner Tor in Siegen

Koblezzeichnung von W. Stroth

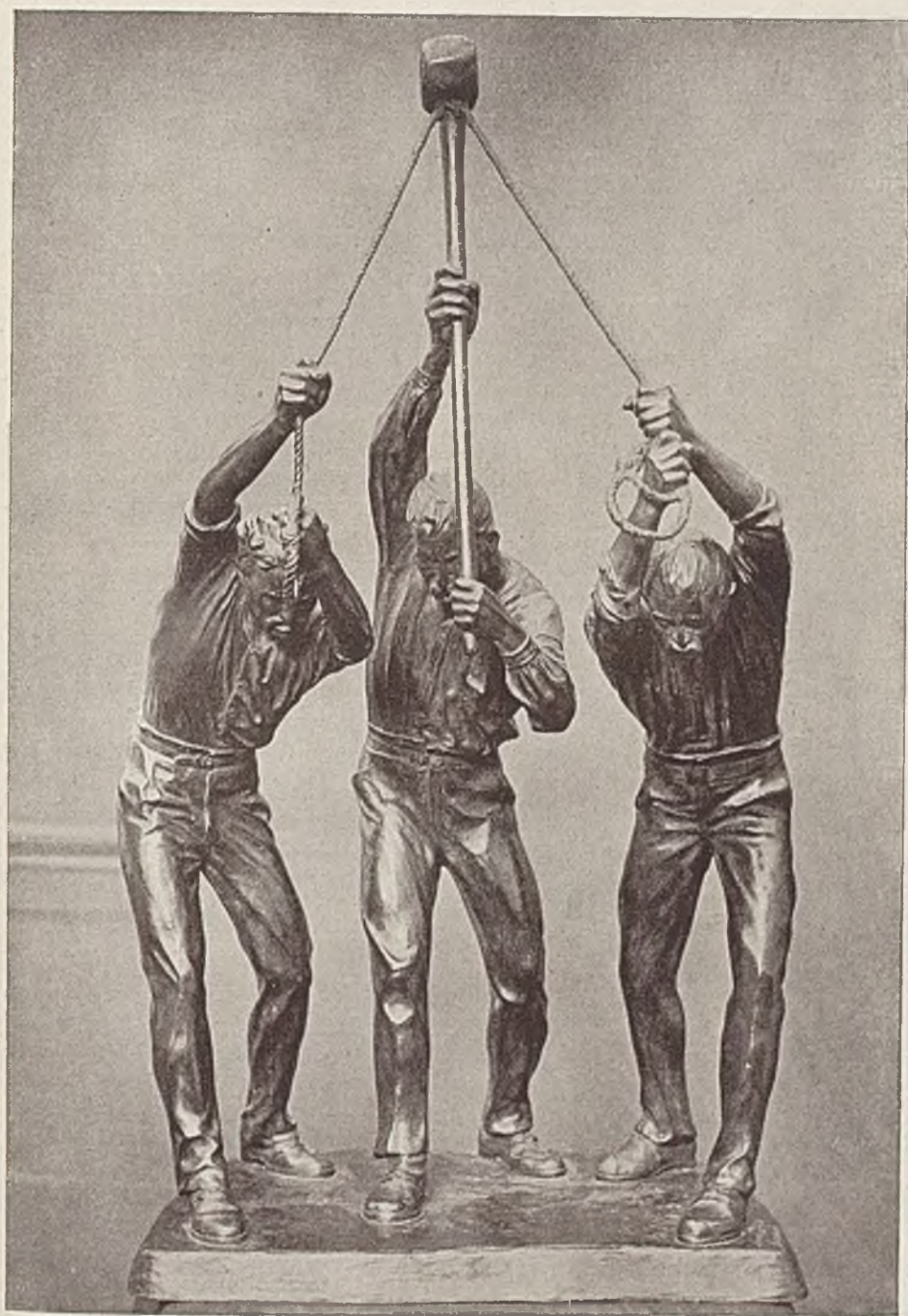
lande hochentwickelten kirchlichen und außerkirchlichen evangelischen Gemeinschaftslebens sehen. Unter der Mauer der Siegener Burg erblickte am 28. Juni 1578 Peter Paul Rubens, der große flämische Maler, das Licht der Welt. Auch seine Eltern waren Flüchtlinge, freilich aus anderem Grunde. Der Vater Rubens hüfte in Siegen die Haft, in die Graf Johann ihn wegen seines ehebrecherischen Verhältnisses zu Anna von Sachsen, der Gemahlin des Schweigers, genommen hatte. Und in den Jahren vor dem Dreißigjährigen Krieg sah die Burg Siegen ein munteres fröhliches Treiben, als Graf Johann der Mittlere, der Begründer der Siegener Linie des Hauses Nassau, dort die erste deutsche Kriegsakademie errichtete, die dann unter den Stürmen des großen Krieges bald wieder zusammenbrach.

Wir wollen schweigen von dem, was Siegen in der Folgezeit mit seinem Fürstenhaus erlebte, von dem Jahrhundert des Verfalls und der religiösen Kämpfe, in dem die katholische Linie auf dem oberen Schlosse, die evangelische im unteren Schlosse saß, das kleine Land mehrfach geteilt wurde, und die um der

Religion entzweiten Brüder und Vettern über die Dächer der ebenfalls in häßlichem konfessionellen Hader gespaltenen Bürger hinweg die Geschütze aufeinander richteten.

Treten wir ein in das alte graue Gebäude, in dessen einem Flügel heute die Waisenkinder der Stadt treu gehegt werden, und in dessen altem Pallas ein Heimatmuseum seinen Platz gefunden hat. Hier werden die Kunstgewerbe-

lichen Erzeugnisse der Vergangenheit bewahrt, und hier hat man auch der industriellen Entwicklung des Landes, namentlich seinem Bergbau, ein Denkmal gesetzt. Da leuchten und glitzern uns aus den Schränken die Stufen und Kristalle entgegen, welche von dem wunderbaren Schaffen der Natur im Schoße der Siegener Berge zeugen. Da schauen die alten Fürstenbilder von den Wänden, Juliane die Alte von Nassau im Kreise ihrer Söhne, von denen drei in jungen Jahren den Heldentod auf den Schlachtfeldern der Niederlande starben. Da finden wir einen Gedächtnissaal für Peter Paul Rubens, in dem in zeitgenössischen Stichen und guten Kopien das große Schaffen dieses Genies, um den Köln und Antwerpen einst stritten, den Bürgern der Stadt veranschaulicht werden soll, die in dem Wettstreit um den Ruhm, die Geburtsstadt des großen Malers zu sein, den Sieg behauptet hat. Und weiter sehen wir noch Erinnerungen an zwei andere Söhne des Siegerlandes: Jung Stilling und Adolf Diestertweg, der große Praezeptor Germaniae des vergangenen Jahrhunderts. Beide gehören dem ganzen Deutsch-



Siegerländer Roheisenschläger. Bronze-Gruppe von August Sagen in Siegen

land, Jung Stilling seiner immer wieder gelesenen Jugendgeschichte, der ersten deutschen Dorfgeschichte wegen, Diesterweg als der große Reformator unseres Volksschulwesens. Die Siegerländer sehen in ihnen besonders treue Söhne ihrer Heimat, die deren Ruhm hinausgetragen haben in das größere Deutschland hinein. Und schauen wir schließlich aus den Fenstern dieses stillen Museums, dem höchsten Auslug der Stadt, noch einmal hinaus in diese Siegerländer Heimat. Da sehen wir über die Türme der altert grauen Stadt hinweg in Berge und Täler des Landes hinein, schauen die rauchenden Essen und die sich drehenden Räder der Fördertürme, wie sie sich abheben von den dunklen Bergwänden oder den in schimmerndem Gold wogenden Kornfeldern, alles Zeugnisse des unermüdelichen Fleißes dieser werttätigen Bevölkerung. Unten im Tale aber glitzert das schimmernde Band der Sieg, die hinein zum alten Vater Rhein, mit dem

sie zwischen dem Alten Zoll vor Bonn und den Kölner Domtürmen ihre Flut vereinigt, dem deutschen Strome die Kraft des Siegerlandes gebend. Und wenden wir unsern Blick dann nach Norden, so macht er Halt vor den sagenumwobenen Bergkuppen am Rindelsberg und Martinshardt, aus deren Schoß heute wie vor tausend Jahren Siegerländer Knappen das Eisen fördern. Über die Grenzhöhe hinweg aber winken diese Berge ihre Grüsse in das Land, wo der Märker das Siegener Eisen redt und wo Hunderttausende die schwarzen Kohlen aus dem Schoße der Erde holen, nachdem die Siegerländer Meiler endgültig verglommen sind. Mit diesem Gruße nach Rhein und Ruhr nehmen wir Abschied von dem Lande, dessen rheinisches Volk heut an der südlichen porta westphalica Wache steht, und rufen ihm den alten Gruß seiner Bergleute zu:
Glückauf!

Der Schmied von Siegen

Die Luft ist licht wie Sonnengold.
Herbstbunte Wälder pressen
Sich flammend an der kalde Flanken,
In seligem Auf- und Niederschwanken.
Doch drunten tief im Berggrund grollt
Schmied Wieland, und der Donner rollt
Durch seine Feueressen.

Der Blaswindbalg stöhnt und saucht;
Die Erze in den Gluten
Brodeln und brausen in den Becken,
Und grelle, weiße Flammen lecken
Über die Tiegel tiefgebaucht,
Und aus den Gründen raunt und raucht
Der Schwoll der Lavafluten.

Der Riese jauchzt, er schwingt und schweift
Die roten Erzgehänge.
Und wenn tief in der Selsenkammer
Von seinen Fäusten fällt der Hammer,
Dann dröhnt der Berg, die Erde kreißt,
Wie Glas splittert der Fels und schleißt
Und schüttelt im Gesenke.

Doch sicher dehnt am Bergeshang
Die Stadt sich in den Quadern.
Sie lauscht dem Lochen in den Tiesen,
Sie hört die Stimmen, die da riesen.
Und herrlich dröhnt der Donnergang
Der heiligen Arbeit Lobgesang
Durch ihre starken Adern.

Friedrich Caspelle.



Herm. Pleuer:

Reiter

Die weißen Bezüge

Skizze von Fedor Sommer.



Die Frau Dachdeckermeister Stolle saß Nachmittag für Nachmittag am Fenster ihrer Wohnstube, wo man mit einem Blick die Hauptstraße des Städtchens überstreichen konnte.

Beinahe fünfundzwanzig Jahre saß sie nun schon so alltäglich zwischen Vesperkaffee und Abendbrotstunde da, mit Stricken, Häkeln oder Nähen beschäftigt, je nachdem der Hausbedarf das heißte.

Im großen und ganzen hatte sich das Gesicht ihrer Umgebung in dieser Zeit nicht wesentlich geändert. Das zwinzige Städtchen war nicht vollreicher geworden in dieser Zeit, und die Menschen in diesem weltverlorenen Orte, straßauf und -ab, waren sich auch so ziemlich gleich geblieben in der Art, wie sie damals Frau Stolle recht schnell und gründlich kennen gelernt hatte.

Wenigstens wurde sie sich selbst kaum jemals einer Veränderung ihrer Umwelt bewußt; denn aller Wandel dieses kleinstädtischen Treibens vollzog sich so stetig und ohne jegliche Katastrophe, daß die mitten in ihm Stehenden und mit ihm selbst sich Wandelnden ihm kaum bemerken konnten.

An der Straße aber zeigte sich dieser Wandel noch am auffälligsten.

Das Leben auf ihr hatte doch einen merklich anderen Charakter angenommen in diesen fünfundzwanzig Jahren, die Frau Stolle da an ihrem Fenster nähte, strickte und häkelte.

Wenn sie damals, als sie in den ersten Jahren ihrer Ehe die niedlichen Kinderhäubchen mit stiller Versonnenheit zusammenbastelte, bei jeglichem Geräusch auffah — und sie tat das; denn sie stammte vom Lande und fand den Verkehr auf dieser Straße ungeheuer belebt und interessant — wenn sie damals ihre braunen Augen neugierig-verwundert die steile Straße auf und nieder wandern ließ, sah sie nur

Wagen auf ihr verkehren, die ländliche Pferde schmaufend aufwärts zogen oder mit Mühe am Abwärtsrasen hinderten. Dann — vor fünfzehn, zwanzig Jahren — schossen die ersten Fahrräder den Damm hinunter, manchmal in einem Tempo, daß einem das Blut zum Stocken kam. Nun aber brummt schon längst auch die Autohupen das verschlafene Städtchen wach und verpesteten seine reine Bergluft mit dem Gestank ihrer Benzin-Überkultur, die diese schmaufenden Ungeheuer ins Leben gerufen hatte.

Man kann nicht sagen, daß Frau Stolle dieser Wandel im Straßenbilde gefallen hätte. Es ging ihr zu schnell, das Fahren auf diesen „Dingern“! Und die Menschen, die da so hochnäsiger und blasierter aus ihren Polstern herab in ihr Nähfenster sahen, reizten sie in ihrem fremdartig-luxuriösen Drefs zu temperamentvollem Unwillen.

Dann zog sie ihre glatte Stirn über der niedlichen Nase kraus, und über den kleinen Ohren sträubten sich die Härchen horstig auseinander, die Härchen, die der reputierlichen Frau schon in ihren Mädchenjahren durch ihre Eigenwilligkeit Ärger bereitet hatten, weil sie sich niemals in einem Flechtzopfe festhalten ließen.

Sie und der ganze noch recht üppige Kopfschmuck hatten in Laufe der fünf- und zwanzig Jahre auch einen nicht zu übersehenden Wandel durchgemacht: die Zeit hatte das einst so dunkelglänzend kastanienbraune Haar mit grauem Puder überstäubt.

Warum auch nicht?

Frau Stolle war ja inzwischen nicht bloß Mutter, sondern sogar schon Großmutter geworden. Und wenn sie jetzt an Kinderhäubchen bastelte, geschah's für das Töchterchen ihrer Einzigen, die „brunten im Lande“ an einen Schlossermeister verheiratet war.

Aber es verdroß sie doch, wenn der Thäsler-Tischler nebenan, der die Leute so gern anstichelte, zu ihr sagte: „Ja, ja, Mupern (Nachbarin), jünger wer'n mer o nich! Ma sieht's etwan och an dir! Du bist schon recht hibsch verschimmelt!“ Und es versöhnte sie dann auch nicht, wenn er pfiffig hinzusetzte: „Aber s' steht der gutt! Und's poßt och gutt a so zum Langen, mücht mer sprechen. Denn du host dich recht hibsch rausgemacht, a so rund rum. Wenn ich denke, was du und du warst fer 'ne dünne Bohnenstange, da dich Stolle herbrachte! Da hätt' mer's nich gedacht, daß du und du würd'st noch amol so auslegen unterm Kinn und weiter drunten und an'n Armen und im ganzen überhaupt. Nu, Stoll'n kann's schon recht sein, so'n molliges Käbel!“ —

Der Thäsler war ein verliebter Schäfer. Deshalb brachte er's auch niemals fertig, am Fenster vorbeizugehen, an dem seine rundliche Nachbarin nähte, ohne ihr pfiffig zuzunicken. Und wenn im Sommer das Fenster offen stand, lehnte er todsicher seine reich behaarten Arme breit aufs Fenster Sims und begann ein Verzähnel mit der Fleißigen, die ihm meist nur knappen Bescheid gab.

Dieses neugierig-aufdringlichen Nachbars wegen hielt sie nun schon seit etwa acht Tagen das Fenster geschlossen, wenn sie näherungsweise dran saß, obwohl sie nach Kühlung von draußen her verlangte.

Sie wollte aber nicht gefragt sein, woran sie so eifrig stichle. Und die Fülle weißer Leinwand, von der sie nun schon die ganze Woche lang umwoigt wurde, hätte den Tischler sicher zum Aushorchen gereizt.

Der aber sollte der letzte sein, der's erfuhr, welche besondere Freude sich Frau Stolle zu ihrer demnächst fälligen Silberhochzeit leisten wollte.

Sie nähte nämlich an neuen Bettbezügen für sich und ihren Gatten.

An neuen, weißen Bettbezügen!

An den ersten weißen Bettbezügen, die sie sich leisten konnten!

Bisher hatten's immer bunte Bezüge tun müssen.

Schön glatte, weiche Bezüge von der Landeshuter Leinwandfrau waren's ja auch schon gewesen. Aber doch eben keine weißen, sondern gestreifte oder karierte, wie's einer schlichten Handwerkersfamilie zukam.

Nun aber hatte sich's Frau Stolle in den Kopf gesetzt, daß sie zur Silberhochzeit in weißen Bezügen schlafen wolle. Und das sollte ihre beste Festfreude und zugleich eine Überraschung für ihren Gemann sein.

Es traf sich gut, daß er gerade in dieser Zeit mal eine ganze Woche mit dem Lehrling und Gehilfen auf dem Dominium eines entfernten Dorfes mit der Ausbesserung der Dächer zu tun hatte und auch dort übernachtete. Da konnte die Frau recht ungestört an ihren Bezügen nähen.

Lang zu verheimlichen war ja die Sache nicht.

Gestern und vorgestern hatten die Menzel-Bädern und die Frau Kaufmann Ueber sie beim Nähen überrascht. So hatte sie mit der Sprache herausrücken müssen. Aber die beiden würden schon reinen Mund halten bis zur Silberhochzeit.

Gewundert hatten sie sich freilich nicht schlecht über den Luxus, den sie sich da gestattete.

„Nee, Stolln,“ hatte die Menzeln gesagt und die Hände verwundert zusammengeschlagen, „mit dir hört's wohl vollends auf! Du wirst wohl noch plazen vor Hochmut und Dicktum! Weiße Züchen! Als wenn se ne Prinzessin oder gar die Frau Pastern wär! Nee, was wird denn da deiner sagen?“

„Da drauf bin ich selber gespannt!“ hatte sie lachend erwidert; aber es mißte sich ein leiser Zug ängstlicher Besorgnis in dies Lachen, als könne ihr der Himmel solchen Hochmut gründlich verübeln.

Die etwas scheelsüchtige Frau Kaufmann Ueber meinte, es schlafe sich auch nicht besser in weißen als in karierten Bezügen, wie sie wohl aus

Erfahrung versichern könne, und sie dachte sich, am Ende würde die sparsame Frau Stolle doch die rasend viele Wäsche schonen und die neuen Bezüge lieber im Schube liegen lassen und für ihre Tochter zum Weihnachtsgeschenk aufheben.

„Nee, da täuscht du dich, Frau Ulbern,“ hatte die Frau Stolle eifrig ausgerufen, „das mach ich nich! Kriegen soll ja die Emma die Bezüge mal, das is ja richtig; denn zerreißen werden wir se nich, mein Mann und ich. Wir werden se schon hibsch schonen und auch nich immer drin liegen. Aber zur Silberhochzeit — nee, da will ich nu partut amal in weißen Bezügen schlafen. Bei meiner richtigen Hochzeit hab ich blos blaugemusterte gehabt. Sie sein noch nich ganz zerrissen. Sie warn blau, und da kam's uns erst recht wie im Himmel drinnen vor als wir und wir lagen's erste Mal drinne.“

„Dos glaub ich schon!“ rief die Menzeln und lachte grell dabei auf, denn sie machte gerne mal 'ne zahme Jote.

„Nu, deshalb nich bloßig, Frau Menzeln,“ wehrte Frau Stolle ab, „a so sind wir niemals nich gewesen, mein Hermann und ich. Wir warn bloßig glücklich, daß wir und wir warn nu endlich so weit, daß er sich etablieren konnt', und wir konnten heiraten. Und deshalb wären uns auch andere Züchen recht gewesen, wenu's auch nich grade blaue waren. An weiße aber hätte unsere Seele nich gedacht. Das war damals in unserm Stande noch nich Brauch und Sitte; aber jetzt, wo jedes Dienstmädel, wenn's heiratet, weiße Bezüge haben muß, jetzt hab ich mir's in'n Knopp geseht, jetzt will ich zur Silberhochzeit auch in weißen Bezügen liegen.“

Verwunderung und Widerspruch, die solchergestalt ihr bescheidener Wunsch erweckt hatte, führte dazu, daß Frau Stolle nun mit ganz anderem inneren Anteil bei ihrer Näharbeit saß als bisher.

Wie sie so sorgsam Stuch neben Stuch fekte, wanderten ihre Gedanken zurück in die Zeit vor fünfundsanzig Jahren, da sie an ihrer „Ausstattung“ arbeitete.

Ein glückliches Lächeln huschte über ihr hübsches Gesicht bei dem Erinnern an jene Tage.

Sie dachte dran, wie schmuck ihr Hermann damals als Gardeulan auf Urlaub gekommen war, und wie schlant sie selber dahertänzelte.

Und so voll Jugendmut waren sie beide, ihr Hermann und sie.

Wenn die Mutter jammerte, wie's denn bloß bei ihnen „rumgehen“ solle, da sie doch beide nur die „paar Pfennige“ besäßen, die sie sich mühsam gespart hatten, er als Gefelle und sie als „Jungfer“ auf dem herrschaftlichen Schlosse, da hatte sie, die künftige Meisterin, nur übermütig gelacht.

„Ich bitt euch, Mutter!“ hatte sie oft gesagt, „warum soll'n wir uns denn Sorgen machen? Sind wir nicht jung und tüchtig? Und haben wir nicht arbeiten und sparen gelernt? Und wagen's nicht viel Hundert andere auch, die nicht 'n Pfennig mehr haben? Ja, manche fangen sogar noch mit Schulden an.“

Dann nickte die Mutter wohl zustimmend, aber mit viel bangem Widerstreben.

Sie kannte das Leben eben nur von der ganz schweren Seite: „in keiner Hand was haben“, wenn der Mann von Weib und Kind wegstirbt, das muß freilich schlimm sein und entmutigen.

Schon sah sie im Geiste die Tochter in ähnlicher und noch schlimmerer Lage.

„Denn groß und stark war unser Vater auch!“ begegnete sie verzagt den frohen Hoffnungen der Tochter, „das schützt vor nische nich. Auch die Stärksten nimmt's mitte. Und die manchmal erst recht! Und wenn ihr gar erst vollends in die Stadt ziehn wollt. Mein Gott, nee, nee, da haste ja keene Menschenseele nich, die und könnte dir beistehen amal, so mit Rat und Tat. Nee, nee, Mariechen, mir is gar entsezlich bange um dich.“

Aber sie und ihr Hermann hatten auf solche Klagelieder nicht sehr gehört. Sie hatten nur immer gewünscht, wenn sich nur schnell was fände, was für

ihn paßte, damit er irgendwo ein Dachdeckergeschäft kaufen könnte. Und weil's ihnen mit den Warten zu lange währte, wagten sie's halt schließlich, und der Herrmann etablierte sich im Städtel als ganz neuer Dachdeckermeister, obwohl es schon einen hier gab.

„Das war halt doch'n großes Risiko“, bewunderte die Näherin im Selbstgespräch diesen jugendlichen Wagemut.

Denn so was war's gewiß gewesen.

Der Meister Welzel, der sein Geschäft von seinem Vater geerbt hatte, saß fest in der Kundschaft auf allen Rittergütern rundum und war ein fleißiger Mann, der einen guten Schlag Arbeit lieferte. Gegen den war nicht aufzukommen. Und von den paar Acker- und anderen Bürgern, die ihre Dächer bei dem neuen Meister flicken ließen, weil sie Welzel wegen seiner adeligen Kundschaft warten ließ, von denen konnte man nicht leben.

Ja, ja, es war eigentlich kein Wunder, daß es bei den jungen Dachdeckersleuten in den ersten Jahren so knapp zuging. Und da war's freilich ein Glück, daß sie beide sparen gelernt hatten, und daß die Emma das einzige Kind blieb. Und daß sie einander so gut blieben wie am Hochzeitstage, wenn sie auch nicht immer aneinander rumküßten und schön taten.

Gerade dazumal, als die Sorge aus allen Winkeln nach ihnen schielte, hatten sie einander alles an den Augen abgesehen.

Und das tat wohl auch not, wenn sie nicht verzweifeln sollten. Denn es kam nun sehr schlimm, fast so schlimm, wie's die Mutter prophezeit hatte.

Ja, wenn sie sich nicht noch oben drein in den Kummer mit dem Hause hätten stürzen müssen.

Aber das ging ja gar nicht anders.

Sie konnten sich doch nicht auf die Straße setzen lassen. Und eine passende Wohnung mit Schuppengelaß für die langen Leitern und die Karren und was sonst ein Dachdecker braucht, wäre ja auch im ganzen Städtel nicht zu finden gewesen. So blieb nichts anderes übrig, als dem gieprigen Wirt

das Grundstück abzukaufen, das er gern los sein wollte.

Aber es war doch bitter, hungern und darben zu müssen, damit man bloß die Zinsen fürs Haus aufbringen konnte. Mit wieviel tausend Tränen und mit wieviel schlaflosen Nächten hatte sie sich's erkämpfen müssen, dies eigene Haus, und ihr Herrmann dazu, wenn er auch nicht gerade mit geflennt hatte!

Und deshalb war's ihnen nun auch so ans Herz gewachsen. Deshalb gab's außer ihrer Emma nichts, was ihnen so teuer gewesen wäre, wie das Häusel. Und deshalb wollte sie aus dem Häusel auch nur auf den Kirchhof hinausgetragen sein.

Aber an weiße Züchen war damals freilich nicht zu denken.

Zu Gegenteil, manchmal mußte sie zittern und beben, daß ihnen das Haus überm Kopf weg verkauft würde und alles, was sie mühsam erobert und angeschafft hatten, unter den Hammer kam.

„Mein Gott! Mein Gott!“ seufzte die stichelnde Frau und sah eine Weile verängstigt von ihrer Mäharbeit auf, weil sie eben an jenen Tag dachte, da der Gerichtsvollzieher über die Stubentürschwelle dort hereinkam in seiner blauen Mütze und den Pfändungsauftrag vorzeigte von dem ungeduldigen früheren Besitzer des Hauses, der sich's nun in Breslau gut sein ließ.

Na, es war ja gottlob noch einmal bei der Drohung geblieben: die gnädige Frau vom Schlosse, bei der sie, die Meisterin, solange in Stellung gewesen war, sprang für sie ein. Sonst wäre ihnen wohl alles genommen worden damals, auch die blauen Züchen, in denen sie in der Hochzeitnacht schliefen.

Und nie mehr wieder hätten sie sich gerafft!

Gepfändete Leute ihres Schlages rafften sich nicht wieder.

Und da hätte es ihnen auch nichts genügt, daß bald nach dem schrecklichen Tage der alte Welzel starb.

Wo hätte denn das Zutrauen zu ihnen herkommen sollen, das nun die

Herren auf den Rittergütern zu ihnen führte und zu ihren Kunden machte?

„Ja, ja, es war die höchste Zeit!“ seufzte die Meisterin und sah wieder einmal verträumt von ihrer Arbeit auf, „die höchste Zeit war's, daß uns der alte Welzel aus dem Wege ging.“

Erst jetzt ließ sich's, so rückwärts schauend, ganz erkennen, welches Glück dieser Todesfall für sie zu bedeuten hatte, und daß dem Welzelsöhne, diesem widrigen Bruder, niemand etwas Gutes zutraute. Ein Kunde nach dem andern zog sich von ihm zu dem Meister Stolle hinüber. Und da zeigte sich's nun, was sie sich an ihrem Herrnmann erheiratet hatte: für dreie hat er gearbeitet, oft bis in die Nächte hinein; denn er wollte nicht gleich, als sich die Kundschaft vermehrte, einen Gehilfen annehmen. Man mußte zuerst sehen, ob's Bestand halten würde, das rasche Glück.

So versuchte es Herrmann mit Lehrlingen. Erst nahm er einen, dann zwei und schließlich drei. Und als auch das nicht ausreichte, gar einen Gehilfen.

O, das war eine herrliche Zeit, wie's so aufzublühen begann, das Geschäft, das erst so kläglich seinen Mann genährt hatte. Und wenn nun auch sie, die Meisterin, alle, alle Hände voll zu tun bekam mit den vielen Leuten, wenn sie abends verschmüht und hungrig nach Hause kamen, und mit der vielen Wäsche für sie und der Beköstigung am Sonntag, sie tat's gern. Und sie eroberte auch immer noch ein freies Stündchen am Nachmittag, um hier am Fenster zu nähen und zu häkeln, damit ihre Einzige immer recht nett und sauber auf der Straße und in der Schule ausseh.

Und nun konnten sie sich auch manches Vergnügen gönnen.

Herrmann — mit seiner schönen Stimme — konnte Mitglied des Gesangsvereines werden. Und auch in der „Ressource“ traten sie ein, wo man im Winter Theater spielte und Tanztränzchen abhielt.

Zum Theaterspielen hatte sie's ja nicht gebracht; dazu war sie zu schüchtern. Aber getanzt hatte sie immer bis zum

Umsinken; denn sie tanzte gern und gut, und da war viel Vereisse um sie. Und außerdem: wenn sie auch vom Dorfe stammte, so hatte sie's doch als Jungfer gelernt, wie man sich zu benehmen habe, und in dieser Beziehung nahm sie es mit jeder Professionistenfrau im Städtel auf, und mochten die zehnmal geborene Muster-töchter sein.

Und im Aussehen schon lange.

Das konnte sie behaupten, ohne eitel zu sein.

O ja, es war immer sehr schön gewesen in der Ressource!

Aber am schönsten war's doch, wenn sie abends, nachdem die Emma zu Bett gebracht war, neben ihrem Herrnmann auf dem Sofa saß, das er so schön hatte mit Glanzleder überziehen lassen, und sie plauderten gemütlich übers Geschäft und über die Neuigkeiten im Städtel, die sie erfuhr, wenn sie in der Dunkelheit das Fleisch für den anderen Tag einkaufte. Und Sorgen hatte sie nun von Jahr zu Jahr immer seltener. Und wenn sie sich nach solchen abendlichen Plauderstunden dann beizeiten zu Bett legten, geschah's im wohligen Gefühl des guten Geborgenseins.

Tropdem lagen sie immer noch in buntfarierten Bezügen.

Aber nun sollte es eben zu *w e i ß e n* werden.

Ob's nicht doch ein sträflicher Hochmut war?

Je mehr sich das Büchermähwerk seinem Ende näherte, desto öfter kam der guten Meisterin dieser Gedanke.

Aber wenn die Menzeln sie auf der Straße traf und fragte: „Na, Frau Stoll'n, wie steht's denn? Willste dich immer noch in die schönen weißen Bezüge legen?“ dann erwiderte sie förmlich gereizt: „Ich mach's, Frau Menzeln! Ich mach's gerade! Ich hab mir's nu eemal in'n Kopf gesetzt!“

So kam der Tag der Silberhochzeit heran.

Es war ein schönes Fest.

Der Gesangsverein brachte ein Ständchen schon in aller Herrgottsfrühe.

Dann fanden sich die Nachbarn zur Gratulation ein. Die Blumenstöckchen und -sträuße und kleinen Geschenke fanden kaum auf dem großen Tische Platz, an dem die Meisterleute früher so oft die Köpfe über den kargen Schüsseln hängen ließen, als sie sich noch förmlich fürchten mußten, sich ordentlich satt zu essen.

Und mittags kam die Emma mit ihrem Manne und der kleinen Enkeltochter angefahren, und die blieben bis in den späten Abend.

Und noch immer stellten sich den ganzen Nachmittag Gratulanten ein. Die Haustürklingel kam den ganzen Tag nicht aus dem Schellen heraus und die gute Meisterin nicht aus Aufregung, Freude und Herumspringen.

Zimmer war's ihr am Nachmittag, als wolle sie der Emma etwas zeigen, was deren größte Verwunderung erregen würde. Aber stets riß sie ein neues, schrilles Läuten der Hauschelle aus dem Nachgrübeln. Und so kam sie nicht zur rechten Bestimmung über diesen dunklen Drang.

Als die „Kinder“ weggefahren waren, sank die Meisterin schier kraftlos auf das Glanzledersofa nieder, und ihr Hermann setzte sich neben sie. Er nahm ihre runden Patschen zwischen seine rissigen, hartgearbeiteten Finger streichelte sie und sagte bedauernd: „Na Mutter, das war 'ne Strapaze für dich. Das muß ich sagen. Da kann man kaum von Fest und Vergnügen reden. Du mußt ja deine Beine nicht spüren von dem Gerenne!“

„Du hast recht, Hermann,“ erwiderte sie gähnend, „'s war'n bissel viel; aber schön war's doch! Und ehrenvoll, Hermann! Wenn ich dran denk, wie armselig wir vor fünfundzwanzig Jahren angefangen haben. Und wie fremd wir da hier waren. Und heute haben uns so viele Leute besucht und Glück gewünscht und Geschenke gebracht. Und das Haus ist bezahlt, und es liegen auch noch schön 'n paar Groschen auf der Sparkasse. Und die Emma hat'n guten Mann und keine Not. Und — —“

Sie unterbrach sich plötzlich, fuhr dann aber ärgerlich fort, indem sie sich mit der flachen Hand gegen die glatte Stirn schlug: „Nee, daß ich das aber auch vergessen hab! 's war mir doch immer so, als wollt' ich der Emma noch was zeigen. Nee, das ärgert mich aber wirklich!“

„Was denn, Mutter?“ forschte der gutmütige Hermann phlegmatisch.

„Ach, die neuen weißen Züchen!“ stieß sie in ärgerlicher Unbehutsamkeit hervor. „Im Schrank liegen sie parat. Aber man konnte sich vor lauter Trubel auf nichts besinnen. Ja so, du wußtest ja auch noch nichts nich davon!“

Rasch stand sie auf, ging zum Wäscheschrank in der anstoßenden Alkoven, holte die sorgsam zusammengelegten weißen Bezüge herbei und legte sie mit viel Stolz vor ihrem Hermann auf dem Tisch aus zwischen den Blumenstöcken und -sträußen.

Erwartungsvoll sah sie ihn an.

Und da erlebte sie eine sehr, sehr schmerzliche Enttäuschung: ihr Hermann stand erzgleichgültig vor der weißen Zinnenpracht, an der sie so lange und mit so viel Sinnieren und Grübeln herumgestickt hatte.

Und als er gar hörte, diese Züchen wolle sie nun noch rasch über die Betten ziehen, da sagte er betreten: „Ach, weechte, Mutter, da tuste mer keenen Gefallen nich!“

„Ja, wie so denn nich, Hermann?“ fragte sie betreten.

„Na, das weiße Zeug ist mir zu fremde und zu glatt und zu raschlig!“ erwiderte er, behutsam mit den rissigen Fingern über die Bezüge streichend. „Da wär mir's ordentlich, als wär' ich bloßig in mein Bett nein geborgt oder als wenn ich im fremden Gasthause über Nacht wär'. Nee, Mutter, das laß od sein. Da laß uns od lieber in unsern alten Züchen schlafen. 's is ja auch schon spät, und wir sein müde. Aber wenn du da und fängst noch erst zu beziehen an — —“

„Na ja — aber —“ sagte sie stockend, und es klang, als sei etwas Gläsernes in ihr zersprungen, „nu ja, was soll

ich denn da aber mit den weißen Bezügen hier anfangen?“

„Schenk se od' der Emma!“ entschied er und ging langsam dem Ofen zu. „Die jungen Leute, die sein jezt mehr auf so was aus. Aber wir Alten? Was soll'n uns erichte noch solche neue Moden?“

Und damit verschwand er hinter dem Ofenvorhange.

Da sank die gute, rundliche Frau Meisterin müde und matt auf dem Stuhle neben dem festlich geschmückten Tische nieder, senkte den Kopf in den aufgestützten Arm und ließ ungehemmt ein paar heiße Tränlein über ihre runden Wangen auf die glatten, glänzenden weißen Bezüge kollern. — —

Sie hörte mit einer gewissen inneren Empörung, wie sich unterdessen ihr Hermann geruhsam entkleidete, wie er ins Bett stieg und sich mit erleichtertem Aufatmen darin langstreckte, und zum ersten Male schien es ihr, als rüde sie mit ihrem Empfinden und Bestreben weit von ihm ab, der so ganz der Alte geblieben war in den langen fünfundsanzig Ehejahren.

Das schuf ihr eine bittere Empfindung im Halse, die gar nicht mehr nach Festfreude schmeckte.

Eine Weile wurde es nun mäusehinstill in der Stube, und die Uhr hatte mit ihrem lauten Ticken in diese lastende, fragende Stille hinein.

Da klang aus der Tiefe des Ofens und aus der weichen Flut der dickgestopften Kissen Hermanns gutmütige Stimme mit wehmütigem Tadel: „Nu, Mutter, kommste nich? Hast's nich eiliger am Silberhochzeitstage? Beejste noch? Vor fünfundsanzig Jahren, da haste nich a so lange gemährt. Da denkste wohl gar nich mehr dran?“

Vor fünfundsanzig Jahren!

In der Wärme dieser Erinnerung schmolz die leichte Eiskruste, die eben die Seele der rundlichen Frau Meisterin hatte umpanzern wollen, wie Spätschnee in der Maiensonne.

Hastig wischte sie die Augen mit dem Handrücken trocken, packte die leuchtenden Bezüge, die so lange wie ein Blendwerk auf sie eingewirkt hatten, schnell zusammen, schob sie in den noch offenen Schrank neben dem Bette des behaglich blinzelnden Mannes und jagte halb über die Schulter zu ihm hin: „Gleich, Hermann! Und du hast recht: man kam sich gewiß ganz fremd vor unter dem weißen Zeuge da, gar nich a bißel so wie vor fünfundsanzig Jahren. Und das wär' wohl schade, Hermann! Da schenk ich sie lieber halb der Emma.“

„Na siehste, Mutter, das is' gescheut!“ scholl's erleichtert und vergnügt aus den Kissen heraus. „Nu biste wieder ganz die Alte. Und das is' mir's liebste Silberhochzeitgeschenk.“ —

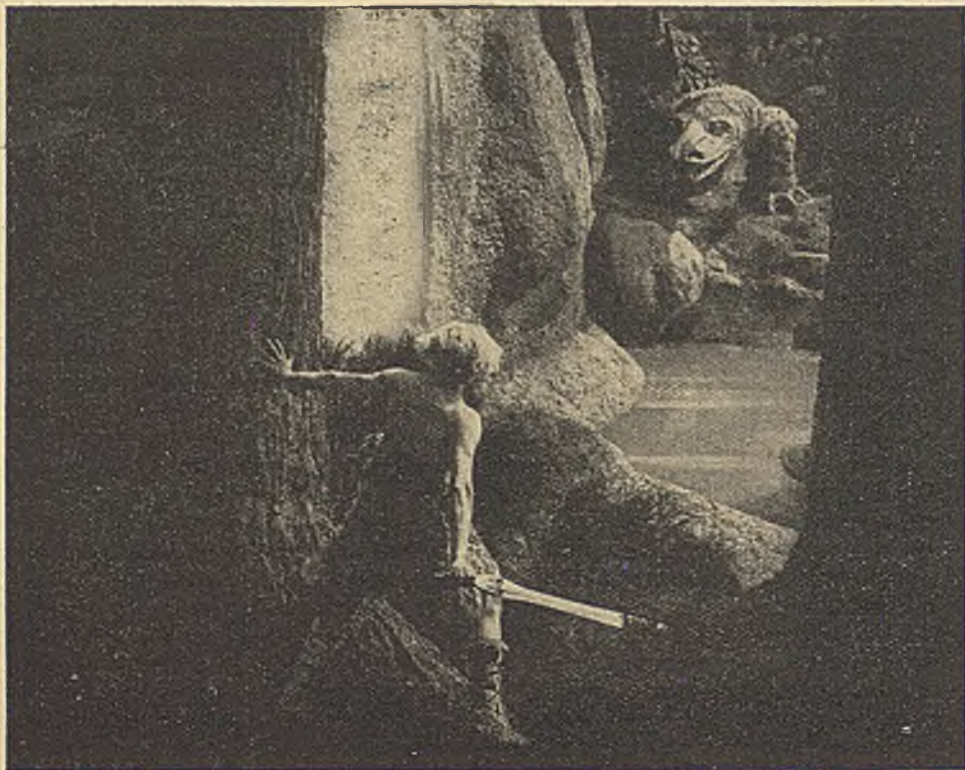
Wiesenblumen

Seht doch bloß, wie lacht mein Strauß!
Runterbunt, vergnügt und kraus
schaut er aus.

Rot ein Mützchen, blau ein Köpfschen,
grün das lange Gräserköpfschen.
Um die zarte weiße Dolbe
schlüpft ein süßer Himmelzwind.
Hahnenfuß steht ganz im Golbe,
daß die Sonne um ihn spinnt.

Glockenblümlein ist voll Tau
und ganz blau.
Und Maßliebchen, daß ihr's wißt,
hat ein Schmetterling geküßt.
Gelt, das ist ein lieb's Gewinbe?
Wenn ich wieder so ein's finde,
soll ich es zum Angedenken
etwa meinem Liebsten schenken?

Marianne Bruns



Der Kampf mit dem Drachen

Photo: Decca-Isa

Das Lied von Kriemhilds Not

Von Friedrich Caspelle.

Mit 9 Abbildungen

Der Nibelungenfilm hat auf seinem Siegeszuge durch die ganze Welt die Sinne wieder lebendig gemacht für die unvergängliche Volksdichtung der Deutschen. Was bisher dem Gebildeten vielleicht nur noch als schwache Schulerinnerung dämmerte, was der Theaterbesucher in Richard Wagners „Ring“ aus dem alten Mythos erfahren und in Hebbels Nibelungen-Trilogie als dramatische Neuschöpfung des deutschen Volksepos wie gewaltigste Gestaltung einer großen Heldenzeit erlebt hatte, das alles wird nun noch einmal für das ganze deutsche Volk durch das kühne Unternehmen der Deulag-Filmgesellschaft greifbarste, lebendigste Wirklichkeit. Und nicht bloß für das deutsche

Volk, sondern für die gesamte Kulturwelt. Dieses Erlebnis aber bringt vor allem eine stauende Erkenntnis: daß kein Volk, außer dem griechischen in seinem Homer, eine so ausgesprochene Nationaldichtung hat wie das deutsche Volk in den Nibelungen. Die Tugenden aber, die in diesem großen Volkslied mit der Leidenschaft freiwilliger Opferfreudigkeit und unerbittlicher Vernichtung gepriesen werden, sie sind im tiefsten Wesensgrunde auch noch die Tugenden des deutschen Volkes von 1914 und der neuen deutschen Menschheit, die aus den chaotischen Erschütterungen seiner völkischen und wirtschaftlichen Umwelt langsam jung und gebieterisch wieder emporsteigt.



Völker singt von Siegfried

Photo: Decla-Ilfa

Die Wurzeln des Nibelungenliedes greifen zurück bis in die älteste Kultur Islands, bis in das 9. Jahrhundert. Denn aus jenen Tagen stammen die Ansätze der Lieder, die im 13. Jahrhundert aus dem inzwischen christlich gewordenen Island gesammelt wurden und heute als „Die Edda“ allgemein bekannt sind. Es sind gewaltige Schöpfungen einer uralten Volkskraft, die hier an der Entwicklung der Kultur arbeitet, die aus sich selbst und aus ihren ungebärdigen Leidenschaften langsam emporringt zu Gesittung und Menschlichkeit, Schöpfungen, hart und rauh wie Naturgewalten und unbarmherzig wie die sich vernichtenden Menschen jener gewaltigen Zeit.

Bestandteil des großen Arepos ist das alte Sigurdlied und sein Kern der tragische Stoff, den man nach seiner Heldin die Brynhildsage nennen kann.

Diese Brynhildsage ist ja eigentlich der Kern der ganzen großen Lieddichtung. In den Urmythen heißt der Bruder dieser Brynhild Atli, und dieser Atli nimmt Rache an den Nibelungen, weil Sigurd seine Schwester überwältigt hat.

Aus diesem Atli ist der spätere Höl geworfen, das schreckliche Werkzeug der Blutrache Kriemhilds.

Den beiden tragenden Gestalten der Ursage gesellen sich im jüngeren Sigurdlied neue Triebe der dichtenden Volkspoesie. Flammenritt und Gestaltentausch sind hier selbstverständliche Voraussetzung. Der Haß Brynhilds flammt nicht mehr auf wegen des Truges bei der Freierprobe, sondern aus der unbefriedigten Leidenschaft zu Siegfried. Und damit wird das innerste Wesen der ganzen Nibelungensage enthüllt. Wir ahnen, so führt Wilmar in seiner bekannten Racherzählung des



Der Frauenstreit

Photo: Decca-Ita

Nibelungenliedes aus, daß Brynhild ältere Ansprüche auf Siegfried hat. Und so ist es. Hier greift noch die uns unsichtbar gewordene Hand altheidnischer Götterfage herein in unsere Heldensage. Brynhild ist in den nordischen Sagen eine Walküre, eine Schlachtingfrau des höchsten Gottes der germanischen Welt, Wuotans, und dieser hat sie durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlaforn in den Schlaf versenkt und zur Strafe in einen Wall von riesigen Feuerflammen, in eine Waberlohe, eingeschlossen. Da naht — nicht der Held, sondern der heitere, siegmächtige Gott, der Sonnengott und Frühlingsgott, Siegfried, Siegfried der Wäsung, der Gott der Naturherrlichkeit mit den sonnenhellen, leuchtenden Augen. Er durchbricht den Flammenwall, erweckt und erlöst die Eingeschlossene und

vermählt sich mit ihr, der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Aber nur kurz ist die bräutliche Freude. Siegfried scheidet für immer von der jungen Braut, wie das Jahr sich scheidet von der ersten Liebe des grünenden Frühlings, um sich hinzuneigen zur zweiten Liebe des blühenden Sommers. Diese alte Sage lebt noch heute in der deutschen Volksseele als das heitere Märchen vom Dornröschen.

Aus den dämonischen Uraufängen der alten Volksmythen, deren Deutung im einzelnen über den Rahmen dieser Studie hinausgehen würde und auch zu viel literarische Schulung des Lesers voraussetzen müßte, wächst langsam das eigentliche Nibelungenlied empor. Zu den Urzügen treten freilich in den uns überlieferten Handschriften des Liedes in seiner heutigen Form mancher



Kriemhild an Siegfrieds Leiche

Photo: Decca-Ufa

lei Züge, die sich nicht in das einheitliche Wachstum des eigentlichen Epos eingliedern wollen. Seit anderthalb Jahrhunderten, seit dem Wiedererwachen des literarischen Interesses für die deutsche Heldendichtung, streiten die Meinungen der Forscher um dieses überlieferte Nibelungenlied und immer wieder ist die Meinung aufgetaucht, daß es in Wirklichkeit in der heutigen Form eine Zusammensetzung mehrerer Dichtungen aus der Zeit des 12. Jahrhunderts sei. Die bekannteste und am meisten umstrittene Deutung war wohl die des großen Forschers Karl Lachmann, der die Behauptung aufgestellt hat, daß das Nibelungenlied, wie wir es heute besitzen, aus zwanzig Einzeldichtungen bestände.

Diese Behauptung widerlegt der Studienrat R. Uhl aus Dramburg in Pommern neuerdings. Er ist der

Meinung und glaubt in vieljährigem Studium die Deutung gefunden zu haben, daß in der Verballhornung des Nibelungenliedes ein einziges Gedicht von ebenso klarem wie großartigem Wuchs sichtbar wäre, das sich als „das Lied von Kriemhilds Not“ entschlere. Zu mühevoller Arbeit glaubt Uhl aus der Form der Strophen nachweisen zu können, daß das Nibelungenlied in seiner Überlieferung aus zwei Dichtungen bestände, nämlich der Bearbeitung eines ritterlichen und eines geistlichen Dichters. Nach seiner Theorie bleiben von den zweitausendvierhundert Versen der aus diesen beiden Nachdichtungen entstandenen heutigen Form des Nibelungenliedes nur noch rund 582 Verse jener Urdichtung, wiederum „das Lied von Kriemhilds Not“, übrig. Für diese seine Urdichtung hat Uhl in Wilhelm Schäfer einen dichterischen



Hagen versenkt den Nibelungenhort

Photo: Decla-Ilfa

Mitarbeiter von höchstem künstlerischen Wert gefunden. Wilhelm Schäfer hat eine Neudichtung dieses Urliedes geschaffen, die in vielen Teilen an die Schönheit der alten Eddagesänge erinnert, jedenfalls also geeignet ist, den weitesten Kreisen des deutschen Volkes das Wesen und die Schönheit der deutschen Nationaldichtung lebendig näher zu bringen.

Nach einer anderen Dichtung ist in diesem Zusammenhange zu gedenken, der großen Prosanacherzählung von Werner Janßen, „Das Buch Treue“. Hier tritt gerade das Leitmotiv der Treue am stärksten in den Vordergrund. Hagen ist der unerschütterliche Fels der Königstreue, die über alle menschlichen Bedenken hinaus nur das eine Ziel im Auge behält, die letzte Pflicht gegen den König zu erfüllen. Aus diesem

Marmor der Gefühle hat Werner Janßen die Gestalt Hagens zu der schönsten seines Buches herausgehauen und uns den unerbittlichen Vernichter menschlich näher gebracht. Auch er hat Urzüge aus den Eddaliedern aufgegriffen und so die germanische Urkraft in der Gestaltung und in der Form gewonnen.

Wie aber stellt sich zu allen diesen vielseitigen stofflichen Einzelheiten der Nibelungendichtung der vielumstrittene Nibelungenfilm? Beim Film muß selbstverständlich von vornherein der stoffliche Reiz betont werden. Der stoffliche Gehalt tritt bei der Lebendigmachung durch das wandelnde Bild naturgemäß in den Vordergrund. Die Verfasserin des „Drehbuches“, Thea von Harbou, hat den Kern der alten Sage mit großem Geschick erfaßt. In ihrem „Nibelungenbuch“ läßt sie die ganze



Die Ankunft in König Etzels Land

Photo: Decca-Isfa

Siegfriedgeschichte des ersten Teiles der Nibelungen von Kriemhild erzählen. Rüdiger von Bechelaren kommt an den Hof der Burgundenkönige, um für Etzel um die verwitwete Kriemhild zu werben. Ihm erzählt sie die blutigen Vorgänge am Burgundenhofe. Ihm nimmt sie den Schwur ab, daß keiner Kriemhild ungestraft kränken soll, wenn sie Etzels Weib geworden ist.

Der Film kann natürlich die Geschichte Siegfrieds nicht als bloße Erzählung Kriemhilds bringen, sondern sie muß in den Vordergrund treten, wie es im eigentlichen Nibelungenlied ist. Infolgedessen ist Kriemhilds Verhältnis zu Etzel nur noch eine Episode, und schon aus diesem Grunde kann der zweite Teil des Nibelungenfilm nicht jene gewaltige Wirkung haben wie der erste, dessen tragende Gestalt ja Besitztum

eines jeden Deutschen ist von den frühen Tagen an, da wir auf der Schulbank lernten: „Jung-Siegfried war ein stolzer Knab'." Außerdem sind im zweiten Teil willkürliche Zutaten über Gebühr gehäuft. So ist das ganze Verhältnis Kriemhilds zu Etzel verweicht. Etzel, im Nibelungenlied ein gewaltiger König, ist hier ein Träumer und Schwächling, der nur mit einer Fülle echt kinohafter Gebärden seine Kraft und seinen Ingrimm zum Ausdruck bringen kann. Die so wundervoll knappe Erzählung der Vernichtung der Burgunden in Etzels Land ist in diesem zweiten Teil des Films leider zu einer breiten Kinohandlung ausgewalzt worden. Die Liebesgier des asiatischen Königs, Nebensächlichkeiten zum Beispiel wie der in einer Fülle von Bildern gezeigte rasende Heimritt Etzels bei der Kunde von der



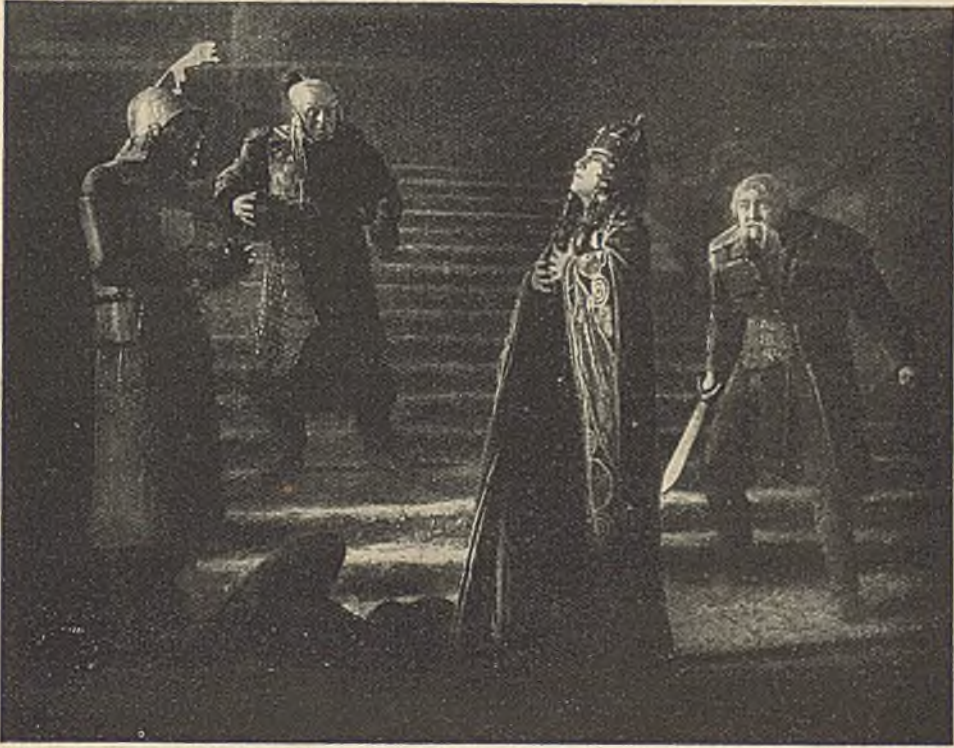
Der Tod Volters

Photo: Decca-Alfa

Geburt seines Sohnes und manche andere Dinge treten zur Ausfüllung der Handlung im Film so sehr in den Vordergrund, daß darüber die tiefe ethische Deutung fast vergessen wird. Dabei sind allerdings die in Laienkreisen vielfach erhobenen Anwürfe, der zweite Teil sei zu blutig, nicht etwa als Übertreibungen der Nibelungen-dichtung zu verwerfen. Denn wenn man im Nibelungenliede hört, wie dort in dem furchtbaren Getümmel das Blut aus dem Saale rieselt und in Bächen durch die Abzugsrinnen hinabströmt in den Hof, so kann man dem Film nicht den Vorwurf machen, daß er diese Dinge übertreibe, muß im Gegenteil sagen, daß zum Beispiel die ganze letzte Szene, insbesondere auch der Brand von einer außerordentlich starken Wirkung ist.

Freilich: hier tritt das entscheidende Bedenken gegen die Verfilmung einer solchen Dichtung auf. Was bei dem Gelesenen oder Gehörten Wort die Sinne des Empfangenden geheimnisvoll schauend an Bildern sehen, das wird hier dem Auge greifbar und sinnlich vorgeführt. Wornüber die schweifende Phantasie des Lesers leicht hinwegflügelt, daran haftet hier im Film das Auge in oft quälender Beharrlichkeit und muß all die technischen Umständlichkeiten, wie zum Beispiel die Burg in Brand geschossen wird, über sich ergehen lassen. Leicht wird das Auge naturgemäß ermüdet und übersättigt von diesen unruhig bewegten Bildern und von der Fülle der gehäuften blutigen Geschehnisse, die es auf die Dauer nicht ertragen kann.

Und was schon früher bei der Ver-



Dietrich von Bern erschlägt Kriemhild

Photo: Decca-Ufa

filmung von Dramen öfters in die Erscheinung trat, daß nämlich Nebensächlichkeiten zu wirkungsvollen Hauptzenen des Films gemacht wurden, das tritt hier noch viel stärker hervor. Die bedenklichste Freizügigkeit des Nibelungenfilms ist die Szene der Ermordung Siegfrieds. Im Nibelungenlied macht Siegfried den Lauf zum Brunnen in voller Jagdausrüstung. Als ihm Hagen dann den Ger zwischen die Schulterblätter schleudert, greift der Todwunde nach dem Schild und schlägt Hagen damit zu Boden. Im Film werden die Rüstungsgegenstände vor Beginn des Wettlaufs abgelegt, so daß Siegfried nach dem Wurf Hagens dorthin zurücklaufen muß. Das ist natürlich für den Film eine sehr wirksame Szene, aber beim Zuschauer setzt hier das Gefühl der Empfindlichkeit ein. Einen Menschen mit dem langen Speer

im Leibe so durch den Wald rasen zu sehen, ist quälend und peinlich. Außerdem aber vergißt der Film hier die Unverwundbarkeit Siegfrieds. Im Film nämlich kommt die lange Eisenspiße des Ger vorn aus der Brust wieder heraus, während in Wirklichkeit Siegfried doch unverwundbar ist und nur im Rücken die eine hornlose Stelle von der Größe des Lindenblattes hat.

Aber derartige Nebensächlichkeiten bedeuten und verschlagen nichts gegen die technische und künstlerische Gesamtwirkung des Films. Ja, in Einzelheiten wiederum ist der Film eine außerordentlich wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse des germanischen Urzeitalters. Insbesondere der Kampf mit dem Drachen ist eine dramatische Meisterleistung, die der Zuschauer leidenschaftlich miterlebt. Hier hat zweifellos auch dem verdienstvollen Leiter des

Films, Friß Lang, die alte Prosa-
dichtung von den Wälfungen vor-
gelesen. Denn die Schilderung des
Drachenkampfes aus jenem isländischen
Prosaewert stimmt fast überein mit der
Darstellung im Film. Hören wir nur
den alten isländischen Volkserzähler:
„Unter dem Ahornbaume hervor schritt
Sigurd ins Freie. Kein Windhauch
regte sich. Schwül stand über dem
dürren Kraute die Luft. Vor einem
Riße im Boden hielt er, der war tief
wie ein Mann.“

„Fafnir!“ rief er mit heller Stimme,
daß es von den Wänden zurückfuhr,
„auf, Fafnir, Kampf ist gekommen!“

Da fing's an zu rasseln hinter den
stummen Felsen, wie wenn ein Heer
in Waffen sich rührte. Zu dumpfem
Gedröhne schwoll es, als rollte aus dem
Gebirge ein Wetter, und aus dem Ge-
wände schob sich mit bleckenden Zähnen
ein riesiger Rachen, grimmig blinkten

aus dem graugrünen Hornschädel win-
zige Augen. Brüllend klappten die
Kiefern auf, und ein Feuerstrom brauste
über die Heide. Flammen und Rauch
schlugen über Sigurd.

In den Erdspalt zu seinen Füßen
sprang er hinab. Donnernd und funkelnd
wälzte es sich heran durch den Qualm.

Das Schwert in der Faust spähte
Sigurd. Dunkel fuhr durch die Flammen
über ihn hin der brüllende Rachen,
weißlich erblinnte der Leib. Da stieß
er ihm jählings das Schwert in die
Weiche hinein bis zum Anauß. Ein
Blutstrom schoß auf ihn nieder, und
dröhnend stürzte es droben zusammen.

Aus der Grube sprang Sigurd. Weit-
hin flammte und qualmte die Heide,
und vor ihm zuckte, das Schwert im
Leibe, auf die Seite gewälzt, der Drache.
Immer matter schlug er mit dem
Schuppenschwanz den Grund. Ber-
röchelnd streckte sich Fafnir.“



Karl Schmolz von Eisenwerth

Studie zu den Wandgemälden in Cornelianum zu Worms

Kreuzbild



Franz Staffen:

Wotans Traum



Die Leichenhupfer

Erzählung von Magdalena Lind.



Ein großer Marktplatz, von Fachwerk-
häusern mit mächtigen Höfen da-
hinter umgeben — voll blendender
Sonne — überwölbt von einem dunkel-
blauen, unendlich hohen Himmel!

Gasthöfe mit kunstvollen schmiede-
eisernen Schildern rufen weit über den
Platz hin — denn die Stadt lag früher
an der großen Straße, die damals von
Bamberg über den Steigerwald nach
Würzburg hinunterführte. In jener
Zeit war jeder Wagenzug froh, hinter
Stadtmauern zu kommen, wenn die
Abendsonne rot über dem Maingrund
verging. Von der einen Seite kamen
Kaufleute, die zur Messe zogen, von
der anderen Seite würzburgische Kriegs-
knechte, zwischendrein die ritterlichen
Herren droben vom Steigerwald und
aus dem Grabfeld.

Das ging selten gut ab.

Im Süden des weiten Markt-
platzes in der vollen Mittagssonne liegt
der Gasthof „Fröhlich Wiederkehr“. In
der dunklen Türecke der Schenkstube
hängt ein Trumscheit.

Der Urahn vom heutigen Besitzer
war ein Troßbub unter Pappenheim
und blieb hier hängen an den grünen
Augen der Frau Wirtin, die die Schwe-
den zur Witwe machten.

Die „Fröhlich Wiederkehr“ wurde ein
Menschenleben lang nicht leer von
Kriegsvolk, als der große Streit Deutsch-
land zerfraß. Vorher schon hatte sie
genug gesehen. Fremde Händler, die
vor Schneesturm und Unwetter hier
Unterkunft suchten — schloßgeessene
Herren, die mit den Hennebergischen
Grafen oder den Herren von Schwarzen-
berg in Fehde lagen — Reiter, die das
rote Stiftskreuz von Hersfeld trugen,
und Fuldaische Abtsknechte. Da der
Heime Bauhöfer gut kaiserlich war,

machte er wett, was die Lutherischen
an der schönäugigen Wirtin Böses getan.
Er nahm sie zur Frau und wurde ein
Weinzapf.

Nur manchmal zwickte ihn das Wan-
dern, wenn im Mai die Schatten der
jungen Lindenblätter über den Boden
tanzten. Dann langte er das Trumscheit
aus der Ecke und siedelte darauf los,
daß den Gästen die Gulden nur so
aus den Hosensäcken flogen um neue
Lieder und mehr Wein.

Das ist lange her.

Vor mehr als zwanzig Jahren ist der
Nilian Bauhöfer, der jüngste Bruder
vom heutigen Wirt, zum Windsheimer
Tor hinausgewandert und bis auf den
heutigen Tag nicht heimgekommen.
Niemand hat mehr etwas von ihm
gehört. Seine Braut, die Franziska
Synd, ist über dem argen Leid Frau
Wirtin zur „Fröhlich Wiederkehr“ ge-
worden. Sechs Buben hat sie und eine
Tochter, die Verona.

Zum Marktplatz hinaus durch die
Sankt Niliansgasse kommt man an das
Windsheimer Tor. Neben dem steht
ein breites Geschlechterhaus mit schön
ausgemaltem Giebeldach. Wer gute
Augen hat, kann auch die Inschrift unter
dem Dachfirst lesen:

„Förgen Synd sein ich genannt.

Ein Schwerdtfeger gut gekannt.

Anno Domini“.

Die Jahreszahl war von der Zeit
ausgelöscht. Schwertter schmiedeten —
freilich, das verlohnte damals, als die
Städte sich mit den schloßgeessenen
Herren und die sich wieder mit den
Bauern in den Haaren lagen. Es
mag scharf hergegangen sein in der
großen Werkstatt drüben mit Hellebar-
den und Misericorden und Morgen-

sternen — pochpoch, vom Morgen zum Abend.

Der Torwart lachte vor sich hin. „Bonifaz Halberneun, sei froh, daß du heute lebst. Damals kamen die Torwarte zuerst dran, wenn fremdes Kriegsvolk über die Stadt geriet. — He, verfluchter Säubauer!“ schrie er hinter einer Koppel schwertrottender Ochsen her, deren Besitzer stillschweigend mit ihnen durch die Toröffnung gezogen kam. „Ihr glaubt wohl, euer Ochse koste kei Torgeld, weil ihr selber ä Rindsviech seid? Aber, euch konn ich!“

Und er hielt dem verschlagen Grinsenden die offene Hand vor die Nase. Achzend langte der Bauer in den Sack und klaubte das Sperrgeld heraus.

In der Stadt wurde Viehmarkt gehalten, und es war kein Ende abzusehen von Wagen und Karren und Köhen voll Vieh. Der Torwart knurrte und standalierte hinter seinem Schieb Fensterchen bei Käse und Wein.

Der jüngste Synd, der Kaspar, kam zu ihm, ein paar halbreife Äpfel in den Händen. „Torwart, es hat schon welche Magste?“

„Nä, wenn's Appelwein wär', dann könnt' mer sich's überlege.“

„Die sind von Baum draußen,“ sagte der Junge und versuchte, die Gribische dem Nachbar Glöckler in die offenen Fenster zu spucken.

„Baß emol uff, du nignuzig Krott!“ lachte der Torwart. „Ja, die Appel sin bald zeitig, es geht auf Fokustag.“ (Jakobus.)

Der Junge nickte eifrig und spuckte wieder.

Unaufhörlich zogen draußen Viehherden durch die düsterfeuchte Torwölbung. Ein brodelnder Lärm erfüllte den weiten Marktplatz.

Jetzt kam der Weifartshöfer. Mit dem gab es auch heute einen großen Disput — denn er pochte auf ein altes, längst verjährtes Erbrecht, sein Vieh

sperrfrei zu Markt treiben zu dürfen.

„So is des bei mein Vatter schon gewest und bei mein Vattersvatter erscht recht. Des seh' ich jetzt net ein,“ sagte der Weifartshöfer und schneuzte sich über die Finger. Das wußte er lang, die Städter verlachen einen nur zu gern als dumm und vorgestrig.

Heut endete den weitläufigen Diskurs ein Fremder, der seinem Wesen nach einmal ganz sicher von weither kam — denn so höflich wurde Halberneun sonst nicht um den Weg gefragt. Dabei entwichte ihm der Weifartshöfer, ohne zu zahlen.

„Müßt ihr denn grad' alsfort trippelchesweis komme?“ schimpfte der Torwart erboßt den letzten Nachzügler entgegen.

Lächelnd, die Hände auf dem Rücken, schlenderte Doktor Gervinus, der Archivar vom Schloß drüben, daher. Als er durch den Torweg kam, tippte er grüßend an den Hut und legte ein Geldstück in das Fensterchen. „Auf ein Glas Wein, mein Lieber.“

„Ich bin so frei, Herr Doktor.“

„Wie hält sich das Leben?“

„Net schlecht, wenn einem die Bauern nit so seckiere däte, se wer'n rein net all' heut. — Hä! Du Heidesack, du misjerawlichter — dei dürre Geisse koste aach Torgeld.“ Er hatte ihn gerade noch erwischt. Es gab ein wildes Durcheinander. Die vier Geißen bockten und rannten wild im Kreis um den Bauern herum, den sie mit ihren Striden wie einen Kollschinken unwidelten.

Das dauerte seine Zeit, bis der Bauer gezahlt hatte und halb geschleift von den davon galoppierenden Geißen nach dem Markt stolperte.

„Es ist ein Fremder angekommen, wie ich sehe,“ sagte der Archivar. Er nimmt in der ‚Fröhlich Wiederkehr‘ Logis, so werde ich zum Mittagstisch Gesellschaft haben.“

„Ja, Herr Doktor, das tut Ihnen not, und deshalb hab' ich ihm auch das Quartier gewiese. Als fort nir wie Bücher und faa Mensche, des is uff die Dauer ke Sach' für en Mann von Stand.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ lächelte der alte Herr und grüßte.

„Ich habe die Ehre, Herr Doktor.“

* * *

„Zum Wohl, Herr Doktor. Hier ist gut sein.“ Der Fremde dehnte sich behaglich im Sessel, der auf der Fensteraltane stand. Die beiden saßen in der Wohnung des Archivars über der Stadtmauer und sahen in den sinkenden Abend. Der Fremde war nun schon einige Tage da und hatte sich bald mit dem alten Herrn befreundet.

„Dort drüben, ist das nicht der Main?“

„Ja.“

„Nun sehe ich auch die alte Mainbrücke — und dort in der Ferne die vielen Türme — ist das Bamberg?“

„Ja.“

Der Fremde lächelte still. „Weinberge und Kirchen und alte Stadtmauern — schönes Land dahier — wie eine ewige Jugend.“

„Es gibt einen guten, alten Spruch bei uns: Neben, Meßgäut, Main und Bamberg, das ist Franken!“

„Ich habe einen Auftrag hier in der Stadt,“ sagte der Fremde da plötzlich.

„Ich dachte es,“ bemerkte Gerwinus.

Der andere sah noch immer hinaus. „Die Heimatlosigkeit der großen Städte empfinde ich hier stärker als je — hier, wo alles bodenständig und tief verwurzelt mit der Vergangenheit der Stadt ist. Wir Menschen der großen Städte kennen keine Heimat, wir haben nie eine besessen.“

Wieder schwiegen die beiden.

Der Archivar meinte nach einer Weile: „Manchmal findet mau die Heimat in einem Frauenherzen.“

Der Fremde sah flüchtig zu ihm auf,

dann senkte er den Kopf und sah schweigend vor sich hin.

„Schön wohnt es sich an der Stadtmauer.“

„Und ein guter Wein wächst an ihr.“ Der Archivar hob sein Glas dem anderen entgegen. „Was uns lieb ist.“

Der Fremde tat ihm schweigend Bescheid. Dem alten Herrn glomm ein dunkles Leuchten in die Augen.

Der Fremde begann: „Es war bei Mosul — im deutschen Lazarett — dort ließ mich ein Landsmann zu sich rufen, da er erfahren hatte, daß ich nach Deutschland fahre und in die Maingegend. Er lag im Sterben. Papiere wurden keine bei ihm gefunden. Der nannte mir diese Stadt und sagte: ‚Geht durch das Tor, vor dem ihr einen Apfelbaum findet, bei Sonnenuntergang — dann seht Ihr im Abendschein ein Haus, das gehört dem Georg Shnd. Fragt nach der Franziska und grüßt sie von mir, wenn sie noch lebt‘. Dann erlosch ihm das Leben auf den Lippen. Seinen Namen habe ich nicht mehr erfahren.“

Überrascht hatte der Archivar zugehört. „Das — das ist der Kilian Bauhöfer gewesen. . . . Franziska Shnd heißt die Frau Wirtin zur ‚Fröhlich Wiederkehr‘, wo Sie Logis genommen.“ Er erzählte, was er wußte.

„Haben Sie gesehen? In dem Apfelbaum ist ein Madonnenbild befestigt zwischen den ersten Astgabeln, heute schon fast verwittert von dem wachsenden Holz.“

„Wer hat das getan?“

„Die Berona, der Franziska Shnd ihre Tochter. Da war sie kaum zehn Jahr alt.“

„Und weshalb tat das Kind dies?“

„Daß der Onkel Bauhöfer wieder heimfindet,“ entgegnete sie, als man sie fragte. Sie liebte den Niegesehenen und konnte es nicht leiden, wenn man schlecht von ihm sprach. Noch vor ein paar Tagen sagte sie zu mir — sie

ist mein Patentkind: „Weiß man denn, was ihn forttrieb? Sie hat wohl recht.“

„Heimfinden sollte er —“ Der Fremde sah hinaus, tot und glanzlos blickten seine Augen.

* * *

Die Wirtin zur „Fröhlich Wiederkehr“ genoß ihr Ansehen als verlassene Braut nun noch einmal gründlich.

Immer von neuem mußte der Fremde die halbe Stunde, die er bei dem Sterbenden war, erzählen.

Die Verona stand daeben und lauschte. Sie sagte kein Wort.

„Nun hat er heimgefunden.“ Verona sah bei dieser Worten den Fremden forschend an. „Fräulein Verona, ich möchte gern das Madonnenbild in dem Apfelbaum sehen. Wollen Sie es mir zeigen?“

Verona nickte und ging mit ihm.

Ihre Mutter begrub unterdessen ihren Schmerz in einem gewaltigen Kuchenbacken; denn morgen war Portiunkula, und da kam viel Volk vom Land herein.

Der Fremde hieß Franz Nordheim, und da er weder Maler war, der einem vor jedem haufälligen Haus mit seinem Kram im Wege saß, noch Karitäten-sammler, der alle Dachböden in Aufruhr brachte, so ließ man ihn bald unbeschwert laufen.

Am nächsten Tage machte Nordheim wieder einen Spaziergang zu dem Apfelbaum, unter dem man auf ein paar Mauerbrocken niedersitzen konnte. Er und der Torwart kamen in ein Gespräch.

„Ich glaube, es ist damals etwas mit mir durch Euer Tor gezogen,“ sagte Nordheim lachend.

„Ja, ja, die Tore, die hawe's aa sich. Durch das Tor hier sin Euch selbigmal aach die Leichenhupfer nausgezoge auf die Mairwies — wißt Ihr das net?“

Nordheim schüttelte den Kopf.

„Ihr wißt auch gar nix. Ja, Ihr

seid halt net eigefesse,“ meinte der Torwart. „ich wer's Euch emal ver-zähle. Vor vills hunnert Jahr is die Pest hier gewese. Dabervon habt e sicher gehört? Also! Soviel Mensche wie do gestarwe sin, so weit kann mer gar nit zähle. Viel sin net übrig bliewe. Mamol hat das Gend awer doch ä End gehabt. — Wie die Mensche aber so sin, jeze han Se erscht recht die Köpp hänge lasse. Wisse Se, es hot an der Kurasch gefehlt. — Und wie's uf die Kirmes zugange is, da sin die Spengler-geselle — mei Batter selig war aach einer — nausgezoge uff die Mairwies mit der große Fahn', die Musit voraus, und han gedanzt. — Kaa Mensch weiß Euch heut so ze danze. Se wisse jo, allein danzt sich's schlecht, do gehör'n Mädcher derzo. So han se ausschelle losse, deß alles, was Bei' hot, zum Danz komme soll, deß wer Tod und Leiche' vergesse soll und wieder fidel sein. Die junge Mädcher war'n die erschte — die hotte die meist Kurasch. — Und was war die Folg' dervo? Die Leut' sei wieder froh worde, und vor Winter noch han vills Pärche Hochzeit gemacht. Die Spenglergeselle han se ower seitdem die ‚Leichenhupfer‘ genennt. Mei Batter selig war aach einer.“

„Das war sehr interessant! Und Sie meinen, es läge im Leben immer an der Kurage?“ fragte Nordheim und lächelte ein bißchen.

„So ist es. Sie hawe mich verstanne. Guat emol, dort kömmt die Verona.“

Da verabschiedete sich Nordheim mit flüchtigem Gruß und ging ihr entgegen.

„Bonifaz Halberneun,“ sagte der Torwart zu sich selbst, „deß haste schlau gemacht.“

Am Zaun, wo flammende Herzen und brennende Liebe blühen, Leichensporn und Jungfer im Grünen, stand die Verona Bauhöfer. Der alte Archivar sprach zu ihr. Sie hatte

einen roten Kopf und barg ihr Gesicht in den Blumen.

„Ich weiß von seinem Leben nichts und nichts von seinem Schicksal. Nur, daß er den Onkel Bauhöfer noch gesehen hat, das —“ Sie stockte.

Da sprach der alte Archivar ganz leise: „Ich habe Deine Mutter geliebt, Verona — das weißt Du, und ich möchte dich glücklich sehen.“

„Ich? Ich bin nirgends daheim.“

„Ich? Ich bin nirgends daheim.“ Nordheim schritt neben Verona die Landstraße hin.

„Sogar der Wanderfalk hat seinen Horst,“ sagte Verona. „Ich weiß einen — wollen wir danach gehen?“

So wanderten sie durch den Hochsommerstag. Heiß strömte der Duft von Tannenwäldern und reifem Getreide — in der Höhe schrien die Wanderfalken . . .

„Hochsommer!“

Verona nickte. „Aber schon schneiden sie das Korn. Dann tanzt der Wind über die Stoppeln und die Vögel ziehen fort —“

Sie brach die ersten blühenden Heidezweige und verflocht sie geschickt zu einem Kranz.

„Darf ich ihn haben, Verona?“

Sie reichte ihm den Kranz.

Er setzte ihn ihr in das Haar und nahm ihre Hände. „Verona — willst

du, ehe der Wind über die Stoppeln weht, einen anderen Kranz tragen?“

Sie sah ihn an und lächelte. — „Da, schau!“ rief sie, ohne auf seine Frage Antwort zu geben.

Flammend in der Abendsonne lagen Stadt und Waldgebirge.

Franz Nordheim wandte sich um — die Heimat sah ihn an aus zwei blauen Mädchenaugen.

Der Fremde hatte die Mairwiese erworben. Man war schon am Ausschachten, hier ein Haus zu bauen.

Doktor Gerwinus kam von seinem Spaziergang heim und blieb bei dem Torwart stehen. „Ein schönes Anwesen. Wir bekommen einen neuen Mitbürger.“

„Ja, ja, ä Heimat muß der Mensch have und was Eigens, sonst is er niz wert uff der Welt.“ Halberneun lachte ein bißchen. „Es Zuredede hat geholse. Awer die Leichenhupfer han aach ihr Teil dra. Ja, ja, so ebbes soll uns emol aaner nochmache! Ja, mir sein halt aach hiesige, dees macht schon vill aus. A bißche gnerch is er, als der vo da hinne komme is, der Nordheim, mein ich. Es hot halt Zeit, un es hot Mensche.“

Der alte Archivar dachte im Weitergehen: „So hat der Tote das Glück, daß er der einen nahm, der anderen gegeben auf seltsame Art.“



Diplomaten

Von Hans Frank

Zu den Zeiten, da man in Deutschland bei der Auswahl der Diplomaten nach der Größe der Fähigkeiten und nicht nach dem Lebensalter ihres Namens fragte, also nicht zu den Zeiten unserer Väter und Großväter, noch etwa gar in den ersten achtzehn Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern unter der Regierung des Großen Kurfürsten, wurde ein Mann zum Gesandten des brandenburgischen Hofes ernannt, der Besser hieß: einfach Besser! Johann Besser! Nichts davor und nichts dazwischen! Dieser Besser war der Sohn eines Predigers und obendrein — für einen Diplomaten schrecklich zu sagen — auch noch Poet. Daß er es als Poet nur zu der kleinen Unsterblichkeit gebracht hat, welche die Mitwelt verschwenderisch an ihre Günstlinge verleiht, und der großen Unsterblichkeit nicht teilhaftig wurde, über welche nur der unbestechlichen Nachwelt das Schenkungsrecht zusteht, will gegen seinen damaligen Dichterruhm nichts besagen. Denn bekanntlich galten jederzeit als die größten Dichter fast immer solche Männer, welches alles andere nur keine Dichter sind. Denen aber, welche in Wahrheit die größten Dichter einer Zeit sind, billigt diese gemeinhin alle möglichen Kräfte zu, nur eben nicht die eines Dichters. Daß der Große Kurfürst mit der Wahl des Predigersohnes Johann Besser, anfangs zum holländischen und später zum englischen Gesandten, keinen Mißgriff getan hatte, hat dieser ihm durch manches diplomatische Bravourstück bewiesen. Dasjenige, welches seinen Diplomatenruhm im höchsten Glanz erstrahlen ließ, war das folgende:

Im Jahr 1684 galt es, dem König Jakob II. zu seiner Thronbesteigung

die Glückwünsche des brandenburgischen Hofes zu überbringen. Mit dieser überaus wichtigen diplomatischen Mission wurde Johann Besser betraut. Der Große Kurfürst bestimmte, daß sein Gesandter durchzusetzen habe, innerhalb der Gruppe von Gratulanten, der er nach dem Range seines Heimatfürstentums angehörte, als erster, also vor dem venezianischen Residenten, seine ehrfurchtsvolle Gratulation dem Monarchen zu Füßen legen zu dürfen. Denn obwohl selbst der Große Kurfürst nicht so vermessen war, anzustreben, daß sein Gesandter in eine höhere Gratulantengruppe aufrückte, die unauslöschliche Schmach, daß innerhalb der ihm zustehenden Gruppe der Beauftragte eines Kurfürstentums hinter dem Beauftragten einer Republik rangiere, konnte und wollte er seinem Staat nicht antun. Johann Besser reiste also mit dem unerfütterlichen Entschluß, diesen huldvollen Auftrag seines Herrn, koste es was es wolle, der erteilten Anweisung gemäß auszuführen, vom Haag nach London.

Dort erwies sich ihm bald, daß er die Schwere seiner Aufgabe keineswegs überschätzt, sondern um ein Beträchtliches unterschätzt hatte. Der venezianische Gesandte, Namens Signola, ein in seinem Fach vielerfahrener alter Mann, machte dem jungen Johann Besser gegenüber hundert und noch einige Gründe geltend, die sein Recht, vor dem brandenburgischen Gesandten seine Glückwünsche anzubringen, sonnenklar erwiesen. Obwohl Johann Besser in der Verbringung ebenso zahlreicher noch sonnenklarerer Gründe für das Gegenteil keineswegs müßig war, blieb schließlich nichts anderes übrig, als die Entscheidung des Diplomaten-

Ehrenrates anzurufen. Dieser, dem nur Gesandte der damaligen Großstaaten, also nur zweifellos unparteiische Männer angehörten, fällte nach sorgfältiger Erwägung aller Gründe und Gegengründe das salomonische Urteil: Es solle derjenige von beiden zuerst in den königlichen Thronsaal eintreten, der an dem ihrer Gesandtengruppe bestimmten Tage zuerst in dem königlichen Vorfaal des königlichen Thronsaales einträte. Bignola und Besser mußten sich vor dem versammelten Ehrenrat feierlich die Hände darauf geben, sich an diesen Entschluß wie an ein freiwillig gegebenes Ehrenwort gebunden zu erachten.

Als spät in der Nacht, welche dem für Brandenburgs Schicksal bedeutsamen Tage vorausging, alles am Hofe aufbrach und sich schlafen zu legen nach Hause fuhr, ließ Besser sich von dem schlüßelgewaltigen Kammerdiener — gegen ein gutes Douceur — in dem königlichen Vorfaal einschließen und brachte den Rest der Nacht darin zu. In aller Herrgottsfrühe kam am andern Morgen Bignola bei Hofe angefahren. Triumphierend stellte er durch höchst eigenhändiges Rütteln an der Türe des königlichen Vorfaales fest, daß diese noch verschlossen war. Tiefbefriedigt, dem anmaßenden brandenburgischen Gesandten den Rang abgelaufen zu haben, wartete er vor der Schicksalsküre, bis sein Bediensteter den königlichen Schlüßelkammerdiener geweckt hatte, damit dieser ihm aufschlösse. Wenn Bignola auch nicht wenig erstaunt und verärgert war, als ihn bei seinem Eintreten in den königlichen Vorfaal Johann Besser mit einem höhnisch-heitern Ich-bin-schon-da-Guten morgengruß empfing, so gab er dennoch sein Spiel nicht verloren. Selbstverständlich erachtete er sich — da bekanntlich noch niemals ein Diplomat sein Wort gebrochen hat — an die

getroffene Abmachung gebunden. Aber da es — was nicht weniger bekannt sein dürfte — noch keine ehrenwörtliche Abmachung auf Erden gegeben hat, an der ein Diplomat nicht deuteln könnte, so stellte Bignola bei sich fest, daß er nur verpflichtet sei, Besser vor sich eintreten, nicht aber ihn vor sich verbleiben und auch nicht ihn mit dem ersten Wort beginnen zu lassen. Darauf baute der schlaue Italiener den Plan, der ihn trotz allem zur Erreichung seines hohen Zieles führen sollte.

Als nach Stunden, während der sich der brandenburgische und der venezianische Gesandte, von denen keiner sich getraute fortzugehen, außerschaftlichste unterhielten, der königliche Zeremonienmeister die Flügeltüren des königlichen Thronsaales öffnete, hielt Bignola sich streng an sein Ehrenwort: Unter der größten Spannung des ganzen Hofes, der bis zum König hinauf von dem Vorgegangenen unterrichtet war, trat als Erster Johann Besser, der Gesandte des Großen Kurfürsten ein. Aber schon während Besser noch in seiner alleruntertänigsten Verbeugung erstarb, begann der wenige Schritte hinter ihm eingetretene Bignola, der seine Verbeugung ein wenig abgefürzt hatte, zu sprechen. Und allen höflichen Brauch und Wohlstand außer acht lassend, um so sein gewaltiges Ziel, als Erster seiner Gratulantengruppe dem König Jakob II. die Glückwünsche seines Staates zu überbringen, dennoch zu erreichen, suchte er im Sprechen an seinem Rivalen vorüberzugelangen. Besser verlor auch in diesem kritischsten Augenblick seines Lebens nicht die Fassung. Er schnellte keineswegs hoch, sondern vertiefte seine Verbeugung noch um ein Erkleckliches. Aber während er scheinbar nur der Verehrung seines Auftragegebers vor dem jungen Monarchen durch die nicht zu überbietende Krümmung seines Rückens Ausdruck

gab, suchten — an seinen Füßen vorbei — seine Augen nach den Füßen seines Gegners. Und just in dem Augenblick, als Bignola an dem sich vorbeugenden Johann Besser vorbeitrachtete, tat dieser, sich langsam aufrichtend mit seinem rechten Fuß einen kleinen — versteht sich unbeabsichtigten! — Schritt zur Seite. Der Venezianer, der sich schon Sieger glaubte, gewahrte es nicht, hatte dahinter, stolperte, glitt auf dem harten Parkett aus und schlug der Länge nach auf den Boden hin. Besser, als ob nichts, das ihn etwas anginge, geschehen sei, richtete sich nach der Vorderschritt langsam völlig auf, begann seine Gratulationswünsche herzusagen, und war damit am Ende, ehe Bignola sich von seinem Fall soweit erholt hatte, daß er mit seiner Gratulation von neuem beginnen konnte. Natürlich wurde, sobald der König sich zurückgezogen

hatte, das Mißgeschick des venezianischen Gesandten weiblich beschmuzzelt. Als dann aber der spanische Gesandte auf den wutbebenden Alten zuging und, indem er ihm die Hand mitleidig auf die Schulter legte, doppeldeutig sagte: „Caro Vecchio, avete fatta una grande cacata!“ da war es mit der Heimlichkeit des Lachens vorbei. Alles brach in schallendes Gelächter aus, in das — was blieb ihm anders übrig? — auch Bignola einstimmte.

Da somit die diplomatischen Fähigkeiten Johann Bessers unanzweifelbar erwiesen waren, denn was kann es für einen Diplomaten Größeres geben, als jemandem ein Bein — es braucht ja nicht immer ein körperliches zu sein! — in geeigneten Moment zu stellen, verlieh der Große Kurfürst seinem englischen Gesandten, als ihm von diesem Bravourstück berichtet wurde, den erblichen Adel.

Vanitas

Ich weiß, daß der Ruhm mit dem goldenen Kranz
 Meine Pforte sucht —
 Bleib, Herrlicher! herrischer Bettler,
 Draußen an den klingenden Tischen der Großen,
 Daß mich wohnen in der dunklen Menge
 Wie der heimliche Gott unter den Hirten,
 Daß mich mein Brot essen,
 Ein Mädchen lieb haben
 Und verloren sein
 Unter den Wundern des Lebens

Josef Winkler

Claudius = Besuch

Von Max Jungnickel.



Eine Nachricht läuft durchs Dorf: „Ewert hat sich das Leben genommen. In den Mühlbach ist er gegangen.“ Die Bauern sind keineswegs erschrocken. Sie sind überrascht und beleidigt, daß dieser Ewert dem Dorfe einen solchen Schimpf antun konnte. Jawohl, das sind sie. Wer war er denn? Ein „Wertstudent“ aus der nahen Stadt, der in den Nächten die Fluren hütete und dafür sein Geld bekam, damit er am Tage studieren und leben konnte Abends ein wachsames Auge auf Felder und Vieh und tags darauf, wenn er mit dem ersten Milchwagen nach der Stadt fuhr, wieder wache Augen für seine Bücher. Das war der Ewert. Und dazu noch zwanzig ganze Jahre und ein stilles, verschlossenes Wesen. Aber warum, warum ging er denn in den Mühlbach? — Weil er die Brotstelle aufgeben mußte. — Was, Student sein und anderen Leuten das Brot wegnehmen? Wenn du kein Geld hast zum Student sein, dann fange was anderes an.

Als ich an den Mühlbach komme, haben sie ihn schon herausgezogen, die Jacke aufgekнопft, das Hemd aufgerissen und machen umständlich und schwitzend Wiederbelebungsversuche. Aber er wacht nicht wieder auf. Als sie ihn wegtragen, liegt neben ihm aus dem Rock gefallen, ein kleines Buch. Ich hebe es auf und will es dem Dorfschulzen geben. Der aber wehrt ab und sagt nur: „Es wird nichts Gescheites sein. Behalten Sie es nur“. Und dann kommt die Abendsonne, die schöne, liebe Abendsonne, und sie tragen ihn ins Spritzenhaus.

Ich gehe mit dem Buch des Toten in meine Gasthauskammer. Im Scheine der Abendsonne, auf dem Fensterbrett sitzend, blättere ich das

Buch auf. Es ist naß und schlammig und riecht nach Mühlwasser, Tang und Moder. Ein billiges Buch und doch ein unsterbliches Buch: Die Gedichte des Matthias Claudius, der den Bauer hundertmal selig und heilig gesprochen hat und seinen Fluren einen Kranz gesungen hat mit Mond und Sternen und Nachtigallen darin. —

Hier und dort hat der Student an den Rand der Gedichte eine Bleistiftbemerkung gemacht. Auf Seite 26, wo das „Morgenlied eines Bauersmannes“ steht, hat er geschrieben: „Auswendiggelernt am Oster Sonntag.“ Und beim „Abendlied eines Bauersmannes“ hat sein Bleistift deutlich und groß gemalt: „So ist es. Das ist wahr.“ Und ihre Herzen weinen doch nicht über seinen Tod. — Und das Mühlrad rauscht und rauscht rollend in den Abend. Und wie ich das kleine Buch zuschlage, da knistert es und will sich gar nicht zusammenlegen. Mir ist's, als hätte Gott das Buch geschrieben und müde, sangesmüde eine Brille hineingetan. —

Ins Spritzenhaus haben sie ihn gelegt. Ich gehe hin und sehe, mit dem Mond zusammen, durch die offene Fensterluke. Auf einen harten Tisch haben sie ihn schlafen gelegt. Und die Hände haben sie ihm gefaltet. Und wie ich, mit tiefer Verlassenheit im Herzen, durch die Luke blicke, da tut sich die Tür auf. Sie tut sich weit auf. Herein tritt ein wunderlicher Kerl. Ich sehe ihn ganz genau. Er ist angezogen wie ums Jahr 1800 herum. Ein gutmütiges, hochstirniges Gesicht hat er, einen oben gekrümmten Stecken trägt er in der rechten Faust; in der linken hält er eine schimmernde Handlaterne. Die Haare hängen ihm unfrisiert und nicht gepudert über den

Rock. — Es scheint ihm nichts auszumachen, daß ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen. —

Was ist das für ein wunderlicher Mann? Mit einem Kreuzgürtel hat er sich ein kleines Mädchen auf den Rücken gebunden. Vier Jahre ist die vielleicht. Das muß seine Tochter sein. Er muß einen weiten Weg hinter sich haben; denn er ist verstaubt. Und nun erkenn' ich ihn: Es ist Matthias Claudius. Und nun hebt er die Laterne hoch, daß der Schein dem Toten ganz ins Gesicht fällt. Und nun neigt er den Kopf nach hinten und flüstert in das Ohr des Kindes: „Siehst Du ihn, Christiane?“ — „Ja, ja!“ — „Siehst Du, das ist mein treuester Geselle auf Erden gewesen. Der hat mir alles geglaubt und hat doch des-

halb sterben müssen.“ Und dann faltet er die Hände, seine Lippen bewegen und zucken ein wortloses Gebet, und dann sind sie beide hinaus. — —

Ich stehe wie angewurzelt. Ich will nachrennen; aber ich kann keinen Schritt tun. Nach einer Weile schleiche ich mich ins Spritzenhaus, zum toten Studenten. Ich nehme sein Wandsbeker Botenbuch, das er verloren hat und will es zurückstecken in seine Tasche. Der Rock ist noch feucht. Und nun lege ich das Buch unters aufgerissene Hemd, dorthin, wo sein Herz geschlagen hat.

Und wie ich wieder hinaustrete in die Dorfnacht, ist der ganze Bauernhimmel mit Sternen überwimmelt, und der Mond steht groß und ewig wie im Abendlied des Matthias Claudius.



Bäuerin. Einolschnitt von Astor Eckner



Siegfried bezwingt den Bären

Karl Schmoll von Eisenwerth

Wandbild im Corneliannum zu Worms

Siegfriedstätten in Deutschland

Von Dorothea W. Schumacher.



Gleich dem Nibelungengold, so ist die deutsche Sagenwelt in grüne Tiefen hinabgesunken, aus denen sie zu guter Stunde uns heraufschimmert, ohne daß wir sie ganz wiederfinden können Waldesfülle raunt um die Stätten, an denen die Sage als letztes Überbleibsel vorzeitlicher Geschehnisse haften blieb. — Der mythische Grundgehalt des Nibelungenliedes (und der meisten anderen deutschen Sagen) war im kälteren, sonnenfehnenden, germanischen Norden zuerst erzählt worden, war dann zur Göttersage geworden, die sich ihrerseits wieder, nach jahrhundertelangem Wiedererzählen mehr und mehr vermenschlichte. Der uralte mythische Stoff wurde wirklichen Vorgängen in einer vom Schicksal verfolgten Sippe angeglichen — und so erschien im frühen Mittelalter u. a. das Nibelungenlied, in dessen schon halbgeschichtlichen Gestalten doch das ursprüngliche Naturprinzip: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Gut und Böse, erkennbar blieb.

An keiner Gegend Deutschlands haftet die Nibelungensage so deutlich wie an der Gegend von Worms, dem Rhein und dem Odenwald. Dagegen ist bei Kanten am Niederrhein, woher, dem

Liede nach, Siegfried stammen sollte, jede Erinnerung an ihn geschwunden. Worms und der Odenwald sind Siegfriedstätten, wiewohl nur sehr geringe bauliche Reste aus der burgundischen Zeit dort sind. In Worms zeigt man ein „Riesenhäus“ von romanischer Grundform, und auch an den Ruinen der ältesten Mauern des Domes mögen schon Gernot, Giselher, Gunther und Siegfried ihre guten Schwerter geweckt haben. Die Existenz eines Fürsten Gunther (Gudakar) in der kurzen Burgundenzeit der Wormser Gegend im 5. Jahrhundert ist geschichtlich bezeugt. Halb mythisch scheint neben ihm der lichte Held Siegfried. Im Odenwald, im lieblichen Wiesengrund liegen zwei Dörfer, Hüttenthal, und Grafelenbach, die beide Anspruch darauf erheben, daß an den in ihrer Nähe befindlichen Quellen Siegfried von Hagen erschlagen sein sollte! An beiden Orten spricht manches für die Berechtigung der Sage, doch herrscht darüber keine Klarheit und wird, wegen gänzlichen Fehlens von geschichtlichen und baulichen Zeugnissen wohl auch nie erreicht werden. Glaubhaft erscheint, daß „der fränkische Ritter Siegfried“ an dem zwischen

Silberstlingen und Hüttenthal gelegenen „Lindbrunnen“ den Tod durch seinen Feind fand, da hier die dürftige Beschreibung der Erlichkeit aus demNibelungenlied in allen Stücken zu passen scheint. Ein geschichtlicher Held Siegfried wird, als Gast des geschichtlichen Gunther zu Worms, nirgends anders als im Odenwald gejagt haben, da die Bezeichnung Odenwald uralt ist und (vor Zeiten dichter Wald) als beliebtes Jagdgebiet bezeugt ist. Ob der Name des Waldes von Obin oder Oede herrührt, ist strittig. Im Volk der Gegend ist die Sage seit Jahrhunderten zerbröckelt und verblasst, unbedeutlich mit anderen Sagen, z. B. der vom wilden Rodensteiner verquidt. Nach den Forschern Knapp und Simon sollten ganz alte Leute um 1850 noch etwas von einer verschwundenen tausendjährigen Linde am Lindbrunnen und von einem dort um die Mittagszeit umgehenden Gespenst des erschlagenen Ritters erzählt haben.

Der Odenwald ist heute nur noch zu geringem Teil mit Wald bestanden. Schon im Mittelalter mag der Pflug über die letzten Reste burgundischer Male hinweggegangen sein — mag schon die Erwähnung und Forterzählung „heidnischer“ Sagen streng geahndet worden sein. Dennoch hatten ja seit 1500 Jahren Namen und Nachklänge an diesen stillen grünen Stätten — und niemand, der noch echtes Fühlen bewahrt hat, kann sich dem tiefen Schauer entziehen, der uns da in summender Mittagsstille unter dem goldgrünen Eichenlaub der Siegfriedsquelle ergreift. . . . Ob nicht die fernem Arien derselben Maiblumen und Primeln, die wir da am Quell pflücken, einstens rot wurden von dem kostbaren Blut des Helden?

Zwischen dem Odenwald und Worms in der fruchtbaren diluvialen Rheinebene,

hinter dem kleinen Nest eines uralten Haines riesenhafter Eichen liegt der Ort Lorsch (vor Zeiten „Laures-hain“) mit den bescheidenen Resten einer frühmittelalterlichen, sehr ausgedehnten Klosteranlage, deren gut erhaltene Eingangskapelle uns ein gutes Bild deutsch-romanischen Baustiles aus dem 6. bis 8. Jahrhundert hinterlassen hat. In dem düsteren, kleinen Raum der Eingangskapelle stehen zwei grobgearbeitete romanische Steinsarkophage. Sie wurden schon im Mittelalter leer gefunden; in einem sollte der Chronik nach der Herzog Tassilo, in dem anderen ein Ritter Siegfried beigesetzt worden sein. Das im frühen Mittelalter sehr reiche und weithin berühmte Kloster Lorsch sollte aus Stiftungen burgundischer und fränkischer Edeline hervorgegangen sein und wurde im 5. Jahrhundert, als die Burgundenherrschaft ihr Ende erreichte, gegründet. In den von anderen Sagenresten ganz abgefordert erscheinenden Überlieferungen des Klosters Lorsch legte man augenscheinlich (geistlicherseits) Gewicht darauf, den Siegfried als einen christlichen Ritter, nicht als Heiden hinzustellen, wie auch überhaupt vom 10. Jahrhundert an jedes Wort und jedes Ding, jedes Lied und jeder Brauch rücksichtslos ausgetilgt wurde, die irgendwie an das Heidentum erinnern konnten. Es erscheint glaubhaft, daß ein hochangesehener Held wie Siegfried, und wie andere Edle, im nächstliegenden Kloster, im vorliegenden Falle also zu Lorsch, beigesetzt wurden.

Gar stille und wenig besucht ist die bescheiden anmutende Stätte von Lorsch; da darf man sich völlig jener mächtig ergreifenden Vorzeitimmung hingeben, hier, wo in den uralten Eichen, die im Staube verschollener Helden wurzeln, die großen Namen der Sage raunen.

Deutsche Landschaft

Von Leo Sternberg.

Sieht einen Jüngling an dem offenen
Fenster sitzen,
Das Haupt aufstützen,
Zwischen hängenden Ästen, von roten
Äpfeln schwer,
In die Landschaft träumen wie über
ein Meer . . .
Wolkeninseln fliegen im Blau . . .
Ruhe grasen auf kurzgerupfter Au . .

Mädchen mit weißen Schürzen, Feld-
sträuße in der Hand,
Singen singend an einem Grabentrand . .
Sonntag ist's, sie reihen Lied an Lied.
Und hinter dem Wald herüber zieht
Das Wölkchen, das raucht aus den
Erbsenschächten,
Das stumme Lied
Von Arbeitsriesen und ewigen Mächten.

Bergstädters Bücherstube

Das Land unserer Liebe

Neue Romane.

Besprochen von Friedrich Castelle.



Die meisten Bücher der Zeit werden aus einem leidenschaftlichen Überschwang herausgeschleudert. Die Erzählkunst kreist mit in den Wirbeln der ungeahnten Geschehnisse, von denen sie umgeben ist. Sie braucht daher für ihre Gestalten und Sinnbilder außergewöhnliche Menschen. Menschen der Tat, die über die Masse emporwachsen. Meist sind es — und das ist die einfachste und leichteste Kunst der Darstellung — jene neuen Menschen, die in der großen geistigen und wirtschaftlichen Umwälzung von der Tiefe zur Höhe emporgetrieben werden, eben jene Tüchtigen, die sich selber freie Bahn machen und in ihrem Aufstieg alle Theorien von sozialistischer Menschheitserneuerung zertreten, da ihnen dieser romantische, untätige Sozialismus, der die Arbeit scheut und sich im Verlangen nach den angeblichen Vorteilen der Bourgeoisie berauscht, hinderlich sein muß für ihr Werk. Gewiß, wir brauchen auch diese neuen Menschen für unsere Erzählkunst. Aber nicht sie allein sind die Träger der neuen Zeit. Ihr Wirken am Wiederaufbau ist nur Grundsteinlegung. Das ganze Volk vielmehr muß erneuert werden, muß sich umstellen auf die geänderte Zeit. Wenn es wahr ist, was oft behauptet wird, daß Kriege Krankheitserscheinungen der Menschheit sind, daß vor allem auch der große Weltkrieg eine aus atmosphärischen Vorgängen und Umwandlungen innerlich gewordene Notwendigkeit gewesen ist, dann müssen auch in dem Volke, das dieser Überwältigung durch stärkere Mächte nicht gewachsen war, verderbliche Kräfte gewirkt haben. Wir erkennen das heute schon deutlicher an der entsetzlichen Zerrissenheit der deutschen Volksseele. Der Siegestausch von 1914 war ein schöner Traum und seine anfängliche Verwirklichung ein Ergebnis der eisernen Friedensbiszivilin, nicht eines tief inneren Zusammenhörigkeitsgefühls unseres ganzen Volkes. Das furchtbare Erwachen ist bald gekommen, und der Zusammenbruch kam unaufhaltsam, unabwendlich. Jetzt, je mehr wir wieder innerlich wachsen, ist sie erst da: die deutsche Stunde, die deutsche Not. In den unaufhörlichen wirtschaftlichen und politischen Unruhen gärt

sie empor, schreit sie um Erlösung, die kranke Seele des deutschen Volkes. Nicht mit bolschewistischer Zerstörung wird dieser Zustand gebessert, nicht mit pazifistischem Friedensgewinsel, sondern nur durch die große Tat des Mitleids und der Mitarbeit. Selbst Dinge, die vor dem großen Weltgeschehen als vorbildlich von der ganzen Welt gerühmt wurden, erweisen sich heute als gutgemeinte, aber äußerliche Anfänge der Besserung und Erhebung des ganzen Volkes. „Wer aber hat die wahre, die seelische Aufgabe erkannt, die das riesige Anwachsen des Industrieproletariats unserer Zeit gestellt hat? Wer hat es unternommen, dem Manne an der Maschine einen — Lebensinhalt zu geben? Sein Dasein einzuordnen in den inneren Entwicklungsgang der Nation? Wer hat sich den Mächten entgegen gestellt, die es seinem Volkstum entfremdeten — es zum Internationalismus erzogen? Wer hat den Arbeiter gelehrt, sich als Deutschen zu fühlen? . . . Nicht mit Arbeiterschutzesetzen, nicht mit Lohn-erhöhungen, nicht mit Sozialisierung der Betriebe, nicht mit der Diktatur des Proletariats — aber auch nicht der Wiedereinführung des „Herr-im-Hause-Standpunktes“ ist uns geholfen . . . unser ganzes nationales Leben muß umgestaltet werden, aufgebaut auf dem Grundgedanken der Erziehung aller Deutschen für Volksgemeinschaft! . . .“

Der dieses schreibt, ist kein Geringerer als Walter Bloem. Er setzt diese Worte mitten in seinen Roman „Das Land unserer Liebe“. Mit der gleichen freimütigen Kühnheit und lebendigen Freude, wie Bloem seinerzeit das Entstehen des neuen Deutschen Reiches in seiner großen Trilogie gefeiert, wie er den „Vormarsch“ der deutschen Heere 1914 verherrlicht hat, begleitet dieser Dichter wehmütig und leidenschaftlich zugleich den Niedergang Deutschlands nach dem gewaltigen Völkerringen. Aber Bloem ist nicht taub und blind gegen die Verhältnisse, aus denen die großen Erschütterungen unseres Volkes hervorgehen mußten. Der große Mensch der neuen Zeit wird sich mit diesen Verhältnissen vertraut machen müssen, wenn er ein Helfer und ein Retter sein

will. So steigt hier der ehemalige Offizier, der Sohn des großen Knebers hernieder zu den Arbeitenden und lernt ihre Not, ihre Forderungen, aber auch die Übersteigerung der Arbeiterbewegung kennen. Seine feine, zarte Schwester hinwiederum lebt ganz mit dem Volke und steht doch hoch über der ganzen Menge. Die Gestalten, die Bloem zeichnet, sind wie immer mit leidenschaftlichem Leben erfüllt, die Geschehnisse, die er aufrollt, von ungeheurer dramatischer Kraft. Unsere ganze Zeit und vor allem auch die Sehnsucht nach der neuen Zukunft unseres Volkes ist in diesem gewaltigen Buche lebendig geworden. Hier wird das arme zertretene Deutschland unter den gestaltenden Händen eines echten Dichters wieder das „Land unserer Liebe“.

Der Zeitroman erfährt eine bedeutende Bereicherung durch die Trilogie von Hans Richter „Der Kanal“, „Hochofen I“ und „Der Hüttenkönig“. Der letztere Roman liegt uns heute vor. Er beschließt die Trilogie in großer Form. Was in den beiden früheren Bänden in trefflicher Abgeschlossenheit an Einzeltypen industrieller Schöpferkraft geschildert wurde, das wächst in dem „Hüttenkönig“ in gesammelter Kraft zu der Persönlichkeit des Peter Carstens empor. Der vaterlose Fabrikmädeljunge trägt von früh an die kühne Entschlossenheit und zähe Sicherheit in sich, die ihm zu jedem Werke den Segen gibt. So steigt er, der Stinnes-Mensch unseres Zeitalters, zum deutschen Industriekönig empor, dem alle Kräfte des Bodens und des Menschengesteins sich dienstbar beugen. Auf dem Gipfel der Macht aber findet er nicht sein Genügen an deutschem Erfolg und deutschem Besitz. Jetzt nimmt er kühn den Kampf mit der amerikanischen Industrie auf, denn er weiß, sonst wird Europa eine Filiale der Vereinigten Staaten. Mit der neuen elektrischen Schnellzuglokomotive der Carstenswerke schlägt er die amerikanische Konkurrenz in Japan. Er selber fährt den ersten Probezug auf der Versuchsstrecke. Doch als die von den Versuchen befriedigte japanische Kommission den Führerstand betritt, liegt am Boden, ein wenig gekrümmt, Peter Carstens — an der Hand eine kleine Brandwunde — tot. Er starb an dem Tage, da er wußte, daß sein Geist leben würde“: in seiner Tochter Helga und in seinem Schwiegersohn dem Ingenieur Winter von Brügg.

Von Richters „Hüttenkönig“ war zu dem „Volkkönig“ von Erich Lilienthal nur ein Schritt. Aber dieser Schritt war groß und bedeutsam, denn in diesem kühnen, echt germanischen Buche wurde der Vorhang der Zeit zerrissen und die Zukunft des deutschen Volkes, seine heim-

lich wachsende Sehnsucht nach dem einen großen und starken Manne gezeigt, der es aus Ohnmacht und Knechtschaft erlösen werde. Erich Lilienthal ist ein leidenschaftlicher Ankläger. Seine Schrift „Die Toten klagen an“, seit langem in ihren Einzelstücken bekannt und jetzt endlich auch in Buchform erschienen, reißt noch einmal die Wunden der kriegerischen Vergangenheit, den Untergang der großen deutschen Kraft auf. Der mannhaft mutige Ankläger wird in seinem neuen großen Roman „Ein Mann geht den Weg“ zum Rinder einer Zukunft, die grauig auflodert. Für ihn ist die Gegenwart der großen politischen Beschwichigungen ein verderblicher Traumerzustand. Die rücksichtslos kühne Tat allein kann retten. Ein Mann, der große starke Mann, muß den Weg finden. Karl Randlow, der Industriekönig, geht den Weg rücksichtslos über Blut und Leichen. Alles Schwache und Morische muß vernichtet werden, damit Raum wird für das starke und Gesunde. Das „Volk“ bäumt sich auf in einer letzten großen Revolution, und diese Revolution frißt flammengierig alles Bestehende auf. Aber in dieser Revolution gehen mit Reichsrat, Hauptstadt und Spießertum auch die revolutionären Leidenschaften selber zugrunde und aus dem Chaos, das der Dichter mit den grellsten Farben der Sansculottenherrschaft zur Zeit der großen französischen Revolution widerlich ergreifend und erschütternd malt, steigt die neue Zeit auf. Jetzt stellen sich alle hinter Karl Randlow: die Arbeiter, die ihre Arbeit lieben, die gebildete Jugend, die Bauern, die Herrn der Fabriken, die Jugend der Arbeiterschaft, — ein unübersehbares Volksherr, das nur einen Gedanken hat, frei zu werden von Fremdherrschaft und unwürdiger Knechtschaft. Sie wollen keinen Krieg, aber sie ertragen den Frieden der Feinde nicht mehr. Und so stellen sie sich mutig zum letzten großen Entscheidungskampf — Lilienthal hat hier ein Buch geschrieben, das zweifellos in erster Linie polemisch aufbegehrt gegen die Zustände unserer Zeit und in leidenschaftlichstem Aufschrei völlige Vernichtung oder Freiheit verlangt. Aber es ist mit so teilnehmender Inbrunst, mit solch warmerherziger Ehrlichkeit und Liebe zum deutschen Volk geschrieben, daß es nicht als Tendenzschrift angesehen, sondern als dichterische Schöpfung gewürdigt werden muß. Und wenn es auch nur die eine große Aufgabe erfüllt, aufzurütteln u. die geistige Erneuerung anzubahnen, die der völligen vorausgehen muß, dann allein schon hat es einen ethischen Zweck erfüllt.

Was bei Richter von Anfang bis zu Ende spannende, drängende Handlung, bei Lilienthal leidenschaftliche Erregung, das ist in dem neuen Roman von Jo-

Hannes Volbt „Der Reiter und die Tat“ feinfühligste innerliche Entwicklung. Wir haben bisher wohl noch keinen Zeitroman, der das Laute der wirtschaftlichen Umwälzungen so leise aus den innerlich drängenden Begehrnissen der handelnden Menschen zu lösen weiß. Anfänglich hat man das Gefühl, die Tat des Helden wird sich in den großen Erfindungen auswirken, an denen er heimlich arbeitet und die auf die großen Radioerfolge unserer Tage hinielen. Auch die Frau, die über seinen Weg geht, wirkt anfänglich ein wenig typisch romanhaft. Als er aber alle Vergangenheit hinter sich abgebrochen hat und — ein reiner Tor — in die Welt hinausreitet, da wandelt sich sein Wesen in außerordentlich glücklicher Weise. Nicht in äußerem Besitz und Erfolg liegt die Zukunft des deutschen Menschen begründet, nicht auch in kommunistisch gezwungenen Verbindungen, sondern in jener Volks- und Seelengemeinschaft, die jedes Opfer, selbst das Leben, zu bringen bereit ist und in dieser Hingabe größten Reichtum und Besitz findet. Diese Grundidee des Buches ist an dem Helden und seinem Gegenpieler, dem ehemaligen Kriegskameraden, mit großer Meisterschaft durchgeführt. Der Letztere, der ehemalige aktive Offizier, ist ein Mann des offenen Kampfes. Wie er sein Leben frisch anpackt, so ergreift er auch die Liebe ohne Furcht und Zaudern; der Held hingegen ist der scheue Zauderer, der unentschlossen neben seinem Schicksal hergeht, bis auch für ihn die große Tat, das Opfer, alle Hemmungen zerbricht. Dieser Seelenhandlung ordnet sich die rein äußerliche Entwicklung mit ihren fesselnden Alltagsbegehrnissen wirkungsvoll unter. Das Treiben der kommunistischen Kreise, der Gegenkampf der vaterländischen Vereinigungen wird niemals Absicht oder gar Zweck des Buches, sondern ist immer nur treibende Kraft der eigentlichen Menschenhandlung. Und gerade diese wohlthuende Zurückhaltung, dieses leidenschaftslose und doch immer zukunftsfrohe Bekenntnis zu deutscher Art und deutscher Hoffnung gibt dem Roman von Johannes Volbt über den Augenblick hinaus bleibende Bedeutung und künstlerischen Wert. Wir brauchen die Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist, wir brauchen in der schwindelerregenden Entwicklung unseres technischen Zeitalters Bücher, die uns beruhigend und begütigend die uralten Grenzen der Menschheit zeigen.

Unter den rheinischen Schriftstellern ist Richard Wenz einer der feinsten und fesselbarsten Köpfe. Seine Romane und Novellen atmen alle insgesamt jene höhere Kultur des Geschmades, die ihnen unbeirrbar Zustimmung sichert. Mit dieser

vornehmen Ruhe der Darstellung entwirft sich eine überlegene innerliche Abgeklärtheit. Wenz greift keine Probleme an, um in ihnen behaglich zu wühlen, und selbst da, wo er es tun muß, hat er etwas von der klaren Fröhlichkeit der Plafatmalerin Kesi seines hier zur Besprechung stehenden neuen Romans „Frau Welt und Frau Sehnsucht“. Alle Vorzüge seiner Kunst sind in diesem Buche vereinigt. Dieser „Roman von Künstlers Erdewallen“ hat nicht nur die ausgeglichene, durchgebildete Formung, sondern führt auch die handelnden Gestalten psychologisch mit großem Geschick den Bestimmungen ihres Schicksals zu. Ausgezeichnet ist der Charakter des Helden getroffen, des Dichters Alfred Stürmer, der eigentlich Zauderer heißen müßte, wie Nina Schwamm, die Schauspielerin, treffend sagt. Stürmer ist eine jener zahllosen Künstlernaturen, die sich für begehrliche Ausnahmenaturen halten, jede Frau ihres Lebenskreises im Augenblick leidenschaftlich umwerben, aber an dem Strohsack nur sich selbst verbrennen. Er hat, wie seine Freundin Margret Unger, die einzige, die ihm wirklich die Wahrheit sagt und ihm endlich auch den Kopf wieder zurechtstelt, gar kein Talent zum Ziguern, sondern er fokettiert nur mit seinen angeblichen Bedürfnissen. Er ist garnicht der Lebensgenießer, der er zu sein glaubt. Er hat kein Verantwortungsgefühl für sein Tun und Handeln und leidet im Grunde selber nur äußerlich an den Schicksalen, in die er geliebte Frauen hineindrängt. Gerade diese Seite seines Wesens hat Wenz mit großer Meisterschaft und mit einem kaum merkbaren Spott gezeichnet, indem er ihm in der prachtkollen, kerngesunden Margret Unger eine Helferin zur Seite gibt, die schließlich doch alle seine Torheiten wieder einrenkt und ihn aus allen Verkettungen löst. Neben ihr steht besonders fesselnd die Gestalt der Marie Nolsen, die durch ihn zerbricht und den Weg zu großer Kunst findet, die wetterwendische Schauspielerin Nina Schwamm, der prächtige Kamerad Kesi Ausberg und als feinste Gestalt die seiner Frau, die mit stiller Geduld seinen Wandlungen folgt. Freilich, auch sie muß durch Leiden erst geläutert werden. In der Trennung erkennt sie schmerzlich, daß ihre innere Teilnahmlosigkeit ihn ihr entfremdet hat, daß auch das Kind sich von ihr abwendet, daß sie selbst in Ableidung und äußerer Erscheinung anders werden muß. Und als alle diese an sich so nebensächlichen, in dem ganzen Gewebe aber unbedingt notwendigen Fäden auch in ihr verknüpft sind, treten beide Menschen in eine neue harmonische und dauerhafte Verbindung und lernen in der Einsamkeit der Weltentfugung, in dem Reichtum ihres inneren Besitzes das große Lächeln, das

aus diesem Leid spricht. So erlebt man in diesem Buche Wunder und Offenbarungen, die der auf anspruchslöse Buchleser berechnete bunte Umschlag nicht schließen läßt. Und darum sollte man ein solches Buch auch garnicht hineinstecken, selbst wenn er künstlerisch garnicht einmal schlecht ist.

Die vier Erzählungen, die Rudolf Heubner zu dem Bande „Erdgeschlecht“ vereinigt hat, sind neue starke Beweise der leidenschaftlich gestaltenden Kraft des Dichters der „Juliane Kocor“ und der „Flamberg“. Der Dresdener Erzähler hat eine häuerliche Ungebrochenheit in der Darstellung seiner Menschen, die wie ein Stück Natur atmet und Erdgeruch ausströmt. Wilde Leidenschaft zingelt in der ersten Novelle „Die Mühle brennt“ über den im kleinsten Weltbezirk vom Schicksal eingeschlossenen Mühlenleuten, und eine Gestalt wie die böhmische Kathe, ins ihrer lagenhaften Wildheit ist eine Prachtleistung. Neben sie freilich stellt sich die wehmütig entsetzende Heide Stumm der zweiten Novelle als das stille Spiegelbild all der aufgewühlten Sinnelust der Teufelin. Das köstliche Stück des wertvollen Buches aber ist die Novelle „Gottlieb“, eigentlich die Geschichte der Schmiederie, die den Trottel zu heiraten gelobt hat, als er ihre Mutter aus Todesgefahr errettete und die trotz der Liebe zu einem anderen und trotz aller Hänseleien und aller Nöte an ihrem Gelöbniß festhält, bis sie selber den Gottlieb vom Mordverdacht reinigen, so auch retten und sich von der schweren Fessel befreien kann. Mit stiller lächelnder Feiterheit, wie man sie gerade an der zeitgenössischen Kunst so spärlich findet, ist diese einfache Geschichte erzählt, aber gerade wegen der natürlichen Einfachheit so spannend und herzegewinnend, daß der Leser die Schicksale dieser seltsamen Liebe und Treue mit innerlichster Anteilnahme verfolgt. Das ist echtes Menschentum der Scholle, denn immer wieder, so schließt der Dichter seine schöne Geschichte von Gottlieb und Friederite, „bildet die starke Natur aus demselben Erdstoff des Landes das Stück herbe Schönheit und starke Kraft, indem sie sich mächtig offenbart, mit unermüdlicher Schöpferlust.“

Ein Sorgenbrecher von der Kraft und Würze köstlichen alten Rheinweins ist der Dichter Rudolf Greinz. Er ist ein unererschöpflicher Fabulierer, dem sich jedes Erlebnis zur Geschichte fällt und rundet,

ein Schalk, dem die Behaglichkeit laut und urwüchsig in allen Nähten seines bunten Schelmengewandes kracht. Das alte Zunsbrud der guten unbekümmerten Zeit ist sein Feld, das Kleinbürgertum und das Beamtentum seine lustige Welt. Und wenn ein Greinz das mühselige Eheleben des kanzlistigen Fridolin Kristaller schildert, dann weiß man gleich, hier wird ein ordentlich Stück Geschick aufgefahren, das furchtbar dröhnend losgeht, aber doch harmloses Schwarzpulver ist. Verwicklungen und Entwicklungen werden mit einer Meisterschaft geschürzt und entwirrt, wie sie nur ganz wenigen Erzählern eigen ist. Eine Überraschung jagt die andere, und so sieht man „Fridolin Kristallers Ehekarren“ am Ende mit freudenassen Augen um die Ecke biegen — schade, daß die Geschichte zu Ende ist. — Noch übermütiger ist der Schelm in der zweiten lustigen Geschichte „Gordian der Tyrann“, deren Held der k. k. Gubernialrat Gordian von Schweigenbeutel ist, ein landadliger Junggeselle, der nichts kennt als seine Akten, seinen Pudel, seine gebratene Hendlbrust, Spedschnitten, Kibferln und seinen Sankt Magdalener, die Verkörperung jener wohlgefälligen bürokratischen Selbstherrlichkeit, die sich jede körperliche und geistige Anstrengung vom Leibe zu halten weiß. Diese Herrlichkeit aber wird auf die furchtbarste Weise in ihrer polyphenhaften Mäßigkeit aufgestört, einmal durch den völlig unmöglichen Gubernial-Konzepts-Praktikanten Ferdinand von Plant, der Akte ohne Perioden, statt dessen aber leichtfertige Gedichte für die Zeitung macht, noch mehr aber durch jenen entsetzlichen Zustand einer Seelenwanderung, die den würdigen Gubernialrat nicht nur in die entsetzlichsten Lagen, sondern auch in eine so große geistige Wirnis bringt, daß nur noch eine rabitale Nizinusöl-Kur Rettung und Erleichterung bringen kann. Das ganze Buch ist eigentlich um diese eine große Anekdote des rätselhaften Doppel-Lebens des k. k. Gubernialrats herumgeschrieben, aber mit soviel Überraschungen und verbläffenden Zufällen, daß der belustigte Leser in der übermütigsten Laune die Verwicklung und Entwicklung Blatt um Blatt fröhlich verfolgt. Es ist etwas Köstliches um so gesunden, kernigen, echten Humor, wie Rudolf Greinz ihn besitzt. Ein Duzend solcher Schelme, und aus der jammervollen Welt ist alle Papierscheinnot und aller Völkerruß fortgeblasen.

Inhalt: Walter Bloem, Das Land unserer Liebe. Verlag Grethlein & Co., Leipzig 1924. — Johannes Voldt, Der Reiter und die Tat. Weltbund-Verlag, Hamburg 1924. — Rudolf Greinz, Fridolin Kristallers Ehekarren; Gordian der Tyrann. Beide L. Staackmann, Leipzig 1924. — Rudolf Heubner, Erdgeschlecht. Ebenda. — Erich Villenthal, Der Volkstönig. Weltbund-Verlag, Hamburg 1923. — Hans Richter, Der Hüttenkönig. Verlag Ernst Keil, Leipzig 1924. — Richard Wenz, Frau Welt u. Frau Sehnsucht. Verlag Deutsche Scholle, Leipzig 1924.

Vom Büchertisch

Der Kampf mit den Geistern. Ein Roman. Von Artur Brausewetter. Leipzig, Max Koch, 8, 360 Seiten. Kart. 3,50 M.

Wer dieses Erzählers früheren Arztroman „Die große Liebe“ zu schätzen wußte, wird sich in das vorliegende Buch doppelt angeregt empfinden. Es bildet zusammen eine Art abschließender Fortsetzung, indem es eines Vaters Schicksal ausgestaltet im Sohne sich wiederholen läßt, mit Ausnahme der aus vorwiegend edlen Beweggründen hervorgegangenen Betrugsünde, deren Sühne nun der Sohn mitzuleisten hat durch heroisches Ertragen der zunächst scheinbar gänzlich schädigenden Folgen. Später, und zwar endgültig, erfüllt sich an ihm die Heilandsprophezeiung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. — Der Held des zweiten Romans ist, wie der des ersten, ein von Menschenliebe durchglüheter Arzt, aber — im Gegensatz zu jenem — ein in gesetzmäßiger Auswirkung tätiger. Außerlich weltfremd bis zur linksischen Schwerfälligkeit, innerlich weich bis zur empfindsamen Zartheit, verharret er, den gesellschaftlich bindenden Formen abhold, in starrer Abseitigkeit. Das ändert sich, als er während einer Epidemie ein noch kindhaftes junges Mädchen der oberen Kreise dem Tode in heißem Ringen abtrotzt. Dem Tode, den er immer wieder an Krankenbetten wie leibhaftig erschaut und ihn dann hart bekämpft, selbstverständlich nicht unfehlbar sieghaft. Er zählt zu den Gläubigen hinsichtlich einer übernatürlichen Welt, die er als Natur und Menschen ständig umwehend spürt. Sein eigenes innerstes Wesen wirkt zwingend auf die vornehm-schöne, ältere Schwester jener von ihm Geretteten. Auch er verfällt ihr in reiner Liebe, und es gelingt ihm, sie zur Ehe zu gewinnen. Beglückt leben sie in ihrem traumlich-ländlichen Berufsheim, das er später gegen ein weitaus glänzenderes großstädtisches vertauscht. Da bricht der Umschwung jäh herein durch das Bekanntwerden der einstigen Verfehlung des Vaters. Schroff lehnt die „Gesellschaft“ den Sohn von da an ab, nicht im ärztlichen, aber im geselligen Verkehr. Auch jetzt noch hält ihm die Gattin die gelobte unbedingte Treue: äußerlich, doch nicht innerlich. Völlig verlagert die junge Tochter. Bis in der höchsten Krisis gerade sie sich ganz und unmittelbar zum Vater hinfindet im sicheren Bewußtsein, daß die Mutter ihr darin folgen wird. So hat die Lauterkeit und die große Liebe eines Edel- und Hochgesinnten böse Geister in der Menschenbrust bannen, gute auslösen helfen. —

Brausewetter ist seit lange, zumal im deutschen Norden, als weithin ethisch einwirkender, trefflicher Erzähler anerkannt. Er schaut fest und tief hinein in die aktuelle Wirklichkeit mit ihren mannigfachen Ausdrucks- und Gestaltungsformen, spiegelt sie unter treuem Streben nach dichterischer Wahrheit, nach liebender Gerechtigkeit in Klarheit der Linien und Farben ab: den Blick gerichtet auf die Lösung zahlreicher, stets von ihm vertiefter Probleme und auf seelisch erhöhte Lebensziele. Seine Träger der Handlung wachsen mit dem äußeren und inneren Menschen aus ihrer Umwelt meist gehobenen Bürgertums überzeugend heraus. Selber Geistlicher in höherem Amte, „breitigt“ er in seinen Erzählbüchern nie, weiß aber umso stärker, auf Grund reicher Erfahrung, zu fesseln, zu ergreifen, auch wohl zu erschüttern. Immer jedoch wird er mehr vom (im weitesten Sinne) sozialen als vom rein künstlerischen Gesichtspunkte aus gewertet werden, vielleicht mit desto besserem Erfolge für sein Menschenfürsichtum. Der Verlag hat guten Grund, sich der fortgesetzten literarischen Ernte des eben Sechzigjährigen dankbar zu erfreuen, die nach Hunderttausenden zählende Brausewetter-Lesergemeinde wird es nicht weniger tun. E. M. Hamann.

Im Paradiesstüblein. Eine Geschichte für beifällige junge und alte Leute. Von Betty Hertel. Verlag Friedr. Andreas Barthel, A.-G., Gotha und Stuttgart. Br. 2,50 Gmk.

Das Paradiesstüblein ist ein mit reichlichem Bilderschmuck von Fritz Eggers ausgestattetes köstliches Büchlein, das wir in die Hände der Jugend und deren Freunde, zumal der weiblichen, wünschen möchten. Die alte, verhäkelte Frau Sabine wirkt mit ihrem goldenen Humor und ihrem geradezu vorbildlichen, liebevollen Wesen erzieherisch. Man lernt bei ihr und den verwandten Gestalten, dem alten Trautner, dem Uhrenphilipp, außer praktischen Dingen auch das frohgemute Lachen, das durch die im Paradiesstüblein bevorzugten Besucher, der Annemarie und Jakob, in vernünftlicher Art gepflegt wird. Das herzerquickende Büchlein mag besonders auch herz- und gemütskranken Leuten zu empfehlen sein; für „beifällige junge und alte Menschen“, wie im Untertitel gesagt, ist es ein wirkliches Labfal.

J. R.

Von den „Hausmachbüchern“, die der Verlag Jos. Köfel u. Fr. Ruckert in Regensburg erscheinen läßt, liegt uns der 31. Band vor: „Der Wüßer“ und

„Der Guck“ von Ernst Zahn. (191 S., auf gutem Papier gedruckt und in hübschem Einband. Pr. 1 Gml.)

Die große Vergewelt mit der ganzen Wucht und herben Schönheit ihrer Natur bildet den Hintergrund zu beiden Geschichten, die in dramatisch vorwärtsdringender Handlung tragisches Geschehen erschütternd gestalten. In beiden Erzählungen kämpfen die Helben gegen den unbeugsamen Sinn und Vorurteile engherziger Umwelt. Die Liebe, die höheres kennt als Macht und Wohlsein, läßt die Helben austreten zu innerer Freiheit, zum reinen Menschentum. Braucht es der Versicherung bei einem Dichter wie Ernst Zahn, daß die geschilderten Charaktere, hart, verschlossen ganz in sich gefehrt, elementar, emporgewachsen wie die aufragenden Bergriesen der Schweiz, lebenswahr gestaltet sind, das Interesse in steigendem Maße bei dem Leser erwecken und lange noch in ihm nachklingen und aufs neue zum Lesen reizen werden. J. R.

Slavische Seelen. Von Noda Noda. Günther Langes Verlag, München, 1924.

Aus den Ländern des Balkans kommen die Erzählungen, die Noda Noda hier nachgestaltet. Meisterschöpfungen einer Prosalunst, die unserer westländischen Kultur so wesensfremd ist und roßdem in der ungedrohenen Kraft des Menschentums oft germanisch annutet, ja oft, wie z. B. in der Erzählung „Großmutter“ die zarte Innigkeit Theodor Storms erreicht. In allen Stücken atmet wilde ungebändigte Lebensbejahung; in der ersten voll schalkhaften Übermut, in der letzten voll grotesker Vernichtungsleidenschaft. Die stärksten Stücke des interessanten Buches sind die der Fürstin Tola Meshchjerski nachgezählten Novellen, wie etwa der Kampf der wilden Hengste in „Tabunen“ oder die „Wolfsjagd“, vor allem aber die von Schauern des Grauens erfüllte Erzählung „Die Kalkgrube“, die in der eindringlichen Größe der Schilderung ihresgleichen sucht. Noda Noda und dem Verlag gebührt Dank für die Vermittlung dieser eigenwilligen, fesselnden Kunst, die gegen unser zerfasertes, zerquältes Schrifttum so gesund und unverbraucht ist, weil in ihr noch die Urkräfte des Menschentums lebendig sind. Castelle.

Der Admiral der Donau. Roman von Karl Wienstein, Enßlin u. Laiblin 1924, Preis 2,50 M.

Karl Wienstein erzählt in seinem neuen Roman die Geschichte eines tätigen Lebens, nämlich die des österreichischen Schiffsmeysters Jagerbeck, dem Kaiser Franz Joseph II. den Titel „Admiral der Donau“ verlieh. Farbige Bilder aus der Blütezeit der Schiffsmeysterkunst leuchten auf. Gesundes Bürgertum reißt sich empor in all seiner Wiedermeier-

freude und Lebenskraft. Die Donner der napoleonischen Kriege grollen schwer in all den Frieden, kurzum, hier ist ein Volksbuch von Vaterlandsliebe und Menschentreue geschaffen worden, das in seinen klaren Linien, in seinen kernigen Menschen, in seinen wundervollen Naturschilderungen der berühmten Wachau ungetrübten Genuß bereitet und hinterläßt. Castelle.

Der Spielmann. Liederbuch für Jugend und Volk. Buchausstattung von A. Wendling. Vierte vermehrte Aufl. 381 S. 80. Verlag Deutsches Quaidornhaus, Burg Rothensfels a. M. Einfache Ausgabe kartoniert Grz. 4 M.; bessere Ausgabe in blauem Halbkleinband Grz. 6 M.

Der Spielmann ist als Singebuch aus der deutschen Quaidornbewegung hervorgewachsen und von dem frischen Impuls der Jugend getragen. Er vereinigt eine reiche Fülle von weltlichen und geistlichen Liedern, in denen die Seele unseres Volkes lebt. In seiner vierten Auflage, die Prof. K. Neumann in Reife besorgte, ist das Werk gänzlich neu- und umgearbeitet worden. Zahlreiche Lieder aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert wurden neu erschlossen. Dies gilt insbesondere von dem geistlichen Liederteil, der auf der Lebensarbeit von Prof. Hermann Müller, eines der besten Kenner des kath. Kirchenliedes, beruht. Der Verlag wird die geistlichen Lieder, ihrer Bedeutung entsprechend, in einer Sonderausgabe „Kyrleis“ veröffentlicht.

Die moderne Malerei der deutschen Schweiz. Von Wilhelm Schäfer. Mit 49 Abbildungen. Verlag S. Kessel, Leipzig, 1924.

Im Vollgefühl der eigenen Wesensverbundenheit mit dem Schweizerlande legt der auch als Romanschriftsteller wohlgeschätzte Autor in diesem Buche vorerst die deutsche Herkunft und Schicksalsgemeinschaft dieses zusammengeschweißten Staates dar, und geht von dieser Tatsache als dem Lebensboden der modernen Malerei in der deutschen Schweiz aus.

Ein kurzer Rückblick, der bis zu dem Einheits- und Scheidungsgedanken der christlichen Kultur im Mittelalter reicht, dann über Konrad Witz und Holbein, Angelika Kauffmann und Anton Grass, über Calame und Stäuffer-Bern hin zu Böcklin, dem „tief aus den Sinnen malenden neuen-alten Meister deutscher Herkunft“. Mit Böcklin leitet Schäfer die Reihe der modernen deutsch-schweizerischen Maler ein, schließt ihm Albert Bellet — seinen „Kantönligest“ liebevoll respektierend — an und geht zu Hodler. Breit und bedeutungsvoll baut der Verfasser

Ferdinand Hübler vor uns auf, das Ur-gotische in seiner Natur betonend und das Bild reinigend, das der Krieg uns von dem Künstler trübte. Der in seiner Volkstümllichkeit oft drastisch und rührend zugleich wirkende plakatische Max Buri, und Amiet, der immer heitere, naturnahe Künstler, bilden in dieser Betrachtung den Schluß.

Wie ein glühendes Schmuckband, dem doch die Funktion des Zusammenhaltens innewohnt, ist der Name Gottfried Keller in dieses von Liebe getragene Buch verflochten. Ein reichlicher Bilderteil, der auch nicht in dieser Besprechung erwähnten Schweizer Künstler wie Giacometti, Brac, Kreibitz und andere mehr zur Geltung kommen läßt, ist den Betrachtungen beigefügt.

H. Heine.

Raoul Heinrich Francé. Das Buch eines Lebens. Von Hanns Fischer. Mit sieben Abbildungen nach Handzeichnungen von R. H. Francé. Zwei Handschriftenproben und sechs Bildnissen auf vier Tafeln. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1924. 80190 Seiten. In Halbleinen gebunden 5 M.

Einer der besten Kenner des Lebens und Wertes R. H. Francés unternimmt es hier, uns das Leben und den Werdegang des ausgezeichneten Naturforschers und Denkers plastisch vor Augen zu stellen und die umfassende Bedeutung seines Schaffens zu würdigen. In packender und volkstümlischer Weise führt uns Fischers Erzählungskunst zu den schwierigsten Fragen und entwidelt erstmalig das ganze Gebiet der von Francé begründeten objektiven Philosophie. So wächst das Buch über den Rahmen einer Lebensbeschreibung hinaus und wird zu einem Lebensbuche, das keiner, der aufmerksam liest, ohne inneren Gewinn aus der Hand legen wird. Neben den angenehmen Plauderer und Schilderer tritt dann der mutige Kämpfer für eine neue, naturgemäße Lebensführung, der unerbittliche Streiter gegen die Unvernunft und Unkultur unserer Tage, in denen die Menschen zum größten Teile in stumpfem Materialismus und ödem Mammonismus dahinleben, ohne jedes höhere Ideal. Wahrheitsjücker und Lebenskämpfer haben in diesem Buche eine reiche Fundgrube echter Lebensweisheit und einen Wegweiser zu neuen Zielen, zu neuen Pflichten — vorzüglich gegen sich selbst. „Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein!“

G—r.

Gerhart Hauptmann. Aus dem Leben des deutschen Geistes der Gegenwart. Von Eugen Kühnemann. Verlag C. F. Beck in München. 115 Seiten.

Auf wirtschaftlichen und politischen Wegen sucht man Deutschland aus der Not herauszuführen. Bei aller Achtung vor solchem Bemühen darf doch niemals vergessen werden, daß uns im letzten Grunde nur der Geist erlösen kann. Ein starker, hochgemuter Führer auf diesem Wege ist der Breslauer Professor Eugen Kühnemann. Ihm fiel während der Hauptmann-Tage im August 1922 die Aufgabe zu, die Gestalt des Dichters im geistigen Leben unserer Zeit zu würdigen. Wer je im Banne dieses hinreißenden, aus philosophischen Tiefen schöpfenden Redekünstlers gestanden hat, wird ihm dankbar sein, daß er uns die Möglichkeit gab, das flüchtige Wort getrost nach Hause zu tragen. Diese Reden behalten ihre Bedeutung weit über den Tag hinaus. Außer den zwei Reden über Gerhart Hauptmann enthält das Buch eine über Rabindranath Tagore, eine über die Aufgabe der deutschen Volksebildung in der Gegenwart und eine über den deutschen Idealismus und die Gegenwart.

Zeumer.

Das Forschungsgebiet des Okkultismus. Kritische Übersicht seiner Tatsachen und Probleme. Von Dr. Wilhelm Flax. Verlag Strecker u. Schröder in Stuttgart.

Dr. Flax will sein Buch nicht zur Befriedigung der Neugier der Allzuvielen, die sich nicht genug Wunder vormachen lassen können, geschrieben haben. Er will auf den vielfach verschlungenen und unsicheren Wegen des noch wenig bebauten Neulands in kurzen Zügen die Tatsachen und Probleme des Okkultismus darsagen. Nicht als grundsätzlicher Bejäger, nicht als grundsätzlicher Vereiner, völlig vorurteilslos. Das tut er, mehr auch nicht. Er appelliert an die Wissenschaft, die im gewohnten Schnecken-gang, in gewohnter Schwerefülligkeit nur ganz zögernd und unvollkommen hie und da eine vorsichtige Tastbewegung macht. Er fordert auf, dem von allem Wust des Über- und Uberglaubens einwandfrei festgestellten Probleme endlich zu leibe zu rücken. In kurzen Aussagen, an Hand der auf dem Gebiet bekanntgewordenen Forscher, macht er Streifzüge in dieses unbekannte Nebengebiet und wiederholt längst Bekanntes, ohne Eigenerfahrung, ohne eine neue Bereicherung des vielfach durchgehedelten Stoffes, sich meist nur auf Konstatieren beschränkend. Es wimmelt von solchen Büchern, die nur eine Kompilation des Altbekanntes bedeuten, während Bücher, die wirklich etwas Neues zu sagen haben, die den Vorhang heben, unbeachtet bleiben, weil sie einige Anforderungen an Bildung und Denkvermögen stellen. Überall wird

aber das Sensationelle, die Phänomene selbst aufgegriffen und die ernste Forschung unbeachtet gelassen. Autoren, die aus eigener Schau und Erleben bestimmt sind, wegweisend zu sein, gehen unter im dem wohlfeilen Wust des Neugier reizenden Materials, das sich unheimlich ansammelt. Es sei nur ganz kurz auf das Buch „Verschlossene Welten“ von Hermann Dahl (Faustverlag in München) hingewiesen. Hat Dr. Platz auch nichts Neues zu sagen, so ist seine Objektivität und Sachlichkeit immerhin schätzenswert. Nicht nur der reine Forschungstrieb ist es, meint er, der immermehr und mehr die Wissenschaft zur Durchforschung des Okkultismus anreizt, sondern die hohe Erwartung, daß alle Mühe mit neuen Einsichten und Kräften belohnt wird, die unser ganzes Verhältnis zur Welt und zu unserem eigenen körperlich-geistigen Wesensgrund beeinflussen und vielleicht auf höhere Grundlagen stellen werden. Und wir, die wir dieser Richtung in lebhafter Beteiligung und besonderer Einstellung gefolgt sind, können uns diesem Wunsche nur anschließen. H. D.

Grundzüge der Länderkunde. Von Alfred Hettner. 2. Band: Die außereuropäischen Erdteile. Leipzig, Verlag B. G. Teubner 1924.

Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande ist das seit vielen Jahren erwartete, die gesamte Länderkunde der Erde umfassende Werk zum Abschluß gekommen. Wie für den ersten, so gilt auch für den zweiten Band, daß der Verfasser die urfächlichen Zusammenhänge zwischen Erdoberfläche und Mensch in ausgezeichnete Weise erfaßt und dargestellt hat. Auf dem engen Raum von 450 Seiten wird die gesamte außereuropäische Erde nach länderkundlichen Prinzipien behandelt. Wie in jedem Hettnerschen Werke ist der Stil durch Knappheit und Klarheit ausgezeichnet. Jeder Erdteil, jede natürliche Landschaft ist vom physisch-geographischen, kulturgeographischen und sozioologisch-geographischen Gesichtspunkte dargestellt worden. Dabei ist dem neuesten Stande der Forschung und der politischen Struktur Rechnung getragen. Sowohl vom methodischen wie auch vom sachlichen Standpunkt aus sind die zahlreichen Karten und Diagramme eine unübertroffene Leistung. Wenn allein der allgemeine Text über Afrika mit 16 und der über Australien mit 11 Erdteilskizzen ausgestattet ist, so mag dies nur ein Beispiel unter vielen für die Sorgfalt sein, mit der Autor und Verleger an die Ausgestaltung und Illustrierung des Werkes gegangen sind. Im Ganzen ist das Werk, der soeben erschienene

zweite wie der im Vorjahr erschienene erste Band, die zurzeit beste Länderkunde der Erde, ein Lese- und Handbuch für jeden Gebildeten, insbesondere aber für den Studierenden, den Lehrer und den Politiker. Bruno Dietrich, Breslau.

Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart von Dr. Felix Salomon, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, R. F. Koehler.

Eine politische Geschichte Englands, die wie diese, auf eigenen Quellenstudien des Verfassers im Lande selbst und gründlicher Kenntnis der englischen Geschichtsliteratur fußend, die Entwicklung des englischen Staatswesens durch zwei Jahrtausende verfolgt, hat bisher in unserer Literatur gefehlt. Vorbildlich und für den deutschen Gelehrten bezeichnend ist die wissenschaftliche Objektivität, die den Verfasser selbst bei der Behandlung der neuesten Zeit nicht verlassen hat. Nur wenn wir die Geschichte des Inselreiches so betrachten, können wir aus ihr lernen, wozu wir allen Anlaß haben. Gleichwohl wirkt das Buch keineswegs trocken und farblos. Sein Umfang ist gerade der richtige, um einem weiteren Leserkreise zu dienen: nicht zu bidleibig, aber doch ausführlich genug, um alles Wichtige aus dem reichen Stoff herauszuholen. Dr. H. A.

Münchener Kletterführer. Herausgegeben von Dr. E. Hoferer und Jos. Jul. Schäß unter Mitwirkung der Akadem. Sektion München des D. u. De. N. B. München. Bergverlag Rudolf Rother.

Dieses Buch der bekannten Verfasser, das die alpine Führerliteratur wirklich wertvoll bereichert, bringt eine Auswahl von 250 der in landschaftlicher und sportlicher Hinsicht lohnendsten Kletterfahrten in den Vorbergen und im bairisch-tyrolischen Grenzgebiet. (Berchtesgadener, Chiemgauer, Kaiser, Rosen, Schliersee, Tegernisee, Benediktenwand, Karwendel, Wetterstein, Mieminger, Tannheimer und Ammergauer Berge.). Der Felsgeher — für diesen ist der Münchener Kletterführer bearbeitet — findet in dem Buche eine Fülle von Beschreibungen einfacherer Kletterfahrten bis zu den berühmtesten Felsunternehmungen. Einteilung und Aufbau des Führers sind von muster-gültiger Übersichtlichkeit. Wie wir uns durch Stichproben überzeugt haben, sind die Zugangs- und Kletterwege kurz, jedoch klar und zuverlässig beschrieben, ebenso erscheinen Zeit- und Schwierigkeitsangaben einwandfrei niedergelegt. Dem Führer ist eine große Zahl von Bildern beigegeben, einesteils Skizzen mit eingezeichneten Anstiegen, andernteils Lichtbilder, die jedem Benutzer eine willkommene Zugabe zum Text sein werden.

Tagebuch 1914—1919. Von Evelyn Fürstin Blücher. Mit einem Vorwort von Gebhart Fürst Blücher von Wahlstatt. 1924. Verlag für Kulturpolitik. München. XXIV und 333 S. Preis gebd. in Ganzleinen 12,50 G.-M.

Ein vornehm-stattlicher Band. Er erschien zuerst englisch in England Winter 1919/20, unter der Aufschrift: „An English Wife in Berlin.“ Sein Grundton ist Sehnsucht nach Wahrheitskenntnis, Gerechtigkeit, Veröhnung. Der Inhalt war ursprünglich für die schwerkranke Mutter „daheim“ bestimmt. Als aber die Verfasserin (geb. Stapleton, Tochter englischen Hochadels) zur Sterbenden durch besondere Vergünstigungen vor Friedensabschluß zurückkehrte, gab sie dem Drängen der Familie und der Freunde nach, indem sie sich für sofortige Veröffentlichung des Buches entschied. Damit schlug sie tatsächlich die erste Pionierbrücke zur möglichen Verständigung der beiden Nationen. Zum ersten Male lernten Gesellschaft und Volk der Briten mit dem Gefühl erwachender Anteilnahme das aktuelle Deutschland, das der Kriegs- und Nachkriegszeit, kennen mit seinem furchtbaren „Passionsweg“ in den „fünf Leidensjahren der Welt“. Freilich hatte die Fürstin selbst, sehr begreiflich, zunächst und auch weiterhin wiederholt, eigene, mehr oder weniger eingemypfte Vorurteile überwinden müssen, und nicht immer bot der rege, höfisch-gesellschaftliche und diplomatische Verkehr zu wirklichen Aufhellungen Anlaß. Der sicherste, beste Führer war ihr da der ersichtlich ihr auch innerlichst „geinte Gatte (Urnenkel des „Marschall Vorwärts“) mit seiner reichen Länder- und Völkerkenntnis, seinen vielfachen Erfahrungen auf gesellschaftlichem, sozialem und vor allem auch politischem Gebiet der in- und ausländischen Staaten und deren versponnener Zusammenhänge, mit seinem echt christlichen Blick für Mensch und Menschheit, für eine sorgsamst auszubauende Kulturwelt, in der wir alle zu stehen und — uns zu behaupten haben.

Die bei großer Einfachheit stets anregenden und vorwiegend interessanten Aufzeichnungen enthüllen sehr oft des Alltags trügerischen Schein, leuchten hinter das eigentliche Wesen des „Vielleicht“ und „Man sagt“ der Verzerrung, der Lüge und des Hasses. Die ganze Darstellung nimmt immer mehr zu an packender Anschaulichkeit, Gefühlstiefe und nicht selten bewundernswertem Mächtigkeits. Zugleich an gutem Verstehen für andere, nicht zuletzt für unschuldig Irregleitete, Verfährte, für das im Kern noch vielfach gesunde, oft so ergreifend gute, heldenhafte

Volk. Neben wahre Größe stellt sich dem Leser dann auch wohl falsche Größe, wie sie damals und heute in vielgenannten Trägern für die Allgemeinheit verhängnisvoll wurde und wird. Das heiße Ringen draußen um Bestand und Sieg, drinnen um das nackte Leben, das furchtbare Entbehren und märtyrerhafte Ertragen, die Schreden der Revolution, das Hangen und Bangen in schwebender Pein, der beiden Gatten tapferes Miterleiden und Mittun zum Segen anderer, zum Neuaufstehen der Hoffnung auf wahren Frieden: das alles lebt hier vor uns zum nicht wieder Vergessen. Immer sicherer gelangt die Fürstin zu dieser Überzeugung: daß „einzig nur Gerechtigkeit und guter Wille die lassenden Wunden der Völker heilen können“. Ihre Bewunderung für deutsche, heldische Widerstandskraft wächst und wächst: „Je mehr man über die Geschichte des Krieges und die schrecklichen Leiden des deutschen Volkes nachdenkt, desto erstaunter ist man, wie es das auferlegte Joch getragen hat.“ Sie ist nicht absolut frei von Verurteilungen im Urteil; aber wo sie irrt, tut sie es leicht entschuldbar und edel. — Einen sehr wichtigen Teil des Buches nach Seiten weit hin leuchtender, zuverlässiger Orientierung bildet das Vorwort des Fürsten. Seine maßvolle Art, sein ruhiges Erwägen erzwingt Hochachtung, und unwillkürlich beglückwünscht man die Fürstin zu diesem „Zensor“ der deutschen Ausgabe ihres Wertes. Aufgefallen ist nur an dieser gelegentliche Fehlen einer unmittelbaren Frische, wie sie der englischen Urausgabe durchweg anhaftete. Dahin gehören auch die Auslassungen in deutscher Fassung über den unglücklichen Sir Roger Casement, den der Fürst (siehe Vorwort) entschieden gütig-sympathischer erfaßte als seine temperamentvolle Gattin. — Alles in allem: ein in seiner vorzüglichen Ethik und möglichen Segensauswirkung bedeutendes Buch, dem weiteste Verbreitung gebührt.

E. M. Hamann.

Der Bär. Jahrbuch von Breitkopf u. Härtel auf das Jahr 1924. Leipzig. 130 Seiten.

Der Bär ist das Drucker- und Verlegerzeichen der Weltfirma, die nun schon über 200 Jahre besteht. Das Buch bietet in Einzelaussagen allerlei Anregendes aus dem Arbeitsfeld dreier Jahrhunderte. Das Archiv der Firma birgt, wie sich denken läßt, geistige Schätze, die dem Ruhme des Bestehenden den ehrwürdigen Glanz vergangener Jahrhunderte hinzufügen und für die Wissenschaft von bedeutendem Werte sind. F. F.

Ein Pionier im Reiche der Seele

Wir können in letzter Zeit zu unserer Freude sehen, daß sich in unserem Volke ein tiefstes Streben zur Verinnerlichung der Menschen bemerkbar macht. Es ist das Bestreben, wirklichen Persönlichkeitsgehalt zu erlangen, verbunden mit Verantwortungsgefühl und Gottesfurcht. Dahin zu gelangen, gibt es viele Wege. So will ich nun den Lesern dieses Blattes einen Weg und Mittel zeigen, die mit größter Sicherheit dahin führen. Der Hunger der Volksseele nach einer natürlichen, kräftigen Ernährung des Innenmenschen, nach seelischer Erkräftung, ist bei den vernünftigen Menschen meist noch stärker als die Empfindung des körperlichen Nahrungstriebes. Da greift uns nun zur großen Freude, daß ein großer Teil unserer strebenden Mitmenschen das zwingende Bedürfnis, das treibende Verlangen nach seelischem Aufbau, nach Ausgestaltung und Auswirkung der Persönlichkeit, also nach Weckung und Befreiung der schlummernden Innenkräfte erfüllt.

Aus dem chaotischen Wirrwarr der zahllosen Systeme zur Entwicklung der Seelenkräfte, zur Stärkung des Willens, Gewinnung von Suggestionskraft, persönlichem Magnetismus, innerlicher Freude usw. hat ein Forscher auf diesem Gebiete die „Psychokratie“ herauskristallisiert. Psychokratie ist die Lehre vom Gebrauch der seelischen Kräfte zur Beherrschung der eigenen körperlichen und geistigen Zustände und Funktionen, verbunden mit der Fähigkeit, Einfluß auf die Zustände, Verhältnisse, Gesinnungen und Betätigungen der Mitwelt auszuüben. Nicht zur Ausübung einer autokratischen, egoistischen Beherrschung der Mitwelt. Nein, gegen solche egoistische Willenskraft soll gerade die Psychokratie wappnen.

Der Erforscher der „Psychokratie“, B. G. Paull, fordert von seinen Anhängern eine strenge Gewissenszucht und Erkenntnisreise, anfangs wenigstens den ernststen Willen dazu. Er sucht Menschen mit einem hohen Maß von Empfindungen und tiefem, wenn auch erst unbeholfenem (das formt sich später) Denken, von Sehnsucht nach höheren, schöneren und freudigeren Möglichkeiten, zu vereinigen. Er sucht die „reichen Seelen, die sich gerne verschenken“. Die Psychokratie lehrt eine Abkehr vom einseitigen Mammonsdienst. Sie bewahrt ihre Anhänger

vor schädlicher Überschätzung des Irdischen, indem sie die Priorität und Herrschaft des Geistigen über das Physische lehrt. Paull sagt: „Der Schenkende, der Schaffende, der Liebende, das sind die Vorspiele des Herrschenden.“ Und weiter: „Man kann durch glückliche Erfindungen das große Individuum noch ganz anders und höher erziehen, als es bisher durch Zufälle erzogen wurde. Hier sind noch Hoffnungen: Züchtung des bedeutenden Menschen.“

Paull fand die Psychoenergetik und Psychokratie und sucht nun die Menschen, die ihrer bedürftig sind. Und das sind meines Erachtens fast alle in unserem Volke. Die Psychokratie mit ihrer Hilfs-wissenschaft, der Psychoenergetik, arbeitet an den Menschen, die mangels richtiger Erziehung und Vorbereitung aus ihrer Natur nicht das hervorbringen vermögen, wozu sie eine unbestimmte, aber doch deutlich drängende Begabung zu haben glauben. Mit ihrer Hilfe werden bei diesen Menschen die schlummernden, aber hochwertigen, vielbegehrten Edel-früchte austreiben. Die genannte Wissenschaft lehrt also die Schätze erkennen, die in unserem Wesen schlummern, die aber zum Teil verhüllt sind und wahllos durcheinanderliegen. Durch die Psychokratie wird die seelische und körperliche Energie aus den Richtungen, in denen sie unnützes wirkt, in nützliche Richtungen gebracht. Unter der Suggestionskraft des belebenden Wortes und der gewonnenen Selbst- und Menschenkenntnis lobert das innere Feuer dann auf, das eigene wie das umgebende Gebiet erleuchtend und durchwärmend. Es bewirkt Tat zur Durchführung aller guten Kulturaufgaben. Das ist doch wahrlich eine herrliche, segensreiche Wissenschaft, deren Mittel und Wege sind: Körperkultur, Atemkultur, Sinnenkultur, Geisteskultur, Nerven- und Willenskultur und Seelenkultur.

Weitere Übersicht über diese Lehre, die Psychokratie, findet jeder sich nach Kraft, Schönheit und Freude Sehrende in den Büchern Paulks (Die Manneslehre, Raucht Sauerstoff, An den Quellen des Lebens, Auer psychokratische Liebeskunst) und in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Der Psychokrat“. (Erschienen im Verlag Psychokratie, Hattenheim, Rheingau.) Herbert Reichstein.



Rätsellecke

Räffelsprung.

bie	see-	ben	au-	fen	gold-	gen	him-
weint	gen	durch	ben	met-	melß	fun-	ternd
le	nacht	ne	dro-	ne-	dro-	ihz	au-
see-	euch	jal-	und	aus	in	glt-	ne
ten	baß	le	aus	ten	mei-	melß-	o
fließ-	ne	lich-	und	trä-	ben	see-	sich
von	ster-	set	ü-	be-	dehnt	ter	him-
mei-	ber-	weit	nen-	wei-	nen	lie-	te

Geographisches.

Füg' einer mitteldeutschen Stadt
Zwei Drittel eines Artikels an:
Ein mathematischer Begriff,
Als Hauptwort, zeigt sich dir alsdann. —
Doch ist dies Wort auch Eigenschaft
Lebendiger und toter Dinge,
Die niemals duldet krummen Pfad,
Kein Abweichen noch so geringe.

Rätsel.

Ich schaff' den Untergrund dir, den reellen,
des äußeren Lebens,
Aber in anderem Sinn künb' ich dir
inneren Wert.

Silberrätsel.

Aus den Silben und Buchstaben: a, a, ard, bel, bo, ci, cu, de, di, di, di, dir, do, do, dor, du, e, e, e, e, e, e, u, fran, gu, he, hi, hu, i, i, in, is, ja, le, land, li, li, lib, lo, na, nah, ne, now, pe, pe, poh, ra, rest, rho, ri, ro, roiv, sa, schau, se, sta, su, ta, ta, te, ter, ter, tet, the, ti, tu, um, van, ve, wa, zet — sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, zwei Zeilen aus einer bekannten Fontane'schen Ballade ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Preußische Stadt, 2. Männlicher Vorname, 3. Gebeliche Dramengestalt, 4. Drama von Hauptmann, 5. Russischer General, 6. Ort in der romanischen Schweiz, 7. Ort in Kleinasien, 8. Griechische Naturgottheit, 9. Insel im Stillen Ozean, 10. Königin, 11. Hoher Berg in Asien, 12. Italienischer Maler der Renaissance, 13. Entwicklungsabschnitt, 14. Schiller'sche Dramengestalt, 15. Tragödie von Corneille, 16. Stadt in Nordamerika, 17. Muse, 18. Behälter, 19. Tanzschule, 20. Amerikanischer Staat, 21. Blume, 22. Märtsche Stadt, 23. Biblischer Name.

Apfel-Rätsel.

Im Rätselwort, dem biden Buch,
Ist mancherlei zu finden:
Viel Wälder, Häuser, Ader und
Die Wiesen in den Gründen.
Es steckt darin des Baumes Bier;
Wenn die verschwindet, bleibt ein Tier,
Das wirst du leicht erraten,
Ihm schmedt der Mäusebraten.

U. U.

Auflösungen der Rätsel aus Heft 11

Stabrätsel.

der mensch
soll immer
streben zu
mbessern.

„Der Mensch soll immer streben zum Bessern.“
Goethe.

Doppelsinnrätsel.

Kater.

Apfel-Rätsel.

Kotaugen, Tau, Kogen.

Metamorphosen-Rätsel.

Storm, Storch, Vorch.

Silberrätsel

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.

1. Dahome, 2. Eremit, 3. Reichenbach, 4. Gelee, 5. Orden, 6. Tabak, 7. Tasse, 8. Dalmatien, 9. Epomichi, 10. Remise, 11. Eisad, 12. Isabe, 13. Salat, 14. Esel, 15. Natal, 16. Wipo, 17. Now, 18. Chronometer, 19. Salbe, 20. England, 21. Nikolauß, 22. Lesbos, 23. Irene.

Rätsel.

Handlung—Wandlung.

Von der Schnurpfeisergilde

Achtung! Preisabbau!
Von Hanns Heidsieck.

„Achtung! Preisabbau!“ — „Enorm billige Tage!“ — „Weit unter Preis!“ — „Ausverkauf!“ — „Wir verschenken —“ und ähnliche verlockende Angebote ließen mich einige Augenblicke vor den großen Scheiben der Auslagefenster verweilen. Aber das Publikum gleitet vorüber; stumpfsinnig — widerborstig und ungerührt . . .

„Es wird ja noch billiger!“ sagen die meisten und schnubbern dabei in der Luft herum, als ob sie die weiteren Ermäßigungen schon riechen könnten.

Vor einem Geschäft aber staut sich die Menge. Man strömt hinein. Man drängt sich und schiebt und stößt und tritt sich mit Behemung auf die Hühneraugen.

Auch hier ein Auslagefenster. Von einem Spezialgeschäft. Und ein großes Schild quer über dem Fenster:

„Die plötzliche Verteuerung der Rohmaterialien zwingt uns leider, die Preise um wenigstens zu erhöhen. Mit weiteren Erhöhungen dürfte zu rechnen sein.“

Es war ein Gummi- und Bandagensgeschäft. Die Leute stürzten hinein, um vor der neuen Preiserhöhung noch was zu erwischen. Die Inflationszeitpsychose kam wieder zum Ausbruch, — man kaufte Gegenstände, die man überhaupt nicht gebrauchen konnte.

Eine alte Dame mit einem halben Duzend Klisterpfeifen hätte mich fast über den Haufen gerannt. Ich selbst — als Motorfahrer — ließ mich verleiten, für alle Fälle ein Duzend Bruchbänder zu kaufen . . .

Folgenden Tages traf ich zufällig mit dem mir bekannten Besitzer des Geschäftes zusammen.

„Menschenskind,“ fragte ich ihn, „ich habe da gestern gelesen — Ihre Waren sollen schon wieder teurer werden?“

„Ach Unsinn,“ sagte er lächelnd, „das war nur ein Trick von mir — Die Wirkung konnten Sie wohl selber beobachten. Seit heute morgen bin ich übrigens ausverkauft!“

Glücksfrage.

Frau B. klagt im Bekanntentreife darüber, daß ihr Mann für die Zigarrenasche niemals einen Aschenbecher benutze. Frau C. erklärt darauf, daß auch ihr Mann dieselbe schlechte Angewohnheit habe und die Asche abstreife wo es ihm gerade beliebe. Da klopf Frau S. ihren Mann auf die Schulter und sagt: „Gelt, da bist du anders erzogen, du tust so was

nicht.“ Worauf der Mann erwidert: „Jede Frau hat auch nicht so'n Schwein wie du.“

Das Stadtkind.

Das kleine Lieschen, ein Stadtkind, sieht in der Sommerfrische zum erstenmal, wie eine Kuh gemolken wird. Als sie die Milch trinken soll, ruft sie entsetzt: „Mutti, ich mag nicht die Milch von der schmutzigen Kuh, ich will die schöne vom Milchmann.“

Aus der guten alten Zeit.

Auslegung der Heiligen Schrift.

Ein Schulmeister im Württembergischen erklärt die Stelle: „Wenn du einen Badenstreich bekommst, so reiche den anderen Baden auch dar, damit er nicht zürne.“ Er wurde nun vom Richter im Dorfe gefragt, ob er auch bei dieser Meinung bleibe. — „Ja,“ erwiderte der Lehrer. Hierauf gab ihm der Richter einen Badenstreich, der Schulmeister reichte gleich seinen andern Baden auch dar und bekam auch einen. „Nun,“ sagte er, „steht aber auch in der Bibel: Mit eben dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch wieder messen.“ — Hierauf prügeln sich beide recht wacker. Ein Reisender, der dazukam, ließ halten und schidte seinen Bedienten hin, um zu sehen, was es gäbe. Dieser kam mit der Antwort zurück: „Der Schulmeister und der Dorfrichter legen einander die Heilige Schrift aus.“

Die größten deutschen Dichter auf Reisen.

Drei Studenten der Universität . . . machten zusammen eine Reise nach ihrer Vaterstadt. Unterwegs fiel es ihnen ein, beim Durchmarsch durch eine kleine Stadt sich einen Scherz zu leisten und sich am Tore als berühmte Gelehrte auszugeben. Da sie nun vom wachthabenden Offizier nach ihrem Namen befragt wurden, sagte der erste gravitatisch: „Ich heiße Goethe“, der zweite: „Ich Wieland“, und der dritte: „Ich Schiller!“ — Der Offizier merkte jedoch, daß man einen unzeitigen Scherz mit ihm treiben wolle, hielt seinen Verdruß zurück und rief kaltblütig: „Unteroffizier, heraus! Hier fehlt keiner als Klopstock.“ — Der Unteroffizier erschien, und die drei angeblichen großen Geister wurden in die Wachstube gebracht, um die Bekanntschaft ihres vierten Kompagnons zu machen.

Aus den „Nachtgeschichten“ von Carl Seelig, einer Sammlung von Scherzen und Schnurren aus dem 18. Jahrhundert (Greifenverlag in Rudolstadt).



